# Maria Theresia's

# letzte Regierungszeit.

# Geschichte

# Maria Theresia's

von

Alfred Ritter von Arneth.

Siebenter Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

# Maria Theresia's letzte Regierungszeit.

1763—1780.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Erster Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

# Inhalt.

## Erstes Capitel.



## Zweites Capitel.

## Drittes Capitel.



## Viertes Capitel.

## Fünftes Capitel.



## Sechstes Capitel.

## Siebentes Capitel.

## Achtes Capitel.



## Neuntes Capitel.

## Zehntes Capitel.



## Elftes Capitel.

## Zwölftes Capitel.

## Dreizehntes Capitel.



## Vierzehntes Capitel.

# Erstes Capitel.

## Die Gründung des Staatsrathes.

In den Zeiten des Kampfes, der Bedrängniß von Außen her wird die eigene Unzulänglichkeit, die innere Schwäche stets am peinlichsten empfunden. Nicht nur auf einzelne Menschen, auch auf ganze Staaten wird dieser Satz wohl ziemlich ausnahmslos Anwendung finden. Auch in Oesterreich war solches, und zwar nicht allein zu der Zeit, in welcher zur Wiedereroberung Schlesiens der siebenjährige Krieg geführt wurde, sondern schon früher, in den Tagen des Streites um die Erbfolge der Fall. Noch ehe dieser Krieg durch den Aachner Frieden seinen Abschluß fand, hatte Maria Theresia mit den Männern, denen sie am meisten Vertrauen schenkte, Berathungen über eine neue Richtschnur für die Bahn gepflogen, welche künftighin in Sachen der Verwaltung, der Finanzen und des Kriegswesens einzuschlagen war. Im Jahre 1749 wurde das „neue System“ angenommen, als dessen Urheber Haugwitz bezeichnet werden darf, und von dessen Vortrefflichkeit die Kaiserin selbst so sehr überzeugt war, daß sie ihren Nachfolgern dringend empfahl, die von ihr getroffenen Einrichtungen nicht zu verändern, sondern sie „wie einen Augapfel“ sorgsam zu bewahren. Gleichwohl hat sich dasselbe in den Tagen der Erneuerung des Kampfes nicht als ausreichend erwiesen. Schon zwei Jahre nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges wurde hierauf, und zwar zuerst von Kaunitz aufmerksam gemacht, welcher zu jener Zeit nicht nur die äußere Politik, sondern auch die oberste Leitung der militärischen Operationen und die inneren Angelegenheiten in den Bereich seiner allumfassenden Wirksamkeit zog.

Im August 1758 ließ der Staatskanzler in jener umständlichen Weise, welche der damaligen Art der Geschäftsbehandlung entsprach, seine Gedanken über die durchgreifende Veränderung und Verbesserung zu Papier bringen, welche seiner Ansicht nach in der inneren Verwaltung vorzunehmen wären. Fast allzu hochfliegend scheinen uns jetzt die Erwartungen, welche Kaunitz an die Annahme und die Durchführung seiner Vorschläge knüpft. Er meint, daß hiedurch der Kaiserin „die beständige Sorge und Gemüthsunruhe erspart, der Monarchie zu „blühendem Wohlstande verholfen und somit ein Werk gestiftet werden „könne, welches Gott und den Menschen zum Wohlgefallen gereiche „und der Nachkommenschaft ein Andenken hinterlasse, das dieselbe bis „in die spätesten Zeiten zum Nachruhm der Kaiserin mit tiefstem „Danke verehren werde".

Das Uebel, um dessen Ausrottung es nach der Ansicht des Staatskanzlers sich handelte, bestand darin, daß „die rechte Verbindung „aller Theile mit dem Ganzen, folglich ein auf richtige Grundsätze „gebautes Universalsystem in den inneren Angelegenheiten noch durch„aus nicht vorhanden sei". Allerdings habe man schon bei der Gründung des Directoriums in publicis et cameralibus diesen Zweck vor Augen gehabt und ihn zu erreichen gesucht, aber man müsse sich eingestehen, daß solches durchaus nicht wirklich geschehen sei. Die spätere Errichtung abgesonderter und der Kaiserin unmittelbar untergeordneter Oberbehörden, sogenannter Hofstellen, habe sich hiemit im Widerspruche befunden. Denn jetzt sorge jeder Chef nur für die Angelegenheiten seines Departements; er trachte sie in erster Linie zur Geltung zu bringen. Niemand aber sei es als Amtspflicht auferlegt, für das allgemeine Wohl der Monarchie Sorge zu tragen und den Einfluß der einzelnen Maßregeln auf das Ganze zu überwachen. Das Staatsoberhaupt allein könne diese Aufgabe unmöglich auf sich nehmen. Es bedürfe hiezu einer ihr gewachsenen, durchaus verläßlichen Stütze und Hülfe. Eine solche könne jedoch nicht in einer einzelnen Persönlichkeit gefunden werden, die etwa die Stellung eines ersten Ministers einnehme. Dieß würde der „Landesverfassung" keineswegs entsprechen, und auch Niemand gefunden werden können, welcher die hiezu erforder-

lichen Eigenschaften sowie eine genaue Kenntniß der einzelnen Länder und aller Theile der Regierungsgeschäfte besäße. Nur eine größere Anzahl von Personen könne hiezu ausreichen, daher möge eine Conferenz in inneren Angelegenheiten errichtet werden; an ihr hätten außer dem Staatskanzler und dem Präsidenten des Hofkriegsrathes noch drei oder vier Männer Theil zu nehmen. Ihre Aufgabe bestünde darin, auf die Wohlfahrt des Staatsoberhauptes und seiner Lande, auf die gute Verwaltung der Justiz, der Polizei, der Finanzen, der Handelssachen, mit einem Worte, auf das Beste der gesammten Monarchie ihr beständiges Augenmerk zu richten. Die eingehenden Verbesserungsvorschläge hätten sie unparteiisch und genau zu prüfen, die Befolgung der ertheilten Befehle zu überwachen und für jetzt die ergiebigsten Mittel ausfindig zu machen, um Rath zu schaffen für die Gelderfordernisse und für die Bestreitung der Kosten des Krieges. Ganz besonderen Nachdruck legte Kaunitz darauf, daß an der von ihm vorgeschlagenen Conferenz außer dem Staatskanzler und dem Präsidenten des Hofkriegsrathes, deren Aemter zwar in innigem Zusammenhang mit den inneren Angelegenheiten stünden, aber doch keinen unmittelbaren Einfluß auf sie besäßen, kein Chef einer Oberbehörde theilnehmen dürfe. Trete ein solcher in die Conferenz, so müsse er sein bisheriges Amt niederlegen, denn sonst würde er dem letzteren nach wie vor sein Hauptaugenmerk widmen, dessen Angelegenheiten vorzugsweise begünstigen und ihnen die allgemeinen Staatsinteressen hintansetzen. Er würde Richter und Partei in einer Person sein, seine Theilnahme an der Conferenz aber nur als Nebensache betrachten. Daß in Frankreich der Rath des Königs aus den vier Staatssecretären für das Aeußere, das Innere, den Krieg und die Marine zusammengesetzt sei, darin liege die Hauptursache der ihm anhaftenden Gebrechen. Kein Chef wolle dort in die Amtssphäre des Anderen eingreifen, auf daß ihm nicht Gleiches widerfahre.

Es verstehe sich von selbst, fährt Kaunitz fort, daß die zu errichtende Conferenz nicht als eine Behörde, welche Entscheidungen zu treffen oder Befehle zu erlassen habe, sondern daß sie nur als ein zur Erleichterung und zur Unterstützung des Staatsoberhauptes dem-

selben beigegebenes Rathscollegium anzusehen sei. Dem Monarchen werde es jederzeit freigestellt sein, bei der Beschlußfassung seinem eigenen Urtheile zu folgen und daher entweder der Majorität oder der Minorität beizupflichten oder von beiden vollständig abzuweichen.

Hierin bestehen wohl die wichtigsten Punkte der über dieselben hinaus noch sehr weit ausgesponnenen Vorschläge des Staatskanzlers. Er meint zwar, daß die gleichzeitige Kriegführung ihrer Verwirklichung nicht nur keine Hindernisse bereite, sondern sie nur noch wünschenswerther und nothwendiger erscheinen lasse [1]). Dennoch mochte hierin die Ursache liegen, weßhalb noch mehr als zwei Jahre hindurch kein ernstlicher Schritt zur Durchführung des von Kaunitz entworfenen Planes geschah. Im November 1760 kam er jedoch, jetzt von Maria Theresia selbst dazu angeregt [2]), in noch weit drängenderer Weise als zuvor auf diesen Gegenstand zurück. Es scheint fast als ob er besorgt hätte, auf Widerstand von Seite des Kaisers zu stoßen, denn an diesen persönlich ist eine der Denkschriften gerichtet, welche nun Binder auf Antrieb des Staatskanzlers entwarf. Der Verfall des Hauses Oesterreich sei ganz sicher vorherzusehen, war darin gesagt, wenn nicht möglichst bald Rath geschafft werde. Die Länder und die Finanzen seien erschöpft, die Ausgaben ungemein angewachsen, die Schulden während dieses Krieges allein um achtzig bis hundert Millionen vermehrt worden; weder für die Interessen noch für die Rückzahlung sei eine Bedeckung vorhanden. Binnen kurzem könne der Staatsbankrott eintreten.

Das Hauptübel bestehe darin, so läßt sich jetzt Kaunitz auch dem Kaiser gegenüber vernehmen, daß keine rechte Oberleitung, keine Aufsicht, keine Ueberwachung, keine Verbindung des Ganzen mit seinen Theilen bestehe. Alles werde nur stückweise, ohne eingehende Untersuchung und ohne Beobachtung feststehender Grundsätze behandelt. Jeder arbeite wie er wolle; keiner sorge von Amtswegen für das Allgemeine, und die einzelnen Behörden trachteten nach nichts Anderem als durch das Placet der Kaiserin jeder Verantwortung enthoben zu sein. Die Letztere allein aber könne unmöglich Alles überschauen, ergründen und beurtheilen. Die bisherigen Ministerialconferenzen hätten

sich durchaus unzulänglich erwiesen, das unstreitig vorhandene Uebel auch nur zum Theil zu beseitigen. Die Mitglieder derselben seien nicht ausreichend informirt, um über die zu verhandelnden Angelegenheiten ein völlig zutreffendes Urtheil zu fällen. Sie betrachteten diese Berathungen nur als Nebensache, und endlich sei Niemand vorhanden, der sich davon überzeuge, ob die gefaßten Beschlüsse auch pünktlich ausgeführt würden. Daß dieß gewissenhaft geschehe, und daß die zu treffenden Maßregeln von Männern, welche ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen wären, reiflich und mit sorgfältiger Abwägung aller hiebei in Betracht zu ziehenden Umstände durchdacht würden, sei um so nothwendiger, als in nächster Zukunft Beschlüsse von sehr großer Tragweite gefaßt werden müßten. Vor Allem sei dieß in Finanzsachen der Fall, indem die so sehr angewachsenen Staatsausgaben eine Bedeckung finden müßten, welche nicht anders als durch Ersparungen und durch Vermehrung der Zuflüsse geschaffen werden könnte. Außerdem giengen die mit den einzelnen Ländern abgeschlossenen Contributionsrecesse zu Ende. Einerseits sei ihre Erneuerung, andererseits aber die vollständige Abänderung des bisherigen politischen Systems ganz unerläßlich. Diese unermeßlichen Aufgaben könnten jedoch in völlig befriedigender Weise nicht durch eine einzige Person, das Staatsoberhaupt, sondern nur mit Hinzuziehung erfahrener und verläßlicher Männer, welche nicht durch gleichzeitige Besorgung anderer Geschäfte hievon abgezogen würden, gelöst werden.

Um den Kaiser noch leichter auf seine Anschauungen eingehen zu machen, hebt Kaunitz als einen nicht zu übersehenden Gewinn, der aus der Errichtung eines Staatsrathes gezogen würde, auch den Umstand hervor, daß der Kaiser als Mitregent den Sitzungen desselben beiwohnen und sich somit in die inneren Geschäfte ungleich mehr als bisher einweihen könnte. Der Kaiserin aber sagt er, sie möge sich selbst wie einen Bauherrn, den Staatsschatz und die Monarchie aber wie ein großes Gebäude betrachten, das dem Einsturze nahe sei. Der neue Staatsrath möge als Baudirector gelten, während die einzelnen Oberbehörden als die Handwerksmeister, die Räthe als deren Gesellen, die übrigen Beamten als die Handlanger, die verschiedenen Quellen

der Staatseinkünfte aber als die Baumaterialien angesehen werden könnten. Wolle nun der Bauherr sein großes Haus erhalten und dessen Einsturz verhindern, so wähle er vor allem einen oder mehrere Bauverständige oder Directoren, welche ihm mit ihrem Rathe, mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen an die Hand zu gehen hätten. Der Baudirector entwerfe einen Grundriß, er prüfe die Fundamente und alle übrigen Theile des Gebäudes nach ihrer Größe, ihrer Lage und Beschaffenheit. Er untersuche, wie vieler Materialien er bedürfe, wie viel er davon vorräthig habe und was ihm noch abgehe. Er theile sich das Vorhandene ein, sorge vor allen Dingen für das Nöthigste, dann aber für das Wünschenswerthe, und arbeite hierauf den Plan aus, wie das Haus gestützt, verbessert und vergrößert werden solle. Er zeige seinen Vorschlag dem Bauherrn, entwickle seine Beweggründe, überlege mit ihm das Für und das Wider und empfange endlich den entscheidenden Befehl als Richtschnur für das, was wirklich auszuführen sei. Nun schreibe er jedem einzelnen Handwerksmeister vor, was er durch seine Gesellen zu thun habe. Er beschaue ihre Arbeit, berichte dem Bauherrn über die geschehenen Fehler, suche sie auf die wirksamste Art zu verbessern, ermuntere die Meister, die Gesellen und Handlanger zu unverdrossener Arbeit, er wache darüber, daß die Baumaterialien nicht entwendet, nicht verdorben oder in unrichtiger Art gebraucht würden. Er prüfe die Rechnungen der Meister, und wenn er das Baufällige verbessert habe, überlege er mit dem Herrn, was in Uebereinstimmung mit dem schon Vorhandenen neu hinzuzufügen sei.

In solcher Weise könne ein altes Haus zu größter Freude und Ehre des Bauherrn so wie zu dessen Nutzen mit wenig Kosten neu hergestellt werden. Wenn derselbe aber keinen Baudirector besäße, so würde ein großer Theil der Materialien wenn nicht gestohlen, so doch wegen Mangel an Aufsicht und Leitung nicht am gehörigen Orte und zu rechter Zeit angewendet, sondern vernachlässigt und verdorben werden. Ziehe der Bauherr die einzelnen Werkmeister nicht nur über die ihnen übertragene Partie, sondern über das Ganze zu Rath, so verstehe Jeder nur seine spezielle Aufgabe, richte nach ihr seine Aeußerung ein und vergesse darüber das Ebenmaß des Hauses. Er mache

daher den Gegenstand seiner Arbeit entweder zu groß oder zu klein, und da er in seinem eigenen Geschäfte vollauf zu thun habe, müsse er entweder dieses oder die Aufsicht über das Gebäude vernachlässigen. Jeder Werkmeister werde sich befleißen, seine Arbeit dem Bauherrn so angenehm als nur immer möglich zu machen. Falle dieselbe auch im Einzelnen noch so schön aus, so könne doch auf solchem Wege keine Harmonie, kein befriedigendes Verhältniß zum Ganzen zu Stande kommen. Frage aber der Bauherr viele Werkmeister zugleich um Rath, so werde der Eine dieß, der Andere das zu seinem eigenen Vortheile rathen und der Bauherr in beständiger Ungewißheit schweben, wem er eigentlich folgen solle. Entschließe er sich endlich zu einem stückweisen Baue, so finde er Fehler in der Symmetrie, lasse wieder einreißen, neu bauen und hinzufügen. So richte er sich selbst durch fruchtlose Ausgaben zu Grunde, das Haus aber stürze ein, und zwar nur deßhalb, weil er keinen Baudirector gehabt, der ihm mit Rath und That an die Hand gegangen sei [3]).

Benehme sich jedoch, so schließt Kaunitz diesen Theil seiner Betrachtungen, die Kaiserin gleich jenem Bauherrn, so sei große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß nicht nur zu Allem Rath zu schaffen, sondern die Monarchie in einigen Jahren in besserem Zustande sein werde, als sie vor dem Kriege gewesen, denn die Materialien seien noch vorhanden und man müsse sich ihrer nur unter einer tüchtigen Oberleitung bedienen. Ohne eine solche sei jedoch absolut nichts Gutes zu hoffen, und die vernünftigsten Vorschläge könnten nichts helfen. „Denn daß Eure Majestät, sagt Kaunitz wörtlich, meinem oder eines „Anderen Vorschlag allein Gehör geben sollten, ist nicht zu verlangen, „und frägt man die Capi *), so ist der Widerspruch gewiß und in „der Ausführung wird das Beste verdorben."

Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Anträge des Staatskanzlers nicht nur bei der Kaiserin lebhafte Billigung fanden; auch von Seite des Kaisers konnte Kaunitz eine zustimmende Aeußerung ent-

*) Die Chefs der Oberbehörden.

gegennehmen [4]). Deutlich gab Maria Theresia ihre Freude zu erkennen, daß in dieser Richtung gleichfalls das Eis gebrochen sei. Dennoch geschah es zu noch besserem Verständniß für den Kaiser, wenn jetzt Kaunitz in französischer Sprache eine neue Denkschrift entwerfen ließ, in welcher er nochmals die Gesichtspunkte entwickelte, von denen er ausging [5]). Im Wesentlichen ist hiebei keine Abweichung von seinen früheren Vorschlägen bemerkbar. Kaunitz stimmt der von der Kaiserin ausgesprochenen Ansicht bei, daß die Staatsmaschine zu Grunde zu gehen drohe und daher eine rasche und energische Anwendung des erforderlichen Heilmittels durchaus nothwendig sei. In nichts Anderem bestehe es, als daß die Kaiserin endlich jene Beihülfe bei der obersten Leitung der inneren Staatsangelegenheiten finde, deren sie unmöglich länger entbehren könne. Zu diesem Ende möge ein bleibendes berathendes Collegium geschaffen werden, das die Bezeichnung „Staatsrath" zu führen hätte. Es wäre aus je drei Mitgliedern der damals noch in Kraft bestehenden zwei Rangstufen, und zwar des Herrenstandes und des Ritterstandes zusammen zu setzen; die ersteren sollten Staatsminister, die letzteren aber Staatsräthe heißen. Daß der Präsident des Hofkriegsrathes dem Staatsrathe angehöre, darauf kam jetzt Kaunitz nicht mehr zurück; wohl aber nahm er diese Stellung für den Staatskanzler und somit für sich selbst in Anspruch. Endlich verlangte er noch die Anstellung eines eigenen Referendars, welcher die Sitzungsprotokolle zu führen, die Auszüge aus den Verhandlungsacten so wie die Darstellung der zu beurtheilenden Angelegenheiten zu verfertigen, endlich vor jeder Sitzung die einzelnen Berathungspunkte ersichtlich zu machen und diese Zusammenstellung bei den Mitgliedern des neuen Rathscollegiums in Umlauf zu setzen habe.

Wie sehr Maria Theresia sowohl in Bezug auf die Größe der Uebel, um deren Beseitigung es sich handelte, als hinsichtlich des zu diesem Ende vorgeschlagenen Mittels den Anschauungen des Staatskanzlers beipflichtete, geht am deutlichsten aus den Worten hervor, welche sie auf dessen Denkschrift eigenhändig setzte. „Die Schilderung „ist nichts weniger als überladen, und unsere gegenwärtige Lage eine „äußerst kritische. Mit Hülfe dieses Staatsrathes und desjenigen, der

„mir ihn vorschlug, schmeichle ich mir dem Ruin des Staates vor„beugen zu können“[6]).

Kaum hatte Kaunitz durch diese Worte der Kaiserin die förmliche Genehmigung seines Antrages auf Errichtung des Staatsrathes erlangt, als er ihr auch schon seine ferneren Vorschläge über die Organisation vorlegte, welche demselben zu geben wäre. Als seine Hauptaufgabe wurde hingestellt, der Kaiserin in allen „Landesangelegenheiten“ mit getreuem Rath an die Hand zu gehen. Der bloß consultative Charakter müsse festgehalten werden, daher könne weder der gesammte Staatsrath noch eines seiner Mitglieder als solches irgendwelche Anordnung treffen. Auf die unabänderliche Beobachtung des Grundsatzes, daß keines der Letzteren mit alleiniger Ausnahme des Staatskanzlers ein anderes Civilamt bekleiden könne, wird neuerdings das größte Gewicht gelegt. Die Zuweisung sämmtlicher Landesangelegenheiten an den Staatsrath, um seine Kenntniß derselben zu einer allumfassenden zu machen, wurde nicht weniger als die Nothwendigkeit betont, niemals vor dessen Anhörung irgend eine Entscheidung zu fällen. Jede Vorliebe für das eine oder das andere Erbland, für den Civil- oder den Militärstand, somit jede Parteilichkeit müsse aus dem Staatsrathe vollständig verbannt sein. Keiner vorgefaßten Meinung dürfe stattgegeben werden; die Wohlfahrt des Staates, Recht und Billigkeit müßten als alleinige Richtschnur gelten. Nur auf die deutschen Erblande habe sich die Wirksamkeit des Staatsrathes zu erstrecken und es müsse das ausdrücklich schon in seiner Bezeichnung hervorgehoben werden, damit Jedermann die Ursache klar werde, weßhalb man keine Ungarn, keine Siebenbürger, keine Niederländer oder Mailänder in den Staatsrath berufe.

Die übrigen Anträge des Grafen Kaunitz bezogen sich vorerst auf die hervorragende Stellung, welche sowohl dem Staatsrathe im Ganzen als dessen einzelnen Mitgliedern zu geben wäre. In ersterer Beziehung sollten die Sitzungen nur in der geheimen Rathsstube, somit unmittelbar in der kaiserlichen Residenz abgehalten werden. In letzterer Hinsicht wurde angedeutet, daß die allmälig an jedes Mitglied des Staatsrathes zu verleihende Würde eines geheimen Rathes die

Möglichkeit an die Hand gebe, den Unterschied zwischen dem Herren- und dem Ritterstande vollständig fallen zu lassen. Dann wurden für die Geschäftsbehandlung selbst und insbesondere die Stellung und den Wirkungskreis des Referendars sehr eingehende Anträge gemacht. Sie alle wurden von der Kaiserin mit den eigenhändig niedergeschriebenen Worten genehmigt: „ich erwarte mit grossen verlangen dem anfang „dises neuen staatsrath als das heyl meiner erblanden, beruhigung „meines gemüths und gewissens“ [7]).

Eine der wichtigsten Fragen blieb noch zu lösen, die Ernennung der Mitglieder des Staatsrathes. Es ist selbstverständlich, daß man sich gleich von Anfang an hiemit eifrig beschäftigte, und man befand sich in der glücklichen und seltenen Lage, eine reiche Auswahl von Männern zu besitzen, welche man, sei es mit Recht oder mit Unrecht, für befähigt ansah, dieses wichtige Amt zu übernehmen. Schon im November bezeichnete Kaunitz von Mitgliedern des Herrenstandes vorerst den Feldmarschall Grafen Daun, „weilen man einen militaire „haben muß“, dann die Grafen Haugwitz und Rudolph Chotek, „falls „sie ihre dermahlige Aemter niederlegen wollten“, als vorzugsweise geeignet, um in den Staatsrath berufen zu werden. Würden die beiden Letzteren jener Bedingung sich nicht unterziehen wollen oder die Kaiserin solches nicht wünschen, so möge ihre Wahl auf die Grafen Hatzfeldt oder Blümegen, auf Philipp Sinzendorff, welcher als Ritter des Johanniterordens meist nur der Chevalier Sinzendorff hieß, oder auf den Grafen Ludwig Zinzendorf fallen, der nach der alteingewurzelten Gewohnheit des österreichischen Adels, die Namen abzukürzen und zu verstümmeln, allgemein „Sinsin“ genannt wurde. Ihn bezeichnet Kaunitz als einen „jungen Theoreticus, welcher gute „Vorschläge machen würde, die von den Alten zu beurtheilen wären. „Die Grafen Cobenzl und Starhemberg“, fügt der Staatskanzler hinzu, „auch Graf Pergen schickten sich unvergleichlich, man braucht „sie aber noch höchst nöthig in auswärtigen Geschäften“.

Zu Staatsräthen aus dem Ritterstande wollte Kaunitz die Hofräthe Kannegießer, Doblhoff und Stupan ernannt wissen; er bezeichnet sie als die Besten, die überhaupt zu finden wären; der Erstere sollte

die böhmischen, der zweite die österreichischen Angelegenheiten, der Dritte die Finanz- und Handelssachen übernehmen, endlich Hofrath von König zum Referendar des Staatsrathes ernannt werden. Man sieht, daß auch damals schon denjenigen, welche nicht zum höheren Adel gehörten, die eigentliche Arbeitslast zugedacht war, während die Mitglieder des Herrenstandes dem Range und der Bezahlung nach weit vorangestellt, mit Arbeit aber verhältnißmäßig verschont wurden.

Aus der Reihe der Letzteren waren nach der Meinung der Kaiserin vorerst Haugwitz, Blümegen und Zinzendorf in Betracht zu ziehen. Gleichwohl wurde, als es zur eigentlichen Ernennung kam, Zinzendorf fallen gelassen, wohl zunächst aus dem Grunde, weil man ihm eine neue und sehr wichtige Bestimmung geben wollte. Die Grafen Kaunitz, Haugwitz, Daun und Blümegen waren die ersten Mitglieder des Staatsrathes, welche dem Herrenstande angehörten, sie wurden daher auch nach dem ursprünglichen Vorschlage zu „Staats-„ministern in deutsch-inländischen Geschäften" ernannt. Und was die Staatsräthe anging, so einigte man sich einstweilen nur für Stupan, während man über den anderen Platz noch weiter verhandelte. Kannegießer und Doblhoff wurden übergangen, Hofrath von König aber erhielt die Stelle des Referendars.

Unter den vielen ersprießlichen Diensten, schrieb Maria Theresia an Kaunitz, die er ihr und ihrem Hause geleistet, sei es nicht der geringste, daß er ihr mit Rath und That so eifrig beigestanden sei, den heilsamen Vorschlag der Errichtung eines Staatsrathes ins Werk zu setzen. Sie hoffe daher, er werde mit Freude sich der ferneren Mühe unterziehen, dazu behülflich zu sein, daß dieses wichtige Werk zu einer rechten Vollendung gelange. Deßhalb habe sie für ihn allein eine Ausnahme von der sonst als unumstößlich geltenden Regel gemacht, daß kein Mitglied des Staatsrathes auch noch ein anderes Civilamt bekleiden dürfe. Hiezu komme noch, daß die seiner speziellen Obsorge anvertrauten niederländischen und mailändischen Angelegenheiten in keiner unmittelbaren Verbindung mit denjenigen der deutschen Erblande stünden und es außerdem durchaus nothwendig sei, den Gang

der Regierung bei den ausländischen und den inländischen Staatsgeschäften in vollen Einklang zu bringen.

Da jedoch Kaunitz ohnedieß schon mit Arbeit aller Art überladen sei, so werde gleichfalls nur ihm allein die Bewilligung ertheilt, nicht sämmtlichen Sitzungen des Staatsrathes beiwohnen zu müssen. Es werde genügen, wenn er nur bei wichtigeren Anläßen, und insbesondere in der ersten Zeit sich einfinde, in der es sich noch um Organisationsfragen handeln werde.

Wurde durch die Berufung des Grafen Kaunitz in den Staatsrath an dessen bisheriger amtlicher Stellung nichts geändert, so war gerade das Gegentheil bei Haugwitz der Fall; seine Ernennung zum Mitgliede des Staatsrathes war gleichbedeutend mit seiner Enthebung von dem Amte eines Präsidenten des Directoriums in publicis et cameralibus. Die Schaffung dieser letzteren Centralbehörde hatte ja den Schlußstein jenes neuen Systems gebildet, welches von Haugwitz ersonnen und durchgeführt worden war, von dem man aber jetzt behauptete, daß es die allerdings hochgespannten Erwartungen keineswegs erfüllt habe, die man in dasselbe gesetzt. Nun dachte man daran, es vollständig zu ändern, und da konnte natürlicher Weise dessen Urheber an seinem bisherigen Platze nicht bleiben. „An einem Tage fällt und erhebt er sich wieder", sagte aus diesem Anlasse über Haugwitz der venetianische Botschafter in Wien [8]).

Auch hinsichtlich des nächstfolgenden Namens hätten wohl die gleichen Worte Anwendung finden können. Denn auch bei der Berufung Dauns in den Staatsrath scheint nicht so sehr die Rücksicht auf seine hervorragende Befähigung für den ihm jetzt anzuvertrauenden Posten, als der Wunsch maßgebend gewesen zu sein, ihn aus seiner bisherigen Stellung zu entfernen. Man braucht sich, um diese Vermuthung für mehr als bloß wahrscheinlich anzusehen, nur daran zu erinnern, daß gerade in den Tagen, in denen das Project der Gründung des Staatsrathes neuerdings aufgenommen wurde, die Schlacht bei Torgau verloren ging, Daun verwundet nach Wien zurückkehrte und man ernstlich den Gedanken hegte, das Obercommando

nicht neuerdings in seine Hände zu legen. Hiezu kam noch, daß Daun gleichfalls kein Verlangen darnach trug und sehr gern dieser Bürde entledigt gewesen wäre. Eine ehrenvollere Art, diesen Endzweck zu erreichen, konnte es jedoch in der That nicht geben, als Dauns Ernennung zum Minister und seine Berufung in den Staatsrath sie darbot.

„Ich kenne Euer mir mit reinster Treue ergebenes Herz“, so lautete das Handbillet, welches zu diesem Ende Maria Theresia an den Feldmarschall erließ[9]), „und bin zum voraus versichert, daß Ihr „Mich unter der Last so schwerer Regierungssorgen wahrhaft bedauern „werdet. Ich kann Euch aber zu Meinem und Eurem Trost nunmehr „eröffnen, daß ich endlich ein sicheres Mittel gefunden habe, nicht nur „mir selbst die schätzbare Gemüthsruhe zu verschaffen, sondern auch „unter göttlichem Beistand die Wohlfahrt aller Meiner getreuen Erb„lande und Unterthanen zu befördern und zu befestigen.“

„Dieses Mittel besteht in der neuen Errichtung eines beständigen „Staatsrathes für die inländischen Geschäfte, der zum einzigen End„zweck hat, die Beschaffenheit aller meiner Erbländer, Einkünfte, Aus„gaben (besonders militaire*), Hof- und anderen Stellen gründlich „einzusehen, auf die möglichen Verbesserungen fürzudenken und Mir „in allen Landes- und Militär-**) Angelegenheiten mit ihrem treuen „Rathe an die Hand zu gehen, ohne daß die Mitglieder dieses Staats„rathes ein anderes Civilamt bekleiden oder sich in die Vollstreckung „meiner Befehle einmischen können.“

„Der hievon anzuhoffende Nutzen ist nicht zu übersehen, und da „es hiebei hauptsächlich darauf ankommt, daß die Mitglieder die von „anderen Stellen ausgearbeiteten Geschäfte mit reinem Herzen beur„theilen und ihren gutächtlichen Rath freimüthig eröffnen, so finde „Ich an Euch nicht nur diese lobwürdigen Eigenschaften, sondern auch „eine gründliche Kenntniß von meiner innerlichen Kriegsverfassung, „welche einen Hauptgegenstand der Berathschlagung, wie solche aufrecht

*) Einschaltung von der Hand der Kaiserin

**) Auch hier wurde das Wort „Militär“ von der Kaiserin hinzugefügt.

„zu halten und zu verbessern sei, abgeben wird. Es muß sich also in „Meinem Staatsrath wenigstens ein militärisches Mitglied befinden, „und da Ich auf Euch ein vorzügliches Vertrauen setze, auch mich „von Eurem treuesten Diensteifer zum voraus versichert halte, daß „Ihr Mir bei einer so wichtigen Gelegenheit nicht aus Handen gehen „werdet, so geschieht es in dem gnädigsten Zutrauen, daß Euch zum „Minister Meines inländischen Staatsrathes hiemit ernenne, an- und „aufnehme."

Das bloße Vorhandensein dieses kaiserlichen Rescriptes an Daun wird nicht weniger als dessen Inhalt zum Beweise dienen können, daß Maria Theresia in dem Augenblicke, in welchem sie es an den Feldmarschall richtete, fest entschlossen war, denselben nicht mehr an die Spitze ihres Heeres zu stellen. Sonst hätte sie ihm gewiß nicht ein Amt anvertraut, auf welches sie so ungemein großes Gewicht legte und von dem sie daher dringend wünschen mußte, daß er es nicht bloß dem Namen nach, sondern auch wirklich bekleide. Aber nur wenige Wochen vergingen und Daun mußte gegen seinen eigenen Willen neuerdings den Oberbefehl übernehmen. Gleichwohl beließ es Maria Theresia bei seiner Berufung in den Staatsrath, und auch als Daun ein Jahr später zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt wurde, behielt er seine Stellung im Staatsrathe bei.

Das vierte Mitglied desselben aus dem Herrenstande war Heinrich Cajetan Graf Blümegen. Schon vor zwanzig Jahren hatte er als General-Landeskriegscommissär in Mähren Tüchtiges geleistet und etwa sieben Jahre später, damals noch dem Freiherrnstande angehörend, als Kanzler des königlichen Tribunals zu Brünn sich hervorragende Verdienste um das Zustandekommen des Contributionsrecesses mit den mährischen Ständen erworben. Seither an die Spitze der obersten Verwaltungsbehörde jenes Landes gestellt, hatte er sich als ein getreuer Gehülfe und Anhänger des Grafen Haugwitz erwiesen. Auf Antrieb des Letzteren wurde er im Jahre 1759 von Maria Theresia mit den Worten in den Grafenstand erhoben: „Er verdient es wohl vor Allen" [10]). Dieses Vertrauen der Kaiserin wußte er während des langdauernden

Krieges durch eifrigste Fürsorge für Herbeischaffung der Heeresbedürfnisse besonders zu rechtfertigen. Seinen unbestreitbaren Verdiensten und der Erwartung, er werde sich als ein emsiger und gleichgesinnter Mitarbeiter des Grafen Haugwitz bewähren, scheint somit Blümegen seine Ernennung zum Staatsminister zunächst verdankt zu haben.

Es kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß Maria Theresia auch noch ein fünftes Mitglied des Herrenstandes in den Staatsrath zu berufen dachte, den Präsidenten der Ministerial-Banco-Hofdeputation Grafen Rudolph Chotek. Aber sie durfte doch nicht ganz darauf vergessen, daß auch das ungemein wichtige Amt, welches Chotek verwaltete, einer durchaus tüchtigen Persönlichkeit bedurfte. Und außerdem scheint man sich schon damals mit dem Gedanken befaßt zu haben, Chotek als Nachfolger des Grafen Haugwitz an die Spitze der obersten Verwaltungsbehörde des Staates zu stellen. Da aber an der Regel, daß kein Mitglied des Staatsrathes auch noch ein anderes Civilamt bekleiden dürfe, unverbrüchlich festgehalten werden sollte, befand sich die Kaiserin, wie sie selbst es Chotek gegenüber ausspricht, seinetwegen in einiger Verlegenheit. Denn sie lasse, so schrieb sie ihm [11]), seinem treuesten Diensteifer und Fleiße, seiner Einsicht und Geschicklichkeit alle Gerechtigkeit widerfahren. Sie sei daher vollkommen überzeugt, daß er ein sehr würdiges Mitglied des neuen Staatsrathes abgeben würde. Da er aber in solchem Falle seine bisherigen Aemter zurücklegen müßte, so stehe sie in billigem Zweifel, ob er ihr in diesen oder im Staatsrathe ersprießlichere Dienste leisten könnte; auch wisse sie nicht, was ihm selbst das angenehmste wäre. Sie überlasse es daher seiner eigenen Wahl, ob er seine jetzigen Stellungen beibehalten oder sie aufgeben und in den Staatsrath eintreten wolle.

Die Antwort, welche Chotek der Kaiserin ertheilte, ist nicht mehr vorhanden oder wenigstens noch nicht aufgefunden worden. Er muß sich jedoch für das Verbleiben in seinem bisherigen Amte entschieden haben, wenigstens ist von seiner Berufung in den Staatsrath nicht mehr die Rede.

„zu halten und zu verbessern sei, abgeben wird. Es muß sich also in „Meinem Staatsrath wenigstens ein militärisches Mitglied befinden, „und da Ich auf Euch ein vorzügliches Vertrauen setze, auch mich „von Eurem treuesten Diensteifer zum voraus versichert halte, daß „Ihr Mir bei einer so wichtigen Gelegenheit nicht aus Handen gehen „werdet, so geschieht es in dem gnädigsten Zutrauen, daß Euch zum „Minister Meines inländischen Staatsrathes hiemit ernenne, an- und „aufnehme."

Das bloße Vorhandensein dieses kaiserlichen Rescriptes an Daun wird nicht weniger als dessen Inhalt zum Beweise dienen können, daß Maria Theresia in dem Augenblicke, in welchem sie es an den Feldmarschall richtete, fest entschlossen war, denselben nicht mehr an die Spitze ihres Heeres zu stellen. Sonst hätte sie ihm gewiß nicht ein Amt anvertraut, auf welches sie so ungemein großes Gewicht legte und von dem sie daher dringend wünschen mußte, daß er es nicht bloß dem Namen nach, sondern auch wirklich bekleide. Aber nur wenige Wochen vergingen und Daun mußte gegen seinen eigenen Willen neuerdings den Oberbefehl übernehmen. Gleichwohl beließ es Maria Theresia bei seiner Berufung in den Staatsrath, und auch als Daun ein Jahr später zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt wurde, behielt er seine Stellung im Staatsrathe bei.

Das vierte Mitglied desselben aus dem Herrenstande war Heinrich Cajetan Graf Blümegen. Schon vor zwanzig Jahren hatte er als General-Landeskriegscommissär in Mähren Tüchtiges geleistet und etwa sieben Jahre später, damals noch dem Freiherrnstande angehörend, als Kanzler des königlichen Tribunals zu Brünn sich hervorragende Verdienste um das Zustandekommen des Contributionsrecesses mit den mährischen Ständen erworben. Seither an die Spitze der obersten Verwaltungsbehörde jenes Landes gestellt, hatte er sich als ein getreuer Gehülfe und Anhänger des Grafen Haugwitz erwiesen. Auf Antrieb des Letzteren wurde er im Jahre 1759 von Maria Theresia mit den Worten in den Grafenstand erhoben: „Er verdient es wohl vor Allen" [10]). Dieses Vertrauen der Kaiserin wußte er während des langdauernden

Krieges durch eifrigste Fürsorge für Herbeischaffung der Heeresbedürfnisse besonders zu rechtfertigen. Seinen unbestreitbaren Verdiensten und der Erwartung, er werde sich als ein emsiger und gleichgesinnter Mitarbeiter des Grafen Haugwitz bewähren, scheint somit Blümegen seine Ernennung zum Staatsminister zunächst verdankt zu haben.

Es kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß Maria Theresia auch noch ein fünftes Mitglied des Herrenstandes in den Staatsrath zu berufen dachte, den Präsidenten der Ministerial-Banco-Hofdeputation Grafen Rudolph Chotek. Aber sie durfte doch nicht ganz darauf vergessen, daß auch das ungemein wichtige Amt, welches Chotek verwaltete, einer durchaus tüchtigen Persönlichkeit bedurfte. Und außerdem scheint man sich schon damals mit dem Gedanken befaßt zu haben, Chotek als Nachfolger des Grafen Haugwitz an die Spitze der obersten Verwaltungsbehörde des Staates zu stellen. Da aber an der Regel, daß kein Mitglied des Staatsrathes auch noch ein anderes Civilamt bekleiden dürfe, unverbrüchlich festgehalten werden sollte, befand sich die Kaiserin, wie sie selbst es Chotek gegenüber ausspricht, seinetwegen in einiger Verlegenheit. Denn sie lasse, so schrieb sie ihm [11]), seinem treuesten Diensteifer und Fleiße, seiner Einsicht und Geschicklichkeit alle Gerechtigkeit widerfahren. Sie sei daher vollkommen überzeugt, daß er ein sehr würdiges Mitglied des neuen Staatsrathes abgeben würde. Da er aber in solchem Falle seine bisherigen Aemter zurücklegen müßte, so stehe sie in billigem Zweifel, ob er ihr in diesen oder im Staatsrathe ersprießlichere Dienste leisten könnte; auch wisse sie nicht, was ihm selbst das angenehmste wäre. Sie überlasse es daher seiner eigenen Wahl, ob er seine jetzigen Stellungen beibehalten oder sie aufgeben und in den Staatsrath eintreten wolle.

Die Antwort, welche Chotek der Kaiserin ertheilte, ist nicht mehr vorhanden oder wenigstens noch nicht aufgefunden worden. Er muß sich jedoch für das Verbleiben in seinem bisherigen Amte entschieden haben, wenigstens ist von seiner Berufung in den Staatsrath nicht mehr die Rede.

Was die Staatsräthe betraf, so dachte man, den bisher noch nicht vergebenen Posten dem Freiherrn von Borié zu verleihen, doch walteten hiebei Schwierigkeiten ob, welche in seiner bisherigen Stellung als Mitglied des Reichshofrathes lagen. Aus diesem Grunde mochte sich wohl auch sein Name nicht unter denjenigen finden, auf welche Kaunitz zuerst die Aufmerksamkeit der Kaiserin lenkte; gleichwohl hegte der Staatskanzler, wie wir mit Bestimmtheit wissen, eine sehr günstige Meinung von Borié's Kenntnissen und Talenten. In einer nur wenig älteren Aufzeichnung von der Hand Binders [12]) wird Borié „ein ge- „schickter und zwar etwas lebhafter, aber sehr nützlich zu gebrauchender „Mann" genannt; „er ist zugleich ein Eiferer", heißt es weiter, „und „ganz unbestechlich". Der große Unterschied falle in die Augen, welcher zwischen der Art und Weise, in der er jetzt als Referendar die Reichssachen führe. und die Rechte des Kaisers zu wahren so wie dessen Ansehen im Reiche zu heben verstehe, und derjenigen obwalte, welche früher stattgefunden habe. Damals drang Kaunitz in die Kaiserin, nöthigenfalls ein ziemlich ansehnliches Opfer zu bringen [13]), um nur Borié, der durchaus der Stelle eines Reichsreferendars, welche er „nur für die Dauer des Krieges" übernommen hatte, entledigt sein wollte, wenigstens dem Reichshofrathe zu erhalten. Jetzt mochten ihm dieselben Gründe, deren er sich vor wenig Monaten bedient hatte, entgegengehalten werden, wenn er nun selbst Borié dem Reichshofrathe zu entziehen suchte und dessen Berufung in den Staatsrath betrieb. Wenigstens rieth er der Kaiserin zu raschem Entschlusse und zu energischer Beseitigung der Einstreuungen, welche zunächst von dem Reichsvicekanzler, der Borié nur ungern verlöre, bei dem Kaiser versucht werden könnten. Und in Worten, welche die damaligen Zustände in recht ungünstigem Lichte erscheinen lassen, ging Maria Theresia auf die Gedanken des Staatskanzlers ein. „Das Beste wird sein", so ließ sich die Kaiserin vernehmen, „so bald als nur immer möglich zu „beginnen und unbeirrt vorwärts zu schreiten, um den Intriguen die „Aussicht zu benehmen, unser Project umstoßen oder es wenigstens „stören zu können. So keck man hier ist, wenn es gilt die Vereitlung „eines Planes zu wagen, so kriechend ist man, wenn es hiezu kein „Mittel mehr gibt" [14]).

Anton Stupan von Ehrenstein hatte lange Jahre hindurch bei der niederösterreichischen Landesregierung, dann bei der gleichen Stelle in Krain, zuletzt aber gleichzeitig als Hofrath und Referent bei dem Directorium in publicis et cameralibus und bei der Bancodeputation gedient und sich in dieser Doppelstellung den Ruf eines ganz ausgezeichneten, in die verschiedensten Zweige der öffentlichen Verwaltung tief eingeweihten Mannes erworben. Von ihm rührt auch eine zum Unterrichte des Kronprinzen Joseph verfaßte, selbst heute noch keineswegs werthlose Darstellung des Zustandes und der Verfassung der innerösterreichischen Länder her [15]). Obwohl Stupan zu jener Zeit schon ziemlich betagt war, so versprach man sich doch von seinem erprobten Eifer und seiner umfassenden Geschäftskenntniß hervorragende Dienste.

Eine besonders wichtige Person in dem neuen Staatsrathe war ohne Zweifel der Referendar Anton König von Kronburg. Auch er befand sich schon über dreißig Jahre im Staatsdienste und hatte noch unter Eugen von Savoyen dessen letzte Feldzüge am Rhein als Feldkriegskanzlist mitgemacht. Wichtiger waren die Dienste, welche er gleichfalls bei der Kriegskanzlei während des österreichischen Successionskrieges leistete. Nach Abschluß des Friedens bei dem Directorium in publicis et cameralibus verwendet, erreichte er daselbst die Stelle eines Hofrathes und wurde von dort in den Staatsrath berufen.

Wo von der Zusammensetzung des letzteren die Rede ist, mag es gestattet sein, auch die Bezüge zu erwähnen, welche dessen Mitgliedern zugesprochen wurden. Denn auch hieraus läßt sich die bevorzugte Stellung erkennen, welche man ihnen zu geben sich anschickte.

Es war wohl selbstverständlich, daß keine Aenderung eintrat an dem Einkommen, welches Kaunitz aus dem Staatsschatze bezog. Auch Daun und Haugwitz behielten ihre bisherigen Bezüge, Blümegen aber empfing eine Besoldung von zwölftausend Gulden und noch außerdem eine Pension. Kaunitz hätte gewünscht, daß den Staatsräthen zehntausend Gulden jährlich zu Theil werden sollten; da er aber nur geringe Hoffnung besaß, mit diesem Vorschlage bei der Kaiserin durchzudringen,

bat er sie, den Staatsräthen und dem Referendar wenigstens achttausendachthundert Gulden zuzuerkennen. Hievon würden ihnen ohnedieß nur achttausend Gulden bleiben, indem die achthundert Gulden als der damals vorgeschriebene zehnprocentige Zuschuß zur Bestreitung der Zinsen der Staatsschuld hinwegfielen. Maria Theresia genehmigte diesen Antrag [16]) und beließ noch außerdem dem Freiherrn von Borié seine bisherige geheime Pension von zweitausend Gulden [17]).

Man hätte wohl glauben sollen, daß in solcher Weise Alles, was sich auf die Zusammensetzung des neuen Staatsrathes bezog, vollkommen ins Reine gebracht wäre und der unverzüglichen Eröffnung desselben kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Aber noch im letzten Augenblicke schien Alles wieder ins Stocken zu gerathen und selbst Wohlunterrichtete meinten, es werde darauf hinaus kommen, daß, so wie es bei den Niederlanden und der Lombardie ohnedieß schon der Fall sei, auch die inneren Angelegenheiten der übrigen österreichischen Länder der obersten Leitung des Grafen Kaunitz anvertraut würden. Dann werde er sich, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach in der Stellung eines Premierministers befinden. Auf seinen unbeschränkten Einfluß bei der Kaiserin, seine außerordentliche Befähigung und seinen tadellosen Charakter gründete man diese Vermuthung [18]). Aber sie ging gleichwohl nicht in Erfüllung. Am 26. Jänner 1761 hielt der Staatsrath in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin und des Prinzen Karl von Lothringen seine erste Sitzung. Alle seine Mitglieder wohnten ihr bei.

Lang und ausführlich war die Anrede, mit welcher Kaunitz die Versammlung eröffnete. Die Beweggründe legte er ihr dar, welche die Kaiserin zur Errichtung des Staatsrathes vermocht hatten. Dann kam er auf dessen innere Organisation, auf seinen Endzweck und seine Aufgaben, endlich auf die Obliegenheiten seiner Mitglieder zu sprechen. In der vollständigen Freiheit der Letzteren, bei ihrer jedesmaligen Abstimmung einzig und allein ihrer Ueberzeugung zu folgen, liege die werthvollste Bürgschaft für ein glückliches Gedeihen der neuen Institution. Deren Mitglieder müßten nicht nur ohne alle Scheu, sondern auch ohne Rücksicht oder Vorliebe für ein Land, eine Person, einen

Stand oder ein Amt, ohne vorgefaßte Meinung jederzeit nur ihrer Anschauung offenen Ausdruck verleihen.

Nachdem Kaunitz seine Anrede geendigt und sämmtliche Mitglieder des Staatsrathes der Kaiserin den Eid der Treue geleistet, verbreitete sich Stupan über die Aufgaben der neu constituirten Versammlung. In fünf Punkte glaubte er sie zusammenfassen zu können. Die Beschützung und Aufrechthaltung der Religion, jedoch mit Bescheidenheit und ohne übertriebenen Eifer. Die Handhabung der kaiserlichen Gerechtsame, sowohl gegen die eigenen Länder und Unterthanen als gegen auswärtige Mächte. Das unausgesetzte Sinnen, wie die Länder volkreich, wohlhabend und zufrieden gemacht werden könnten. Die Förderung der Gerechtigkeit, nicht allein zwischen den Parteien bei den Gerichtsstellen, sondern auch bei den Belohnungen und Bestrafungen, vorzüglich aber bei Besetzung der geistlichen und weltlichen Aemter, der Hof-, Militär- und Civilstellen. Endlich die Beibehaltung einer unveränderlichen Ordnung, jedes Geschäft nach dem für dasselbe passenden Ausmaß und durch die hiefür zu bestellenden Personen besorgen zu lassen.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Discussion einzugehen, welche sich über diese Aeußerungen Stupans und das von Kaunitz selbst ausgearbeitete und vorgelegte Verzeichniß derjenigen Kategorien der öffentlichen Geschäfte entspann, auf welche die Thätigkeit des Staatsrathes sich werde erstrecken müssen. Nur sei gestattet hervorzuheben, daß Borié unter die letzteren auch die Befugniß aufgenommen wissen wollte, die geistlichen Vorsteher an die Obliegenheiten ihres Amtes zu mahnen und darauf zu sehen, daß die Kirchengüter zweckmäßig verwaltet werden mögen. Sie und die Diener der Kirche seien gleichmäßig zum Besten der Kirche und des Staates zu verwenden, so daß zwischen beiden Gewalten ungetrübte Eintracht bestehe. Zu dem auf die Rechtspflege sich beziehenden Punkte gehöre aber, daß klare Gesetze gegeben würden, daß man die Streitsucht zu dämpfen suche und die Bevölkerung nicht mit Gerichtstaxen und Sporteln überlade. Der Corruption und der Annahme von Geschenken sei mit den schärfsten Strafen entgegenzutreten.

bat er sie, den Staatsräthen und dem Referendar wenigstens acht tausendachthundert Gulden zuzuerkennen. Hievon würden ihnen ohne dieß nur achttausend Gulden bleiben, indem die achthundert Gulden als der damals vorgeschriebene zehnprocentige Zuschuß zur Bestreitung der Zinsen der Staatsschuld hinwegfielen. Maria Theresia genehmigt diesen Antrag [16]) und beließ noch außerdem dem Freiherrn von Bor seine bisherige geheime Pension von zweitausend Gulden [17]).

Man hätte wohl glauben sollen, daß in solcher Weise Al was sich auf die Zusammensetzung des neuen Staatsrathes be vollkommen ins Reine gebracht wäre und der unverzüglichen E nung desselben kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Aber noc letzten Augenblicke schien Alles wieder ins Stocken zu gerathe selbst Wohlunterrichtete meinten, es werde darauf hinaus k daß, so wie es bei den Niederlanden und der Lombardie schon der Fall sei, auch die inneren Angelegenheiten der österreichischen Länder der obersten Leitung des Grafen Kauni traut würden. Dann werde er sich, wenn auch nicht dem so doch der Sache nach in der Stellung eines Premiermin finden. Auf seinen unbeschränkten Einfluß bei der Kai außerordentliche Befähigung und seinen tadellosen Charakt man diese Vermuthung [18]). Aber sie ging gleichwohl nicht i Am 26. Jänner 1761 hielt der Staatsrath in Gegenwar der Kaiserin und des Prinzen Karl von Lothringen seine Alle seine Mitglieder wohnten ihr bei.

Lang und ausführlich war die Anrede, mit wel Versammlung eröffnete. Die Beweggründe legte er die Kaiserin zur Errichtung des Staatsrathes vermo kam er auf dessen innere Organisation, auf seinen Aufgaben, endlich auf die Obliegenheiten sei In der vollständigen Freiheit der Abstimmung einzig und allein ih werthvollste Bürgschaft für ei tion. Deren Mitglieder auch ohne Rücksicht

... berbefehl über dieselbe zu
... n Haugwitz sowohl durch
... als durch seine Anhänger
... handlung der Geschäfte im
... erden, der immer mehr zu

... Staate durchaus nicht zum
... hlagendem Nutzen. Denn die
... itz vor mehr als zwölf Jahren
... rschläge ausgegangen war und
... enen Directorium in publicis et
... ten, bildeten auch jetzt noch die
... Verfahrens. Die Staatsgewalt zu
... etzen, nach möglichst gleichen Prin-
... Reiches diejenigen Maßregeln durch-
... iflicher Prüfung annehmen zu dürfen
... und die Bevölkerung von heilsamer
... atte Haugwitz von jeher alle seine Be-
... Geiste wußte er daher auch den Staats-
... in der zweiten Sitzung fand sich Ge-
... ngen anzustellen. Die überaus wichtige
... Erörterung, auf welche Grundregeln das
... essen innerliche Verfassung zu bauen ... müsse
... als unter der Bezeichnung „Staats... ... tlich und
... jenige, was sich auf die Einnahmen ... Stadtbank die
... die Vermehrung der ersteren ... llen in den Hän-
... bezog. Aber es handelte sich ... selbst, und da man
... ugenblicklichen Bedürfnisse ... Hofdeputation mit dem
... welche zur Förderung ... liche Controlor sein sollte,
... efestigung des ... so geringe Ueberwachung voll-
... sich von ...
... ällig ein... nden sei, das nothwendiger Weise zu
... erv... rseits sehr vieles getrennt, das füglich ver-
... Zeit habe es in Oesterreich nur

Wirft ein kundiges Auge noch einen letzten Rückblick auf die Zusammensetzung des Staatsrathes, so wird es besonders auffallen, daß derselbe, obwohl recht eigentlich ein Geschöpf des Grafen Kaunitz, doch fast ausschließlich aus Männern gebildet war, von denen vielleicht nur Borié als Anhänger des Staatskanzlers gelten konnte, während die beiden wichtigsten Männer im Staatsrathe ziemlich ausgesprochene Gegner desselben waren. Bei der Darstellung der Ereignisse des siebenjährigen Krieges mußte manche scharfe Aeußerung des Grafen Haugwitz wider Kaunitz verzeichnet werden. Des Mangels an Voraussicht, der allzu großen Selbstüberhebung [19]) beschuldigte er ihn, und an Niemand Anderen waren diese vertraulichen Herzensergüsse als an Daun gerichtet, welcher ohnedieß wegen der sichtlichen Bevorzugung, die der Staatskanzler seinem Liebling Laudon zu Theil werden ließ, in eine von Tag zu Tag zunehmende Verstimmung gegen Kaunitz gerieth. Zieht man noch außerdem in Betracht, daß so wie Daun auch noch Blümegen, Stupan und König in engster Verbindung mit Haugwitz standen, unter dem und durch welchen sie ihre Laufbahn im Staatsdienste mit Erfolg zurückgelegt hatten und zu Ehren und Auszeichnungen gelangt waren, so muß man die Handlungsweise des Staatskanzlers wahrhaft bewundern. Ueber kleinliche Bedenken hinausgehend, hat er, unbekümmert um deren persönliche Stellung zu ihm selbst, ja sie gar wohl als seine Widersacher erkennend, der Kaiserin nur solche Männer zur Berufung in den Staatsrath vorgeschlagen, von denen er sich hervorragender Dienste für das Allgemeine versah. Daß sie ihm selbst nicht Werkzeuge seiner Meinung und seines Willens, sondern weit eher Gegner sein würden, mußte ihm von Anfang an klar sein, doch setzte er sich großherzig darüber hinweg.

Und in der That zeigte es sich gar bald, daß eigentlich Haugwitz die Seele des neuen Staatsrathes war. Die vielfachen anderweitigen Beschäftigungen des Staatskanzlers zogen ihn von dessen Berathungen wenigstens theilweise ab, und außerdem konnte er der Natur der Sache nach mit den Angelegenheiten, auf welche die Wirksamkeit des Staatsrathes sich erstreckte, nicht so innig vertraut sein als dieß bei Haugwitz der Fall war. Daun aber begab sich schon nach wenigen Monaten

wieder zur Armee, um neuerdings den Oberbefehl über dieselbe zu übernehmen. So muß der Einfluß, welchen Haugwitz sowohl durch seine eigene Erfahrung und Begabung, als durch seine Anhänger Blümegen, Stupan und König auf die Behandlung der Geschäfte im Staatsrathe übte, als derjenige erkannt werden, der immer mehr zu maßgebender Geltung gelangte.

Ohne Zweifel gereichte dieß dem Staate durchaus nicht zum Schaden, sondern zu nicht gering anzuschlagendem Nutzen. Denn die obersten Grundsätze, von denen Haugwitz vor mehr als zwölf Jahren bei Erstattung seiner damaligen Vorschläge ausgegangen war und welche dem von ihm ins Leben gerufenen Directorium in publicis et cameralibus zur Basis gedient hatten, bildeten auch jetzt noch die unverrückbare Richtschnur seines Verfahrens. Die Staatsgewalt zu stärken und sie in den Stand zu setzen, nach möglichst gleichen Principien in allen Theilen des weiten Reiches diejenigen Maßregeln durchzuführen, von denen man nach reiflicher Prüfung annehmen zu dürfen glaubte, daß sie für den Staat und die Bevölkerung von heilsamer Wirkung sein würden, darauf hatte Haugwitz von jeher alle seine Bestrebungen gerichtet, mit diesem Geiste wußte er daher auch den Staatsrath zu durchdringen. Schon in der zweiten Sitzung fand sich Gelegenheit, hierüber Beobachtungen anzustellen. Die überaus wichtige Frage kam in derselben zur Erörterung, auf welche Grundregeln das ganze Staatssystem und dessen innerliche Verfassung zu bauen sei? Freilich verstand man damals unter der Bezeichnung „Staatssystem" nicht viel anderes als dasjenige, was sich auf die Einnahmen und die Ausgaben des Staates, die Vermehrung der ersteren und die Verminderung der letzteren bezog. Aber es handelte sich dabei doch nicht bloß um die Deckung der augenblicklichen Bedürfnisse, sondern weit mehr noch um die Mittel, welche zur Förderung des Wohlstandes im Allgemeinen und zur Befestigung des Credites ergriffen werden könnten. Gewiß durfte man sich von ihnen eine ungemein wohlthätige, aber doch nur eine allmälig eintretende Wirkung versprechen. So trug, um nur ein Beispiel zu erwähnen, schon in der Sitzung vom 30. Jänner 1761 Stupan darauf an, daß mit Zuziehung verständiger Kaufleute

ein gleichförmiges Handels- und Wechselrecht ausgearbeitet und in allen Erbländern eingeführt werde. Und ebenso brachte Stupan die Errichtung von Handelskammern und den Abschluß von Handelsverträgen mit fremden Mächten in Anregung, indem damals ein solcher nur mit der Pforte bestand.

Ueberhaupt befanden sich, wie dieß ja in Zeiten kriegerischer Bedrängniß fast immer der Fall ist, die finanziellen Fragen am meisten im Vordergrund. Was zu jener Zeit zur Aufbringung der Mittel zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse geschah, ist schon an einem früheren Orte wenigstens übersichtlich erwähnt worden. Aber man blieb dabei in keiner Weise stehen, sondern zog die Frage in Erwägung, ob an dem im Jahre 1749 eingeführten System festgehalten und alles, was sich auf die Administration und die Finanzangelegenheiten der Erbländer bezog, nach wie vor bei dem Directorium vereinigt bleiben sollte, oder ob nicht die eigentlichen Verwaltungs- von den Finanzsachen loszutrennen wären.

Es ist lehrreich zu beobachten, welche Meinungsverschiedenheiten über diese wichtigen Fragen im Schoße des Staatsrathes zur Geltung zu gelangen suchten. Auch sieht man, daß der sehr große Einfluß, welchen Haugwitz auf die Berathungen und die Beschlüsse des Staatsrathes übte, doch kein so überwiegender war, daß alles, wofür er sich aussprach, auch schon wirklich beschlossen worden wäre. Während er selbst an der von ihm eingeführten Einrichtung festhielt und von der vorgeschlagenen Theilung nichts hören wollte, erklärten Borié und Stupan sich mit großer Entschiedenheit für eine solche. Der Letztere meinte, daß alles, was die innere Regierung eines Staates betreffe, sich in vier Hauptzweige theile, die Finanzen, das Militärwesen, die Verwaltung und die Justiz; für diese vier Zweige des Ganzen müßten daher ebensoviele unmittelbar unter der Kaiserin stehende Centralstellen errichtet werden. Noch ungleich weiter als Stupan ging Borié, der eine solche Theilung sogar für die eigentlichen Finanzsachen anrieth. Nach seiner Meinung sollte das, was sich auf die Staatseinnahmen bezog, vollkommen losgelöst werden von der Verwaltung der Staatskassen und der öffentlichen Schulden.

Blümegen hielt sich bei Abgabe seines Gutachtens so ziemlich zu Haugwitz[20]); Kaunitz aber trat mit voller Entschiedenheit für die Anschauungen Borié's ein. In seiner etwas weitläufigen Art, seiner Meinung Ausdruck zu geben, griff der Staatskanzler auf das von Haugwitz eingeführte System zurück, ließ dessen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren, tadelte aber auch mit Schärfe dessen Gebrechen. Die Ersteren fand er darin, daß die pünktliche Bestreitung der Kosten des Hofstaates, des Militärwesens und der Civiladministration sichergestellt und zu allmäliger Abtragung der Schulden die nöthigen Fonde ausfindig gemacht worden seien. Als Gebrechen aber habe sich herausgestellt, daß man Dinge mit einander verknüpfte, welche ihrer Natur nach verschieden seien und daher nicht hätten verbunden, sondern getrennt werden sollen. Dagegen habe man wieder Sachen vereinigt, deren Trennung dringend geboten sei. Jedermann wisse, daß die Verwaltung sämmtlicher Einnahmen und Ausgaben, so wie die Rechnungslegung über sie nicht einer und derselben Behörde anvertraut werden sollten. Kein Privatmann, der nur irgend etwas von der Wirthschaft verstehe, werde seinem Amtmann gleichzeitig auch noch die Stelle des Kastners oder Burggrafen, des Rentschreibers und Buchhalters anvertrauen, dadurch Einnahmen und Ausgaben, Verwaltung und Verrechnung mit der Oberleitung vermengen und die nöthige Ueberwachung ganz außer Acht lassen.

Wäre solches schon bei einem Privatmanne gefährlich, so müsse es bei einem großen Staate wie Oesterreich äußerst bedenklich und nachtheilig erscheinen. Gleichwohl habe die Wiener Stadtbank die größten und schönsten Einkünfte von den Cameralgefällen in den Händen, sie verwalte, verausgabe und verrechne sie selbst, und da man zuletzt die Stelle eines Präsidenten der Banco-Hofdeputation mit dem der Hofkammer, welch letzterer der eigentliche Controlor sein sollte, vereinigt habe, so falle jede auch noch so geringe Ueberwachung vollständig hinweg.

Wie somit vieles verbunden sei, das nothwendiger Weise zu trennen wäre, so sei andererseits sehr vieles getrennt, das füglich vereinigt werden könnte. In früherer Zeit habe es in Oesterreich nur

vier Oberbehörden oder Hofstellen, und zwar den Hofkriegsrath, die Hofkammer, die böhmische und die österreichische Hofkanzlei gegeben; seit Einführung des neuen Systems seien sie auf die übergroße Zahl von achtzehn angewachsen[21]). Hierin ließe sich wohl eine sehr beträchtliche Vereinfachung, und durch Verminderung des Beamtenheeres auch eine ansehnliche Ersparniß erzielen.

Nachdem er insbesondere die Systemlosigkeit geschildert, die man sich in Bezug auf das Verfahren gegen die Staatsdiener zu Schulden kommen ließ[22]), kehrt Kaunitz wieder auf den Punkt, von dem er eigentlich ausgegangen war und den er als den wichtigsten ansah, auf die Nothwendigkeit der Einführung einer strengen Ueberwachung des Gebahrens mit den Staatsgeldern zurück. Er freut sich, daß eigentlich die Sache von der Kaiserin schon aus eigener Initiative in Gemäßheit seiner Anschauung entschieden worden sei. „Künftig „sollen alle Stellen, Cassen und Administrationen controlirt sein, „also auch der Banco nach seinem Institut. Ich will daher eine „Controle générale und eine Caisse générale haben; hiernach ist „die ganze Sache auszuarbeiten und die Meinung anzugeben.“ So habe ihre eigenhändige Anordnung gelautet und durch diese „weisesten Befehle“ sei von der Kaiserin selbst das Uebel an der Wurzel angegriffen worden.

Was nun diese Finanzbehörden anging, schlug Kaunitz vor, daß die oberste Leitung und Aufsicht über die besondere Verwaltung aller Staatseinkünfte, ohne daß sie jedoch in den Geldempfang, die Verausgabung und die Rechnungslegung sich unmittelbar einzumischen habe, einer wohlorganisirten Hofkammer anzuvertrauen wäre, welche eigentlich der Controlor aller einzelnen Verwaltungen der Cameral-Einkünfte sein sollte. Außerdem müßte an die von der Kaiserin im Principe bereits angeordnete Errichtung einer Generalcasse und einer Rechnungskammer geschritten werden.

Wollte Kaunitz in solcher Weise dem Directorium in publicis et cameralibus einen ungemein wichtigen Theil seiner bisherigen Geschäfte entziehen, so sollte ihm dagegen derjenige, der sich auf die

eigentlichen Verwaltungssachen bezog, ungeschmälert belassen werden. Doch müsse dieser Oberbehörde ein anderer Titel gegeben werden, in welchem der Cameral-Angelegenheiten nicht mehr Erwähnung geschehe.

Die Aufrechthaltung der im Jahre 1749 wenigstens in der obersten Instanz vorgenommenen Trennung der Justiz von der Verwaltung fand in Kaunitz einen lebhaften Anwalt; seiner Ansicht nach sollte daher die damals neu errichtete Oberste Justizstelle beibehalten werden. Das Gleiche habe auch in Bezug auf den Hofkriegsrath zu geschehen; doch müsse dessen innere Einrichtung vollständig verändert werden, wenn überhaupt das Militärwesen gehörig besorgt werden solle. Die Verrichtungen dieser höchst wichtigen Stelle dürften nicht mehr wie bisher in bloßen Kanzlei-Expeditionen, sondern sie müßten in wesentlichen Beschlüssen, und zwar hauptsächlich darin bestehen, die Kriegstüchtigkeit des Heeres, seine Disciplin, seine Verpflegung, so wie überhaupt alle Theile des Kriegswesens in Ordnung zu halten und zu verbessern.

Ganz besonderen Nachdruck legte endlich Kaunitz auf die Nothwendigkeit, daß der Förderung des Handels größere Aufmerksamkeit zugewendet werde als bisher. Er sei ja zugleich mit dem Ackerbau und der Industrie die eigentliche Quelle des Reichthums der Staaten. Gegenwärtig befänden sich in dem Commerzdirectorium nur hochadelige Herren und gelehrte Männer. Ihre Anschauungen seien von denjenigen der Kaufleute und Industriellen völlig verschieden, den Letzteren möge daher wenigstens einiger Einfluß auf die Leitung der sie selbst betreffenden Geschäfte gegönnt werden.

Es würde zu weit führen, wenn hier auch noch auf die höchst umfangreichen Gutachten der übrigen Mitglieder des Staatsrathes umständlicher eingegangen und nachgewiesen werden sollte, in welchen Punkten sie sich der Meinung des Staatskanzlers anschlossen oder ihr wenigstens näherten, und in welchen sie von ihr abwichen oder ihr geradezu widersprachen. Es genüge die Anführung der Thatsache, daß Maria Theresia ihre entscheidenden Beschlüsse den Anträgen des Staatskanzlers anpaßte. Das Directorium in publicis et cameralibus verlor

ein gleichförmiges Handels- und Wechselrecht ausgearbeitet und in allen Erbländern eingeführt werde. Und ebenso brachte Stupan die Errichtung von Handelskammern und den Abschluß von Handelsverträgen mit fremden Mächten in Anregung, indem damals ein solcher nur mit der Pforte bestand.

Ueberhaupt befanden sich, wie dieß ja in Zeiten kriegerischer Bedrängniß fast immer der Fall ist, die finanziellen Fragen am meisten im Vordergrund. Was zu jener Zeit zur Aufbringung der Mittel zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse geschah, ist schon an einem früheren Orte wenigstens übersichtlich erwähnt worden. Aber man blieb dabei in keiner Weise stehen, sondern zog die Frage in Erwägung, ob an dem im Jahre 1749 eingeführten System festgehalten und alles, was sich auf die Administration und die Finanzangelegenheiten der Erbländer bezog, nach wie vor bei dem Directorium vereinigt bleiben sollte, oder ob nicht die eigentlichen Verwaltungs- von den Finanzsachen loszutrennen wären.

Es ist lehrreich zu beobachten, welche Meinungsverschiedenheiten über diese wichtigen Fragen im Schoße des Staatsrathes zur Geltung zu gelangen suchten. Auch sieht man, daß der sehr große Einfluß, welchen Haugwitz auf die Berathungen und die Beschlüsse des Staatsrathes übte, doch kein so überwiegender war, daß alles, wofür er sich aussprach, auch schon wirklich beschlossen worden wäre. Während er selbst an der von ihm eingeführten Einrichtung festhielt und von der vorgeschlagenen Theilung nichts hören wollte, erklärten Borié und Stupan sich mit großer Entschiedenheit für eine solche. Der Letztere meinte, daß alles, was die innere Regierung eines Staates betreffe, sich in vier Hauptzweige theile, die Finanzen, das Militärwesen, die Verwaltung und die Justiz; für diese vier Zweige des Ganzen müßten daher ebensoviele unmittelbar unter der Kaiserin stehende Centralstellen errichtet werden. Noch ungleich weiter als Stupan ging Borié, der eine solche Theilung sogar für die eigentlichen Finanzsachen anrieth. Nach seiner Meinung sollte das, was sich auf die Staatseinnahmen bezog, vollkommen losgelöst werden von der Verwaltung der Staatskassen und der öffentlichen Schulden.

Blümegen hielt sich bei Abgabe seines Gutachtens so ziemlich zu Haugwitz [20]); Kaunitz aber trat mit voller Entschiedenheit für die Anschauungen Borié's ein. In seiner etwas weitläufigen Art, seiner Meinung Ausdruck zu geben, griff der Staatskanzler auf das von Haugwitz eingeführte System zurück, ließ dessen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren, tadelte aber auch mit Schärfe dessen Gebrechen. Die Ersteren fand er darin, daß die pünktliche Bestreitung der Kosten des Hofstaates, des Militärwesens und der Civiladministration sichergestellt und zu allmäliger Abtragung der Schulden die nöthigen Fonde ausfindig gemacht worden seien. Als Gebrechen aber habe sich herausgestellt, daß man Dinge mit einander verknüpfte, welche ihrer Natur nach verschieden seien und daher nicht hätten verbunden, sondern getrennt werden sollen. Dagegen habe man wieder Sachen vereinigt, deren Trennung dringend geboten sei. Jedermann wisse, daß die Verwaltung sämmtlicher Einnahmen und Ausgaben, so wie die Rechnungslegung über sie nicht einer und derselben Behörde anvertraut werden sollten. Kein Privatmann, der nur irgend etwas von der Wirthschaft verstehe, werde seinem Amtmann gleichzeitig auch noch die Stelle des Kastners oder Burggrafen, des Rentschreibers und Buchhalters anvertrauen, dadurch Einnahmen und Ausgaben, Verwaltung und Verrechnung mit der Oberleitung vermengen und die nöthige Ueberwachung ganz außer Acht lassen.

Wäre solches schon bei einem Privatmanne gefährlich, so müsse es bei einem großen Staate wie Oesterreich äußerst bedenklich und nachtheilig erscheinen. Gleichwohl habe die Wiener Stadtbank die größten und schönsten Einkünfte von den Cameralgefällen in den Händen, sie verwalte, verausgabe und verrechne sie selbst, und da man zuletzt die Stelle eines Präsidenten der Banco-Hofdeputation mit dem der Hofkammer, welch letzterer der eigentliche Controlor sein sollte, vereinigt habe, so falle jede auch noch so geringe Ueberwachung vollständig hinweg.

Wie somit vieles verbunden sei, das nothwendiger Weise zu trennen wäre, so sei andererseits sehr vieles getrennt, das füglich vereinigt werden könnte. In früherer Zeit habe es in Oesterreich nur

vier Oberbehörden oder Hofstellen, und zwar den Hofkriegsrath, die Hofkammer, die böhmische und die österreichische Hofkanzlei gegeben; seit Einführung des neuen Systems seien sie auf die übergroße Zahl von achtzehn angewachsen[21]). Hierin ließe sich wohl eine sehr beträchtliche Vereinfachung, und durch Verminderung des Beamtenheeres auch eine ansehnliche Ersparniß erzielen.

Nachdem er insbesondere die Systemlosigkeit geschildert, die man sich in Bezug auf das Verfahren gegen die Staatsdiener zu Schulden kommen ließ[22]), kehrt Kaunitz wieder auf den Punkt, von dem er eigentlich ausgegangen war und den er als den wichtigsten ansah, auf die Nothwendigkeit der Einführung einer strengen Ueberwachung des Gebahrens mit den Staatsgeldern zurück. Er freut sich, daß eigentlich die Sache von der Kaiserin schon aus eigener Initiative in Gemäßheit seiner Anschauung entschieden worden sei. „Künftig „sollen alle Stellen, Cassen und Administrationen controlirt sein, „also auch der Banco nach seinem Institut. Ich will daher eine „Controle générale und eine Caisse générale haben; hiernach ist „die ganze Sache auszuarbeiten und die Meinung anzugeben." So habe ihre eigenhändige Anordnung gelautet und durch diese „weisesten Befehle" sei von der Kaiserin selbst das Uebel an der Wurzel angegriffen worden.

Was nun diese Finanzbehörden anging, schlug Kaunitz vor, daß die oberste Leitung und Aufsicht über die besondere Verwaltung aller Staatseinkünfte, ohne daß sie jedoch in den Geldempfang, die Verausgabung und die Rechnungslegung sich unmittelbar einzumischen habe, einer wohlorganisirten Hofkammer anzuvertrauen wäre, welche eigentlich der Controlor aller einzelnen Verwaltungen der Cameral-Einkünfte sein sollte. Außerdem müßte an die von der Kaiserin im Principe bereits angeordnete Errichtung einer Generalcasse und einer Rechnungskammer geschritten werden.

Wollte Kaunitz in solcher Weise dem Directorium in publicis et cameralibus einen ungemein wichtigen Theil seiner bisherigen Geschäfte entziehen, so sollte ihm dagegen derjenige, der sich auf die

eigentlichen Verwaltungssachen bezog, ungeschmälert belassen werden. Doch müsse dieser Oberbehörde ein anderer Titel gegeben werden, in welchem der Cameral-Angelegenheiten nicht mehr Erwähnung geschehe.

Die Aufrechthaltung der im Jahre 1749 wenigstens in der obersten Instanz vorgenommenen Trennung der Justiz von der Verwaltung fand in Kaunitz einen lebhaften Anwalt; seiner Ansicht nach sollte daher die damals neu errichtete Oberste Justizstelle beibehalten werden. Das Gleiche habe auch in Bezug auf den Hofkriegsrath zu geschehen; doch müsse dessen innere Einrichtung vollständig verändert werden, wenn überhaupt das Militärwesen gehörig besorgt werden solle. Die Verrichtungen dieser höchst wichtigen Stelle dürften nicht mehr wie bisher in bloßen Kanzlei-Expeditionen, sondern sie müßten in wesentlichen Beschlüssen, und zwar hauptsächlich darin bestehen, die Kriegstüchtigkeit des Heeres, seine Disciplin, seine Verpflegung, so wie überhaupt alle Theile des Kriegswesens in Ordnung zu halten und zu verbessern.

Ganz besonderen Nachdruck legte endlich Kaunitz auf die Nothwendigkeit, daß der Förderung des Handels größere Aufmerksamkeit zugewendet werde als bisher. Er sei ja zugleich mit dem Ackerbau und der Industrie die eigentliche Quelle des Reichthums der Staaten. Gegenwärtig befänden sich in dem Commerzdirectorium nur hochadelige Herren und gelehrte Männer. Ihre Anschauungen seien von denjenigen der Kaufleute und Industriellen völlig verschieden, den Letzteren möge daher wenigstens einiger Einfluß auf die Leitung der sie selbst betreffenden Geschäfte gegönnt werden.

Es würde zu weit führen, wenn hier auch noch auf die höchst umfangreichen Gutachten der übrigen Mitglieder des Staatsrathes umständlicher eingegangen und nachgewiesen werden sollte, in welchen Punkten sie sich der Meinung des Staatskanzlers anschlossen oder ihr wenigstens näherten, und in welchen sie von ihr abwichen oder ihr geradezu widersprachen. Es genüge die Anführung der Thatsache, daß Maria Theresia ihre entscheidenden Beschlüsse den Anträgen des Staatskanzlers anpaßte. Das Directorium in publicis et cameralibus verlor

seine bisherige Wirksamkeit in Finanzsachen und wurde als oberste Verwaltungsbehörde wieder in die böhmische und österreichische Hofkanzlei umgewandelt, zu ihrem Chef aber der bisherige Präsident der Ministerial-Banco-Hofdeputation, Graf Rudolph Chotek, als Oberster Kanzler ernannt; der hochbetagte Bartenstein stand ihm als Vicekanzler zur Seite. Letzterem wurde auch einstweilen an Choteks Stelle das Präsidium der Centralbehörde für Handelsangelegenheiten übertragen, welche früher in einem gewissen Zusammenhange mit dem Directorium gestanden war, jetzt aber als „unmittelbarer Hofcommerzienrath“ eine selbstständige Stellung erhielt. Die gesammte Finanzverwaltung des Staates wurde zwischen drei Centralbehörden getheilt, der Hofkammer, der deutsch-erbländischen Creditsdeputation und der neu zu errichtenden Hofrechnungskammer. Die Hofkammer sollte künftighin die Oberaufsicht, die Leitung und Verbesserung sämmtlicher Cameral- und Contributions-Gefälle besorgen. Zu ihrem Präsidenten wurde Graf Johann Seifried von Herberstein ernannt, der bisher an der Spitze der Landesbehörde von Krain gestanden war und sich dort den Ruf eines äußerst geschäftskundigen und gewissenhaften Mannes erworben hatte[23]).

Ungleich bedeutsamer noch war der Wirkungskreis, welchen die Kaiserin der deutsch-erbländischen Credits-Deputation zuwies. Die Wiener Stadtbank wurde ihr untergeordnet und alles unter ihre Leitung gestellt, was sich auf das Schulden- und Creditwesen des Staates bezog. Bis es dereinst gelänge, auch die Cameral- und Contributions-Gefälle mit den sonstigen Einnahmen und Ausgaben des Staates unter eine und dieselbe Verwaltung zu stellen und in dieser Art eine wirkliche Generalcasse zu Stande zu bringen, sollte die Credits-Deputation wenigstens theilweise als solche fungiren[24]). Graf Karl Friedrich von Hatzfeldt wurde zu ihrem Chef so wie zum Präsidenten der Ministerial-Banco-Deputation und bald darauf auch der Generalcassendirection bestellt.

Jene ganz neue Schöpfung, welche damals ins Leben trat und der man die allergrößte Wichtigkeit beimaß, die Hofrechnungskammer sollte sich zunächst mit der Controlirung der Einnahmen und der Ausgaben des Staates beschäftigen und überhaupt das ganze Rechnungswesen leiten, überwachen und verbessern; Graf Ludwig Zinzendorf, der

Urheber der letzten Creditoperationen, wurde zu ihrem Präsidenten ernannt[25]).

In Sachsen geboren, war Zinzendorf frühzeitig nach Oesterreich gekommen, um die Güter wieder zu erlangen, welche seine Vorfahren wegen ihres Uebertrittes zum protestantischen Glaubensbekenntnisse eingebüßt hatten. Zum Katholizismus zurückgekehrt, erhielt er diese Güter; die Verwaltung derselben genügte jedoch seinem Triebe nach Thätigkeit nicht. Durch sein aufgewecktes und geistvolles Wesen wußte er den Grafen Kaunitz so sehr für sich einzunehmen, daß ihn derselbe, als er zum Botschafter in Frankreich ernannt wurde, mit nach Paris nahm. Dort beschäftigte sich Zinzendorf eifrig mit national-ökonomischen Studien, und Kaunitz blieb ihm nicht nur fortan gewogen, sondern er bildete sich eine so hohe Meinung von Zinzendorfs Kenntnissen und Talenten, daß er ihn, wie gezeigt worden, gern im Staatsrathe gesehen hätte. Jetzt bewirkte er seine Ernennung zum Präsidenten der Hofrechnungskammer[26]); in dieser Stellung übte Zinzendorf nach wie vor in allem, was sich auf Finanzsachen bezog, einen sehr großen Einfluß, freilich zunächst auf den Staatskanzler, aber durch ihn auch auf die Kaiserin selbst.

Eine der bemerkenswerthen Veränderungen, welche in Folge der Errichtung des Staatsrathes vorgenommen wurden, bestand auch noch darin, daß Daun sein bisheriges Amt eines Präsidenten des obersten Militär-Justizcollegiums — es hieß der Hofkriegsrath in Justitialibus — niederlegen mußte. Der Feldmarschall-Lieutenant Augustin Freiherr von Wöber, derselbe, der seinerzeit ein Günstling des Prinzen Eugen von Savoyen gewesen und wider welchen sich bei Maria Theresia's Thronbesteigung so leidenschaftliche Anklagen erhoben hatten, erhielt es. Wohl war er schon hochbejahrt, aber bei seiner großen Erfahrung und ganz außergewöhnlichen Geschäftstüchtigkeit glaubte man sich von ihm noch ersprießliche Dienste in einem Amte versprechen zu dürfen, dessen Obliegenheiten er ohnedieß schon durch vier Jahre, während Dauns Abwesenheit im Feldlager, in zufriedenstellendster Weise besorgt hatte[27]).

Nicht nur der Oberbehörde in Militär-Justizsachen wurde ein neues Oberhaupt bestellt, auch die wirthschaftlichen Einrichtungen im Kriegswesen erhielten eine andere Gestalt. Es wurde ein dritter Hofkriegsrath, und zwar in Commissariaticis errichtet, und der Feldzeugmeister Graf Johann Chotek, welcher früher, und wie es scheint, mit zeitweiliger Ablegung seines militärischen Titels und Ranges als böhmischer und österreichischer Kanzler die nächste Stelle nach Haugwitz bei dem Directorium in publicis et cameralibus bekleidet hatte, zum General-Kriegscommissär ernannt[28]).

Es gab also, wie man sieht, von nun an drei Hauptabtheilungen der obersten militärischen Behörde, von denen jede den Titel „Hofkriegsrath" führte. Das entscheidende Motiv für diese Dreitheilung bestand ohne Zweifel darin, daß man den Hofkriegsrath „in publicis et politicis", so wie es schon früher hinsichtlich der Justizsachen geschehen war, jetzt auch aller ökonomischen Geschäfte entlasten wollte. Dadurch trachtete man ihn in den Stand zu setzen, sowohl im Kriege wie im Frieden die eigentliche Heeresleitung zu führen, eine Aufgabe, der er bekanntlich während des siebenjährigen Krieges durchaus fremd geblieben war.

Damit hing es auch zusammen, daß man sich endlich im Jänner 1762 entschloß, den seiner Zeit gewiß hochverdienten, jetzt aber altersschwachen und schon seit langer Zeit zu Geschäften ganz untauglich gewordenen Präsidenten des Hofkriegsrathes, Grafen Joseph Harrach, dieser Stelle zu entheben. Daß man Angesichts von Ereignissen, wie der siebenjährige Krieg sie mit sich führte, so lang mit dieser Maßregel zögerte, liefert den schmerzlichen Beweis, wie schwach sich sogar ein so thatkräftiger Charakter wie derjenige Maria Theresia's erfinden ließ, wenn selbst die dringendsten Interessen des Staates die Durchführung einer Maßregel forderten, durch welche ein Mitglied einer der vornehmsten Adelsfamilien des Reiches sich möglicher Weise verletzt fühlen konnte. Endlich war jedoch dieselbe ganz unausweichlich geworden. In seinem vierundachtzigsten Lebensjahre trat Joseph Harrach von der Stelle eines Präsidenten des Hofkriegsrathes zurück, welche er dreiundzwanzig Jahre hindurch bekleidet hatte[29]). Mit ihm

zugleich verließ der bisherige Vicepräsident, Graf Neipperg, zum commandirenden General von Oesterreich ob und unter der Enns so wie zum Stadtcommandanten von Wien ernannt [30]), den Hofkriegsrath, welcher nun unter das Präsidium des Feldmarschalls Grafen Leopold Daun gestellt wurde und eine ganz veränderte Einrichtung erhielt. An den Platz der früheren, dem Civilstande angehörigen Hofkriegsräthe traten Generale, von denen die Mehrzahl sich während des siebenjährigen Krieges hervorgethan hatte; Siskovich, d'Ayasasa, Jacquemin, Hannig waren unter ihnen. Von den früheren Hofkriegsräthen wurden nur wenige als Hofräthe beibehalten, einige zum Militär-Justizcollegium oder zum Commissariat, andere in den Ruhestand versetzt [31]).

Wird noch erwähnt, daß im März 1762 Graf Franz von Andler zum Präsidenten des Hofkommerzienrathes und Graf Philipp Sinzendorff zum Chef des niederösterreichischen Commerzconsessus ernannt wurden, welch beiden Behörden man durch Vermehrung der Zahl der bei ihnen angestellten Hofräthe eine beträchtliche Verstärkung an Arbeitskraft zu Theil werden ließ, so ist die Aufzählung jener wichtigeren Veränderungen so ziemlich erschöpft, welche damals bei den in Wien concentrirten obersten Staatsbehörden des Innern vorgenommen wurden.

Eine gleichsam aus der Natur der Sache hervorgehende Folge dieser Maßregeln bestand darin, daß man auch die Behörden in den einzelnen Königreichen und Ländern einer Reorganisation unterzog. Jedes derselben wurde einem einzigen Chef untergeordnet, unter welchem die verschiedenen Geschäfte von abgesonderten Dicasterien besorgt werden sollten. Gegen die hiedurch noch schärfer hervortretende Ueberantwortung der Landesangelegenheiten an vom Staate besoldete und daher nur von ihm abhängige Beamte erhoben in verschiedenen Provinzen die Landstände lebhafte Einsprache. Mit besonderem Nachdrucke geschah dieß in Böhmen; dort hofften die Stände, das im Jahre 1749 eingeführte System umstoßen zu können und die Leitung der Angelegenheiten des Landes wieder in die Hand zu bekommen. Jedoch auch jetzt wieder bewies Kaunitz die geistige Ueberlegenheit, die ihn hoch

emporhob über alle seine Standesgenossen. In Formsachen zeigte er sich schonend und nachgiebig, in den Dingen aber, auf die es eigentlich ankam, ganz unerschütterlich. So rieth er dringend, dem Haupte der Regierung in Böhmen den althergebrachten und hochangesehenen Titel eines Oberstburggrafen nicht zu entziehen und dem Träger dieser Würde auch sonst die Vorrechte zu belassen, die mit derselben von Alters her verknüpft waren. Dem Gedanken aber, die Regierungsgewalt des Staates wieder zu beschränken, trat der Staatskanzler mit voller Entschiedenheit entgegen. „Ich selbst bin ein Böhme", schrieb er am 1. Mai 1763 der Kaiserin, „und in Mähren begütert. Wenn „ich also gleichfalls nur meinen Nutzen zu Rath zöge, so hätte ich „alle Ursache, der Meinung derjenigen beizustimmen, welche nur daran „denken, den Adel und die Stände mehr als sie es gegenwärtig sind, „in die Höhe zu bringen und ihnen die Verwaltung der obersten Ge„walt in die Hände zu spielen. Allein wenn man Eid und Pflichten „vor Augen hat, so denkt man zuerst an seinen Souverän und an „die allgemeine Wohlfahrt. Ich kann daher nicht begreifen, wie sich „die eigenen Diener Eurer Majestät so weit vergessen können, gegen „die bereits erfolgte Entscheidung mit so viel Nachdruck Einrichtungen „in Vorschlag zu bringen, welche ganz offenbar gegen alle Regeln „einer vernünftigen Regierungsform und gegen das wesentlichste In„teresse des Landesherrn sind."

„Andere Souveräne", fährt Kaunitz fort, „suchen den Adel „immer mehr zu beschränken, weil die wahre Stärke des Staates in „dem größten Theile der Menschen, nämlich in dem gemeinen Manne „besteht und dieser die vorzüglichste Rücksicht verdient, in Böhmen „aber mehr als in anderen Ländern unterdrückt ist. Statt also an „Mittel zu denken, diesem Uebel abzuhelfen, wird Eurer Majestät von „den eigenen Dienern das gerade Gegentheil und eine Regierungsform „angerathen, welche zugleich der obersten Gewalt des Souveräns am „meisten entgegensteht."

„Ich will hiebei das gehässige Andenken an das, was sich vor„mals in Böhmen mit dem Adel und den Ständen ergeben, nicht

„erneuern, sondern nur in Erinnerung bringen, welch große Hindernisse „Eure Majestät in Ungarn, in Siebenbürgen und in den Niederlanden „am Adel und an den Ständen bei allen guten Einrichtungen finden. „Zum Glück sind den Böhmen, welche gewiß nicht besser als die er= „wähnten Nationen gesinnt sind, engere Schranken gesetzt, und die „ausgiebigste politische Maßregel des Systems vom Jahre 1748 hat „darin bestanden, daß die Statthalterei abgeschafft wurde. Und jetzt „sollen Eure Majestät selbst ohne Noth und ohne alle zureichende „Ursache die schönste Einrichtung wieder über den Haufen werfen, „ungeachtet dieselbe durch fünfzehn Jahre aufrecht bestand, mithin „all die Vorspiegelungen von bedenklichen Folgen und alten Privi= „legien von selbst hinwegfallen."

Was die übrigen Mitglieder des Staatsrathes anging, so war es natürlich, daß Haugwitz für die Aufrechthaltung, die Befestigung und Erweiterung seines eigenen Werkes in die Schranken trat. Blümegen scheint den früheren ständischen Einrichtungen günstiger gewesen zu sein, während sich Borié und Stupan mit besonderem Nachdrucke wider sie aussprachen. Auch die Kaiserin billigte die Anschauung der Mehrheit des Staatsrathes; auf das Protokoll vom 2. Mai 1768 schrieb sie die bemerkenswerthen Worte:

„placet und ist zu mein besondern trost nach so villen aus= „stellungen und contradictionen des publici doch nach reyffer „überlegung vor das beste erkent worden, was durch dem eyffer, „einsicht und activitæt des graffen haugwitz allein vor 15 jahren „geschehen, welches auch noch in übrigen sachen wird gefunden „werden" [32]).

Unter denjenigen, welche aus vollster Seele den von Kaunitz ausgesprochenen Ansichten beipflichteten, ja auf dem von ihm bezeich= neten Wege noch ungleich rascher und entschiedener vorwärtsschreiten wollten als der Staatskanzler selbst, befand sich eine Persönlichkeit, welche zuerst, wenngleich noch in sehr bescheidenem Maße, gegen Ende des Jahres 1760 begonnen hatte, sich den Staatsgeschäften

zu widmen. Kurz nach seiner Vermälung wurde der Kronprinz Joseph, der damals das neunzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, von seiner Mutter beauftragt, den Berathungen der verschiedenen Centralbehörden beizuwohnen. Und im Mai 1761 berief ihn die Kaiserin in den Staatsrath, an dessen Sitzungen er von nun an regelmäßig Theil nahm.

# Zweites Capitel.

## Isabella von Parma.

Es ist keineswegs leicht, ein auch nur einigermaßen zutreffendes Urtheil über den Bildungsgrad und die Denkweise zu fällen, die Joseph in dem Augenblicke besaß, in dem er, wie man damals sich ausdrückte, in die Welt trat. Als der Zeitpunkt, in welchem dieß geschah, darf wohl das Jahr 1759 angenommen werden, in welchem Joseph sein achtzehntes Lebensjahr vollendete. An einem anderen Orte ist die Sorgfalt geschildert worden, welche man auf des Kronprinzen Erziehung und Unterricht verwendete. Mit den Erfolgen des letzteren hatte man Ursache zufrieden zu sein, wenigstens erklärt Bartenstein unter ausdrücklicher Betheuerung, daß er weder gewohnt noch geschickt sei zu schmeicheln, daß Joseph in den Rechtsstudien ganz besondere Fortschritte gemacht, und daß ihm die Auszüge, welche er ohne irgend eine Beihülfe aus dem natürlichen und dem Völkerrechte verfaßt habe, zu „wahrhaft großem Vergnügen" gereicht hätten; in lebhaften Ausdrücken beglückwünscht er die Kaiserin zu diesem Ergebnisse[33]). Das Meiste und Schwierigste, das Verdrießlichste und Unangenehmste der Lernzeit sei jetzt überstanden; nun handle es sich hauptsächlich um die Anwendung des Erlernten auf die gegebenen Zustände der österreichischen Monarchie. Den Kronprinzen mit den letzteren allmälig vertraut zu machen, darin bestehe die Hauptaufgabe, die nun zu erfüllen sei. Ruhig werde er sterben, fügt Bartenstein hinzu, wenn es ihm noch vergönnt sein sollte, dem Erzherzog hiezu die nöthige Anleitung zu ertheilen[34]).

„alles ligt", antwortete Maria Theresia mit gewohnter Huld ihrem treuergebenen Diener und Freunde, „alles ligt an diser unter„richtung, und kan es ihme niemand also geben alſ ihr; ich werde „euch mehrers mündlich sagen" [35]).

Als Resultat dieser Besprechung darf wohl die Billigung des von Bartenstein vorgelegten Planes angesehen werden, demzufolge die erfahrensten Männer im Dienste des Staates, welche mit den inneren Zuständen der einzelnen österreichischen Königreiche und Länder am meisten vertraut waren, den Auftrag erhalten sollten, Denkschriften zum Unterrichte des Kronprinzen auszuarbeiten. Der Natur der Sache nach traf diese Wahl zumeist die Hofräthe bei der obersten Administrationsbehörde, als welche damals noch das Directorium in publicis et cameralibus fungirte. So hatten, um nur einige Beispiele zu erwähnen, Hermann Lorenz von Kannegießer über die böhmischen Länder, Karl Holler von Doblhoff über Oesterreich ob und unter der Enns, Anton Franz Freiherr von Buol über Tirol und die Vorlande, Karl Joseph von Cetto und Anton Maria Stupan von Ehrenstein über Inneröſterreich die Arbeit zu liefern. Für Ungarn sollte sie von dem königlichen Personal Franz von Koller, für Siebenbürgen aber von dem Hofrathe Franz Christoph Freiherrn von Schmidlin und dem Vertrauensmanne des Kaisers Franz, dem Freiherrn von Toussaint entworfen werden. In welcher Weise dieß zu geschehen habe, wurde ihnen von Bartenstein umständlich vorgezeichnet. Eine Denkschrift sollte ihnen als Vorbild dienen, welche im Jahre 1697 Graf Boulainvilliers ausgearbeitet hatte, um zum Unterrichte des damaligen Duc de Bourgogne eine wahrheitsgetreue Schilderung der inneren Zustände Frankreichs zu bieten. Doch möge man keineswegs so weitläufig sein als Jener es gewesen; es genüge, das Wesentlichste von dem zu wissen, wovon nach der Lage, der Beschaffenheit und den Hülfsmitteln eines Landes dessen Aufschwung oder Verfall abhängig sei.

In einer von Bartenstein zusammenberufenen Versammlung jener Männer, welche auf seinen Vorschlag die Kaiserin mit dieser Aufgabe betraute, erklärten sich alle mit Freuden bereit, sich ihr zu unterziehen. Der erste, der sie wirklich erfüllte, war Hofrath von

Kannegießer; doch fand seine Denkschrift über Böhmen so wenig Beifall und Zustimmung, daß sie unterdrückt wurde und Bartenstein diese Arbeit persönlich übernahm. Mit der ihm eigenen Weitschweifigkeit führte er sie durch; seine Darstellung Böhmens füllt allein schon einen stattlichen Band. Je ausführlicher er sich über dieses Königreich verbreitet, um so wortkarger ist er jedoch über Mähren, und was Schlesien angeht, so beschränkt er sich auf die Bemerkung, man werde erst dann von diesem Lande zu reden im Stande sein, wenn man wisse, wie viel von demselben nach Beendigung des Krieges bei Oesterreich bleibe[36]).

Auch die Darstellung des inneren Zustandes der Erzherzogthümer Oesterreich unter und ob der Enns wurde von Bartenstein geliefert. Doch scheint sie für ihren eigentlichen Zweck, den Unterricht des Kronprinzen, allzu umständlich und schwerfällig gewesen zu sein, wenigstens wurde sie einer Umarbeitung unterzogen, in welcher der historische Theil und alles, was die Reminiscenzen aus Bartensteins eigenen Erlebnissen betraf, in die derselbe so oft und so leicht verfiel, so wie die von Bartenstein hieraus abgeleiteten Betrachtungen und Nutzanwendungen theils gekürzt, theils ganz hinweggelassen waren. Hiegegen wurden die eigentlich beschreibenden, die statistischen Partien erweitert und endlich auch Mähren und Schlesien einer ausführlicheren Besprechung unterzogen, als es in dem Bartenstein'schen Manuscripte geschehen war. Doch wissen wir nicht, von wem diese Umarbeitung herrührt. Sonst vermögen wir nur mit Bestimmtheit anzugeben, daß sowohl Stupan als Buol die ihnen übertragenen Arbeiten, und zwar der Erstere über Inneröstereich, der Letztere über Tirol geliefert haben[37]); alle Uebrigen ließen, wie es scheint, die übernommene Aufgabe unerfüllt.

Es mag hier der Ort sein, noch einer anderen sehr weitläufigen Arbeit Erwähnung zu thun, zu welcher Bartenstein ebenfalls die Anregung von Maria Theresia erhielt, und die wohl nicht so sehr zum eigentlichen Unterrichte Josephs, als zu dessen tieferer Einweihung in die letztverflossenen politischen Zeitereignisse bis zum Austritte Bartensteins aus dem Staatssecretariate bestimmt war. Sie enthält dessen

Aufzeichnungen über die Weltbegebenheiten, die er nicht nur miterlebte, sondern an denen er persönlich thätigen Antheil nahm. Darum besitzt diese Schrift auch jetzt noch geschichtlichen Werth[38]).

Aus der Reihe der historischen Schriften, welche eigens für Joseph verfaßt wurden, sei hier noch Pataÿ's Geschichte Ungarns erwähnt, von welcher Bartenstein bezeugt, daß sie in „unvergleichlich schönem Latein" abgefaßt war[39]). Aber man weiß nicht, und darauf kommt es ja doch eigentlich an, welchen Eindruck diese Arbeiten auf Joseph hervorbrachten und ob er irgendwelchen Nutzen aus ihnen zog. Denn von ihm selbst sind aus jener Zeit gar keine Aufzeichnungen vorhanden. Und wir besitzen zwar die Instruction, welche Kaiser Franz, einer damals ziemlich allgemein beobachteten Gewohnheit folgend, als wohlmeinende Rathschläge für den Lebensweg seines ältesten Sohnes zu Papier brachte[40]). Aber sie bewegt sich ausschließlich in ganz allgemein gehaltenen Lehren und enthält sich jeder speziellen Anwendung derselben auf die Eigenschaften des Kronprinzen. Darum bietet sie in weit höherem Grade einen nicht unwichtigen Beitrag zu gerechterer Würdigung der vielfach unterschätzten Begabung des Kaisers und einen neuen Beweis für die Vortrefflichkeit seines Gemüthes, als Aufschluß über Josephs Charakter und den Grad seiner damaligen geistigen Entwicklung.

Auch in dem letzten Theile der Instruction, in welchem der Kaiser den Kronprinzen auf dessen bevorstehenden Eintritt in den Ehestand vorzubereiten sucht, würde man vergeblich nach derartiger Aufklärung forschen. Weit eher werfen die Bemerkungen, durch welche Franz seinen Sohn zur Willfährigkeit, zur Sanftmuth und zur Geduld mahnt und ihn mit ganz besonderem Nachdrucke vor Eifersucht warnt, ein nicht zu mißdeutendes Streiflicht auf das eheliche Verhältniß des Kaisers selbst, als auf dasjenige, in welches Joseph zu treten im Begriffe stand, und auf die Eigenschaften, die er in dasselbe mitbrachte.

Allbekannt ist es, daß für Joseph, freilich hauptsächlich durch sein eigenes Zuthun, eine Wahl getroffen worden war, wie sie glücklicher nicht mehr gedacht werden konnte. Von dem ersten Augenblicke

angefangen, in welchem Maria Isabella von Parma durch ihre Vermälung mit dem Kronprinzen ein Mitglied des Hauses Oesterreich wurde, bildete sie das Entzücken ihres Gemals, ihrer Schwiegereltern, der Angehörigen ihrer neuen Familie. Besonders widmete ihr Maria Theresia selbst die innigste mütterliche Zärtlichkeit und Liebe; ja sie bewunderte sie und gab diesem Gefühle bei jeder Gelegenheit lebhaften Ausdruck[41]). Die Freundschaft aber, welche die Erzherzogin Isabella mit Josephs Schwester Marie verband, überschreitet in ihrer Schwärmerei fast die Grenzen, innerhalb deren es nach unseren heutigen Begriffen wünschenswerth erscheint, daß eine solche Zuneigung sich bewege.

Um eine möglichst anschauliche Charakteristik der Erzherzogin Isabella zu liefern, folgen wir dem Bilde, welches in einem an sie selbst gerichteten Briefe ihre Schwägerin Marie von ihr entwirft. Sie kenne, so sagt sie von und zu ihr, kein gewinnenderes Aeußere, als sie es besitze; schöne Augen und Haare, einen hübschen Mund, eine ungemein reizend geformte Büste glaubt sie als deren Hauptvorzüge bezeichnen zu sollen. Aber gleichzeitig verschweigt sie nicht, daß ihre Hautfarbe etwas zu braun für ihre Haare, und daß die Hände weniger schön als die übrige Gestalt seien. Ihre Gesichtszüge findet sie so sprechend, daß man unter dem ihr eigenen muthwilligen Ausdrucke all den Geist entdecke, den sie besitze.

Auf die inneren Eigenschaften ihrer Schwägerin übergehend, behauptet die Erzherzogin Marie, daß vollendete Herzensgüte den Grundzug des Wesens derselben bilde. Sie sei eine gute Tochter, eine gute Gattin, eine gute Schwester, endlich eine gütige Herrin. Großmüthig sei sie und mitleidsvoll, gleichwohl könne sie von einer gewissen Voreingenommenheit gegen manche Personen nicht freigesprochen werden, von der sie dann nur schwer sich abbringen lasse. Endlich verleite sie ihr Muthwille nicht selten, Andere zu quälen; freilich geschehe das nur zum Scherz; denn habe sie es dahin gebracht, die Leute wirklich zu ärgern, dann sei sie selbst am untröstlichsten darüber.

Ueber den Geist und den Verstand, welchen Isabella besitze, erklärt ihre Schwägerin Marie, sich nicht weiter verbreiten zu wollen;

die Schriften derselben legten hierüber das vollgültigste Zeugniß ab. Und obgleich, wie ein verläßlicher Gewährsmann versichert, zahlreiche Aufzeichnungen von der Hand Isabella's durch einen Unfall verloren gingen [42]), so ist deren doch noch eine ausreichende Anzahl erhalten worden, um die Worte der Erzherzogin Marie als wahrheitsgetreu zu bekräftigen.

Freilich ist die Selbstschilderung, welche in einem dieser Schriftstücke die Erzherzogin Isabella von sich entwirft, ungleich weniger schmeichelhaft als das Porträt, welches wir ihrer Schwägerin Marie verdanken. Aber gerade durch sie wird die Richtigkeit der Behauptungen, welche die Letztere aufstellte, neuerdings bestätigt.

„Du kennst ja", schreibt Isabella einmal im heitersten Tone an ihre Schwägerin, „meinen gewissen Schrank, in welchem man ganz „ohne alle Ordnung oder Unterscheidung eine politische Schrift, einen „Pack Briefe, eine komische Oper, ein Vaudeville, eine Abhandlung „über Erziehung, ein Clavierstück, moralische Betrachtungen, eine „Predigt, eine Erörterung der Narrheiten der Welt, endlich Briefe „von hundert Personen, die mir vollkommen gleichgültig sind, neben „jenen der Kaiserin, welche die Freude meines Lebens ausmachen, alles „bunt durcheinander aufgestapelt findet. Genau so wie in diesem „Schranke sieht es auch in meinem Kopfe aus. Etwas Philosophie, etwas „Moral, Erzählungen, tiefsinnige Betrachtungen, fröhliche Lieder, Ge„schichte, Physik, Logik, Metaphysik, Sehnsucht nach Dir, Alles das „nebeneinander bildet das eigenthümlichste Gewirr, das Unordnung „und Vernunft nur immer zu Stande bringen konnten".

Und in der That, was wir noch von Schriften der Erzherzogin Isabella besitzen, trägt wirklich diesen Charakter der Vielseitigkeit, aber auch ein klein wenig der Zerfahrenheit an sich. So finden sich mehrere Ausarbeitungen über wissenschaftliche und politische Fragen, denen Aufzeichnungen schöngeistigen, manchmal recht bizarren Inhaltes sich anschließen. Ungleich wichtiger sind die Betrachtungen, welche die Erzherzogin als Resultate ihres Nachsinnens über sich selbst, über ihren Gemal und andere Mitglieder ihrer Familie, über Dinge und Fragen,

die sie sonst interessirten, zu Papier brachte. Der Zahl nach bilden jedoch die Briefe und Billets an die Erzherzogin Marie den bedeutendsten Theil ihres handschriftlichen Nachlasses.

Ueber den Versuch einer „Sittengeschichte aller Völker" von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart kann man um so rascher hinweggehen, als diese Arbeit schon nach ihren ersten Anfängen, und zwar mitten in der Geschichte der alten Egypter wieder ins Stocken geräth [43]). Aber auch das vorhandene Bruchstück ist durch die Bemerkungen nicht ganz ohne Interesse, mit welchen die Erzherzogin ihre Arbeit beginnt und in denen sie den hohen Werth der in jener Zeit fast ganz vernachlässigten Culturgeschichte besonders hervorhebt.

Ungleich längere Zeit und eingehendere Studien muß Isabella einer anderen Arbeit gewidmet haben, welche sie „Ansichten über den Handel" [44]) betitelt. Auf fünfzig Quartseiten, ganz von ihr selbst beschrieben, bespricht sie zuerst die Segnungen des Handels, den sie die „Seele des Staates" nennt. Denn er allein könne die Reichthümer und sonstigen Vortheile verschaffen, deren jedes Land beraubt sei, welches keinen Handel besitzt. Von diesen allgemeinen Betrachtungen kommt sie auf die Maßregeln zu sprechen, welche der Wiener Hof seit der Beendigung des spanischen Successionskrieges ergriff, um sich einen Antheil an dem Welthandel, insbesondere an demjenigen nach Ostindien zu erringen. Sie billigt den Zweck, der hiebei ins Auge gefaßt wurde, nicht aber den Weg, auf dem man ihn zu erreichen sich fruchtlos bemühte. Als geeigneteres Mittel hiezu schlägt sie den Abschluß eines Handelsvertrages mit Holland vor, ja sie arbeitet sogar in zwölf Artikeln den förmlichen Entwurf eines solchen aus. Und schließlich sucht sie die Vortheile nachzuweisen, welche nicht nur Oesterreich und Holland, sondern auch Frankreich, Spanien und die Niederlande aus einem solchen Vertrage zu ziehen vermöchten.

„Bemerkungen über die Preußen" ist ein dritter Aufsatz betitelt, von dem jedoch kaum mit Bestimmtheit behauptet werden kann, daß wirklich die Erzherzogin dessen Verfasserin sei. Freilich sind die ersten drei von den zwanzig Quartseiten, aus denen der Aufsatz

besteht, von Isabella eigenhändig niedergeschrieben. Gleichwohl läßt so Manches in Inhalt und Fassung vermuthen, daß er nicht von ihr herrühre, sondern daß sie nur dessen Copirung begann, die Vollendung der Abschrift aber von einer anderen Hand durchgeführt wurde.

Niemand wird es Wunder nehmen, daß dieser Aufsatz, der wohl aus dem vorletzten oder dem letzten Jahre des siebenjährigen Krieges herrührt, nicht gerade in einem für Preußen und König Friedrich sehr günstigen Sinne abgefaßt ist. Aber eine gewisse Gerechtigkeit in der Beurtheilung des Letzteren wurde gleichwohl nicht aus den Augen verloren, und insbesondere wird seinem ganz außerordentlichen Feldherrntalente die ihm gebührende Bewunderung gezollt [45]).

Philosophische Betrachtungen in Prosa und in Versen, kleine französische Gedichte in wenigen Strophen, und ein Paar recht bizarre Aufsätze, von denen der eine: „die Abenteuer der Unbesonnenheit" und ein zweiter „der Reiz der falschen Freundschaft" betitelt ist, wollen wir hier übergehen, jedoch nicht verschweigen, daß uns der letztere einige nicht gerade schmeichelhafte Anspielungen auf Isabella's ältere Schwägerin Marianne zu enthalten scheint; mit ihr allein mag die Gemalin Josephs nicht auf gutem Fuße gestanden haben. Zweifel an deren Aufrichtigkeit wendeten ihr Herz von Mariannen ab [46]), deren ungewöhnlichem Verstande sie übrigens volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Der sowohl dem Umfange als dem Inhalte nach bei weitem bedeutendste Aufsatz Isabella's ist derjenige, welchen nach ihrem Tode die Kaiserin unter dem Titel „Christliche Betrachtungen" drucken ließ [47]). In neun verschiedene Abtheilungen ist derselbe getheilt; die erste handelt von dem Nutzen und der Nothwendigkeit, ja von dem Genuß, den man daraus schöpft, wenn man sich wenigstens ein Mal des Jahres von der Außenwelt abschließt und ganz auf sich selbst zurückzieht. In einer anderen Betrachtung werden die nachtheiligen Folgen der Lauheit in religiösen Dingen geschildert. Mit den Worten: „Ueber das Leben in der Welt" und „Was haben wir zu erwarten?" „Ueber die Liebe zu den Menschen" und „Ueber die Undankbarkeit

gegen Gott" sind vier andere Betrachtungen überschrieben, während nicht weniger als drei der Vorbereitung zum Tode und dem Tode selbst gewidmet sind. Aus dieser ganzen Reihe von Aufsätzen spricht eine strenggläubige und zugleich schwärmerische Seele, welche nicht nur mit den schwer zu erfüllenden Aufgaben, die sie für dieses Leben sich gestellt hat, unablässig beschäftigt ist, sondern die mit einer Art von sehnsuchtsvoller Lust in tiefes und oft wiederholtes Nachdenken sich versenkt über das Schicksal, das ihr nach dem Tode bevorsteht.

Darauf war denn überhaupt, fast möchte man sagen ausschließlich das Sinnen und Trachten Isabella's gerichtet. Allerdings füllen diese Gedanken nicht einzig und allein den Briefwechsel, welchen sie, obwohl an einem und demselben Orte wohnend mit ihrer heißgeliebten Schwägerin Marie, doch so rastlos mit ihr pflog, daß aus der kurzen Zeit, während deren ein solcher überhaupt stattfinden konnte, aus wenig mehr als drei Jahren etwa zweihundert Briefe und Billets Isabella's an Marie noch vorhanden sind. Herzensergießungen der verschiedensten Art, wie gerade der Augenblick sie eingab, bald voll übermüthiger, sprudelnder Laune, bald aber wieder, und letzteres ist in überwiegendem Maße der Fall, voll tiefempfundener Schwermuth enthalten sie. Jederzeit aber tritt wieder jener einzige Gedanke gar bald in den Vordergrund, der Isabella's inneres Leben fast ganz beherrscht, die unermeßliche Sehnsucht nach baldigem und frühzeitigem Tode.

So eigenthümlich war diese Erscheinung bei einer jungen, schönen, glücklich vermälten und in den glänzendsten äußeren Verhältnissen lebenden Frau, daß man schon damals sich abmühte, einen ausreichenden Erklärungsgrund für diese merkwürdige Seelenstimmung zu finden. Die Einen suchten ihn in einem unglücklichen Liebesverhältnisse, durch welches die Erzherzogin schon im elterlichen Hause in solche Schwermuth versetzt worden sei, daß sie die Heirat mit dem Thronerben Oesterreichs nur als Opfer betrachtete, dessen sie so bald als nur immer möglich wieder ledig zu werden sich sehnte. Andere erzählten wieder, Isabella habe, als sie ein Jahr vor ihrer Vermälung ihre Mutter verlor, am Sarge der Verstorbenen gekniet und im Uebermaß des Schmerzes Gott angefleht, sie bald mit der Verewigten zu

vereinen. Da sei ihr plötzlich gewesen, als spreche irgend Jemand die Zahl drei aus. Nicht vollständig frei von Aberglauben, habe sie binnen drei Tagen die Erfüllung dieses Wunsches mit Zuversicht erwartet. Aber nicht nur drei Tage, sondern drei Wochen, drei Monate gingen vorüber, ohne daß dieselbe eintrat. Inzwischen sei die Werbung Josephs gekommen, Isabella habe sich ihr mit der durch nichts zu erschütternden Ueberzeugung gefügt, sie werde binnen drei Jahren nach jenem Ereignisse aus dem irdischen Dasein abberufen werden. Und diese Vorahnung habe sich auch wirklich erfüllt [48]).

Es ist allerdings schwer, die apodiktische Behauptung auszusprechen, daß jene Erzählungen jedes thatsächlichen Grundes entbehrten und nichts waren als die Ausgeburten einer erfinderischen Phantasie. Daß sie aber in hohem Grade unwahrscheinlich sind, läßt sich wohl mit großer Zuversicht annehmen. Ohne die Möglichkeit zu bestreiten, daß sich irgend Jemand am Hofe zu Parma das besondere Wohlgefallen der Prinzessin erworben haben könne, darf man doch sagen, daß sich nicht die geringste Andeutung hierüber auffinden läßt, während schon Isabella's Briefe aus Parma der Freude Ausdruck verliehen, mit der sie ihrer neuen Bestimmung entgegenging. „Seitdem die Zeit all„mälig herannaht", schrieb sie von dort am 26. August 1760 an die Erzherzogin Marie, „sieht man mehr Deutsche in Parma. Ich ver„sichere Sie, daß mir das ein unaussprechliches Vergnügen bereitet, „denn ich liebe wahrhaft diese Nation nicht allein aus Pflicht, sondern „aus Neigung. Noch ungefähr fünf Wochen und ich werde das Glück „haben Sie zu sehen. Mit aller nur denkbaren Sehnsucht, welche in „Worten nicht genug ausgedrückt werden kann, erwarte ich, liebe „Schwester, diesen Augenblick" [49]).

Gewiß wird wohl nicht leicht Jemand in diesen Worten die Sprache des Opferlammes erblicken, als welches man die Infantin Isabella darstellen will. Und eben so muß, was die zweite Erzählung betrifft, vorerst hervorgehoben werden, daß die Erzherzogin nicht binnen weniger als drei, sondern erst nach fast vier Jahren nach dem Tode ihrer Mutter starb [50]). Aber ungleich wichtiger noch ist die Verwechslung der Vorahnung des Todes mit der Sehnsucht nach demselben. Die

letztere war es vornehmlich, von welcher Isabella sich erfüllt zeigte. Denn wenn sie auch ihre bestimmte Ueberzeugung ausspricht, daß sie sehr bald sterben werde, so legt sie doch nicht so sehr auf den Zeitpunkt, in welchem, als auf ihren Wunsch den Nachdruck, daß dieß auch wirklich geschehe.

Nicht nur Anklänge an diese Stimmung, sondern eingehendere Kundgebungen derselben finden sich in sehr vielen Briefen Isabella's an die Erzherzogin Marie. Mit ganz besonderer Lebhaftigkeit fühlte sie sich hiezu durch die schwere Erkrankung angeregt, von welcher im December 1762 eine ihrer jüngeren Schwägerinnen, die Erzherzogin Johanna ergriffen wurde. Mit eben so viel Theilnahme als Interesse verfolgte sie die verschiedenen Phasen des bösartigen Fiebers, an dem die zwölfjährige Prinzessin darniederlag. „Ich bin recht zufrieden", so schreibt sie einmal an Marie, „mit meiner Schwester Johanna, „und ich beginne sogar mir zu schmeicheln, daß sie nicht sterben wird. „Ich stelle mir vor, daß sie darüber sehr glücklich sein wird und ich „ebenfalls, denn ich wäre um ihretwillen ganz untröstlich. Warum „befinde ich mich nicht an ihrer Stelle? Der Tod ist eine gute Sache; „ich schwöre Dir, daß ich mein ganzes Leben hindurch nie ernster „darüber nachgedacht habe als jetzt. Recht mit Muße und bis in seine „Nebenumstände habe ich all seine Schrecken mir vergegenwärtigt, aber „ich versichere Dich auch, daß mich das, weit entfernt mir Abscheu zu „erregen, lebhafter als je mit dem Wunsche zu sterben erfüllt hat. „Gott sieht mein Herz; er kennt die Sehnsucht, die ich fühle und „immer gefühlt habe, ihm gut zu dienen; er weiß, daß ich viel mehr „aus Unbesonnenheit als aus üblem Willen gefehlt habe. Er liest in „mir den Schmerz, der mich durchdringt, von seinen Gnaden nicht „Nutzen gezogen zu haben, und meinen Wunsch, ein Leben zu ver„lassen, in dem ich ihn trotz meiner Anstrengungen jeden Tag belei„digen werde. Nicht achtend des in der Natur begründeten Wider„strebens bringe ich mein Herz ihm zum Opfer. Ich darf daher „auf seine unendliche Barmherzigkeit hoffen, und Du wirst einsehen, „daß mir der Tod willkommen sein würde. Was habe ich auch auf „dieser Welt zu thun? Ich bin zu nichts nütze; ich thue nur Uebles,

„und je länger ich lebe, desto mehr Hindernisse finde und erwecke ich „für das Heil meiner Seele. Würde es erlaubt sein, sich selbst sterben „zu machen, so wäre ich wohl versucht es zu thun; vielleicht wird „Gott mir die Gnade erweisen, mich bald von hier wegzunehmen“ [51]).

Binnen kurzem mußte Isabella sich überzeugen, daß die Hoffnung, der sie hinsichtlich der Wiedergenesung der Erzherzogin Johanna sich hingegeben hatte, eine trügerische war. Mit peinlicher Pünktlichkeit berichtet sie ihrer Schwägerin Marie über die Fortschritte der Krankheit, und mit einer Art Gewißheit meint sie den Augenblick angeben zu können, in welchem die Auflösung erfolgen werde. „Meine Schwester Johanna lebt noch und sie wird sogar noch „bis zum Sonntag leben. Sie hatte eine sehr unruhige Nacht, ist „außerdem erschöpft und träumt unaufhörlich. Wer übrigens zu ihr „spricht, den erkennt sie, doch hat sie einen Augenblick nachher Alles „wieder vergessen.“

„Meine Schwester Johanna“, so lauten etwas später niedergeschriebene Worte, „kann wie es scheint nicht sterben, das muß schrecklich „für sie sein. Sie hat eine sehr unruhige Nacht gehabt; sie schrie „und weinte. Das Fieber ist fürchterlich und der Puls von einer „außergewöhnlichen Schwäche; sie nimmt nur sehr schwer etwas zu „sich und man sagt, daß sie die Augen fast fortwährend auf den Tod „gerichtet hält. Gott möge sie bald befreien und ihr die Kraft ver„leihen, ruhig zu dulden. Was mich angeht, so weiß ich, daß wenn „ich daran denke, ich schaudere und fühle, daß ohne eine ganz beson„dere Gnade ich es nicht zu ertragen vermöchte. Erhalte Dich, ob„wohl ich nicht weiß, ob es nicht ein Glück ist zu sterben. Beschäftige „Dich den ganzen Tag, wenn es möglich ist, mit Gott, denn beim „Tode bereut man bitter, wie ich fürchte, die Augenblicke, die man „vorübergehen ließ, ohne es zu thun. Trachten wir beide das Heil „unserer Seele zu sichern; das ist das Wesentliche, auf daß wir der„einst die ganze Ewigkeit hindurch vereinigt sein können“ [52]).

„Noch lebt meine Schwester Johanna“, schreibt Isabella wohl an dem Todestage selbst, dem 23. December 1762, „das ist Alles

„was man sagen kann. Die ganze Nacht hat sie zu sich genommen „was sie wollte, aber sie spricht nicht mehr. Sie bemerkt es noch, „wenn man zu ihr redet, sie öffnet die Augen, aber die Sprache hat „sie vollständig verloren; ich meine, sie wird zwischen zwölf und ein „Uhr hingehen, ihren Schöpfer zu sehen. Man erzählt, daß sie gestern „die rührendsten Dinge gesagt und die schönsten Handlungen verrichtet „hat; ich hoffe, daß Gott sie in dem Augenblicke der Auflösung stützen „wird. Lebe wohl, liebe Schwester, ich küsse Dich und gehe zu beten „für meine Schwester Johanna, für Dich, für die ganze Welt und „für mich selbst“ [53]).

Durch die hier wiedergegebenen Worte Isabella's wird man sich versucht fühlen zu glauben, ihre Sehnsucht nach dem Tode habe in nichts Anderem gewurzelt als in übertriebener religiöser Schwärmerei. Aber sie war doch von einer solchen, wenn die philosophischen Betrachtungen nicht trügen, die sie gern zu Papier brachte, ziemlich weit entfernt. „Nicht um das Beten handelt es sich“, schreibt sie einmal ihrer Schwägerin, „erfülle Deine Pflicht, darin besteht die wahrhafte „Andacht“ [54]). „Man sagt mir“, so spricht sie ein andermal sich aus, „das sicherste Mittel, zum ewigen Heile zu gelangen, bestehe darin, „daß man mit Gott den Tag beginne, während desselben recht oft „die Gedanken zu ihm erhebe und ihn auch wieder mit Gott endige. „Ich aber fange den Tag damit an, daß ich des Gegenstandes meiner „Liebe gedenke und ich ende ihn mit Gedanken an diejenige, mit der „ich unaufhörlich beschäftigt bin. Warum kann ich nicht so wie an „sie auch an Gott denken? Er ist eben unsichtbar und man kann „nur lieben was man sieht“ [55]).

Es ist keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß Isabella unter dem Gegenstande ihrer Liebe niemand Anderen als die Erzherzogin Marie versteht. Und in so überschwänglichen Worten verleiht sie bei jeder Gelegenheit diesem Gefühle einen wahrhaft leidenschaftlichen Ausdruck, daß ihre Herzensergüsse von einer gewissen Ueberspanntheit nicht freizusprechen sind. Denn wenn auch die Erscheinungen, welche in diesem Briefwechsel ans Licht treten, der rasche Wechsel zwischen schwärmerischer Hingebung und schmollendem Zurückziehen, dann die

fieberische Hast nach Wiederannäherung, bei Liebespaaren etwas millionenmal Wiederholtes und daher Gewöhnliches sind, so tragen sie doch, wenn sie zwischen zwei so sehr jungen Frauen vorkommen, wie beide Erzherzoginnen es waren, etwas Gemachtes, Unnatürliches an sich.

„Glaube mir", schreibt einmal Isabella an Marie, „daß meine „größte, ja ich kann wohl sagen meine einzige Glückseligkeit darin be„steht, Dich zu sehen und mit Dir zu sein. Niemals werden weder „Himmel noch Erde, weder die Abwesenheit noch irgend Jemand meine „Denkungsweise in dieser Beziehung zu ändern im Stande sein. Ich „flatterhaft werden?" fügt Isabella in scherzhafter Wiederholung damals allbekannter französischer Verse hinzu, „schöne Lisette, Deine „Zweifel beleidigen mich" [56]).

„Da bin ich wieder", sagt sie ein andermal, „allzu grausame „Schwester, in der Unruhe über die Wirkung dessen, was Du eben „liesest oder schon gelesen haben mußt. Ich kann den Augenblick nicht „erwarten, mein Schicksal zu erfahren und zu wissen, ob ich Dir als „eine Person gelte, welche anzusehen es sich verlohnt, oder ob Du „mich für würdig hältst, kopfüber ins Wasser geworfen zu werden. „Ich kann in dieser Unruhe nicht leben; an nichts vermag ich zu „denken als daß ich verliebt bin wie ein Narr; wenn ich nur wüßte „warum? Denn Deine Unbarmherzigkeit ist so groß, daß man Dich „nicht lieben sollte, doch kann man sich dessen nicht erwehren, wenn „man Dich kennt [57])".

Ohne Zweifel handelt es sich in den vorstehenden Zeilen um eines jener nicht gerade spärlich vorkommenden, eben so rasch auftauchenden als wieder verschwindenden Zerwürfnisse, nach denen Isabella die Verzeihung ihrer Schwägerin zu erlangen sich bemüht. „Wie „soll ich es wagen, vor Dir zu erscheinen", heißt es in einem dieser Briefe, „nach all dem, dessen ich schuldig bin. Ich gestehe, daß ich „mich erzürnt und Dir im ersten Augenblicke Dinge gesagt habe, an „die ich nicht einmal zu denken wage. Aber Du hast mich auch an „meiner empfindlichsten Seite gefaßt und das ist ein Punkt, hinsichtlich

„dessen ich nicht vernünftig bin. Kannst Du wirklich an meiner „Freundschaft zweifeln nach den Proben, wenn ich so sagen darf, die „ich Dir bei jeder Gelegenheit von derselben gab? Nicht daß ich da= „mit prahlen möchte, aber Du solltest, Grausame, davon überzeugt „sein; meine Ereiferung selbst ist ein Beweis dafür. Aber ich bin zu „unglücklich, um ohne Störung das Glück genießen zu können, von „Dir geliebt zu werden. Denn um mich zu tödten, bedarf es nichts „als daß Du überzeugt bist, daß ich Dich nicht liebe oder nicht im „Stande bin, Dich allzu sehr zu lieben, um Dich jemals zu vergessen. „Ich weiß nicht ob es Böswilligkeit ist, aber es kehrt allzu oft wieder „zurück, um mich nicht meines Unglückes zu vergewissern, und das ist „es, was mich erbittert. Ich beschwöre Dich im Namen alles dessen, „was Dir am theuersten ist, erzeige mir die Gerechtigkeit, die Du „meiner Zärtlichkeit schuldig bist, oder verlange Beweise von derselben. „Befiehl Alles was Du willst, selbst das Härteste; ich will es mit „Freuden thun, wenn es Dich von einem Irrthume zurückführt, der „mich mit Schmerz durchdringt und mich, ich kann es sagen, ganz „außer mich bringt."

Isabella selbst bezeichnet es einmal deutlich, worin die Ursache ihres häufig wiederkehrenden Zwiespaltes mit ihrer Schwägerin gelegen war. „Meine düsteren Gedanken", schreibt sie an Marie, „sind die „Veranlassung unseres Zerwürfnisses. Mögen die heiteren, welche die „Oberhand gewinnen werden, als das Band dienen, das uns wieder „vereinigt" [58]).

Aber der Wunsch, welchen Isabella hier ausspricht, erfüllte sich nicht; die heiteren Gedanken vermochten nicht die Oberhand zu er= langen; Alles, was sie vielleicht selbst hiezu that und was in dieser Beziehung von Anderen geschah, blieb vollständig fruchtlos. Insbe= sondere war die Erzherzogin Marie unermüdlich in Vorstellungen, und wir haben gesehen, daß aus diesem Zwiespalt der Meinungen sogar kleine Zwistigkeiten zwischen den beiden Schwägerinnen entstanden. „Erlaube mir Dir zu sagen", schrieb einmal Marie an Isabella, „daß „Deine große Sehnsucht nach dem Tode ein ganz übel angebrachtes „Gefühl ist. Entweder wurzelt es in Eigenliebe oder in der Sucht,

„heroisch zu erscheinen, denn es würde mit Deinem guten Herzen nicht „im Einklange stehen, wenn Du mit den Leuten, die Dir so anhänglich „sind, nur um sie zu ärgern, in solchen Gesprächen Dich ergiengest. „Jener Gedanke sollte Dich weit eher demüthigen, denn er geht aus „nichts Anderem hervor, als daß Du müde bist zu leben und das zu „ertragen, womit Gott Dich heimsucht.“

So vernünftig diese Betrachtungen auch an und für sich waren, so brachten sie doch auf Isabella gar keine Wirkung hervor. Immer kehrt sie von neuem auf jenen Gegenstand des Nachsinnens zurück, der sie aller Munterkeit und Schalkhaftigkeit zum Trotze, welche sie äußerlich zeigte, doch immer fast ausschließlich beschäftigt. „Ich fühle, „daß ich Dich durch meine Reden erzürne und ermüde“, antwortet sie ihrer Schwägerin, „und dieser Gedanke versetzt mich in Verzweiflung, „denn bis zur Anbetung liebe ich Dich.“ „Aber wenn Du mich liebst“, sagt sie ein zweites Mal, „so laß mich im Frieden sterben. Ich bürge „Dir dafür, daß Du nichts an mir verlierst als eine wahrhafte „Freundin; Du wirst in dem Herzen der Kaiserin meinen Platz ein- „nehmen und das wird Dich für Alles entschädigen“ 59).

„Ich kann sagen“, schreibt Isabella in einem anderen Briefe an Marie, „daß eine geheime Stimme den Tod mir ankündigt, und dieser „Ausspruch verbreitet eine Sanftmuth, eine Weihe in meiner Seele, „die ich nicht begreifen und noch weniger ausdrücken kann. Sie er- „muthigt mich zu Allem und verleiht mir eine übernatürliche Kraft „über mich selbst. Seit den zwei Tagen, daß diese Stimmung mich „beherrscht, bin ich in einem köstlichen Zustande, und alle Freuden, „deren man in der Welt theilhaft zu werden vermöchte, können dem „süßen Gefühle, der inneren Befriedigung nicht gleichen, die ich „empfinde“ 60).

In einem solchen Augenblicke der Verzückung, wenn man so sagen darf, mag Isabella den Vorsatz gefaßt haben, für den Fall ihres Todes, den sie als bald bevorstehend ansah, ihrer geliebten Schwägerin, mit welcher ihr Gemüth unausgesetzt beschäftigt war, eine Art von Instruction zu hinterlassen, die ihr als Richtschnur ihres Benehmens

gegen ihre Eltern und insbesondere als Anleitung dienen sollte, um in dem Herzen ihrer Mutter die Stelle einzunehmen, welche jetzt Isabella besaß. Dieser Aufsatz, der wohl aus dem Jahre 1762 herrühren mag, ist ungemein bezeichnend für die ganz außergewöhnliche geistige Befähigung der damals zwanzigjährigen Prinzessin, für ihren Scharfsinn und ihre Beobachtungsgabe, so wie für die zu jener Zeit noch so seltene Kunst, die sie besaß, ihren Gedanken in durchsichtiger und prägnanter Form gefälligen Ausdruck zu geben. Er ist aber auch in hohem Grade charakteristisch für den Kaiser und die Kaiserin so wie für das Verhältniß, in welchem sie Beide zu einander standen. Daher mag es gestattet sein, bei dieser bedeutsamen Kundgebung der Erzherzogin etwas länger zu verweilen.

„Der Kaiser liebt Dich", so spricht nach einigen einleitenden Worten die Erzherzogin Isabella zu ihrer Schwägerin Marie, „er besitzt „ebensowohl große Eigenschaften als Fehler, auf die man sehr achtsam „sein muß. Er ist ein redlicher Mann und sein Herz ist gut, man „kann auf ihn zählen als auf einen wahrhaften Freund. Aber man „muß sich hüten vor seiner Willfährigkeit, Leuten Gehör zu geben, „welche in keiner Weise die gütige Gesinnung verdienen, die er für sie „hegt. Die Fürstin Auersperg ist es, von der ich rede; Du weißt „oder weißt es vielleicht nicht, wie viel sie über ihn vermag. Aber „gewiß ist, daß sie ihm oft falsche Eindrücke beibringt, von denen er „nur schwer wieder zurückkömmt, und ich will nicht dafür bürgen, ob „sie nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke von Dingen unterrichtet „ist, in die sie sich am wenigsten mischen sollte. Hiegegen gibt es kein „anderes Mittel als den Kaiser durch den Anschein eines ganz unbe„grenzten Zutrauens an sich zu ziehen, ihm mit jener Offenheit zu „reden, welche ein Kennzeichen hievon ist, aber im Allgemeinen zu ver„meiden, ihn jene Anhänglichkeit und jenes wahrhafte Vertrauen er„kennen zu lassen, welche man für die Kaiserin hegt. Er ist eifersüchtig „auf dieses Vertrauen, und darum habe ich mit ihrer ausdrücklichen „Zustimmung ihm zwar immer die Ehrfurcht und die Zärtlichkeit be„wiesen, welche meine Pflicht erfordert, aber ich habe niemals vor ihm „die Gefühle gezeigt, von denen ich für sie wahrhaft durchdrungen

„war. Alles würde hiedurch verdorben worden sein, und das Glück, „der Kaiserin zu gefallen, hätte mir das Herz des Kaisers völlig ent-„fremdet."

„Komm' insbesondere seiner Denkungsweise in Allem entgegen, „wo es nicht jener Geradheit widerspricht, die immer den Grundzug „Deines Charakters bilden soll. Aber scheue Dich auch nicht, hie und „da seine Meinung zu bekämpfen, wenn Du gegen ihn Recht zu haben „glaubst. Das ist ein Beweis von Offenheit, und wenn Du auch „hiebei die Klugheit nicht ganz außer Acht lassen darfst, so gibt es „Dir doch das Verdienst der Aufrichtigkeit, durch welche Du allmälig „zur Kenntniß seiner innersten Gedanken gelangen wirst. Laß' Dich „selbst von Dingen unterrichten, die Du schon weißt; die Lust zu be-„lehren ist sehr groß bei dem Kaiser, und Du wirst häufig Nutzen, „niemals aber Schaden davon haben. Suche ihn nie durch Stadt-„geschichten zu unterhalten, stelle Dich als ob Du sie nicht wüßtest „und Du wirst mit ihm stets an Dein Ziel gelangen. Dir kann das „am wenigsten schwer fallen, denn Du kennst ohne Zweifel seine feste „Ueberzeugung, daß Du ihn mehr liebst als die Kaiserin, und hierin „ist schon ein großer Vortheil gelegen."

„Was die Letztere betrifft, so liegt die Sache vollständig anders, „und ich bin noch mehr in der Lage, Dir Rathschläge zu ertheilen, „weil ich es immer zum Gegenstande meines Studiums gemacht habe, „ihren Charakter zu ergründen, und weil ich mich in so vielen Gelegen-„heiten befand, in denen ich sie aufs Genaueste kennen zu lernen ver-„mochte."

„Die Kaiserin hat ein ausgezeichnetes, zärtliches, gefühlvolles „und mitleidiges Herz; in Wahrheit liebt sie diejenigen, denen sie ihre „Neigung zuwendet, und aufopfern würde sie sich für sie oder sogar „für deren Freunde. Alles was Jene angeht, wird dadurch auch für „sie ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Theilnahme. Wendet „man sich mit Offenheit an sie, so wird sie selbst dann nicht ver-„schmähen, ihren Rath zu geben, wenn man dessen am wenigsten

„gewärtig sein sollte. Das geschieht übrigens nicht allein für ihre „Freunde; Jeder, der es wünscht, kann sich dieses Vortheils versichern, „und mit der gleichen Güte, der gleichen Herzlichkeit thut sie das für „Alle. Sie hat viel in ihrem Leben erduldet und das hat sie die „Welt kennen gelehrt. Dadurch gewinnen aber auch ihre Rathschläge „ungemein an Werth. Es wäre zu wünschen, daß sie von ihrer Er„fahrung und ihren Talenten für sich selbst Gebrauch machen würde. „Aber sie hält sie für schwach; sie mißtraut ihrer eigenen Einsicht; „sie vergißt, daß wenige Menschen aufrichtig und daß wahre Freunde „eine Seltenheit sind. Daher stammen die Fehler, die sie begeht; „darin wurzelt die Unentschiedenheit, in der sie sich häufig befindet, „und daher kommt es, daß sie sich leicht an diejenigen um Rath „wendet, welche, unverschämter als Andere, ihren falschen Eifer zur „Geltung zu bringen wissen. Deßhalb bitte ich Dich inständig, wenn „Du einen Zweifel hegst, wende Dich unmittelbar an die Kaiserin und „laß' sie allsogleich entscheiden, denn wenn man ihr Zeit läßt, zieht „sie andere Leute zu Rathe. Beeifere Dich, wenn sie Dir ihre Rath„schläge ertheilt, ihr Deine ganze Dankbarkeit zu beweisen, aber vor „Allem zeige Dich durchdrungen von der Richtigkeit ihrer Meinung. „Bekräftige selbst mit überzeugenden Gründen ihre Behauptungen, und „beweise ihr gleichzeitig Deinen Wunsch, so nützliche Rathschläge zu „befolgen, indem Du sie dringend bittest, gegen Niemand, wer es auch „sein möge, davon zu reden, weil dasjenige, was Du ihr vertrautest, „für immer zwischen ihr und Dir ein Geheimniß bleiben soll. Darin „liegt ein unfehlbares Mittel, sie gegen Jedermann schweigen zu „machen."

„So wie jedoch die Kaiserin eine sehr gute Freundin ist, so „fühlt sie auch das Bedürfniß Freunde zu besitzen."

„Die Freundin einer großen Fürstin, die Freundin einer Mon„archin, die Freundin der eigenen Mutter zu sein, das sind drei wich„tige Punkte, die in vielen Dingen einander zu widersprechen scheinen, „obwohl im Grunde die Freundschaft immer nur die gleichen Pflichten „auferlegt, gegen wen es auch sein mag."

„Um im Allgemeinen eine Freundin zu sein, muß man den „Charakter, die guten Eigenschaften wie die Fehler derjenigen, der „man Freundin sein will, aufs Genaueste kennen. Man muß etwas „Anziehendes, man muß Gefälligkeit und Aufrichtigkeit besitzen. Aber „es bedarf noch mehr als das; die beiden Herzen müssen gegen ein= „ander sich öffnen, sie müssen sich eines in das andere ergießen; das „macht die Glückseligkeit, den wunderbar süßen Reiz der Freundschaft „aus, welche lebhaft und freiwillig, aber auf Ueberlegung und Hoch= „achtung gegründet sein muß. Um jedoch die Freundin einer großen „Fürstin zu sein, genügen alle diese Eigenschaften nicht, sondern man „muß auch ein nicht geringes Maß von Klugheit besitzen; man muß „sich ihr gegenüber mit Offenheit aussprechen, es jedoch gleichzeitig „doch nur mit Vorsicht thun. Die Ueberlegenheit des Ranges veran= „laßt oft die Verwerfung der nützlichsten Rathschläge, wenn sie nicht „mit jener Vorsicht ertheilt werden, welche sich nicht nach Außen hin „bemerkbar machen, die gewonnenen Erfahrungen jedoch niemals außer „Acht lassen darf."

„Die Freundin einer Monarchin zu sein, fordert eine unverbrüch= „liche Verschwiegenheit und eine Redlichkeit des Charakters, die jede „Erprobung besteht. Man muß auf tausend Unannehmlichkeiten gefaßt „sein und von einem einzigen Grundsatze ausgehen: er besteht darin, „wahrhaft und gerecht zu sein, seine Pflicht zu erfüllen und dieß mit „Hingebung, mit Rücksicht und mit Ehrfurcht zu thun, aber sich nicht „um die Stürme zu kümmern, die etwa entstehen könnten. Diese „Ruhe beweist ein gutes Gewissen und die Wahrheitsliebe macht nur „dann sich geltend, wenn man sich selbst nichts vorzuwerfen hat. Un= „gemein vorsichtig muß man jedoch in Bezug auf die Eindrücke sein, „welche man der Kaiserin für oder wider Andere zu geben vermöchte, „denn nur sehr schwer lassen dieselben bei ihr sich wieder verwischen."

„Schwer ist es, die Freundin der eigenen Mutter zu sein, weil „dann die Ehrfurcht jener Offenheit Schranken zieht, welche die Grund= „lage der Freundschaft bildet. Gleichwohl muß man, wenn sie es „gestattet, ihr gegenüber ebenso handeln wie man es gegen eine Andere „thun würde. Man kann ihr nur Rath ertheilen, wenn sie es befiehlt,

„dann aber muß es auch mit vollster Offenheit geschehen. Ich könnte „mich über diesen Punkt noch viel weiter verbreiten, denn ich darf „wohl sagen, daß ich die Jahre, die ich bei meiner Mutter verlebte, „mehr wie ihre Schwester als wie ihre Tochter zubrachte; das hat „mir auch jenen Zug der Offenheit gegeben, den zu besitzen ich mir „schmeichle. Aber die Umstände sind hier nicht die gleichen wie dort, „und ich habe mich selbst nur angeführt, um die Möglichkeit zu zeigen, „die Freundin der eigenen Mutter zu sein. Du besitzest alle Eigen„schaften hiezu, nur darfst Du Dich durch die Unannehmlichkeiten „nicht entmuthigen lassen, die Du erfahren wirst."

„Die Kaiserin wird Dir vor Allen ihr Herz öffnen; in dem „ersten Schmerze über meinen Tod wird sie nichts so Theures besitzen „als Dich. In Dir wird sie mich wieder aufleben sehen, denn sie „weiß daß Du meine Freundin warst, daß ich Dich anbetete und Du „mich liebtest; all das wird Dir große Gewalt über ihr Herz geben. „In dem ersten Augenblicke mußt Du vor ihr Dich gehen lassen; sie „wird in Deinem Charakter eine Aehnlichkeit mit dem meinigen finden „die sie an Dich fesselt, obwohl eine solche keineswegs vorhanden und „Dein Charakter dazu gemacht ist, die Menschen für Dich zu gewinnen."

„Die erste Gefahr, die Du im Anfange zu bestehen haben wirst, „liegt in jener Art von Enthusiasmus, welchen die Kaiserin für alles „empfindet, das ihr zu gefallen beginnt. Ich sage absichtlich: „„be„ginnt"", weil es in der That die erste Epoche einer ganz unbegrenz„ten Zärtlichkeit und eines Zutrauens sein wird, das entweder immer„fort dauern oder auch bald wieder erlöschen kann, je nachdem Du „selbst handeln wirst, denn das hängt einzig und allein nur von Dir „ab. Die Kaiserin hat Dich immer geliebt und thut dieß auch jetzt „mit großer Zärtlichkeit; aber Du kennst ja ihre Weise, ihre Kinder „zu lieben; jederzeit ist sie mit einer Art Mißtrauen und anscheinen„der Kälte gemischt. In dem ersten Schmerze, den ihr mein Tod, „welcher gleichwohl kein so schrecklicher Verlust für sie sein wird, ohne „Zweifel verursacht, wird sie all ihre Freundschaft für mich auf Dich „übertragen. Je betrübter sie Dich sehen wird, um so höher wird „ihre Liebe zu Dir sich steigern; denn auch das Mitleid wird hiezu

„beitragen. Sie wird entzückt von Dir sein und Du wirst ihr als „die Einzige erscheinen, die den Verlust begreift, den sie an mir er„leidet. Aber dieses Gefühl wird auch eine Quelle von Vorwürfen für „die Uebrigen sein. Als ein Beispiel wird sie Dich allen Anderen „aufstellen, zuerst dem Erzherzog, den sie entweder zu gefühllos oder „zu übertrieben in seinem Schmerze finden wird. Sei hievor sehr auf „Deiner Hut, denn obwohl der Erzherzog Dir vielleicht verpflichtet „sein wird für Deine Trauer um mich, so wird er doch in hohem „Grade wider Dich aufgebracht sein, wenn er sieht, daß Du die Ur„sache der Vorwürfe der Kaiserin bist, insbesondere dann, wenn sein „Schmerz, wie es sehr wahrscheinlich ist, ein heftiger sein wird[61]). „Sprich daher der Kaiserin unablässig von der tiefen Betrübniß der „Uebrigen; ein allzu großer Unterschied könnte von Schaden für Dich „sein. Außerdem wird sie alles unserer Freundschaft zuschreiben, und „Deine Dankbarkeit preisen. Indem sie jedoch dem Erzherzog hiedurch „dasjenige kundgibt, was ich für Dich thun konnte, wird sie ihn viel„leicht von Dir entfernen. Das ist jedoch noch nicht Alles: die Kai„serin selbst wird, obwohl sie Deine guten Eigenschaften sieht, ihren „eigenen Wahrnehmungen mißtrauend, das glauben, was der Erzherzog „ihr einredet. Ich rathe Dir daher als Freundin, und zwar als eine „Freundin, welche nichts wünscht als Dein eigenes Wohl und die „Tröstung der Kaiserin, der Du von großem Nutzen sein kannst, Dich „gleich Anfangs und in einem jener Augenblicke, in denen ihr Schmerz „am lebhaftesten sein wird, in ihre Arme zu werfen. Sag' ihr, daß „Du eine Freundin verloren hast, die Dir vielleicht manchmal nützlich „sein konnte, daß Du das Bedürfniß fühlst, geleitet zu werden und „Dein Herz auszuschütten, daß Du sie beschwörst, in dieser Beziehung „meine Stelle zu vertreten, daß Du wohl wüßtest, wie sehr ihre Zeit „in Anspruch genommen sei, daß Du aber ihre Güte für Dich kenntest „und daher hofftest, sie würde Dich niemals verlassen."

„In demselben Verhältnisse, in welchem mein Tod allmälig in „die Ferne gerückt werden und der Eindruck sich schwächen wird, den „er hervorgebracht hat, wird auch die Gefahr für Dich sich steigern, „aber gerade diese Gefahr wird Deine Stellung bei der Kaiserin nur

„befestigen, wenn Du Dich mit Klugheit benimmst. Du kennst die „Kaiserin genug, um zu wissen, wie sehr sie es liebt, von dem, was „ihr theuer ist und sie interessirt, insbesondere von ihren Kindern zu „reden, und das nicht bloß mit Leuten, die wegen ihrer Verläßlichkeit „ein solches Vertrauen verdienen, sondern mit dem Ersten, der sich „darbietet. Wenn solche Leute diesen Augenblick benützen wollen, so „können sie nicht nur alles erfahren, was die Kaiserin über ihre „Kinder denkt, sondern durch ein hingeworfenes Wort ihr Dinge „in den Kopf setzen, an welche sie niemals gedacht haben würde und „die gegen alle Wahrscheinlichkeit sind. Anfangs bringen sie keinen „Eindruck hervor, sie selbst würdigt sie gar keiner Aufmerksamkeit. „Dann aber taucht plötzlich wieder die Erinnerung daran auf, sie „denkt, daß es doch wohl so sein könnte und sie sich in ihrem eigenen „Urtheile getäuscht habe. Schließlich scheinen Umstände, welche in gar „keiner Verbindung damit stehen, ihr gleichfalls darauf hinzudeuten, „und eingebildete Dinge, die ein Anderer weit von sich abweisen „würde, hält sie für unumstößliche Wahrheit. Es gibt hiegegen kein „anderes Mittel, als sie zu beschwören, Dir es jedesmal offen zu „sagen, wenn sie irgend etwas gegen Dich hat. Ja wenn Du etwas „gethan hast, wovon Du voraussetzen kannst, daß es ihr mißfallen „werde, so sei die Erste, es ihr zu erzählen und Dein Unrecht ein- „zugestehen. Hast Du sie nur ein einziges Mal zum Reden gebracht, „wenn sie etwas auf dem Herzen hat, so hast Du dann niemals zu „fürchten, daß sie in anderen Fällen gegen Dich rückhältig sein wird."

„Das ist jedoch nicht Alles. Die freundschaftlichen Gefühle, „die Du auch nach meinem Tode noch für mich hegen wirst, und das „natürliche Vergnügen, das man empfindet, von dem zu sprechen, „was Einem theuer ist, wird in den Leuten den Verdacht erregen, „daß Du allein die Kaiserin beherrschen willst. Man wird sie daher „zu überreden suchen, daß Du nur von der Begierde erfüllt seiest, „all die Zärtlichkeit, die sie für mich hatte, für Dich allein zu erwerben. „Das ist eine sehr gefährliche Klippe; Du kannst sie nur vermeiden, „indem Du ihr jedesmal eine wahre Befriedigung zeigst, so oft sie sich „gegen andere Menschen gütig erweist."

In die Aufzählung der übrigen Gefahren, in welche Isabella besorgt, daß die dereinstige Stellung ihrer Schwägerin zur Kaiserin die Erstere bringen werde, so wie in die Vorsichtsmaßregeln, die sie ihr anräth, wollen wir uns hier nicht noch weiter vertiefen. „Das „aber", so fährt die Erzherzogin fort, „genügt noch nicht; ich muß „Dich auch mit den persönlichen Fehlern der Kaiserin, so wie mit „dem Benehmen vertraut machen, das man nach meiner Ansicht bei „gewissen Gelegenheiten gegen sie beobachten muß. Ich wenigstens „habe mir diesen Weg gebahnt und habe mich immer gut dabei be- „funden."

„Die Kaiserin ist ungemein lebhaft, und die Entschlüsse, die sie „im ersten Augenblicke faßt, sind oft von ihrer Heftigkeit eingegeben. „In solchen Fällen muß man sich bemühen, sie zum Reden zu brin- „gen; das erleichtert sie; dann aber soll man trachten, jede Entscheidung „hinauszuschieben. Den Fall, der sie gerade erbittert, muß man so „bedenklich finden als nur immer möglich, dann aber sie besänftigen „und eine Aenderung ihrer ersten Entschlüsse herbeiführen. Sie wird „bald darauf eingehen, und darin besteht das sicherste Mittel, ihre „Hochachtung zu erwerben; Geradheit und Güte sind ja der Grund- „zug ihres Charakters."

„Was ihre Kinder betrifft, so liebt die Kaiserin dieselben, aber „sie geht von einem falschen Grundsatze aus, der in allzu großer „Strenge besteht. Man muß sich ihrer daher jederzeit annehmen, zur „Milde rathen und die Kinder entschuldigen, ohne jedoch deren Fehler „verbergen zu wollen, denn letzteres wäre allzu gefährlich. Man soll „sich im Gegentheile nicht scheuen, ihr von den Fehlern ihrer Kinder „zu sprechen; man verhindert dadurch, daß sie das nicht gegen Andere „thut, und wendet wenigstens das Unrecht ab, das ihnen geschehen „könnte" [62]).

„Das ist es", mit diesen Worten schließt Isabella die Rath- schläge ab, die sie ihrer Schwägerin ertheilt, „das ist es, was ich Dir „über die Kaiserin sagen wollte. Du hast Verstand und Einsicht „genug, um Dich dessen in geeigneter Weise zu bedienen. Verstehe

„es, ihr Herz zu gewinnen und Eingang zu finden in ihr Gemüth;
„die Nothwendigkeit, von der Klugheit geleitet, möge Deine Führerin
„sein. Zeige ihr jederzeit Liebe und Dankbarkeit, und sei versichert,
„daß sie Dich lieben und hochachten wird.“

Gewiß ist es auffallend, daß in all diesen Herzensergießungen Isabella's, so zahlreich und so umständlich sie auch sein mögen, von ihrem Gemal, von Joseph fast niemals die Rede ist. Da weder ein Briefwechsel zwischen ihnen noch ein solcher zwischen der Erzherzogin und der Kaiserin vorliegt, so ist es schwer, über das Verhältniß, das zwischen Joseph und Isabella bestand, mit vollster Bestimmtheit ein Urtheil zu fällen. Auch in dieser Beziehung werden Erzählungen wiederholt, gegen deren Verläßlichkeit sich Zweifel erheben. Gleich vom ersten Augenblicke ihrer Vereinigung an habe Joseph, so wird behauptet, mit aller Glut eines leidenschaftlichen Gemüthes seine Gattin innigst und zärtlichst geliebt. Obwohl sie diese Gefühle niemals zu erwiedern vermochte, habe sie es doch sehr wohl verstanden, den Forderungen seines Herzens zu entsprechen, denn so lange sie lebte, glaubte er sich von ihr geliebt. Als sie aber starb und die Erzherzogin Marie ihren Bruder der grenzenlosesten Verzweiflung hingegeben sah, da sei sie durch Mitgefühl und Rechtlichkeit bewogen worden, dem Erzherzog die Wahrheit zu entdecken. Durch Vorweisung der vertraulichen Briefe Isabella's habe sie ihm dargethan, daß er um etwas trauere, was er niemals wirklich besessen, die Liebe seiner Gemalin. Joseph sah sein hingebendes, blutendes Herz verschmäht, sich selbst getäuscht, seine hohe Meinung von der Verstorbenen vernichtet. Geringschätzung der Frauen habe von nun an sein ganzes Wesen erfüllt[63]).

Prüft man mit kritischem Auge diese Erzählung, so wird man wohl zu dem Ergebnisse gelangen, daß sie nur in einer Beziehung als glaubwürdig angesehen werden kann. Es ist allerdings kaum zu bezweifeln und wird von unterrichteter Seite bestätigt, daß Isabella ihren Gemal nur wenig und gewiß in weit geringerem Maße liebte als sie von ihm wiedergeliebt wurde[64]). Aber ganz ohne jede Neigung für Josef scheint die Erzherzogin doch nicht gewesen zu sein. Ein einziges kurzes Billet von ihrer Hand an ihre Schwägerin Marie

In die Aufzählung der übrigen Gefahren, in welche Isabella besorgt, daß die dereinstige Stellung ihrer Schwägerin zur Kaiserin die Erstere bringen werde, so wie in die Vorsichtsmaßregeln, die sie ihr anräth, wollen wir uns hier nicht noch weiter vertiefen. „Das „aber“, so fährt die Erzherzogin fort, „genügt noch nicht; ich muß „Dich auch mit den persönlichen Fehlern der Kaiserin, so wie mit „dem Benehmen vertraut machen, das man nach meiner Ansicht bei „gewissen Gelegenheiten gegen sie beobachten muß. Ich wenigstens „habe mir diesen Weg gebahnt und habe mich immer gut dabei be„funden.“

„Die Kaiserin ist ungemein lebhaft, und die Entschlüsse, die sie „im ersten Augenblicke faßt, sind oft von ihrer Heftigkeit eingegeben. „In solchen Fällen muß man sich bemühen, sie zum Reden zu brin„gen; das erleichtert sie; dann aber soll man trachten, jede Entscheidung „hinauszuschieben. Den Fall, der sie gerade erbittert, muß man so „bedenklich finden als nur immer möglich, dann aber sie besänftigen „und eine Aenderung ihrer ersten Entschlüsse herbeiführen. Sie wird „bald darauf eingehen, und darin besteht das sicherste Mittel, ihre „Hochachtung zu erwerben; Geradheit und Güte sind ja der Grund„zug ihres Charakters.“

„Was ihre Kinder betrifft, so liebt die Kaiserin dieselben, aber „sie geht von einem falschen Grundsatze aus, der in allzu großer „Strenge besteht. Man muß sich ihrer daher jederzeit annehmen, zur „Milde rathen und die Kinder entschuldigen, ohne jedoch deren Fehler „verbergen zu wollen, denn letzteres wäre allzu gefährlich. Man soll „sich im Gegentheile nicht scheuen, ihr von den Fehlern ihrer Kinder „zu sprechen; man verhindert dadurch, daß sie das nicht gegen Andere „thut, und wendet wenigstens das Unrecht ab, das ihnen geschehen „könnte“ [62]).

„Das ist es“, mit diesen Worten schließt Isabella die Rathschläge ab, die sie ihrer Schwägerin ertheilt, „das ist es, was ich Dir „über die Kaiserin sagen wollte. Du hast Verstand und Einsicht „genug, um Dich dessen in geeigneter Weise zu bedienen. Verstehe

„es, ihr Herz zu gewinnen und Eingang zu finden in ihr Gemüth;
„die Nothwendigkeit, von der Klugheit geleitet, möge Deine Führerin
„sein. Zeige ihr jederzeit Liebe und Dankbarkeit, und sei versichert,
„daß sie Dich lieben und hochachten wird."

Gewiß ist es auffallend, daß in all diesen Herzensergießungen Isabella's, so zahlreich und so umständlich sie auch sein mögen, von ihrem Gemal, von Joseph fast niemals die Rede ist. Da weder ein Briefwechsel zwischen ihnen noch ein solcher zwischen der Erzherzogin und der Kaiserin vorliegt, so ist es schwer, über das Verhältniß, das zwischen Joseph und Isabella bestand, mit vollster Bestimmtheit ein Urtheil zu fällen. Auch in dieser Beziehung werden Erzählungen wiederholt, gegen deren Verläßlichkeit sich Zweifel erheben. Gleich vom ersten Augenblicke ihrer Vereinigung an habe Joseph, so wird behauptet, mit aller Glut eines leidenschaftlichen Gemüthes seine Gattin innigst und zärtlichst geliebt. Obwohl sie diese Gefühle niemals zu erwiedern vermochte, habe sie es doch sehr wohl verstanden, den Forderungen seines Herzens zu entsprechen, denn so lange sie lebte, glaubte er sich von ihr geliebt. Als sie aber starb und die Erzherzogin Marie ihren Bruder der grenzenlosesten Verzweiflung hingegeben sah, da sei sie durch Mitgefühl und Rechtlichkeit bewogen worden, dem Erzherzog die Wahrheit zu entdecken. Durch Vorweisung der vertraulichen Briefe Isabella's habe sie ihm dargethan, daß er um etwas trauere, was er niemals wirklich besessen, die Liebe seiner Gemalin. Joseph sah sein hingebendes, blutendes Herz verschmäht, sich selbst getäuscht, seine hohe Meinung von der Verstorbenen vernichtet. Geringschätzung der Frauen habe von nun an sein ganzes Wesen erfüllt[63]).

Prüft man mit kritischem Auge diese Erzählung, so wird man wohl zu dem Ergebnisse gelangen, daß sie nur in einer Beziehung als glaubwürdig angesehen werden kann. Es ist allerdings kaum zu bezweifeln und wird von unterrichteter Seite bestätigt, daß Isabella ihren Gemal nur wenig und gewiß in weit geringerem Maße liebte als sie von ihm wiedergeliebt wurde[64]). Aber ganz ohne jede Neigung für Josef scheint die Erzherzogin doch nicht gewesen zu sein. Ein einziges kurzes Billet von ihrer Hand an ihre Schwägerin Marie

besitzen wir, das über diesen wichtigen Punkt Aufschluß gewährt; sein Wortlaut aber dünkt uns entscheidend. Auch als eine der wenigen Proben der Art, in welcher Isabella das Deutsche schrieb, mag es seinem Hauptinhalte nach hier Aufnahme finden.

„Der Ertzhertzog ist wieder gantz gesund und Du kannst Dich „einbilden, wie ich frohe bin; daß were wahrhafftig kein spaß gewesen, „wenn es so gedauert hette. Adieu, so starck als Dich liebe, so habe „ich doch gestern empfunden, daß der Ertzhertzog gehet vorhero“ [65]).

Ruft man sich außerdem die tief empfundenen Klagen, die Ausdrücke der Liebe, des Schmerzes und der Sehnsucht ins Gedächtniß zurück, in denen Joseph noch lang nach dem Tode Isabella's, somit in einer Zeit sich ergeht [66]), in der die Erzherzogin Marie ihr vermeintliches Mittel, ihn aus der ersten und überheftigen Verzweiflung zu reißen, schon längst hätte in Anwendung bringen müssen, so wird man wenigstens denjenigen Theil der Erzählung nicht für wahr halten, welcher die nachträgliche Beweisführung durch die Briefe Isabella's betrifft.

Mehr als in Bezug auf sich selbst schreibt Isabella über ihren Gemal, insofern es um dessen Verkehr mit seiner Schwester, der Erzherzogin Marie sich handelt. Derselbe scheint zu jener Zeit nicht gerade sehr freundschaftlicher Natur gewesen zu sein. Wie dieß in derlei Fällen fast immer geschieht, so mögen Beide gegen einander gerade ihre weniger guten Eigenschaften etwas schroff hervorgekehrt haben. Ohne Zweifel war der Erzherzog seiner Schwester geistig sehr weit überlegen. Selbst hievon durchdrungen und im Gefühle seiner Stellung als älterer Bruder und dereinstiges Haupt der Familie scheint er von der um ein Jahr jüngeren Schwester eine Art von Unterordnung gefordert zu haben, zu welcher die letztere, launenhaft und leidenschaftlich [67]) wie sie war, sich keineswegs herbeilassen wollte. Hiezu kam noch daß Joseph in seinen jüngeren Jahren einem Hange zu Neckereien sich hingab, die seine Schwestern sich nie gern gefallen ließen. Am leichtesten kam es darüber mit der reizbarsten unter ihnen, der Erzherzogin Marie zu Zerwürfnissen, welche Isabella so rasch als möglich zu schlichten

sich eifrigst bemühte[68]). Dringend bat sie dieselbe, sich um Josephs brüderliche Freundschaft, um seine Achtung recht angelegentlich zu bewerben[69]). Und ihrer Gewohnheit auch jetzt wieder treu bleibend, brachte sie sogar eine eigene Instruction zu Papier, um ihrer Schwägerin Marie die Mittel an die Hand zu geben, sich die Neigung ihres Bruders zu gewinnen[70]).

In fünf verschiedene Fragen kleidet Isabella die Punkte, auf die es nach ihrer Meinung hiebei hauptsächlich ankömmt, und sie fügt jederzeit auch gleich die Antwort hinzu. Auf die Frage, ob man dem Erzherzoge denn stets widersprechen solle, erwiedert sie, daß man ihn auf diesem Wege niemals für sich gewinnen werde. Die zweite Frage, ob man ihm immer die Wahrheit verschweigen solle, beantwortet sie dahin, daß dieß äußerst gefährlich wäre, indem man sonst nie seine Achtung zu erlangen vermöchte. Man möge ihm daher die Wahrheit nur sagen, aber mit Sanftmuth, mit wenigen Worten und niemals vor anderen Menschen.

Der dritte Punkt betraf die Neckereien, mit welchen Joseph seine Geschwister zu quälen gewohnt war. Isabella räth, sie ihm hingehen zu lassen; thue man das, dann setze er ihnen selbst gar bald ein Ziel. Bemerke er aber, daß man sich darüber ärgere, dann lasse er gar nicht mehr davon ab.

Die fernere Frage, ob es wohlgethan sei, ihm mit liebkosenden Worten zu begegnen[71]), wird von Isabella zwar in bedingter Weise, aber doch gleichfalls bejaht. Man möge es manchmal, aber selten thun, weil er darin sonst leicht Schmeichelei oder Falschheit erblicke.

Die fünfte Frage lautete endlich, ob man trachten solle, vorerst seine Achtung und dann seine Neigung zu erwerben? Isabella hält dieß für den richtigen Weg, denn sein Gemüth sei nicht gefühlvoll genug, so sagt sie, um rasch durch die Freundschaft allein gewonnen zu werden. Komme jedoch die Achtung hinzu, dann folge die Freundschaft von selbst; ihre eigene Erfahrung habe ihr das sattsam bewiesen.

Und in der That waren, es läßt sich dieß keinen Augenblick verkennen, diese beiden Grundlagen einer glücklichen Ehe, die gegenseitige

Achtung und Freundschaft in dem Bunde zwischen Joseph und Isabella wirklich vorhanden. Ein anheimelndes Bild friedlichen und fröhlichen Zusammenlebens entrollt sich, wenn man sich die musikalischen Abende vergegenwärtigt, welche das junge Ehepaar veranstaltete, wobei Isabella die Violine, Joseph aber Clavier spielte oder sang, oder wenn man die Briefe liest, welche der Letztere an seine Mutter von einem Ausfluge schrieb, den er im Mai 1761 mit seiner Gemalin nach Maria Zell unternahm. „Die Straßen sind ausgezeichnet", so berichtet er ihr aus St. Pölten, „und Ihr schwarzköpfiger Lieblings„postillon fährt uns. In Sieghartskirchen haben wir aus gemein„schaftlichem Antrieb die Plätze vertauscht; meine Frau und ich setzten „uns zu einander in den Wagen mit zwei Pferden, während die „Uebrigen in dem vierspännigen Wagen uns folgten." In St. Pölten nahmen sie bei den Carmeliterinnen einen kleinen Imbiß, den Joseph keineswegs schlecht findet. In Lilienfeld fischen sie nach Forellen, in glückseligstem Tone aber schreibt Joseph über seine Frau und über die gewinnende und passende Art, mit der sie sich gegen Jedermann benahm. Am zweiten Tage reitet er fortwährend an dem Schlage ihres Wagens, und beim feierlichen Mittagessen zu Maria Zell kostet es ihn, wie er naiv versichert, große Ueberwindung, sich nicht neben seiner Frau zu Tische zu setzen[72]).

Das Glück, welches wenigstens Joseph so reichlich in seinem Ehestande fand, wurde durch die Geburt eines Töchterchens noch erhöht, das am 20. März 1762 zur Welt kam und in der Taufe den Namen der Großmutter Maria Theresia erhielt. Die Briefe, welche Joseph schon während der Schwangerschaft seiner Frau und dann nach ihrer Entbindung seinem Schwiegervater, dem Herzoge von Parma schrieb, beweisen sowohl die Sehnsucht, mit der er diesem Ereignisse entgegensah, als die Freude, die er empfand, als es glücklich vorübergegangen war. „Sie hat viel gelitten", fügte er hinzu, „und ich mit ihr, indem ich „immer zugegen war." „Gott sei Dank", sagt er in einem zweiten Briefe, „die Erzherzogin sowohl als die Tochter, die sie uns gebracht „hat, befinden sich in so befriedigendem Wohlsein, als dieß nur immer „möglich erscheint"[73]).

Mit vollster Bestimmtheit kann man annehmen, daß eine so gefühlvolle Frau wie Isabella das Glück, ein Kind zu besitzen, mit nicht geringerer, ja daß sie es vielleicht mit noch größerer Wärme empfand, als dieß von Seite Josephs der Fall war. Gleichwohl war auch die Mutterliebe nicht im Stande, ihre steten Todesahnungen zu verscheuchen, ihre Sehnsucht nach dem Tode zu schwächen. Im Gegentheile, immer lebhafter beschäftigte sie sich damit und mit immer größerer Zuversicht sagte sie ihr baldiges Hinscheiden voraus, ja in dem Briefchen, in welchem sie ihre Schwägerin Marie am Neujahrstage 1763 beglückwünschte, kündigte sie ihr mit Bestimmtheit an, daß sie dieses Jahr nicht überleben werde [74]). Im Juli 1763 wurde sie von einem ziemlich ernsten Unwohlsein befallen [75]) und nun mochte sie glauben, an dem Ziele ihrer Laufbahn angelangt zu sein. Aber diese Erwartung ging keineswegs in Erfüllung, sie erholte sich wieder, und da sie vor kurzem neuerdings in den Zustand der Schwangerschaft getreten war, sah Alles voll Hoffnung der Geburt eines zweiten Kindes, vielleicht des dereinstigen Thronerben entgegen. Aber plötzlich wurde Isabella, und zwar wie es scheint, in der Nacht vom 18. auf den 19. November 1763 von den Blattern befallen. „Ich bin in einer Aufregung", schrieb Maria Theresia am Morgen dieses letzteren Tages ihrem getreuen Tarouca, „daß ich für nichts „mehr Gefühl habe als an meine Freunde zu denken und darin Trost „zu finden, daß ich meinen begründeten Kummer ihnen mittheile. So „eben hat man der Erzherzogin zur Ader gelassen; im Publicum wird „man von Rheumatismus sprechen, aber alle Anzeichen deuten auf „Blattern. Urtheilen Sie über die Pein meines Herzens; für die „theure Mutter und ihr Kind muß ich zittern. Und was kostet es mich, „ihr fernbleiben zu müssen! Ich habe ein gutes Werk gethan und „van Swieten angeregt, auch de Haen beizuziehen; Beide haben diesem „Wunsche bereitwilligst entsprochen" [76]).

Aber ärztliche Hülfe vermochte die Erzherzogin nicht mehr zu retten; so heftig war die Wirkung der Krankheit, daß Isabella schon zwei Tage später, erst im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft eine Tochter gebar, die nach zwei Stunden starb. Schon am folgenden

Tage glaubte man der Hoffnung, die Erzherzogin am Leben zu erhalten, fast ganz entsagen zu müssen[77]). „Wir nähern uns", schrieb Maria Theresia am 26. November an Kaunitz, „dem tragischen „Lebensende eines Engels; ich glaube nicht, daß sie diesen Abend über„dauert. All meine Freude, all meine Ruhe stirbt mit dieser reizen„den und unvergleichlichen Tochter, die ich Ihnen verdanke"[78]).

Untröstlich war Joseph, und Tag und Nacht wich er nicht von dem Lager der Kranken. Am 27. November, kurze Zeit nach Mittag erfüllte sich Isabella's so lang gehegter und sehnlicher Wunsch; in den Armen ihres Gatten verschied sie.

Dem unendlichen Schmerze, welchen Joseph über diesen Verlust empfand, gab er in einem Briefe an seinen Schwiegervater, den Herzog von Parma lebhaften Ausdruck. „Alles habe ich verloren", so schrieb er ihm, „meine angebetete Gattin, der Gegenstand meiner ganzen „Zärtlichkeit, meine einzige Freundin ist nicht mehr! Sie haben meine „Liebe zu ihr gekannt und werden jetzt von dem gleichen Unglücke be„troffen wie ich: urtheilen Sie über meinen Zustand! Aufs tiefste „betrübt und darniedergedrückt, weiß ich kaum ob ich noch lebe. Welch „schreckliche Trennung; werde ich sie überdauern? Ja gewiß, nur um „mein ganzes Leben hindurch unglücklich zu sein"[79]).

Etwa zwei Wochen später schrieb Joseph neuerdings in dem gleichen Sinne an den Herzog von Parma. Nachdem er sich auch jetzt wieder in Ausdrücken leidenschaftlichsten Schmerzes über den erlittenen Verlust ergangen, fügt er in bezeichnenden Worten eine Schilderung seines eigenen Zustandes hinzu. „Nie fühle ich mich mehr „getröstet, als wenn ich allein in meinem Zimmer bin, das Bildniß „meiner geliebten Gattin betrachte und ihre Schriften und Werke „durchlese. Da ich immer den ganzen Tag mit ihr zubrachte, so „meine ich sie oftmals vor mir zu sehen; ich rede mit ihr und diese „Illusion richtet mich auf. Sobald sie mich jedoch wieder verläßt „und ich deren Nichtigkeit sehe, können Sie meine Verzweiflung sich „vorstellen. Die kleinsten Papierstückchen, die von ihr herrühren, be„wahre ich sorgfältig auf, denn immer und der ganzen Welt will

„ich zeigen können, welche Lebensgefährtin ich an ihr besaß und wie „sehr sie die Trauer um sie verdient. Obwohl auch Ihr Unglück ein „großes und der Verlust einer solchen Tochter ein schrecklicher ist, so „erscheint er im Vergleiche zu dem meinigen doch nur wie ein Schatten. „Alle Welt hat die vortrefflichen Eigenschaften meiner Gattin ebenso „gekannt wie meine zärtliche Liebe zu ihr, wie die Freundschaft, die „Hochachtung und das vollkommene Vertrauen, das wir uns beider- „seits entgegenbrachten; es war eben der beste Ehestand, der nur „immer gefunden werden kann. Welch glückseliger Ruhe erfreute ich „mich in meinem Hause, in den Armen einer Gattin, die ich noch „anbete! War ich ausgegangen, welches Vergnügen bereitete mir „jedesmal die Rückkehr zu ihr. Kummer und Freude redlich mit ein- „ander theilend, haben wir die glücklichsten Tage verlebt. Und das „Alles wird mir binnen fünf Tagen gänzlich vernichtet. Wer kann „ermessen, welch ein Verlust das für den Staat, für unsere ganze „Familie und für mich Unglückseligen ist! Unersetzlich muß er genannt „werden, denn niemals hat es eine Prinzessin, eine Frau gegeben wie „sie. Und ich war es, der diesen Schatz besaß, und mit zweiund- „zwanzig Jahren muß ich ihn verlieren!“ [80]).

Daß Joseph mitten in seinem Schmerze und in seinen Klagen des Verlustes gedenkt, den auch der Staat durch den Tod der Erzherzogin Isabella erlitt, läßt darauf schließen, was bei einer Frau von ihrer ganz ungewöhnlichen Begabung sich wohl von selbst verstand, daß er auch häufig die öffentlichen Angelegenheiten mit ihr besprach. Ob sie auf seine eigenen Ansichten irgend welchen Einfluß übte, läßt sich jetzt nicht mehr ergründen. Vielleicht hätten ihre Aufzeichnungen, von denen er versichert, daß er sie sorgfältigst aufbewahre, hierüber irgend welchen Aufschluß gewährt. Aber dieselben sind nicht mehr vorhanden, und man wird sich kaum täuschen, wenn man annimmt, daß sie Joseph selbst in späteren Tagen vernichtet haben wird.

## Drittes Capitel.

### Die Wahl Josephs zum Römischen Könige.

Es kann durchaus nicht gesagt werden, daß Joseph schon von dem Augenblicke an, in welchem er begann, zuerst den Sitzungen der verschiedenen Centralbehörden beizuwohnen, regen Antheil an den Geschäften genommen habe. Er selbst wenigstens versichert in einer der frühesten Denkschriften, die wir von ihm besitzen, daß im Beginne seiner Laufbahn weder Fleiß noch Ehrgeiz ihn beseelte. Der erstere nicht, weil er den Dingen, die er bei den Centralbehörden zu hören bekam, als allzu nichtssagend kein Interesse abzugewinnen vermochte, der letztere nicht, weil er einsah, daß auf diesem Gebiete nicht viel Ruhm zu erwerben sei. Er habe sich daher auf die Rolle eines müßigen Zuschauers beschränkt.

Nicht viel anders sei es ihm ergangen, als er den Sitzungen des Staatsrathes zugezogen wurde. „Ein junger Mann ohne Erfah„rung und ohne großen Fleiß", sagt er von sich selbst, „glaubte ich „mich unter Solonen oder Lykurgen zu befinden und nur Orakel„sprüche zu hören. Während der ersten Monate gründete man das „neue System. Die langen Reden und die häufigen Erörterungen, „welche bei dieser Gelegenheit stattfanden, waren so sublim für mich, „daß ich, weder deren Stärke noch ihren Zusammenhang begreifend, „sondern nur die Worte vernehmend, übel genug berathen war, an „andere Dinge zu denken, während ich doch alle die künstlichen Ver„drehungen in mich hätte aufnehmen und einsaugen sollen, die man „der Vernunft und dem gesunden Menschenverstande gab" [81]).

In diesem spöttischen Tone fährt der Erzherzog fort, über die erste Zeit seiner Theilnahme an den Staatsangelegenheiten zu reden. Daß er sich doch eifriger mit denselben beschäftigte, als er es später zugab, beweisen die von ihm verfaßten, aus dem Jahre 1761 herrührenden Aufsätze, in denen er dasjenige, was nach seiner Meinung zu geschehen habe, um dem drohenden Verderben zu steuern, in umständlicher Weise entwickelte. In einem dieser Aufsätze nimmt er Partei gegen die schon damals geplante und bald darauf auch wirklich durchgeführte Reduction der Armee. Er stellt den Satz auf, daß Oesterreich, um gegen jeden feindlichen Angriff gewaffnet zu sein, auch in Friedenszeit wenigstens zweimalhunderttausend Mann auf den Beinen halten müsse. Um sie ernähren zu können, sollten sie in die verschiedenen Provinzen nach Maßgabe der Größe und der Steuerkraft derselben verlegt werden. Die Provinzen hätten sie zu erhalten, zu bezahlen und zu ergänzen; dagegen wäre ihnen die bisherige Contribution zu erlassen. Daß hiedurch nicht nur den einzelnen Regimentern, sondern auch den größeren Truppenkörpern der Stempel einer besonderen Nationalität aufgeprägt würde, hat Joseph nicht nur richtig erkannt, sondern sogar als einen Vortheil gepriesen.

Noch vielfache andere Vorschläge, welche sich auf die Heereseinrichtungen beziehen, sind in den Erörterungen Josephs enthalten. Mit dem bemerkenswerthen Satze schließt er sie ab: „In das ganze „Project habe ich auch Toscana mit einbezogen, denn ich kann da „keinen Unterschied erkennen. Alles gehört dem Staate; dieses Wort „begreift Alles in sich, daher muß Jeder zu dessen Vortheile mit„wirken"[82]).

Ungleich bezeichnender für Josephs damalige Denkart und die Grundsätze, denen er huldigte, ist ein anderer Aufsatz, der ohne Zweifel gleichfalls aus jener Zeit herrührt. „Träumereien"*), so nennt der Erzherzog die Gedanken, die er zu Papier bringt und in denen er zwei Erfordernisse aufstellt, welche er als unerläßlich ansieht, um dasjenige durchzuführen, was sich unmöglich länger hinausschieben

*) Rêveries.

lasse: die absolute Gewalt der Regierung, Alles für das Wohl des Staates thun zu können, und die Herbeischaffung der Mittel, um denselben ohne auswärtige Hülfe aufrecht zu erhalten[83]). Zwei Dinge hätten zu diesem Ende vor Allem zu geschehen, die Vernichtung der bevorzugten Stellung des Adels und die ausgiebige Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld.

Er halte es nicht für sehr nützlich, bemerkt der Erzherzog in ersterer Beziehung ironisch, daß es in einem Staate kleine Könige und große Unterthanen gebe, welche im Wohlstande dahinleben, ohne sich um das Schicksal des Staates zu kümmern. Jeder Unterthan schulde dem Staate, der ihn beschützt und ihm zu seinem Rechte verhilft, seine Dienste in dem Wirkungskreise, zu welchem das Oberhaupt des Staates ihn für tauglich ansieht, nicht aber nach seiner eigenen Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit, denn sonst hätten nicht mehr die Leute den Stellen, sondern die Stellen den Leuten sich anzupassen. Allerdings werde man das für Despotismus erklären, aber ohne absolute Gewalt, und durch Gesetze, durch Statuten oder durch Eidschwüre beschränkt, in denen die einzelnen Länder ihr Palladium erblickten, die ihnen aber doch eigentlich nur zum Nachtheile gereichten, sei es unmöglich, daß ein Staat glücklich und sein Oberhaupt im Stande sei, große Dinge zu vollbringen. Um die Staatsmaschine zu lenken, sei ein einziger, wenngleich mittelmäßiger Kopf geeigneter als zehn ausgezeichnete Menschen, wenn sie in allen ihren Handlungen einmüthig vorgehen sollen. „Gott behüte mich", sagt Joseph wörtlich, „geschworne Eide „brechen zu wollen, aber ich glaube, man muß sich bemühen, die ein„zelnen Länder zu bekehren und sie einsehen zu machen, wie nützlich „ihnen jene Art von Despotismus[84]) sein würde, den ich vorschlage."

Die Staatsgewalt solle daher, meint Joseph, mit den Ländern vereinbaren, daß sie ohne deren Mitwirkung oder Zuziehung zehn Jahre hindurch zum Wohle derselben alles das thun könne, was sie für nothwendig ansehe; die günstigen Wirkungen hievon würden sich bald verspüren lassen. Sei diese Zustimmung einmal erlangt, dann sei der grundbesitzende Adel mit der doppelten Dominicalsteuer und außerdem noch mit den Abgaben zu belegen, die jeder Unterthan entrichte.

Freilich würde das Einkommen des Adels hiedurch geschmälert und in Folge dessen der Glanz der kaiserlichen Hofhaltung sich vermindern. Aber wozu sei ein solcher Glanz überhaupt gut? Die innere Kraft des Staates, gute Gesetze, strenge Handhabung des Rechtes, wohlgeordnete Finanzen, ein Achtung gebietendes Kriegsheer, eine aufblühende Industrie seien schönere Zierden eines der größten Höfe Europa's als üppige Feste, Galatage, glanzvolle Säle, goldene Geschirre, reiche Stoffe und kostbare Steine. Von Niemand möge man große Ausgaben verlangen, denn Thorheit und Unrecht wäre es, dieß zu derselben Zeit zu thun, in der man das Einkommen des Adels und die Gehalte der Beamten verringere. Geschehe dieß jedoch wirklich, dann würden die Leute in weit größerer Zahl und mit ungleich mehr Eifer dem Staate dienen als bisher. Denn die jungen Männer, die jetzt wüßten, daß sie ihr ganzes Leben hindurch genügende Einkünfte besitzen würden, um nicht in den Staatsdienst treten zu müssen, arbeiteten nichts, stürzten sich in thörichte Ausgaben und machten Schulden, die sie dann nicht zu bezahlen vermöchten. Dadurch aber käme noch überdieß der Arbeiter, der Handwerksmann zu Schaden, der seine Steuern entrichte, während die Existenz jener Müssiggänger eine für den Staat vollkommen nutzlose sei. Jedermann müsse mit der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß es, um im Wohlstande zu leben, keinen anderen Weg gebe als im Dienste des Staates vorwärts zu kommen und die Mittel hiezu durch den Staat zu erlangen.

Es darf wohl als selbstverständlich angesehen werden, daß wenn man die gutmeinende Absicht, von welcher Joseph ausging, auch noch so hoch anschlagen will, man doch die Unhaltbarkeit seiner Gedanken und die Undurchführbarkeit der daraus abgeleiteten Vorschläge nicht leicht verkennen kann. Aber die Richtigkeit mancher Anschauungen Josephs wird man auch heut zu Tage noch zugeben müssen. So behauptet er wohl mit Recht, daß im Staate nur das persönliche Verdienst Geltung und Anerkennung finden solle, und voll Eifer zieht er gegen die übel verstandene Großmuth zu Felde, mit der man Dienste, welche die Väter geleistet, an den Söhnen zu belohnen sich angelegen sein ließ. Dadurch belaste man den Staat mit unbrauchbaren Leuten,

die von ihren Vätern keine andere Eigenschaft als deren Namen geerbt hätten.

So wie für die Verringerung der Einkünfte des Adels, so erklärte sich Joseph auch für die Herabsetzung der Gehalte der höher gestellten Beamten. Die oft recht mittelmäßigen Dienste eines hochadeligen Präsidenten müsse man mit vielen Tausenden bezahlen, während doch nur seine Untergebenen und meistens diejenigen des untersten Ranges es seien, welche die Arbeit verrichteten. Ueberall dringt er auf Vereinfachung des Geschäftsganges, auf Verminderung der Anzahl der Stellen und der Beamten. Nur der Hofkriegsrath und die Oberste Justizstelle finden Gnade vor den Augen des Erzherzogs, sein schärfster Tadel aber trifft die Verwaltung der Finanzen. Und was den Handel angeht, so kommt er zunächst auf denjenigen Ungarns und auf die Behauptung zu sprechen, daß dessen Entwicklung den österreichischen Erbländern zum Schaden gereichen würde. „Wenn Ungarn", sagt Joseph hierüber, „gleich den übrigen Ländern Steuern „zahlen würde, und ich verzweifle nicht daran, daß es mit der Zeit „dazu kommt, dann wird es ein Peru genannt werden können" [85]). Aber um hiezu zu gelangen, möge man vom nächsten Landtage durchaus keine Vermehrung der Contribution begehren. Das Wenige, das man überhaupt zu erreichen vermöchte, würde durch Erbitterung der Gemüther ein Hinderniß schaffen für die Durchführung der nothwendig erscheinenden inneren Einrichtungen im Lande. Um eine Million zu erhalten, würde man sechs oder sieben Millionen aufs Spiel setzen, deren man in einigen Jahren theilhaft werden könnte. Durch Auszeichnungen möge man den hohen Adel an sich ziehen oder durch Furcht ihn einschüchtern, den kleinen Adel aber gegen die Magnaten unterstützen und durch Verleihung von Stellen gewinnen. Und der arme Unterthan müsse vor der tyrannischen Willkür des Adels geschützt werden.

Durch die von ihm vorgeschlagene Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld von sechs auf drei vom Hundert würden nur, meint Joseph, diejenigen Angehörigen des Staates am härtesten getroffen,

auf welche derselbe als auf die nutzlosesten am wenigsten Rücksicht zu nehmen brauche. Wer auf die auszusprechende Herabsetzung nicht eingehen wolle, möge sich zur Einzeichnung in eine Liste melden, nach welcher die Capitalsrückzahlungen, von den niedersten Summen angefangen, allmälig erfolgen sollten; drei Millionen jährlich wären zu diesem Zwecke zu widmen. Und gleichzeitig müßten strenge Gesetze erlassen werden, denen zufolge Niemand mehr höhere Zinsen als drei vom Hundert verlangen dürfe. Die Anlegung von Capitalien im Auslande aber wäre gleichfalls zu verbieten. In solcher Weise würde, selbst wenn gar Niemand sein Geld dem Staate mehr lassen wollte, eine Zinsenzahlung von sechs Millionen jährlich erspart und die ganze Schuld binnen siebzig Jahren abgetragen werden.

Auf die Vortheile, welche Joseph von dieser Finanzoperation sich versprach, und auf seine verschiedenen Vorschläge zur Verwendung der in Ersparung gebrachten Summen wollen wir hier nicht noch umständlicher eingehen. Es genüge aus seinen eigenen Schriften den damaligen Gedankengang des jugendlichen Prinzen zur Anschauung gebracht zu haben, welcher um seiner persönlichen Eigenschaften[86]), und mehr noch um der glanzvollen Lebensstellung willen, die er dereinst einzunehmen bestimmt war, zu jener Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit in immer höherem Maße auf sich zog.

Man kennt die Verhandlungen, welche schon bald nach Abschluß des Aachner Friedens begonnen und mehrere Jahre hindurch fortgesetzt wurden, um den Kronprinzen Joseph zum Römischen Könige wählen zu lassen und dadurch ihm und seinem Hause die Nachfolge auf dem deutschen Kaiserthrone zu sichern. Man weiß auch, daß diese Verhandlungen an dem Widerstreben des Königs von Preußen, und vielleicht mehr noch an den ganz ungemessenen Forderungen scheiterten, deren Befriedigung die einzelnen Kurfürsten als Kaufpreis für ihre Wahlstimmen aufstellten. In drei verschiedene Kategorien lassen diese Forderungen sich bringen: Bezahlung sehr beträchtlicher Geldsummen, Gebietsabtretungen und noch weitergehende Beschränkung der ohnehin schon zu einem Schattenbilde herabgesunkenen Kaisermacht.

Man darf wohl sagen, daß es von Seite des Wiener Hofes nur eine Erfüllung seiner Pflicht war, wenn er diesen Forderungen gegenüber, welche von dem damals noch befreundeten England und Hannover in dem gewohnten ungestümen und herrischen Tone bevorwortet wurden, sich keineswegs willfährig zeigte. Zu Geldopfern wollte er noch am ehesten sich herbeilassen, aber Abtretungen österreichischer Gebietstheile und Einschränkungen der Kaisergewalt meinte er, und gewiß mit vollstem Rechte, so viel als nur immer möglich vermeiden zu müssen. So trat das seltsame Verhältniß ein, daß das Haus Oesterreich, welchem doch an der Wahl eines Römischen Königs am meisten hätte gelegen sein sollen, sich fast abwehrend gegen dieselbe verhielt, während sie von den Kurfürsten, die ihre Stimmen recht theuer verkaufen wollten, eifrig gesucht wurde.

Während der Dauer des siebenjährigen Krieges wurde natürlicher Weise diese Angelegenheit fast gar nicht zur Sprache gebracht. Wohl aber bildete sie einen der Punkte des Hubertsburger Friedens, in dessen erstem Separatartikel König Friedrich bekanntlich versprach, bei der Wahl eines Römischen Königs oder eines Kaisers seine Stimme dem Erzherzoge Joseph zu geben.

Es kann durchaus nicht gesagt werden, daß es dem Könige etwa nicht Ernst gewesen wäre mit dieser Zusage, und daß er hinterher vielleicht Vorwände oder Ausflüchte gesucht habe, um sich ihrer Erfüllung zu entziehen. Wenigstens in Bezug auf diesen einen Punkt bestand seine Worttreue vollkommen die Probe, auf welche sie binnen kurzer Zeit gesetzt wurde.

Noch war nicht ein Monat seit der Unterzeichnung des Hubertsburger Friedens verflossen, als Kaunitz die Kaiserin auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, die so lange Zeit hindurch fast ganz vernachlässigte Angelegenheit der Wahl eines Römischen Königs neuerdings aufzunehmen und sie so rasch als möglich zu befriedigendem Ende zu bringen. Die Entwürfe der Instructionen legte er ihr vor, welche vorerst an den Grafen Pergen ergehen sollten, der mit der Aufgabe zu betrauen war, sich nicht allein der Stimmen der geistlichen

Kurfürsten, sondern auch ihrer eifrigen Mitwirkung zur Erreichung des beabsichtigten Zieles zu versichern. „Ihro May. der Kayser und „ich", antwortete Maria Theresia eigenhändig, „finden alles sehr wohl „nach unsern intentionen eingeleithet und wäre keine Zeit zu versaumen, „an das werck hand anzulegen."

Die ersten Erklärungen, welche am Wiener Hofe eingingen, waren, wie es scheint, diejenigen des Reichserzkanzlers Kurfürsten von Mainz. Wie man nicht anders erwartet hatte, lauteten sie in willfährigstem Tone. Aber freilich ließ der Kurfürst die Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne die Bedrückungen, welche sein Land während des Krieges hatte erdulden müssen, und den Nothstand hervorzuheben, in dem er sich in Folge dessen befand. Dringend bat er, die Kaiserin möge in dieser Bedrängniß ihm beispringen; Kaunitz aber trug darauf an, ihm vor der Hand nur eine in allgemeinen Ausdrücken lautende Antwort zu ertheilen.

„bin verstanden", schrieb Maria Theresia auf das Referat des Staatskanzlers, „jeder wird profitirn wollen; nur nicht lang die sach „trainirn lassen."

Auch die Haltung, welche der Kurfürst von Trier annahm, mußte die Kaiserin in dem Verdachte bestärken, daß er es gleichfalls auf Erlangung einer ausgiebigen Geldsumme abgesehen habe. Aber wie dem auch sein mochte, auf die Unterstützung der geistlichen Kurfürsten durfte Maria Theresia unter allen Umständen zählen. In nicht geringerem Maße war dieß bei dem Kurfürsten von Sachsen der Fall. Zwar täuschte man in Wien sich nicht über die auffallend mißgünstige Haltung, welche die sächsischen Minister bei jedem Anlasse und zuletzt noch bei den Friedensverhandlungen gegen Oesterreich gezeigt hatten; als „wahrer Haß" wird dieselbe von Kaunitz bezeichnet [87]). Nur confessionelle Beweggründe können es gewesen sein, welche die sächsischen Staatsmänner dazu vermocht hatten, eher für den Bedrücker ihres Vaterlandes als für den Staat Partei zu ergreifen, der sich wenngleich fruchtlos, so doch eifrig bemüht hatte, es von dessen Joche zu befreien. Aber die persönliche Gesinnung des Kurfürsten war von

derjenigen seiner sächsischen Minister doch sehr weit verschieden; wohl nicht ohne Grund wird er von Maria Theresia ihr „nächster Befreun- „deter“ genannt[88]).

Auch den bisherigen Gegnern, den Königen von Preußen und England traute man in Wien nicht zu, daß sie als Kurfürsten von Brandenburg und Hannover offen oder insgeheim gegen die Wahl Josephs zum Römischen Könige in die Schranken treten würden. Was Friedrich anging, so lag kein Grund zu der Vermuthung vor, er beabsichtige seinem hinsichtlich der Königswahl gegebenen Versprechen untreu zu werden. Und der Vorfahr des jetzigen Königs von England und Kurfürsten von Hannover hatte auf diese Wahl schon vor mehr als einem Jahrzehnt so eifrig gedrungen, er hatte sie für eine solche Nothwendigkeit für Deutschland erklärt, daß man wohl annehmen durfte, Georg III. werde sich nicht durch eine entgegengesetzte Haltung in den grellsten Widerspruch mit den Worten seines Großvaters setzen.

Mißtrauischer als gegen die Träger dieser beiden Wahlstimmen war man am Wiener Hofe gegen den Kurfürsten von Baiern, von dem man besorgte, er werde bei dieser Gelegenheit Ansprüche auf wichtige Districte Böhmens zur Geltung bringen wollen. Und von Seite des Kurfürsten von der Pfalz meinte man sich sogar auf eine geradezu feindselige Haltung gefaßt machen zu müssen.

Um so bedeutsamer war dieser letztere Punkt, als eine etwaige Weigerung des Kurfürsten von der Pfalz, dem Erzherzog Joseph seine Stimme zu geben, möglicher Weise sogar einen gewissen Rückschlag auf das preußische Votum ausüben konnte. Denn jederzeit hatte Friedrich II. die Behauptung aufgestellt, daß zur Wahl eines Römischen Königs Einhelligkeit der Stimmen nothwendig sei. Wenn nun auch der König von Preußen im Hubertsburger Frieden seine Stimme dem Erzherzoge zugesagt hatte, so war dieß doch nur unter stillschweigender Aufrechthaltung der Bedingungen geschehen, an die er schon früher dieses Zugeständniß geknüpft hatte. Die Einhelligkeit der übrigen Wahlstimmen konnte darunter verstanden und dadurch dem

pfälzischen Hofe die Gelegenheit geboten werden, seine Stimme um so höher zu taxiren, als dann von derselben vielleicht das Zustandekommen des ganzen Wahlgeschäftes abhing.

Darin lagen denn auch die Beweggründe, in deren Anbetracht man in Wien schon vor mehr als zehn Jahren zwar die außerordentlich weitgehenden Begehren des Kurfürsten von der Pfalz zurückgewiesen, aber sich doch zu dem Versprechen herbeigelassen hatte, seine Stimme durch Abtretung der Grafschaft Pleistein, durch Auszahlung von sechsmalhunderttausend Gulden und die Anwartschaft auf das Lehen von Wildenau zu erkaufen. Unter den wesentlich veränderten Verhältnissen, die seither eingetreten waren, schwankte man in dem Entschlusse, auch jetzt noch sich zu den gleichen Opfern zu verstehen. Eine etwaige Erhöhung derselben aber erklärte man weit von sich abweisen zu müssen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdiente auch der Umstand, daß beide Kurfürsten, sowohl Maximilian Joseph von Baiern als Karl Theodor von der Pfalz keine männliche Nachkommenschaft besaßen und erst vor kurzem über das gegenseitige Nachfolgerecht in ihren Ländern einen Vertrag errichtet hatten, dessen Bestätigung sie bei Kaiser und Reich nun eifrig suchten. In Wien aber hielt man sich vor Augen, daß nicht nur bei dem Erlöschen des kurfürstlich baierischen Mannsstammes ansehnliche Lehen in der Oberpfalz dem Hause Oesterreich zuzufallen hatten, sondern auch gegen das Recht des kurpfälzischen Hauses auf die ganze baierische Lehensſuccession noch bedeutende Rechtsanstände obwalteten. Man würde es daher für eine sehr ungünstige Wendung gehalten haben, wenn man sich genöthigt gesehen hätte, sich in dieser Beziehung schon im voraus die Hände zu binden.

Als das geeignetste Mittel, um dieß zu vermeiden und auf ziemlich billige Bedingungen hin mit Kurpfalz zu einem befriedigenden Abkommen zu gelangen, mußte es erscheinen, wenn man sich das Ansehen gab, daß man auf die Wahl des Erzherzogs zum Römischen Könige keinen besonderen Werth lege. Komme es dereinst zur Kaiserwahl, bei welcher die bloße Mehrheit der Stimmen unzweifelhaft ausreiche, dann werde gar kein anderer Bewerber als der Erzherzog

vorhanden sein und die Wahl unbestritten auf ihn fallen; der Majorität der Wählenden sei er unter allen Umständen gewiß. Darum habe man ihm ja durch den Hubertsburger Frieden die preußische Stimme nicht nur für die Wahl zum Römischen Könige, sondern auch für diejenige zum Kaiser zusichern lassen. Man sei daher in der glücklichen Lage, eher auf das kurpfälzische Votum, und dadurch vielleicht sogar auf die ganze Königswahl verzichten zu können, als zur Zustandebringung derselben die Wahlstimme des Kurfürsten von der Pfalz allzu theuer erkaufen zu müssen.

Hiezu kam noch daß man wußte, den wesentlichsten Einfluß auf die politischen Geschäfte am Mannheimer Hofe übe die Kurfürstin aus; ihr aber liege nichts so sehr am Herzen als die Sicherstellung der Erbfolge der weiblichen Linie des Sulzbach'schen Hauses, dem sie selbst angehörte, in Jülich und Berg. Im Jahre 1757 war hierüber in Wien eine Convention mit dem Kaiserhause abgeschlossen[89]) und dadurch die Truppenhülfe der Pfalz in dem Kriege gegen Preußen gewonnen worden. Durch die einseitige Abkunft, welche kurz vor dem Hubertsburger Frieden der Kurfürst von der Pfalz mit Preußen getroffen, hatte er jener Convention zuwider gehandelt, und man war ohne Zweifel zu Wien im Rechte, wenn man dieselbe von diesem Augenblicke an als ungültig ansah. Dadurch aber wurde das Kaiserhaus in die Möglichkeit zurückversetzt, wenn nicht seine eigenen Gerechtsame an Jülich und Berg geltend zu machen, so doch dieselben nach Gutdünken an Andere abzutreten.

Man sieht daß der Wiener Hof dem Kurfürsten von der Pfalz durchaus nicht mit gebundenen Händen gegenüber stand. Aber gleichwohl schien es ihm keineswegs erwünscht, es hiebei auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Es ist schon angedeutet worden, wie sehr doch der Kaiserin die baldige Vollziehung der Wahl ihres ältesten Sohnes zum Römischen Könige am Herzen lag[90]). Es konnte ihr daher nicht unwillkommen sein, daß sie von Mainz her die Nachricht erhielt, man habe sich von Mannheim dorthin gewendet, um durch die Vermittlung des als gut österreichisch und kaisertreu bekannten Kurfürsten von Mainz eine Aussöhnung mit dem Wiener Hofe zu Stande zu

bringen[91]). Unverzüglich gab die Kaiserin durch die gleiche Vermittlung ihre Geneigtheit hiezu kund[92]).

Von sehr großer Wichtigkeit war es, daß zu derselben Zeit, in der dieß geschah, die so lange Jahre hindurch unterbrochenen Verbindungen des Kaiserhauses mit dem mächtigsten Fürsten des deutschen Reiches, dem Könige von Preußen wieder angeknüpft wurden. Die Schritte, welche in dieser Beziehung von Wien aus geschahen, standen im engsten Zusammenhange mit dem Projecte der Königswahl. Denn um zur Zustandebringung derselben nicht allzu weit gehen zu müssen in Zugeständnissen an den Kurfürsten von der Pfalz, war es für den Kaiserhof von entscheidender Bedeutung, in Erfahrung zu bringen, ob der König von Preußen unerschütterlich festhalte an seiner früheren Behauptung, daß zur Gültigkeit der Wahl eines Römischen Königs die Einhelligkeit sämmtlicher Stimmen ganz unerläßlich, und ob sie nicht auch ohne eine solche zu bewerkstelligen sei.

Auf die genaue Kenntniß, welche man von dem Charakter und den Anschauungen des Königs von Preußen zu besitzen sich schmeichelte, glaubte man die Erwartung gründen zu dürfen, derselbe werde hinsichtlich dieses Punktes vielleicht zur Nachgiebigkeit geneigt sein. Nur dort, wo es um eigene und wichtige Vortheile für ihn sich handle, meinte Kaunitz, dürfe man niemals auf seine Willfährigkeit hoffen; in Dingen, welche ihm selbst keinen Vortheil brächten, sei sie leichter zu erreichen. Und den Reichsangelegenheiten pflege er ja überhaupt nur geringe Aufmerksamkeit zuzuwenden; er lege vielmehr große Gleichgültigkeit gegen sie an den Tag.

Der österreichische Gesandte am dänischen Hofe, Graf Johann Karl Dietrichstein wurde mit der Mission betraut, hierüber die Gesinnungen des Königs von Preußen zu erforschen. Auf Urlaub in Wien anwesend, sollte er über Berlin nach Kopenhagen zurückkehren. An den neu ernannten Minister Hertzberg möge er sich wenden und demselben die Besorgnisse mittheilen, welche die Haltung des Kurfürsten von der Pfalz in der Wahlangelegenheit hervorrufe. Zur Hinwegräumung der Hindernisse, welche von dieser Seite wahrscheinlicher

Weise in den Weg gelegt würden, rechne man auf die Mithülfe des Königs von Preußen, und erwarte, derselbe werde die frühere Behauptung, derzufolge zur Wahl eines Römischen Königs die Einhelligkeit der Stimmen nothwendig sei, nicht neuerdings aufnehmen. Dadurch aber werde der Kurfürst von der Pfalz gezwungen werden, von allzu weit getriebenen Anforderungen abzustehen[93]).

Am Abende des 5. Juli 1763 traf Dietrichstein in Berlin ein; am 7. machte er Hertzberg die ersten Eröffnungen. Die Hoffnung auf Gewährung seiner Wünsche, welche ihm derselbe erweckte, wurde von Finckenstein bekräftigt und von dem Könige erfüllt. Am 13. Juli empfing Friedrich zu Charlottenburg den österreichischen Gesandten. Er beauftragte ihn, der Kaiserin zu schreiben, daß er ihrem Begehren zu willfahren entschlossen sei. Hinsichtlich der Königswahl habe er sein Wort verpfändet, und da er nicht liebe, irgend etwas halb zu thun, so werde er sein Versprechen rückhaltslos erfüllen. Ja er fügte hinzu, wenn die Kaiserin nach irgend einer Richtung hin seine mittelbare oder unmittelbare Einwirkung wünsche, so möge sie über seine Dienste verfügen. Es gereiche ihm zum Vergnügen, ihr Beweise seiner Hochachtung und seines lebhaften Verlangens geben zu können, die freundschaftlichen Beziehungen, die jetzt zwischen ihnen wieder hergestellt worden, immer mehr zu befestigen[94]).

Je angenehmer man in Wien durch diese Sprache des Königs von Preußen berührt war, um so eifriger bemühte man sich, ihn bei der Gesinnung zu erhalten, welche in derselben ihren Ausdruck gefunden hatte. Hierauf zielten denn auch die Instructionen ab, welche dem neu ernannten österreichischen Gesandten in Berlin, Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Ried, mit auf den Weg gegeben wurden[95]). Mit sehr großer Sorgfalt war man bei der Auswahl der Person vorgegangen, welche Oesterreich künftighin am preußischen Hofe vertreten sollte. Man meinte vor Allem einen General, der sich im Kriege besonders hervorgethan, nach Berlin absenden zu sollen, denn von einem solchen setzte man voraus, daß er am leichtesten Zutritt bei dem Könige zu finden und sich dessen Vertrauen zu erwerben vermöchte. Ried aber hatte unmittelbar nach Abschluß des Friedens mit

dem preußischen General Wylich die Verhandlungen wegen gegenseitiger Auswechslung der Kriegsgefangenen geführt und sich hiebei die Zufriedenheit der eigenen und die Achtung der fremden Regierung erworben. Er wurde daher mit der Wiederanknüpfung der diplomatischen Verbindungen mit dem preußischen Hofe betraut, während Friedrich seinen geheimen Etatsminister von Rhode, Oberburggrafen des Königreichs Preußen, einen Mann in reiferen Jahren, reich an Kenntnissen und Lebenserfahrung, von ernstem, ruhigem und gewinnendem Benehmen bei dem Kaiserhofe beglaubigte[96]). Ried wurde beauftragt, dem Könige von Preußen zu erklären, daß man in Folge seiner willfährigen Zusage die Verhandlungen wegen der Königswahl nun unverzüglich beginne und sich zu diesem Ende an die einzelnen Kurfürsten wende. Ihre Antworten werde man in Berlin je nach deren Eintreffen mittheilen und dabei an die Hand geben, worin und auf welche Weise die zugesagte Unterstützung von Seite des Königs erfolgen könnte[97]).

Es war ein günstiger Umstand, daß gerade zu jener Zeit auch der frühere hannover'sche Gesandte Freiherr von Steinberg in Wien sich einfand, so daß nun auch mit seinem Hofe die Verhandlungen wegen der Königswahl eröffnet werden konnten. Mit so günstigem Erfolge gingen dieselben nicht nur mit Hannover, sondern auch mit den übrigen Kurfürsten — den von der Pfalz allein ausgenommen — von statten, daß Kaunitz schon Ende September das Eintreffen ihrer zustimmenden Erklärungen nach Berlin mittheilen konnte. Der Kurfürst von der Pfalz aber gerieth dadurch in die immer drohendere Gefahr, daß man um ihn und seine Wahlstimme sich nicht kümmern, auch ohne die letztere vorwärts schreiten und somit seine Begehren ganz unberücksichtigt lassen werde. Er beauftragte daher seinen Bevollmächtigten am Wiener Hofe, Heinrich Joseph von Ritter, in seinem Namen die Erwartung auszusprechen, man werde ihm wenigstens dasjenige gewähren, wozu man im Jahre 1753 sich anheischig gemacht habe.

Aber es war schwer, sich darüber zu täuschen, daß sich seither die Verhältnisse vollständig, und zwar zu Ungunsten des Kurfürsten

verändert hatten. Mußte man vor zehn Jahren, als der König von Preußen und dessen gefürchtete Macht hinter ihm standen, sorgfältige Rücksicht auf ihn nehmen, so lag in dem gegenwärtigen Augenblicke, in welchem Friedrich nicht mehr gemeinsame Sache mit ihm machte, durchaus kein drängender Beweggrund hiezu vor. In Wien war man keineswegs gemeint, sich dieses Vortheils nicht in ausgiebigem Maße zu bedienen; gleichwohl schien es erwünscht, den kurpfälzischen Hof nicht für alle Zukunft zum unversöhnlichen Feinde zu haben und auch seine Mitwirkung bei der Wahl eines Römischen Königs zu erlangen. Auf Befehl der Kaiserin wurde ihm daher erklärt, daß sie die mit ihm früher gepflogenen Verhandlungen nicht mehr als bindend erkenne, weil dieselben niemals zu einem förmlichen Abschlusse und zur Unterzeichnung gelangt, seither zehn Jahre verstrichen und nicht nur die Umstände völlig geändert wären, sondern der pfälzische Hof sich zuerst von den früheren Verabredungen entfernt habe. Die Wahl eines Römischen Königs betreffe das ganze deutsche Reich und dessen Wohlfahrt, man sei daher fest entschlossen, hiemit keine anderen Geschäfte oder Vergleichsverhandlungen zu vermengen. Doch sei man bereit, solche abgesondert und ohne Hereinziehung der Königswahl auf billige Bedingungen hin zu pflegen, über welche der Kurfürst sich deutlicher aussprechen wolle[98]). Und um den Letzteren noch mehr in die Enge zu treiben und sich durch ihn nicht irre machen zu lassen in Verfolgung der eingeschlagenen Bahn, schritt der Kaiser allsogleich an die Ausschreibung des Kurfürstentages. Die Kaiserin aber erließ zu Gunsten ihres Sohnes, des Erzherzogs, die erforderlichen Anwerbungsschreiben an sämmtliche Kurfürsten.

Auch der plötzlich zu Warschau erfolgte Tod Augusts III. von Polen und Sachsen änderte hieran nichts. Wohl mag es sein, daß der neue Kurfürst Friedrich Christian, durch seine zu Preußen hinneigende Gemalin beeinflußt, im Herzen weniger gut österreichisch gesinnt war als sein Vater es gewesen, aber sein Interesse band ihn an diese Macht. Denn nur durch sie konnte er hoffen, gleichfalls zur Königskrone Polens zu gelangen, und lebhaft wünschte der Kaiserhof, daß dieß auch wirklich geschehe[99]). Aber schon am 17. December 1763

starb Friedrich Christian; ihm folgte sein damals dreizehnjähriger Sohn Friedrich August als Kurfürst, während dessen Oheim Franz Xaver die Vormundschaft übernahm. Selbstverständlich brachte dieses zweite Ereigniß in den polnischen Angelegenheiten einen völligen Umschwung hervor; hinsichtlich der Haltung, welche Sachsen in Bezug auf die Wahl eines Römischen Königs beobachtete, war dieß jedoch in gar keiner Weise der Fall. So blieb zuletzt auch dem Kurfürsten von der Pfalz, nachdem ihm König Friedrich dringend gerathen hatte, dem Beispiele der übrigen Kurfürsten zu folgen[100]), und er sich somit ganz isolirt sah, nichts anderes übrig als die bedingungslose Erklärung, er werde ebenfalls dem Erzherzog Joseph „als dem würdigsten Can„didaten" seine Stimme bei der Königswahl geben[101]).

In Wien war man über das Schreiben des Königs von Preußen an den Kurfürsten von der Pfalz aufs höchste erfreut. Sein Inhalt sei für den Kaiserhof so günstig, erklärte Kaunitz, daß er selbst es nicht in besserem Sinne abzufassen vermocht hätte[102]). Wenn noch irgend ein ängstliches Gemüth im Zweifel hätte sein können über das dereinstige Ergebniß der Königswahl, wozu freilich eine ausreichende Ursache schon lange nicht mehr bestand, so war ein solcher jetzt vollständig behoben. Aber freilich kam es noch auf die Bedingungen an, unter denen die Wahl zu Stande kommen sollte. Denn mit Recht hatte der Kaiserhof überall erklären lassen, er werde in eine noch ungünstigere Wahlcapitulation, als die letzte gewesen, durchaus nicht willigen.

Diese Bedingungen kamen denn auch auf dem Kurfürstentage zur Sprache, welcher im Jänner 1764 zu Frankfurt zusammentrat. Für die böhmische Wahlstimme wohnten ihm Graf Pergen als zweiter und Freiherr von Borié als dritter Botschafter bei; der erste böhmische Wahlbotschafter, Fürst Nikolaus Esterházy, dessen Aufgabe nicht so sehr in der Besorgung von Geschäften, als in der Entfaltung glanzvollen Prunkes bestand, fand sich erst später in Frankfurt ein. Als Commissäre des Kaisers Franz bei dem Kurfürstentage fungirten Fürst Wenzel Liechtenstein und der Reichshofrath Freiherr Joseph von Bartenstein, des greisen Vicekanzlers ältester Sohn.

Als das einzige Mittel, eine Verschlimmerung der Wahlcapitulation hintanzuhalten, bezeichnete Pergen die unbedingte Zurückweisung aller sogenannten Monita, welche von den einzelnen Wahlbotschaftern im Namen ihrer Kurfürsten etwa eingebracht würden. Selbst auf Anträge, die an und für sich der Kaisergewalt nützlich wären, möge man diese grundsätzliche Ablehnung ausdehnen, denn die Zulassung solcher würde eine Unzahl nachtheiliger Begehren nach sich ziehen, die man sodann nicht mehr vermeiden könnte[103]).

In Wien stimmte man dieser Anschauung mit vollster Entschiedenheit bei, denn sowohl von Preußen als von Hannover, ja sogar von Sachsen glaubte man recht bedenkliche Monita sowohl in confessionellen als in Justizangelegenheiten besorgen zu müssen. Und so geschah es denn auch in der That. Insbesondere war es Preußen, welches mit derartigen Anträgen hervortrat. So verlangte es, daß bei Religionsstreitigkeiten künftighin eine Localcommission zur Untersuchung eingesetzt und ihr die Entscheidung anheimgegeben werde. In solcher Weise wären alle hierauf bezüglichen Beschwerden der oberstrichterlichen Gewalt des Kaisers entrückt und dem Ausspruche der protestantischen Höfe unterworfen worden, welche im Reiche ungleich mächtiger waren als die katholischen Fürsten.

Ein zweiter gleichfalls höchst unwillkommener Antrag Preußens bestand darin, daß alle den Unterthanen gegebenen Reversalien der Reichsstände durch die Wahlcapitulation zu bestätigen wären. Die brandenburgischen Wahlbotschafter begnügten sich nicht damit, sich um die Zustimmung Hannovers und Sachsens zu diesem Antrage zu bewerben, sondern sie verlangten allen Ernstes auch diejenige der Vertreter von Böhmen. Ja einer von ihnen, der Freiherr von Plotho, der sich bei der täglich wachsenden Anzahl begeisterter Anhänger König Friedrichs durch sein rohes Verfahren gegen den Notar April zu Regensburg in besondere Gunst gesetzt hatte, schien auch jetzt in ähnlichem Sinne vorgehen zu wollen. In drohendem Tone erklärte er dem Freiherrn von Borié, der König von Preußen werde sein Versprechen zurückziehen, dem Erzherzog seine Stimme nicht geben und das ganze Wahlgeschäft scheitern machen, wenn man seinem Begehren

sich nicht füge. Denn er sei verpflichtet, den Protestanten seinen Schutz angedeihen zu lassen und dasjenige zu ihren Gunsten zu erwirken, was er bei dem Hubertsburger Frieden nicht habe erlangen können.

Die böhmischen Wahlbotschafter waren jedoch schon mit dem gemessenen Befehle versehen, es eher auf das Aeußerste ankommen zu lassen, als sich derlei Begehren zu fügen. Von österreichischer Seite wurde behauptet, daß sie zwar ohne alle Gereiztheit, jedoch mit voller Bestimmtheit dem Freiherrn von Plotho erklärt hätten, daß sie weit davon entfernt wären, in sein Verlangen jemals zu willigen. Aber es liegt doch auch die Andeutung vor, daß diese Entgegnung durch Borié nicht mit geringerer Schärfe erfolgt sei, als die Drohung durch Plotho vorgebracht worden war[104]). Ja man faßte schon die Möglichkeit ins Auge, die Wahl auch gegen Preußen zu Stande zu bringen. Und wirklich erklärten die Vertreter Sachsens und Hannovers, daß sie es zwar nicht vermeiden könnten, den Anträgen Preußens beizupflichten, daß sie aber an Plotho's Drohungen durchaus nicht Theil zu nehmen, sondern sich der Majorität zu fügen gedächten.

Als Plotho wahrnahm, daß sein ungestümes Auftreten dießmal wirkungslos bleibe, bequemte er sich zu einer zahmeren Sprache; ja er stimmte bei, daß die Königswahl binnen kurzem erfolge. In Wien aber glaubten diejenigen, welche von Anfang an der Ansicht waren, König Friedrich sei es gar nicht Ernst gewesen mit seiner Bereitwilligkeit, das Wahlgeschäft wirklich zu fördern, sondern er habe auch bei dieser Gelegenheit nur sein eigenes Interesse im Auge gehabt, in dem Verfahren Plotho's eine Bestätigung ihrer Meinung entdecken zu sollen. Der Plan des Königs von Preußen habe in nichts Anderem als darin bestanden, sich dem Kaiserhofe Anfangs willfährig zu bezeigen, ihn dadurch zu Dank zu verpflichten und sich gleichsam als Haupturheber der Wahl hinzustellen. Wären aber nur einmal die Sachen recht weit gediehen, dann habe er nicht bloß als Vertheidiger der Protestanten, sondern als der eigentliche Gesetzgeber auftreten wollen. Hiedurch aber wäre, wie Kaunitz sich ausdrückt, sein Ansehen

und sein Anhang im ganzen Reiche vergrößert worden; er selbst hätte sich den Kern zugeeignet und dem Kaiserhofe die Schale überlassen [105]).

An der Standhaftigkeit des Letzteren scheiterte aber, wenn er überhaupt je wirklich bestand, dieser Plan, und bald stieß die Durchführung des Wahlgeschäftes in einer den Wünschen des Hauses Oesterreich entsprechenden Weise auf kein Hinderniß mehr. Ehe noch die Aussicht hierauf zu völliger Gewißheit geworden war, am 12. März 1764 trat Kaiser Franz mit seinen beiden ältesten Söhnen und großem Gefolge, mit ganz ungewöhnlicher Feierlichkeit und wenigstens nach unseren Begriffen sehr übertriebenem Pompe die Reise nach Frankfurt an. Auf drei Millionen Gulden waren die Kosten derselben veranschlagt, und vierhundert fünfzig Pferde mußten auf jeder Poststation beigestellt werden. In welcher Stimmung Joseph, der vor nicht viel mehr als drei Monaten seine geliebte Gattin verloren hatte, all dieß Gepränge über sich ergehen ließ, darüber geben seine Briefe an die Kaiserin und an seinen Schwiegervater authentischen Aufschluß. Hatte er doch dem Letzteren gegenüber die Freude, seine Gemalin zur Königin zu machen, als das einzige Gute bezeichnet, das er von dieser „unangenehmen und nutzlosen Function“ sich versprechen durfte [106]). Und der Schmerz, den er über einen Verlust empfand, der ihm als ganz unersetzlich erschien, wurde dadurch noch gesteigert, daß man gleich nach dem Tode seiner Gemalin daran denken zu müssen glaubte, ihm sobald als nur immer möglich einen Ersatz zu verschaffen.

„Das allergrößte Unglück und das tiefste Leid, das es nur geben „kann, habe ich erfahren“, hatte Joseph schon im December 1763 an den Herzog von Parma geschrieben, „und mein unglückseliges Hand„werk läßt mich deren noch andere vorhersehen. Nicht einmal bis zum „Grabe werde ich der Frau treu bleiben können, der mein ganzes „Herz eigen ist“ [107]).

Und so geschah es denn auch in der That. Kaum hatte die Erzherzogin Isabella den letzten Athemzug ausgehaucht, als schon von allen Seiten die Bewerbungen um die Hand des jungen Mannes auftauchten, welcher dereinst eine Stellung einnehmen sollte, wie es

eine höhere und daher in den Augen der Menge wohl auch beneidenswerthere nicht in der Welt gab. Die Prinzessinnen Josepha von Baiern, Kunigunde von Sachsen und Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, die älteste Tochter des Herzogs von Orleans, endlich die Infantin Benedicte von Portugal waren diejenigen, auf welche man von betheiligter Seite die Augen der Kaiserin und Josephs zu lenken sich bemühte. Aber Maria Theresia ließ überall entgegnen, daß zwar die Wiedervermälung ihres Sohnes im Prinzipe festgestellt, die Auswahl der Braut aber bis nach erfolgter Königskrönung und der Rückkehr aus Frankfurt verschoben sei. Dennoch ließ es sich keineswegs vermeiden, daß schon während der Durchreise durch Baiern manche Versuche gemacht wurden, den Erzherzog mit dem Gedanken einer Vermälung mit der Prinzessin Josepha zu befreunden, denn dieselbe wurde von dem Kurfürsten und seinem gesammten Hause sehnlichst gewünscht. Aber Joseph wies sie nicht bloß mit sichtlicher Kälte zurück, sondern er gab sogar zu verstehen, daß er gerade dieser Heirat ganz besonders abgeneigt sei [108]).

Am 23. März kam die erlauchte Reisegesellschaft zu Heussenstamm an, einem Schlosse des Grafen Schönborn, das noch etwa zwei Stunden von Frankfurt entfernt ist. Hier fanden Pergen und Borié mit der willkommenen Botschaft sich ein, daß die Wahlcapitulation derjenigen des Kaisers Franz vollständig gleiche [109]). Vier Tage später, am 27., fand die einstimmige Königswahl statt, und noch an demselben Tage gab Joseph von diesem Ereigniß seinem Schwiegervater in Worten Kenntniß, die neuerdings Zeugniß ablegen von der tiefen Betrübniß, welche sein Gemüth noch immer vollständig beherrschte.

„Meiner Königin beraubt", heißt es in diesem Briefe, „bin ich „stets ein von Schmerz durchdrungener König. All dieser Lärm und „die Freude, welche Jedermann zeigt, machen mich mein Unglück nur „noch lebhafter empfinden. Unter all den Menschen, welche fröhlich „sind, muß ich es ebenfalls zu sein scheinen, und doch bin ich von be„rechtigtem Kummer darniedergedrückt. Welche Lage, mein theuerster „Vater! Ich versichere Sie, daß ich kaum widerstehen kann, und daß „ich mich oft in mein Zimmer flüchten muß, um meine Gefühle nicht

„länger zurückzuhalten. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre eigene „Wunde wieder aufreiße, aber Sie und die Kaiserin sind ja die „einzigen Personen, vor denen ich mein trauriges Herz ausschütten „kann" [110]).

Spiegelt in diesem Briefe neuerdings die Betrübniß sich wieder, von welcher Joseph über den Tod seiner Gemalin erfüllt war, so sind die Worte, die er an dem gleichen Tage an Maria Theresia schrieb, ungemein bezeichnend für das wahrhaft kindliche Verhältniß, in welchem der Erzherzog damals zur Kaiserin stand. „Wenn Sie, theuerste „Mutter, fortfahren wollen", so redet er zu ihr, „in mir nur einen „Sohn und Unterthan zu sehen, so werde ich auf dem Gipfel des „Glückes sein. Keine Schonung, ich bitte Sie darum, befehlen, ver„bieten Sie, tadeln Sie mich wie früher, denn ich bedarf Ihrer Lei„tung, und das wenige Gute, das vielleicht in mir ist, stammt einzig „und allein von Ihrer Sorgfalt; diese Ehre muß man Ihnen lassen. „Vervollkommnen Sie mich durch Ihre Einwirkung, denn es ist schon „viel, wenn derjenige, den man heranzubilden hat, die Nothwendigkeit, „geleitet zu werden, fühlt, und sich ganz den Anschauungen dessen „unterwirft, der ihn leitet. Ich bin in diesem Falle; ich prüfe nicht „was gut ist oder gut wäre; ich will trachten ganz so zu sein wie „Sie und das wird mir genügen, indem ich glauben werde zur Voll„kommenheit gelangt zu sein, und das eben so sehr hinsichtlich politi„scher Anschauungen als solcher, die das Privatleben angehen. Zuver„sichtlich hoffe ich, daß Sie diese erste Bitte Ihres Königs nicht zu„rückweisen werden" [111]).

Am 29. März fand der feierliche Einzug des Kaisers und des neugewählten Königs in Frankfurt statt. Auf dem Wege dorthin ereignete sich jene rührende Scene, deren Göthe erwähnt, und welche auch von einem anderen Zeitgenossen, dem Erzherzog Leopold in einer nur in den Nebenumständen etwas abweichenden Weise erzählt wird. Nach dem letzteren Gewährsmanne waren die geistlichen Kurfürsten und die Wahlbotschafter noch nicht bei jenem Zelte unfern des Riederhofes, eine halbe Stunde von Frankfurt angekommen, bei welchem sie mit den Majestäten zum gemeinsamen Zuge in die Stadt zusammentreffen

sollten, als schon der Kaiser und der König von Heussenstamm her sich näherten. Um den Kurfürsten Zeit zu lassen, stiegen Franz und Joseph in einem Gehölze aus dem Wagen, gingen etwas umher und traten dann in ein einsames Forsthaus. Ganz unerwartet traf hier der greise Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt ein, allbekannt wegen der unerschütterlichen Treue, die er jederzeit und unter allen, auch den ungünstigsten Umständen dem Hause Oesterreich bewahrt hatte. Freudig überrascht umarmte ihn der Kaiser, der Landgraf aber warf sich ihm zu Füßen, küßte seine Kleider und nannte ihn seinen geliebten Herrn. Allen Anwesenden traten vor Rührung die Thränen in die Augen [112].

Auch von einem anderen deutschen Fürsten, dem von Anhalt-Zerbst, dem Bruder der Kaiserin Katharina von Rußland erzählt Erzherzog Leopold einen bezeichnenden Zug. Während Joseph in seiner sarkastischen Weise von ihm nur zu bemerken weiß, daß die Equipage, in der er an dem Einzuge theilnahm, scheußlich gewesen, hebt Leopold hervor, daß durch seine Anwesenheit bei demselben der Fürst von Anhalt-Zerbst seine Anhänglichkeit an das Kaiserhaus neuerdings bewiesen habe. Denn auf die Erklärung der übrigen Fürsten, daß sie an dem Einzuge nicht theilnehmen würden, habe er geantwortet, er werde ihnen zeigen, was ihre Pflicht sei. Und darum schritt er auch bei der Rückkehr aus der Kirche vor dem kaiserlichen Wagen einher [113].

Von den festlichen Ereignissen des Tages möge nur erwähnt werden, daß die ebenso würdige als wohlwollende Erscheinung des Kaisers überall den gewinnendsten Eindruck hervorbrachte. Seine beiden Söhne wissen die gleichzeitig hoheitsvolle und lebhafte Art, in der er die Anrede des Kurfürsten von Mainz beantwortete und denselben dadurch fast außer Fassung brachte, nicht genug zu preisen [114]. Auch Joseph entledigte sich seiner Aufgabe glücklich, und Göthe berichtet, daß ihm Jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war, während die Welt bei den hohen Eigenschaften, die er ankündigte, auf ihn die größten Hoffnungen setzte. Er selbst aber freute sich des Jubels, mit welchem das Volk ihn empfing. „Mein Bestes will ich thun", schreibt er an seine Mutter, „auf daß es in seiner Freude, mich dereinst zum „Oberhaupt zu haben, niemals getäuscht werde" [115].

Es kann nicht gesagt werden, daß Joseph durch die glanzvolle Feier, als deren Hauptperson er galt, in eine andere, eine fröhlichere Stimmung versetzt worden wäre. Auch jetzt wieder ist es die Mutter, der er sein ganzes Vertrauen entgegenbringt. „Dieser Einzug hat „mich", schreibt er ihr am Tage nach demselben, „im Innersten auf- „geregt und ich bedurfte all meiner Kraft, um mich aufrecht zu er- „halten. Gerade vier Monate nach dem Tage, an welchem ich jene „schöne und geliebte Seele von dem Körper sich loslösen sah, fand „meine Wahl, und am 29., an welchem ich von ihrer Leiche mich „trennen mußte, mein Einzug statt. Sie kennen das Gefühl, das mich „beseelt, Sie wissen daher meinen Zustand zu beurtheilen und Ihren „unglücklichen Sohn zu beklagen, der hierin seinen einzigen Trost „findet. Mit meiner berechtigten Trauer bin ich Jedermann zur Last; „ich muß daher Alles in mich selbst hinabwürgen und mich den ganzen „Tag hindurch verstellen. Verzeihen Sie mir, geliebteste Mutter, daß „ich Ihr zärtliches Herz betrübe. Aber haben Sie Mitleid mit einem „Sohne, der Ihnen so innig ergeben als in wahrhafter Verzweif- „lung ist" [116]).

Am 3. April fand die Königskrönung statt. Joseph hatte fast besorgt, unter der Last der Gewänder zu erliegen, in denen er sich aus dem Dome zurück zu begeben hatte [117]), aber nichts von dem geschah; auch jetzt wieder vernahm der junge König mit Wohlgefallen die freudigen Zurufe des Volkes. „Aber trotzdem", so schreibt er an seine Mutter, „schwebte das Bild meiner geliebten Gattin mir immer „vor Augen" [118]).

Es mag gestattet sein zu erwähnen, daß am Krönungstage der Reichsvicekanzler Graf Colloredo, der Oberstkämmerer Graf Khevenhüller, der Feldmarschall und frühere Ajo des Römischen Königs, Graf Karl Batthyány [119]), der Staatskanzler Kaunitz und Johann Friedrich Graf Hohenlohe-Neuenstein in den Reichsfürstenstand erhoben wurden. Und zwei Tage später brachte der Kurfürst von der Pfalz dem Kaiser und dem römischen Könige persönlich seine Huldigungen dar. Offenbar war er, der einzige unter den weltlichen Kurfürsten,

in der Absicht zu Frankfurt erschienen, wenigstens äußerlich seine vollständige Versöhnung mit dem Kaiserhause zu bekunden und dafür die möglichst weitgehende Erfüllung seiner Begehren zu erlangen. Ueber die letzteren wurden die Verhandlungen zwischen seinem Minister Freiherrn von Zedtwitz und dem Grafen Pergen noch fortwährend gepflogen. Am 27. April 1764 unterzeichnete Pergen zu Mannheim die Uebereinkunft, kraft deren Maria Theresia für sich und ihr Haus ihren Ansprüchen auf Jülich und Berg zu Gunsten des Kurfürsten von der Pfalz und der männlichen wie der weiblichen Linie des Hauses Sulzbach entsagte und der Letzteren sowohl den ruhigen Besitz dieser Länder als die fernere Erbfolge in denselben neuerdings garantirte. Außerdem trat sie dem Kurfürsten von der Pfalz die Herrschaft Pleistein ab und räumte ihm die Anwartschaft auf die Lehen Wildenau und Plößberg ein; endlich wurde ihm bestimmte Aussicht auf Verleihung des Privilegiums de non appellando durch den Kaiser eröffnet. Der Kurfürst verzichtete hingegen auf jegliche Geldforderung und versprach, sich nie mehr in irgend ein dem Kaiserhause nachtheiliges Bündniß einlassen zu wollen. Endlich sagte er seine Mitwirkung zu, daß das herzoglich modenesische Mannslehen dem Hause Oesterreich zu Theil werde [126]).

Hatte man bei der Durchreise durch Baiern das Project der Wiedervermälung Josephs nur leise und mit tastender Hand berührt, so geschah dieß während des Aufenthaltes in Frankfurt in weit offenerer Weise. Ohne viel Umschweife erklärte ihm der Kurfürst von Köln, das ganze Reich wünsche daß er sich neuerdings verheirate; übrigens gebe es in Europa nur eine einzige Prinzessin, und zwar Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche ihm den erlittenen Verlust zu ersetzen vermöchte. Joseph mochte noch so sehr versichern, wie wenig er überhaupt zu einer Wiedervermälung entschlossen sei, der Kurfürst ließ nicht ab, sie als durchaus nothwendig zu bezeichnen. Dem Einwurfe aber, man habe gehört, die Prinzessin von Wolfenbüttel sei mit dem Prinzen von Preußen versprochen, begegnete der Kurfürst von Köln mit der Behauptung, diese Zusage sei keineswegs als feststehend anzusehen. Uebrigens besitze ja die Prinzessin

noch eine jüngere Schwester, welche erforderlichen Falles an ihre Stelle treten könnte [121]).

Es mag hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch Kaunitz, obgleich er sich nicht geradezu für die Prinzessin von Braunschweig aussprach, doch die rühmenswerthen Eigenschaften hervorhob, die man ihr beimaß. Und es scheint fast als ob sogar der König von Preußen diese Heirat nicht ungern gesehen hätte. Wenigstens ist in Verbindung mit ihr von einem Ausspruche des Königs die Rede, durch welchen er seine Hochachtung vor dem österreichischen Staatskanzler kundgab. Maria Theresia aber schrieb auf den Bericht, welcher hievon handelte, die folgenden Worte:

„Wenn es mir möglich wäre, den König von Preußen zu schätzen, „so könnte mich nur der Umstand hiezu bewegen, daß er Sie nicht „mit Ihren Collegen zusammenwirft, sondern Ihren Verdiensten Ge„rechtigkeit widerfahren läßt. Dieses Gefühl muß recht tactvoll genährt „werden, denn es kann große Wirkungen nach sich ziehen und viel „Unglück verhüten, das uns bedroht“ [122]).

Ueberhaupt war es diese Frage der Wiedervermälung des Römischen Königs, welche von nun an in immer deutlicheren Umrissen in den Vordergrund trat. Am 10. April verließen der Kaiser, der Römische König und Erzherzog Leopold Frankfurt; die Rückreise aber ging nicht in so angenehmer Weise von statten, als die Hinfahrt gewesen war. Der Kaiser hatte beschlossen, mit seinen Söhnen auf der Donau die Fahrt bis nach Wien zurückzulegen. Am Morgen des 13. April erfolgte zu Donauwörth die Einschiffung, aber ungünstiges Wetter und sonstige Unfälle verzögerten nicht nur die Reise, sondern verursachten auch sonst manche Unannehmlichkeit. Joseph fand seinen einzigen Trost in den Briefen, die er von seiner Mutter empfing, und in den weitläufigen Antworten, welche er an sie schrieb. Das Hauptthema dieser Correspondenz blieb nach wie vor die Frage, ob, wann und mit wem er sich wieder vermälen solle, und wir sehen, wie auch die Kaiserin denjenigen sich anreihte, die Joseph hiezu anzueifern sich bemühten.

Sie that dieß auch keineswegs ohne Erfolg. Hatte noch vor kurzem Joseph erklärt, daß er dem Gedanken einer Wiedervermälung immer mehr sich entfremde [123]), hatte er seiner Mutter betheuert, das Andenken an seine Gemalin sei so tief eingegraben in sein Herz, daß eine neue Heirat ihm als das größte Unglück erscheine, das ihn nur treffen könne [124]), so vermochten ihn doch allmälig die Vorstellungen seiner Mutter zu größerer Nachgiebigkeit. „Wenn ich Ihnen nicht so „sehr ergeben wäre", schrieb er ihr am 7. April, „und wenn nicht „ein klein wenig Erfahrung mich die Welt kennen gelehrt hätte, würde „ich für alle Zukunft Witwer bleiben, oder vielmehr ewig verbunden „mit einem schönen Engel im Himmel, welchem ich die Treue nicht „zurücksagte, die ich am Altare ihm zuschwor. Wenn dieß letztere nicht „wäre, könnte ich blindlings zu einem Stande zurückkehren, dessen „Freuden ich alle empfunden habe. Aber diese beiden Verhältnisse „erregen so verschiedene Gedanken in meiner Seele, daß ich kaum zu „widerstehen vermag. Ich versichere Sie, daß der Kampf zwischen „meiner Sehnsucht, Ihnen zu willfahren, und meiner Neigung, Ueber„zeugung und Vernunft ein grausamer ist. Ich sehe es voraus, meine „Anhänglichkeit an Sie wird diesen Entschluß mir entreißen, aber „Gott gebe, daß es nicht zum Unglücke sei für mein Leben und viel„leicht für meine Seele" [125]).

Man sieht daß Joseph seiner Wiedervermälung hauptsächlich aus der Ursache so lebhaft widerstrebte, weil er es für unmöglich hielt, daß ihm in einer zweiten Ehe ein ähnliches Glück bescheert werden könnte, wie er es in seiner ersten gefunden. Schrieb er doch selbst ganz offen an seine Mutter: „Wenn ich eine Frau fände, welche das „Herz, die Annehmlichkeiten, den Geist, die Augen, die Zähne, die „Züge, kurz alle Eigenschaften meiner verstorbenen Gemalin besäße, „wer weiß was geschähe" [126]). Da war es denn natürlich, daß er mit Vorliebe einen Gedanken verfolgte, auf welchen er schon vor einigen Monaten verfallen war, als man ihm bald nach dem Tode Isabella's von seiner Wiedervermälung zu sprechen begann. Niemand werde größere Aehnlichkeit mit der Verewigten besitzen können, so hatte er von allem Anfange behauptet, als deren jüngere Schwester. Wenn er

daher durchaus heiraten müsse, so wünsche er diese zur Gattin zu erhalten. Von ihr sei noch am ersten zu erwarten, daß sie sich jener Vollkommenheit wenigstens nähere, welche die verstorbene Erzherzogin in seinen Augen vor allen übrigen Frauen ausgezeichnet habe [127]).

Je mehr er in der Einsamkeit einer unerquicklichen Stromfahrt diesem Gedanken nachhing, desto tiefere Wurzeln schlug derselbe in Josephs Gemüth. „Ich habe", schrieb er an Maria Theresia, „zwar „die einzelnen Heiratsprojecte noch nicht geprüft; aber dasjenige, „welches ich vorzuschlagen wage, scheint mir, sei es daß meine Nei- „gung mich zu demselben zieht, sei es in Folge einer Art von Vor- „ahnung, bei weitem das beste" [128]). Und vier Tage später kommt der Römische König seiner Mutter gegenüber neuerdings hierauf zurück. „Nach meiner schwachen Einsicht", schreibt er ihr am 16. April unfern von Straubing, „scheint mir diejenige, die ich Ihnen zu nennen „mir erlaubte, noch immer die berücksichtigungswürdigste zu sein. Es „ist das eine letzte Pflicht, die ich dem Andenken meiner geliebten „Gattin schuldig zu sein glaube. Wenn Sie, theuerste Mutter, einen „Sohn trösten wollen, der Ihnen aufrichtig ergeben ist, dann trachten „Sie ihn wieder glücklich zu machen. Kann ich es aber sein ohne „Aussicht auf eine Ehe, die neuerdings meinen Wünschen entspricht? „Ich bitte Sie recht inständig darum: wollen Sie es nur ernstlich „und ich zweifle nicht, daß es ein Mittel gibt, um dieses Ziel zu er- „reichen" [129]). Und in einem anderen Briefe spricht Joseph diese Meinung noch kräftiger aus. „Wenn Sie nur wollen, liebe Mutter", so lauten seine Worte, so gibt es Mittel zu Allem, und ich lege mein „Glück, meine Wünsche, ja Alles in Ihre Hand. Seien Sie, wenn „Sie es für passend ansehen, mein Minister; blind vertraue ich mich „Gott, den ich täglich anrufe, und Ihnen, deren Zärtlichkeit und Tact- „gefühl ich kenne" [130]).

Wie sehr die Kaiserin dieses unbegrenzte Zutrauen ihres Sohnes auch wirklich verdiente, wie unablässig sie mit der Frage sich beschäftigte, von deren Entscheidung ihr sein Lebensglück abhängig zu sein schien, und wie sie in dieser Beziehung ihre eigenen Wünsche in den Hintergrund drängte, dafür findet sich der unumstößlichste Beweis in

einer weitläufigen Denkschrift, welche sie eigenhändig niederschrieb und durch den Grafen Salm an Joseph gelangen ließ. „Nichts liegt mir „so sehr am Herzen", sagt sie darin, „als die Verheiratung meines „Sohnes, und niemals werde ich wahrer Zufriedenheit oder Ruhe ge„nießen können, so lang ich ihn in diesem Zustande der Ungewißheit „und gleichsam wie in der Luft sehe. Ich will nicht daran denken, „wie viel der Monarchie an der Befestigung der Nachfolgeordnung, „wie viel meinen zahlreichen Kindern daran gelegen ist, in einer Schwä„gerin von neuem eine zweite Mutter und eine Beschützerin zu finden. „Ich will hier ohne jede andere Rücksicht nur an Josephs Person und „an dasjenige denken, was gut für ihn sein kann."

„Nach reiflicher Ueberlegung habe ich mich genug darüber aus„gesprochen, daß die Infantin von Spanien alle erforderlichen Eigen„schaften besäße und daß wir keine mehr finden werden, die in jeder „Beziehung so passend sein würde. Nur mit großem Bedauern gab „ich nach; aber nachdem ich es einmal gethan, will ich nicht mehr „davon sprechen. Nach der Infantin scheinen mir die Prinzessinnen „von Sachsen und von Baiern die rücksichtswürdigsten zu sein, sowohl „wegen ihrer christlichen Erziehung als ihrer Tugenden und ihres „Charakters. Sie sind Deutsche, aus den ersten Häusern, gegen die „wir Verpflichtungen haben, und sie sind aus dem gleichen Blute wie „wir, denn sie besitzen denselben Großvater wie ich. Man wirft ihnen „ihre Häßlichkeit vor, obwohl die Nachrichten hierüber verschieden sind, „dann ihr Alter, obgleich kein so großer Unterschied obwaltet wie „zwischen Leopold und der Infantin, und man zeigt die gleiche Ab„neigung wie gegen die Erstere auch wider sie. Mit Vorliebe gibt „man, und ich billige dieses Gefühl, seiner Schwägerin den Vorzug, „die erst vierzehn Jahre und vier Monate zählt, die weder die Blattern „noch die Rötheln gehabt hat, welche schon versprochen und die leib„liche Schwester der Dahingeschiedenen ist. Deutlich genug habe ich „darüber meine Meinung gesagt, obwohl sie als Schwester unserer „unvergleichlichen Verstorbenen einen bevorzugten Platz in meinem „Herzen einnimmt. Man wünscht dem Vater zu schreiben und ihn „von den Absichten zu unterrichten, die man hegt. Wenn ich den Plan

„scheitern machen wollte, würde ich das allsogleich zugeben, aber meine „Zärtlichkeit für meinen Sohn trägt den Sieg über meine eigenen „Ueberzeugungen davon; ich habe daher reiflich über dasjenige nach„gedacht, was man thun müßte, um einige Aussicht auf Erfolg zu „erlangen. Zwei Wege scheinen mir hiezu geeignet zu sein."

„Ich sehe es nicht für zweckmäßig an, daß mein Sohn dem „Infanten schreibe. Ich versetze mich an seine Stelle; er muß immer „die Vermälung seiner Tochter mit dem Prinzen von Asturien als ein „Familienarrangement jeder anderen Partie vorziehen. Das einzige „Mittel, seine Zustimmung zu erlangen, bestünde daher entweder in „einem beträchtlichen Vortheil, durch den er sich hiezu bewegen ließe, „oder in der unabweislichen Nothwendigkeit, indem man sich schon im „voraus der Einwilligung des Königs von Spanien versicherte. Wenn „also mein Sohn unmittelbar an den Infanten schriebe, fürchte ich „daß dieser Schritt sowohl in Frankreich als in Spanien eine un„günstige Wirkung hervorbringen und den Erfolg gefährden könnte. „Uebrigens würde der König von Spanien bald hievon Kenntniß er„langen, indem der Infant zu gewissenhaft gegen ihn ist, um ihn „nicht zu unterrichten. Gewiß würde der König sehr unzufrieden und „überzeugt sein, man wolle ihm zuwider handeln und ihn der seinem „Thronerben bestimmten Gemalin berauben. Das allein würde ge„nügen, diesen Plan, dessen Gelingen ja nur von dem Könige und „dem Infanten abhängt, selbst dann scheitern zu machen, wenn der „Letztere demselben geneigt wäre."

Sie sehe daher, meint die Kaiserin weiter, keinen anderen Weg, um vielleicht doch noch zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, als daß man sorgfältig vermeide, den Verdacht auf sich zu ziehen, man wolle den Plan einer Verheiratung der Infantin von Parma mit dem Prinzen von Asturien irgendwie stören. Wohl aber müsse der österreichische Gesandte in Madrid, Graf Rosenberg angewiesen werden, die Sache so einzuleiten, daß man dort sich nicht nur allmälig mit dem Gedanken einer Verheiratung der Infantin von Parma mit dem Römischen Könige befreunde, sondern sie endlich sogar wünsche. In vorsichtigem Gespräche mit dem spanischen Minister Grimaldi möge

Rosenberg die Verlegenheit des Kaiserhofes schildern, für Joseph eine zweite Gemalin zu finden. Die gebieterischen Rücksichten, die man auf ihn selbst nehmen müsse, hätten nicht erlaubt, an eine etwaige Verbindung desselben mit der Tochter des Königs von Spanien zu denken. Die Wahl zwischen den übrigen Prinzessinnen wäre um so schwerer, als Joseph stets einer solchen den Vorzug geben würde, welche jünger wäre als er; es blieben also nur die Prinzessinnen von Portugal und von Braunschweig übrig, vorausgesetzt daß die letztere die Religion wechseln würde. Eine solche Wahl wäre jedoch in Spanien gewiß nicht willkommen, und um sie zu vereiteln, würde man vielleicht selbst die Infantin von Parma in Vorschlag bringen. Geschähe das nicht, dann könnte Rosenberg immerhin zuerst von ihr sprechen, und er werde bald den Eindruck seiner Worte gewahr werden.

Der zweite Weg läge darin, fährt die Kaiserin fort, dem Könige von Spanien eine förmliche Eröffnung, sei es persönlich oder durch die beiderseitigen Ministerien zu machen. Dann aber müßte man ihn bitten, nichts davon zu verlautbaren, ehe man die Einwilligung des Herzogs von Parma eingeholt habe. Denn an den Letzteren würde man in dem Augenblicke sich wenden, in welchem man von der Anschauung des Königs Kenntniß erhielte. „Der Infant könnte", so endigt Maria Theresia ihre Betrachtungen, „sich unmöglich beleidigt fühlen durch die „Vorsicht, mit welcher wir uns vor Allem der Zustimmung des Königs, „seines Bruders versichern. Denn ohne dieselbe wäre ja auch die „seinige, selbst wenn er einwilligen sollte, ohne jeglichen Nutzen. Ob„gleich ich den festen Charakter des Königs und den Umstand fürchte, „daß diese Verbindung der beiden Häuser auf den stärksten Beweg„gründen der Politik, der Zweckmäßigkeit und der beiderseitigen Nei„gung beruht, welche es schwer, wenn nicht unmöglich machen, sie zu „lösen, so bleibt mir doch noch ein Schimmer von Hoffnung, daß „wenn man sich nur gut dabei benimmt und dem Könige vorstellt, „das Glück meines Sohnes und daher das meinige, das meiner Fa„milie und der Monarchie liege in seiner Hand, er dann gerührt „sein und in das Opfer willigen wird, welches wir von ihm verlangen. „Und da ich einzig und allein damit beschäftigt bin, die Wünsche meines

„Sohnes ihrer Erfüllung zuzuführen, ohne auf meine eigenen oder „auf irgend ein besonderes Interesse Rücksicht zu nehmen, so „würde ich sogar Rosenberg verbieten, für den Fall, als sich Aus„sicht auf Erfolg darböte, von einer meiner Töchter für den Prinzen „von Asturien zu sprechen. Denn man könnte sonst leicht all unsere „Schritte einem solchen Plane beimessen und an der Wahrhaftigkeit „der Versicherung zweifeln, daß wir gar nichts im Auge haben als „die Zufriedenstellung meines Sohnes" [131]).

Mit lebhaftester Freude begrüßte Joseph die Vorschläge seiner Mutter. Er versicherte sie, daß er ihren Plan bewunderungswürdig finde und den Augenblick nicht mehr erwarten könne, in welchem man denselben ins Werk setzen werde. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß nicht nur die Hindernisse des Gelingens ohne sehr große Schwierigkeit zu beseitigen sein, sondern daß auch die Bedenken der Kaiserin wegen des allzu jugendlichen Alters derjenigen, die er fast schon als seine Braut zu betrachten schien, sowie wegen des Umstandes, daß sie die Blattern noch nicht überstanden habe, sich allmälig beschwichtigen würden. Aber er meinte doch betonen zu müssen, daß von den beiden Wegen, welche die Kaiserin angedeutet habe, ihm der zweite ungleich besser als der erste gefiele. Und außerdem war er der Ansicht, daß man mit dem Herzoge von Parma beginnen und ihm wenigstens einige Tage früher schreiben solle, als man an die Könige von Frankreich und Spanien sich wende [132]).

Auf der Fahrt zwischen Passau und Linz war endlich das Wetter fast unerträglich geworden. An einer der Stellen, welche zu jener Zeit nicht ohne alle Gefahr überschifft werden konnten, stürmte es so heftig, daß nicht nur Joseph, sondern auch der Kaiser selbst mit Hand anlegen mußten an die Ruder, um zu verhindern, daß die Schiffe nicht an die Felsen geworfen würden. In Linz, wo man ein paar Tage sich aufhielt, um die österliche Andacht zu verrichten, gab man den Gedanken der ferneren Schifffahrt auf und eilte zu Land nach Melk, wo man mit der Kaiserin zusammentraf. Da nicht nur sie, sondern auch der Kaiser sich willfährig zeigten, ihre eigene, der Bewerbung um die Prinzessin von Parma nicht gerade günstige Meinung den Wün-

schen Josephs unterzuordnen [133]), so wurden nun in mündlicher Erörterung zwischen ihnen die ferneren Verabredungen über die Schritte getroffen, welche unverzüglich gethan werden sollten, um die Hand dieser Prinzessin für Joseph zu erhalten.

Maria Theresia blieb dabei, daß die erste Eröffnung hierüber nicht, wie Joseph gewollt hatte, nach Parma, sondern an den König von Spanien gerichtet werde. Wie er es zu jener Zeit noch immer zu thun gewohnt war, fügte sich Joseph auch jetzt wieder dem Willen seiner Mutter. Doch konnte er es nicht über sich gewinnen, in den Brief, den er inmitten der Festlichkeiten, mit welchen der Hof und die Stadt Wien die Rückkehr des Kaisers und des Römischen Königs feierten, an den Herzog von Parma schrieb, nicht wenigstens eine Anspielung auf den Wunsch einfließen zu lassen, der ihm jetzt vor Allem am Herzen lag. Nach nichts sehne er sich mehr, schrieb er dem Infanten, als sich mit Leib und Seele wo möglich in noch höherem Grade als bisher mit einem Vater, den er verehre und welchem er Alles schulde, und mit einem Freunde zu verbinden, den zu schätzen und zu lieben er so gerechte Ursache besitze [134]).

Eine Woche nachdem dieser Brief nach Parma abgegangen war, richtete Maria Theresia das beabsichtigte Schreiben an den König von Spanien. Kaunitz hatte es entworfen, die Kaiserin selbst aber es vielfachen Veränderungen unterzogen. Offen und ohne viel Umschweife rückte sie mit der Sprache heraus. Sie schilderte dem Könige das Unglück, welches der Tod der Erzherzogin Isabella über deren Gemal und das ganze Kaiserhaus gebracht habe. Der Eindruck dieses Ereignisses auf Joseph sei ein so tief-schmerzlicher gewesen, daß er nur aus Gehorsam und aus Liebe für seine Eltern seine Abneigung überwand, zu einer zweiten Ehe zu schreiten; man müsse dagegen auch trachten, daß sie für ihn eine möglichst glückliche werde. Alle seine Wünsche vereinigten sich dahin, die Hand der Prinzessin Louise von Parma zu erhalten, denn Isabella habe ihm ihre Schwester als die einzige geschildert, welche sie ersetzen und sein Lebensglück ausmachen könnte. Die Kaiserin wisse wohl, daß man den Gedanken gefaßt habe, sie dem Prinzen von Asturien zu bestimmen; da aber das Glück ihres Sohnes

und ihrer Völker davon abhänge, so wage sie es dennoch, sich an den König zu wenden und ihm die ganz eigenthümlichen Umstände darzulegen, durch welche ihr Sohn veranlaßt worden sei, sein Auge und seine Wünsche auf die Infantin von Parma als die Einzige zu richten, die ihn glücklich machen könnte, während für den Prinzen von Asturien eine solche Voreingenommenheit durchaus nicht obwalte. Als einem treuen und wahrhaften Freunde stelle die Kaiserin es dem Könige anheim, über ihre Ruhe, über das Glück ihres Sohnes, über die Tröstung ihrer Familie und die Wohlfahrt ihres Hauses zu entscheiden [135]).

„Wenn ich in der Lage des Königs von Spanien mich befände", hatte Maria Theresia noch vor wenig Wochen erklärt, „so würde es „mir ungemein schwer fallen, einem Fremden gegenüber dieses Opfer „zu bringen und alle Vortheile meines eigenen Hauses hintanzusetzen. „Wenn also die Sache mißlingt, darf man weder dem Könige noch „seinem Ministerium deßhalb gram sein" [136]).

Diese Worte zeigen deutlich, wie klar Maria Theresia von allem Anfange an die Sache durchschaute, und wie sorgfältig sie es vermied, den Illusionen sich hinzugeben, von welchen Joseph sich vollständig beherrschen ließ. Sie war daher auch nicht überrascht, als die höfliche, aber bestimmt ablehnende Antwort des Königs von Spanien eintraf [137]). Joseph aber fühlte sich aufs bitterste enttäuscht, und die Klagen, in denen er sich dem Herzoge von Parma gegenüber ergeht, zeigen die tiefe Verstimmung, von der er erfüllt war. „Hätte ich", so schreibt er ihm am 23. August 1764, „in der ganzen Welt irgend „eine Bessere finden können als Ihre Tochter? Dieses Wort allein, „ohne ihre persönlichen Eigenschaften, gibt ihr einen solchen Vorzug in „meiner Seele, daß wenn man Jemand lieben könnte ohne ihn zu „kennen, ich nicht sie, wohl aber ihre Eigenschaft lieben würde, Ihre „Tochter und die Schwester meiner angebeteten Gattin zu sein. Dieser „Gedanke hat mich über Alles hinausgehen gemacht, und die Hoffnung, „Ihnen noch inniger anzugehören und durch meine zweite Ehe meiner „ersten Gemalin noch Treue zu erweisen, hat mich vermocht, Himmel „und Erde in Bewegung zu setzen, um zu diesem Ziele zu gelangen." Nun aber sehe er sich, fährt Joseph fort, hoffnungslos in die traurigste

Lage zurückgeschleudert. Was solle er thun? Sein Herz dränge ihn freilich, sich nicht mehr zu verheiraten und fortan den Verlust seiner geliebten Gattin zu beweinen. Aber seine Eltern wünschten lebhaft, daß er sich neuerdings vermäle, und er bringe es nicht über sich, ihnen diesen Trost zu verweigern. Aus Liebe zu ihnen sei er daher zu dem für ihn so peinlichen Schritte entschlossen, aber er wisse noch nicht, wann und mit wem er ihn thun werde [138]).

Wer sich vergegenwärtigt, wie mächtig und wie bestimmend die Verhältnisse, die Umgebungen und die daraus hervorgehenden Eindrücke des Lebens einwirken auf ein junges und empfängliches Frauengemüth, der wird sich wohl des vorschnellen Urtheils enthalten, die Infantin Marie Louise von Parma sei all des Bedauerns nicht werth gewesen, welches man in Wien über das Scheitern des Planes empfand, sie dort als Josephs zweite Gemalin zu besitzen. Ihr späteres Auftreten als Königin von Spanien, als Gattin Karls IV., als Gönnerin des Herzogs von Alcudia war freilich nicht dazu angethan, es besonders zu beklagen, daß sie nicht Josephs Lebensgefährtin geworden sei. In ungleich höherem Maße ist es zu bedauern, daß man nicht, dem ersten und wie fast immer richtigen Impulse der Kaiserin folgend, die Hand der Infantin Louise von Spanien, der Tochter Karls III., für Joseph zu erlangen sich bemühte. Ein ganz eigenthümliches Zusammentreffen war es, daß nicht allein Maria Theresia, sondern auch König Friedrich von Preußen diesen Gedanken aussprach [139]); ebenso wurde er von dem französischen Hofe als derjenige bezeichnet, welcher vor allen übrigen Projecten bei weitem den Vorzug verdiene. Und man darf wohl sagen, daß wenn er zur Verwirklichung gelangt wäre, dieß für Joseph, ja vielleicht für Oesterreich zum Segen gereicht hätte. Denn Louise von Spanien, welche später mit Leopold von Toscana eine Reihe von Söhnen erzeugte, von denen die Mehrzahl nicht gewöhnliche geistige Begabung besaß, war so ausgezeichnet als Fürstin wie als Frau, als Gattin wie als Mutter. Sie wußte sich in so hohem Grade die Hochachtung und Verehrung ihres Schwagers Joseph zu erwerben, daß man wohl annehmen darf, er wäre an ihrer Seite ein zweites Mal glücklich geworden. Aber damals war Joseph von

dem Plane, sich um die Prinzessin von Parma zu bewerben, so eingenommen, daß er von der Infantin von Spanien nichts hören wollte. So ließ man den Umstand, daß sie ihrem Alter nach für Joseph ungleich besser als für Leopold gepaßt hätte [140]), man ließ auch die Andeutung, welche man aus Spanien erhielt, daß dort gleichfalls die Lösung des Eheverlöbnisses der Infantin mit Leopold und ihre Verheiratung mit Joseph von Vielen gewünscht werde, ohne Beachtung. Freilich wären hiedurch die schon fast bis zur Ausführung gelangten Maßregeln wegen Errichtung der Secundogenitur in Toscana und wegen Vermälung des Erzherzogs Ferdinand mit der dereinstigen Erbin von Modena wieder vereitelt worden. So glaubte man um politischer Vortheile willen, welche übrigens kaum unerreicht geblieben wären, Entschlüsse vermeiden zu sollen, die wahrscheinlicher Weise zum Besten aller dabei Betheiligten gereicht hätten.

Nachdem der König von Spanien seine Einwilligung zu einer Heirat Josephs mit der Prinzessin von Parma verweigert und man sich wohl schon durch diese Bewerbung in die Unmöglichkeit versetzt hatte, jetzt nachträglich die Hand seiner eigenen Tochter, deren Vermälung mit dem Erzherzoge Leopold inzwischen durch Procuration schon lang vollzogen worden war [141]), für dessen Bruder, den Römischen König zu begehren, so blieb nichts übrig als eine andere Wahl. Man glaubte sich eben so wenig für die Prinzessin von Wolfenbüttel entscheiden als einen Wink beachten zu sollen, der auf die Nichte Friedrichs, die Prinzessin Wilhelmine von Preußen wies [142]). Abgesehen davon, daß die Kaiserin sich wohl nur schwer zu einer so engen Verbindung mit dem Hause ihres gefürchteten und von ihr verabscheuten Feindes entschlossen hätte, mochte die Herbeiführung eines Glaubenswechsels aus anderen als aus religiösen Beweggründen ihren Anschauungen nicht zusagen. Und daß auf die Prinzessin von Orleans die Wahl nicht fallen dürfe, dazu war sie von vorneherein entschlossen [143]).

Man konnte daher nur mehr die Infantin von Portugal so wie die beiden Prinzessinnen von Baiern und von Sachsen in Betracht ziehen. Um ihrer körperlichen Schönheit und des Umstandes willen, daß ihr Alter demjenigen Josephs angemessen war, hätte ohne Zweifel

die Erstere bei weitem den Vorzug verdient [144]). Der greise Graf Tarouca, in den ersten Jahren nach Maria Theresia's Thronbesteigung deren bevorzugter Vertrauensmann und auch jetzt noch wohlgelitten bei ihr, zeigte überall das Bildniß der Prinzessin, und die Schönheit ihrer Züge war wohl geeignet, den Wunsch nach ihrem Besitze zu erregen. Gleichwohl wurde hervorgehoben, daß es nicht empfehlenswerth sei, eine Prinzessin aus so fernem Lande und daher von durchaus abweichenden Sitten und Gewohnheiten nach Oesterreich zu verpflanzen. Die bedeutsamsten politischen Rücksichten sprächen gegen eine so nahe Verbindung mit einem königlichen Hause, das in voller Abhängigkeit von England und in sehr gespannten Beziehungen zu den bourbonischen Höfen sich befinde. Die letzteren würden eine solche Heirat höchst ungern sehen, während es dagegen von sehr großem Nutzen wäre, wenn das Kaiserhaus durch Vermälung des Römischen Königs mit einer Prinzessin aus einem der kurfürstlichen Häuser eine neue und verläßliche Stütze im Reiche gewänne [145]).

Von dem Augenblicke angefangen, in welchem ihm die Hand der Prinzessin von Parma verweigert worden war, verhielt sich Joseph zu der Frage seiner Wiedervermälung fast wie zu einer ihn selbst nicht näher angehenden Sache. Nach wie vor zeigte er sich bereit, dem Willen seiner Eltern sich zu fügen; mit wem er vor den Altar treten sollte, schien ihm ziemlich gleichgültig zu sein [146]). Aber Niemand lag es ferner als der Kaiserin, sich ebenfalls auf diesen Standpunkt zu stellen. Allerdings legte sie, und gewiß nicht mit Unrecht, den politischen Rücksichten ein ungemein großes Gewicht bei. Aber noch weit mehr war es ihr darum zu thun, das Lebensglück ihres Sohnes nicht zu gefährden, sondern es auch ein zweites Mal auf eine wo möglich in jeder Beziehung zufriedenstellende Ehe zu gründen.

Was zunächst die politischen Rücksichten betraf, so hielten sie bei Baiern wie bei Sachsen sich so ziemlich die Wagschale. Maria Theresia persönlich hätte wohl einer Verbindung mit dem ihr besonders liebgewordenen sächsischen Hause den Vorzug gegeben [147]). Aber sie konnte nicht in Abrede stellen, daß man sich größere politische Vortheile von einer innigeren Verbindung mit Baiern versprechen durfte, denn die

bisherigen Beziehungen zu diesem kurfürstlichen Hause waren weit weniger freundschaftliche als zu demjenigen Sachsens. Auch konnten die weitausgedehnten Allodialgüter, welche der kinderlose Herzog Clemens von Baiern in Böhmen besaß, als eine sehr wünschenswerthe Erwerbung für das Kaiserhaus gelten, deren wenigstens theilweise Verwirklichung durch eine Eheschließung mit der Prinzessin Josepha höchst wahrscheinlich wurde. Für die Prinzessin von Sachsen verwendeten sich dagegen die Höfe von Versailles und von Madrid in lebhaftester Weise [148]). Sie war ja eine Schwägerin des Dauphin und des Königs von Spanien; das politische System, welches Maria Theresia so eifrig bevorzugte, hätte durch diese Heirat ohne Zweifel einen neuen Stützpunkt erhalten. Und endlich fand noch der edle Sinn der Kaiserin eine gewisse Befriedigung in dem Gedanken, sich dem kurfürstlich sächsischen Hause, das wenigstens theilweise um ihretwillen so viel in dem vergangenen Kriege gelitten, erkenntlich erweisen zu können. Nach Friedrich Christians frühzeitigem Tode vermochte sie dieß nicht mehr durch dessen kräftige Unterstützung bei seiner Bewerbung um die Königskrone Polens zu thun; sie betrat also um so lieber den Weg, der sich ihr darbot, dem sächsischen Hause in anderer Weise gefällig zu sein.

Mit sehr charakteristischen Worten verbreitet sich Joseph über den Stand dieser Angelegenheit in einem Briefe, den er am 28. September 1764 an den Herzog von Parma schrieb. Auch schon aus dem Grunde ist diese Mittheilung von Interesse, weil sie den Beweis liefert, daß durch die Verweigerung der Hand der Prinzessin von Parma das freundschaftliche Verhältniß des Römischen Königs zu seinem Schwiegervater durchaus nicht getrübt worden war. „Da ich das „Angenehme mit dem Soliden nicht zu vereinigen vermochte", schreibt ihm jetzt Joseph, „so habe ich mich für das Letztere entschieden. Die „Prinzessin Kunigunde von Sachsen besitzt, wie Ihre Majestäten, die „ihr nachgeforscht haben, mich versichern, einen wohlausgebildeten und „soliden Charakter. Sie ist tugendhaft, aber freilich auch ohne jenen „glänzenden Geist, an welchen ich gewohnt war. Gleichwohl besitzt „sie gesunden Menschenverstand, ist ungemein sanft und weiß sich mit

„einer großen Familie gut zu vertragen. Diese Eigenschaften müssen „einen Mann zufriedenstellen, der bloß aus Pflichtgefühl heiratet und „nur eine Lebensgefährtin sucht, welche seine Ruhe nicht stört. Ihr „Aeußeres wird jedoch keineswegs gelobt, und obgleich ich Philosoph „genug wäre, darüber hinauszugehen, so wünschen doch Ihre Majestäten aus übergroßem Zartgefühl und Wohlwollen für mich, daß „ich sie sehe, bevor ich mich auch nur im mindesten binde. Ich gehe „daher am 6. des nächsten Monats mit meinem Bruder nach Prag „und von da nach Teplitz, wo ich mit der Kurfürstin und der Prinzessin von Sachsen zusammentreffen werde. Da ich einzig und allein „über ihr Aeußeres ein Urtheil abzugeben habe, werde ich nicht länger „als vierundzwanzig Stunden verweilen. Hier wird es sich entscheiden, „ob ich in Anbetracht ihrer vorzüglichen Eigenschaften ihr Aeußeres „nicht weiter in Betracht ziehe, oder ob ich, wenn ich Letzteres unangenehm finde, mich zu einer Heirat mit ihr nicht entschließen kann. „Da meine mich zärtlich liebenden Eltern vor Allem nur mein Glück „ins Auge fassen, besitze ich volle Freiheit zu einem Ja oder einem „Nein; auch werde ich aufrichtig die Wahrheit sagen, ganz so wie ich „sie finde“ [149]).

Als schicklicher Vorwand zu dieser Zusammenkunft diente der angebliche Wunsch des Römischen Königs, die Schlachtfelder in Böhmen zu besichtigen, auf denen im siebenjährigen Kriege so blutige Kämpfe stattgefunden hatten; die Kurfürstin aber ließ überall verlauten, sie gedenke ihren zweitgebornen Sohn zu besuchen, der sich zu Teplitz im Bade befand. In Dresden, wo die Prinzessin Kunigunde wegen ihrer rühmlichen Eigenschaften ungemein beliebt war und man ihre Verbindung mit dem Römischen Könige lebhaft wünschte, sah man dieser Zusammenkunft mit großer Besorgniß entgegen. Denn in der kurzen Zeit, welche für Josephs Aufenthalt in Teplitz anberaumt war, werde er, so befürchtete man, die geistigen Vorzüge der Prinzessin keineswegs ergründen können, durch ihr wenig empfehlendes Aeußere aber abgeschreckt werden [150]). Und so geschah es denn auch wirklich; das Ergebniß der Reise nach Teplitz fiel ungünstig aus für die Prinzessin Kunigunde. Sie sei zwar, meldete Joseph nach der Rückkehr seinen

Eltern, tugendhaft und verständig, aber doch auch ohne irgend welchen körperlichen Reiz. Gleichwohl erklärte er sich zu dem Opfer einer Heirat mit ihr bereit, wenn seine Eltern es verlangten. Die Letzteren wiesen jedoch einen solchen Gedanken weit von sich ab; sie beredeten vielmehr ihren Sohn, nun auch die Prinzessin von Baiern zu sehen. Joseph gehe, so hieß es jetzt, seiner Tante, der Prinzessin Charlotte von Lothringen nach Straubing entgegen. Dort traf er am 2. November mit dem Kurfürsten von Baiern und dessen Schwester zusammen. Nur ungern hatte die Letztere sich zu diesem Schritte entschlossen, den sie als demüthigend ansah [151]); gleichwohl führte er zum Ziele. Die Beschreibung, welche Joseph von ihrem Aeußeren entwirft, kann freilich nicht schmeichelhaft genannt werden. „Ihr Alter „von sechsundzwanzig Jahren", schreibt er an den Herzog von Parma, „der Umstand, daß sie die Blattern noch nicht gehabt hat (eine Krank„heit, an die ich mich nur mit Schauder erinnere), eine kleine und „dicke Gestalt ohne jugendlichen Reiz, Bläschen und rothe Flecken im „Gesicht, häßliche Zähne, Alles das konnte mich nicht versuchen, zu „einem Ehestande zurückzukehren, in welchem ich gerade das Gegentheil „gefunden hatte. Ich stellte das Ihren Majestäten vor und bat sie, „in einer so schwierigen Lage für mich zu entscheiden. Nach vielem „Bitten deuteten sie mir an, daß für die baierische Prinzessin das „ganze Volk, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eingenommen „sei [152]), und da ich selbst mich gleichgültig verhielte, so meinten sie, „daß derselben der Vorzug zu geben wäre; zu ihren Füßen brachte ich „dieß Opfer dar."

„So bin ich nun", fährt Joseph in seiner Herzensergießung fort, „so bin ich nun versprochen. In diesem Augenblicke ist der Courier „abgereist, und ich sehe mich jetzt vollständig gebunden. Beurtheilen „Sie selbst die Ueberwindung, welche dieser Entschluß meine Seele „gekostet hat. Ich gestehe, daß die politischen Rücksichten hiezu nicht „stark genug gewesen wären, aber wer kann denjenigen der kindlichen „Liebe, insbesondere zu einer so theuren und so verehrungswürdigen „Mutter widerstehen? Jetzt, wo mein Entschluß gefaßt ist, denke ich „an nichts Anderes als an das was diesen schweren Schritt mir zu

„erleichtern vermag. Beklagen Sie mich, und vor Allem vermindern „Sie nicht Ihre Liebe zu einem Sohne, welcher, wenn er auch eine „andere Frau hat, doch in seinem Herzen unauslöschlich eingegraben „das Bild seiner angebeteten Verewigten trägt“ [153]).

Es gewährt ganz besonderes Interesse, diesen Aeußerungen Josephs die Worte gegenüber zu stellen, mit welchen die Kaiserin ihrer Tochter Marie die soeben getroffene Entscheidung bekanntgab. „Du hast eine „Schwägerin“, so schrieb sie ihr wohl um dieselbe Zeit, „und ich eine „Schwiegertochter; leider ist es die Prinzessin Josepha. Gegen meine „Ueberzeugung, gegen mein Gefühl habe ich selbst dazu mithelfen „müssen, meinen armen Sohn zu einem Entschlusse zu bringen, denn „weder mit mir allein noch vor dem Kaiser und Kaunitz wollte er „sich aussprechen. Warum muß ich das Wort sagen, daß er es einzig „nur für mich that? Urtheile, in welchen Zustand er mich dadurch „versetzt hat! Das Bitterste ist, daß man sich das Ansehen geben „muß, sich fröhlich und zufrieden zu fühlen. Allerdings sollte ich das „sein, wenn ich nur das Benehmen meines Sohnes erwäge. Da aber „mein Herz sich nicht in Uebereinstimmung befindet mit meiner Ver„nunft, so kostet es mich Mühe mich zu fassen“ [154]).

Selbstverständlich blieb die wenig tröstliche Stimmung, mit welcher sowohl Maria Theresia den neuen Ehebund ihres Sohnes betrachtete, als Joseph sich in denselben ergab, nachdem dieser Entschluß einmal gefaßt war, ohne jeglichen Einfluß auf die Durchführung und Beendigung der Verhandlungen über den Heiratsvertrag. Am 10. Jänner 1765 wurde derselbe zu München unterzeichnet. Am 19. Jänner verließ der Römische König Wien, um seiner ihm schon durch Procuration angetrauten Gemalin bis Lambach entgegenzugehen. In Melk traf die neue Königin mit dem Kaiser, in Weidlingau mit der Kaiserin zusammen; am 23. Jänner wurde zu Schönbrunn die Einsegnung des jungen Ehepaares feierlich vollzogen. Festlichkeiten aller Art verherrlichten dieses Ereigniß, das sich in solcher Weise wenigstens nach Außen hin als ein freudiges darstellte.

Wie der eine Theil, wie Joseph seine Lage beurtheilte, geht ganz untrüglich aus der vertraulichen Mittheilung hervor, die er auch jetzt wieder, und zwar etwa vier Wochen nach seiner Verheiratung an den Herzog von Parma ergehen ließ. „Darniedergedrückt von dem, was „man Vergnügen und Unterhaltungen nennt“, läßt sich Joseph am 19. Februar 1765 [155]) vernehmen, „habe ich kaum die Zeit Ihnen zu „schreiben. Aber ich finde sie doch, denn es ist fast meine einzige „Freude, mit einem so theuren Freunde und dem verehrten Vater „meiner geliebtesten Dahingeschiedenen mich zu besprechen, welche mehr „als jemals mein Herz beherrscht. O welcher Unterschied, und wie „schlecht habe ich mich selbst beurtheilt! Ich glaubte mich stark genug, „um mich jedes Vergleiches zu enthalten und um mich selbst zu beschwich„tigen über den schrecklichen Abstand, den ich finden würde, aber die „menschliche Schwäche hat auch in mir die Oberhand gewonnen, und ich „kann Ihnen nicht läugnen, daß ich mich in einer trostlosen Lage be„finde [156]). Ich besitze eine vorwurfsfreie Frau, die mich liebt und die „ich um ihrer guten Eigenschaften willen schätze. Aber gewohnt, meine „Gattin anzubeten, leide ich für sie, daß ich sie nicht liebe. Die Zu„neigung des Herzens läßt sich durch Vernunftgründe nicht herbei„führen, und Komödie zu spielen liegt ganz außer meiner Natur. „Sie, mein theurer Vater, der Sie wissen, was delicate Denkungs„weise ist, Sie können sich wohl vorstellen was ich leide, nicht so sehr „für mich als aus Ehrenhaftigkeit für sie: geliebt zu werden und „dieses Gefühl ohne Affectation nicht erwiedern zu können. Aber ich „werde immer diesen Pfad der Ehrenhaftigkeit einhalten, und wenn „nicht einen zärtlichen Gatten, wird sie wenigstens einen Freund an mir „besitzen, der ihre guten Eigenschaften erkennt und sie mit allen nur „immer erdenklichen Rücksichten behandelt.“

Es kann nicht behauptet werden, daß Joseph diesem letzteren Gelöbnisse jederzeit unverbrüchlich treu geblieben sei.

## Viertes Capitel.

### Der ungarische Landtag.

---

Gewöhnlich waren es unglücklich geführte Kriege oder finanzielle Bedrängnisse, meistens aber die Verlegenheiten, die aus dem Zusammenwirken dieser beiden Ursachen entstanden, wodurch absolutistisch regierende Monarchen sich veranlaßt sahen, Vertreter des Volkes um sich zu versammeln, um durch dessen vermehrte Beistandsleistung des hereingebrochenen Uebels wieder Herr werden zu können. Freilich läßt dieser Satz nur in sehr bedingtem Maße auf Ungarn sich anwenden, indem die königliche Regierungsgewalt in diesem Lande durchaus keine unbeschränkte genannt werden konnte. Aber eine constitutionelle, wenigstens im heutigen Sinne dieses Wortes war sie gleichfalls nicht, sonst wäre es unausführbar gewesen, daß Maria Theresia schon seit dem Jahre 1751 keinen neuen Landtag mehr einberief. Und was man auch mit Recht gegen die Illegalität eines solchen Verfahrens etwa einwenden mochte, so ließ es sich doch auch andererseits nicht bestreiten, daß gerade die Vorgänge des letzten Landtages den fast unumstößlichen Beweis geliefert hatten, wie wenig wahrhafter Nutzen für das Land, wie wenig ausgiebiger Beistand für die Königin von einer solchen Versammlung erwartet werden dürfe.

In beiden Richtungen aber schlug von Tag zu Tag die Ueberzeugung immer tiefere Wurzeln, daß es so wie bisher nicht noch länger fortgehen könne. Daß bei der gesetzmäßig bestehenden Regierungsform, welche jede eingreifendere Verwaltungsmaßregel, jede Aenderung in der Gesetzgebung an die Zustimmung des Landtages band, für Ungarns

Cultur, für die Hebung des Unterrichtes, für die Schaffung einer Industrie, für die Anlegung von Straßen, für die Verbesserung der gedrückten Lage der großen Masse des Volkes fast gar nichts geschehen konnte, lag auf der Hand und wurde von vorurtheilsfreien Personen, welche freilich in Ungarn fast gar nicht zu finden waren, durchaus nicht bestritten. Und das Gleiche war auch in Bezug auf die Hülfsquellen der Fall, welche die durch den langdauernden und aufreibenden Krieg so schwer bedrängte gemeinsame Staatsregierung aus Ungarn zu ziehen vermochte. In der einen Richtung, der Stellung zahlreicher Mannschaft zum Heere durfte man freilich nicht klagen, denn das Leben des Bauers besaß zu jener Zeit in den Augen des ungarischen Adels nur sehr wenig Werth. Aber um so spärlicher flossen aus Ungarn die Beiträge an Geld, und wenn auch Maria Theresia den letzten Landtag zu einiger Vermehrung derselben vermocht hatte, so waren sie doch noch äußerst gering im Verhältnisse zu der Größe und der Fruchtbarkeit des Landes sowie zu den Steuern, welche die übrigen österreichischen Erbländer zu tragen gezwungen waren.

Man kennt die peinliche Geldverlegenheit, in welche die unermeßlichen Opfer, die durch die Kriegführung gefordert wurden, alle Mächte versetzten, die daran theilnahmen. Was war natürlicher, als daß man in Wien, indem man die Mittel und Wege zu Rathe zog, sich Geld zu verschaffen, an Ungarn dachte und die Art und Weise berieth, in welcher man von dorther sich beträchtlichere Zuflüsse zu verschaffen im Stande wäre. In wirklich ausgiebigem Maße hätte dieß nur durch Auflegung neuer Steuern geschehen können; hiezu war jedoch die Zuziehung und Einwilligung des Landtages ganz unerläßlich. Konnte man aber mitten im Kriege an die Einberufung eines Landtages denken? Und wenn man sich auch dazu entschloß, war nach den früher erlebten Vorgängen zu erwarten, daß man zu einer ansehnlichen Erhöhung der Geldleistungen des Landes dessen Zustimmung werde erlangen können? Konnte man auf dieselbe auch nur zur Gewährleistung eines Anlehens hoffen, welches man aufzunehmen dachte? [157]).

Allerdings fanden sich Stimmen, welche die Erreichung dieses Zieles als nicht ganz unwahrscheinlich bezeichnen zu dürfen glaubten.

Aber schon die Vorbedingung hiezu, der Entschluß zur Einberufung des Landtages noch während der Dauer des Krieges scheint bei den maßgebenden Persönlichkeiten auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Nach langdauernder Erwägung und mehrfachem Schwanken gerieth man auf einen Ausweg, der allerdings ein streng gesetzmäßiger keineswegs genannt werden konnte. Für dießmal sollten die Gerechtsame des Landtages durch eine Versammlung von Mitgliedern der vornehmsten ungarischen Adelsfamilien ausgeübt werden. In der zweiten Hälfte des November 1762 traten dieselben in Wien zusammen, und sie ließen sich bereit finden, im Namen ihres Landes die Bürgschaft für das neu abzuschließende Anlehen von zehn Millionen zu übernehmen.

Auffallend ist es, daß gerade in diesen Tagen der ungarische Hofkanzler Graf Palffy, und zwar nicht ganz freiwillig zurücktrat [158]); Graf Franz Esterhazy, ein Bruder des ehemaligen Botschafters in Rußland, wurde sein Nachfolger. „Man sah ihn", sagt ein gleichzeitiger Berichterstatter, „als den Besten unter denjenigen an, welche „auf einen eben so ehrenvollen als schwierigen Posten Anspruch zu „erheben vermochten. Man bedarf eines Mannes, der den Willen „des Hofes mit der angeblichen Freiheit des Königreiches Ungarn in „Einklang zu bringen versteht" [159]).

In den letzten Tagen des Jänner 1763 wurde die Gewährleistung Ungarns für ein unter vortheilhaften Bedingungen auszuschreibendes Anlehen von zehn Millionen auch wirklich veröffentlicht [160]). Doch kam es zu dessen Durchführung nicht, indem durch den Abschluß des Hubertsburger Friedens das dringendste Bedürfniß hiezu für den Augenblick wenigstens beseitigt worden war. Aber gerade der verdoppelte Eifer, mit welchem man nach Beendigung des Kampfes sich bemühte, bessere Ordnung in die zerrütteten Finanzen zu bringen und wenigstens einen Theil der zu übergroßer Höhe angewachsenen Staatsschulden — sie wurden damals auf etwas mehr als dreihundert Millionen berechnet [161]) — zu tilgen, lenkte immer wieder von Neuem die Aufmerksamkeit der Regierung auf die allzu geringe Betheiligung Ungarns an der Bestreitung der Ausgaben des Staates. Die

Möglichkeit zu ausgiebigerer Beitragsleistung leitete man aus dem Umstande ab, daß Ungarn während der letztvergangenen Jahre durch Lieferung der Lebensmittel für die österreichische Armee sehr große Summen verdient und ins Land gezogen habe. Und außerdem sei der Ausfuhrhandel Ungarns sowohl über Triest als auch derjenige nach Polen beträchtlich gestiegen; der Bedarf dieses letzteren Landes an Wein und an Vieh werde zum großen Theile aus Ungarn gedeckt [162]).

Es liegt durchaus kein Anzeichen vor, daß man in Wien dem Gedanken Raum gegeben habe, auch mit Umgehung des ungarischen Landtages jene Vermehrung der dortigen Staatseinkünfte zu erlangen, die man zunächst als Beitrag zur Tilgung der dringendsten Schulden zu verwenden gedachte. Und wenn man auch in dieser Steigerung des Einkommens die Hauptaufgabe erblickte, welche dem Landtage zu stellen war, so hoffte man doch, gleichzeitig eine geregeltere Verwaltung des Landes und die Beseitigung auffallender Uebelstände herbeiführen zu können. Um sich immer größere Aussicht auf Erreichung dieses Zieles zu eröffnen, trachtete man einer für die Regierung günstigen Stimmung in Ungarn Eingang zu verschaffen. Durch eine bessere Straßenverbindung mit Triest meinte man den Ausfuhrhandel mehr zu beleben [163]); wie immer aber, so suchte man auch jetzt wieder die Vornehmsten im Lande für sich zu gewinnen. Zu wenig beachtete man, daß sie selbst in Ungarn keinen so maßgebenden Einfluß besaßen, um dasjenige, wozu sie sich herbeiließen, auch dem Lande genehm zu machen. Insbesondere hoffte die Kaiserin sich von dem Graner Erzbischofe Barkoczy als Primas des Reiches die wichtigsten Dienste versprechen zu dürfen [164]).

„benene zum primate“, so lautete das charakteristische Handbillet, welches Maria Theresia schon am 12. Mai 1761 wahrscheinlich an den damaligen ungarischen Hofkanzler erlassen hatte, „den bischoff von „erlau bargozi, disen solle er morgen zu schönnbrunn publicirn. „andurch hoffe ich der religion und dem clero alß auch dem staat „und mein haus eine gutte auswahl gemacht zu haben und auch seinen „treuen Vorstellungen gehör gegeben.“

Als ein wirksames Mittel, die ungarischen Großen in eine der Regierung günstige Stimmung zu versetzen und sie anzuspornen zu werkthätigen Beweisen ihrer so oft betheuerten Ergebenheit, betrachtete man die Stiftung eines Ordens zur Belohnung hervorragender Verdienste um den Staat, wie ein solcher in dem Theresienorden schon seit längerer Zeit für kriegerische Tapferkeit bestand. Daß der neue Orden nach dem Schutzheiligen Ungarns der Stephansorden genannt wurde, sollte diesem Lande zu besonderer Genugthuung dienen. Und wirklich haben sich unter den vier Personen, welchen die Kaiserin am 6. Mai 1764 das Großkreuz des neuen Ordens verlieh, der Anfangs sogar dem Theresienorden vorgesetzt wurde [165]), nicht weniger als drei Ungarn befunden: der Primas Barkoczy, der Palatin Batthyany und der Hofkanzler Graf Esterházy. Ihnen reihte als einziger Deutscher der Präsident der Ministerial-Banco-Deputation Graf Hatzfeldt sich an.

Günstiger für die Deutschen stellte sich das Zahlenverhältniß bei den acht Commandeuren, in deren Reihe wir Johann Chotek, Blümegen, Zinzendorf, Bartenstein und Pergen, jedoch nur zwei Ungarn begegnen. Das Ritterkreuz wurde außer an Binder und an Borié nur an vier Ungarn, lauter Magnaten verliehen.

Nachdem sich Maria Theresia zur Einberufung des Landtages entschlossen hatte, legte ihr schon am 6. Februar 1764 die ungarische Hofkanzlei den Entwurf der zu diesem Ende zu erlassenden Ausschreibung vor. Es soll nicht unbemerkt bleiben, daß die Kaiserin dieses Referat der ungarischen Hofkanzlei gleichzeitig mit mehreren anderen, welche von der gleichen Centralbehörde erstattet wurden, dem Staatsrathe zur Begutachtung zuwies. Wohl hatte man bei der Gründung des Letzteren ursprünglich keine andere Absicht gehegt, als ihm die „deutsch-inländischen Geschäfte“ zur Besorgung anzuvertrauen. Aber gar bald fühlte Maria Theresia die Nothwendigkeit, in dem ganzen Umfange der Monarchie nach gleichen Regierungsprinzipien vorzugehen und daher die Stimme des Staatsrathes auch in ungarischen Angelegenheiten zu hören. Die Berichterstattung über dieselben war, wie es scheint, dem Staatsrathe von Stupan anvertraut; dießmal lautete sein Votum der Einberufung günstig [166]). Für den

17. Juni 1764 wurden die Mitglieder beider Tafeln des ungarischen Landtages nach Preßburg beschieden. Uralter Gewohnheit folgend, waren die vier ersten Tage zur allmäligen Ansammlung der Mitglieder des Landtages gewidmet; erst am 22. Juni fanden daher die ersten Sitzungen der beiden Tafeln statt. Bei den Magnaten führte der Palatin Graf Ludwig Batthyany, bei den Ständen der königliche Personal Freiherr Franz Xaver Koller von Nagy-Manya den Vorsitz. Die Begrüßungsrede des Ersteren wurde von dem Primas Barkoczy, die des Letzteren aber von dem Delegirten des Domcapitels zu Gran, dem Abte Joseph Baizáth beantwortet.

An dem folgenden Tage, dem 23. Juni, hielten beide Tafeln neuerdings Sitzung. Königliche Rescripte wurden verlesen, deren erstes auf die Art und Weise sich bezog, in welcher der Landtag die Kaiserin und ihre ganze Familie nach Preßburg einzuladen hatte. Und ein zweites enthielt die näheren Bestimmungen über die Feierlichkeiten, mit denen nach Ankunft der Kaiserin die Propositionen der Regierung dem Landtage bekannt gegeben werden sollten. Unverzüglich schritt man zur Wahl der ungemein zahlreichen Abordnung nach Wien; schon am Abende des 25. Juni traf sie dort ein, und am folgenden Tage begab sie sich in feierlichem Zuge nach Schönbrunn, die Einladung zu vollziehen. Um die Sache nicht allzu ermüdend werden zu lassen, empfing die kaiserliche Familie ihrer großen Anzahl wegen nicht einzeln, sondern in drei verschiedenen Gruppen die Deputation des ungarischen Landtages. Von dem Kaiser, der Kaiserin und dem Römischen Könige war die erste, von den drei Erzherzogen Leopold, Ferdinand und Maximilian die zweite, von sämmtlichen Erzherzoginnen aber die dritte Gruppe gebildet. Der Erzbischof von Kalocsa, Graf Joseph Batthyany, fungirte als Sprecher der Ungarn; in lateinischer Sprache hielt er seine Anreden an den Kaiser, die Kaiserin und den Römischen König; alle drei entgegneten ebenfalls lateinisch. An die Erzherzoge und die Erzherzoginnen wurde nur je eine Anrede gehalten; Erzherzog Leopold und Erzherzogin Marianne beantworteten sie.

Am 3. Juli begaben sich der Kaiser und die Kaiserin mit ihren Söhnen Joseph und Leopold und ihren Töchtern Marianne und Marie

zu Schiff nach Preßburg. Um sieben Uhr Abends trafen sie bei Wolfsthal an der Landesgrenze ein, wohin ihnen der gesammte Landtag in feierlichem Gepränge entgegen gezogen war; im Namen desselben begrüßte sie der Primas. Bei dem Einzuge in Preßburg überreichte der Bürgermeister Gombos die Schlüssel der Stadt.

Für den 5. Juli wurden die Mitglieder des Landtages in das Schloß beschieden, um von der Kaiserin selbst die Propositionen entgegen zu nehmen. Nachdem die Stände im Audienzsaale versammelt waren, erschien Maria Theresia, von den deutschen und den ungarischen Hofwürdenträgern umgeben. Sie nahm Platz auf dem Throne und zu ihrer Rechten stellte Graf Anton Grassalkovits mit dem entblößten Marschallsschwerte sich auf.

So wie es bei den früheren, von Maria Theresia abgehaltenen Landtagen geschehen, so redete auch jetzt wieder der ungarische Hofkanzler zuerst zu den versammelten Mitgliedern beider Tafeln, und zwar in ungarischer Sprache; den Inhalt und den Zweck der Propositionen setzte er ihnen auseinander. Seine Worte wurden von der Kaiserin selbst in kurzer lateinischer Rede bestätigt, worauf im Namen des Landtages der Primas Barkoczy in gleicher Sprache erwiederte. Er dankte der Kaiserin für ihr Zutrauen zur ungarischen Nation, versicherte sie deren unverbrüchlicher Treue und versprach die eifrigste Mitwirkung zur Erreichung der Absichten der Kaiserin.

In gemeinschaftlicher Sitzung vernahmen nun die Mitglieder beider Tafeln den Wortlaut der königlichen Propositionen, welchen der Protonotar des Palatins, Paul Nagy, ihnen vorlas. Maria Theresia versicherte darin, daß es seit dem Antritte ihrer Regierung stets ihre größte Sorge gewesen sei, den Ruhm und den Wachsthum ihres Königreiches Ungarn und seiner Nebenländer zu fördern. Sie habe darum gewünscht, die Stände schon früher zur Berathung einzuberufen, die langdauernde Kriegführung habe sie jedoch daran verhindert. Nach Wiederherstellung des Friedens zögere sie nicht mehr, den Landtag um sich zu versammeln, um die Angelegenheiten Ungarns, vor Allem aber die Heilung der schweren und tiefen Wunden, welche die Kriegsjahre

geschlagen, und andere Maßregeln, die durch die veränderten politischen Verhältnisse Europa's nothwendig gemacht würden, reiflicher Erwägung zu unterziehen. Die unermeßlichen Kosten wurden den Ständen in Erinnerung gebracht, welche die Vertheidigung der vom Feinde angegriffenen Erblande verursachte. So groß seien die Summen, die der siebenjährige Krieg verschlang, daß zur Erhaltung des Heeres weder die Contributionen der übrigen Erbländer, noch die sonstigen Einkünfte des Staates zugereicht hätten. Deßhalb mußten nicht nur übermäßige Steuern auferlegt, sondern auch bei inländischen wie bei fremden Geldbesitzern sehr beträchtliche Anleihen gemacht werden. Maria Theresia habe gehofft, bei einem glücklichen Friedensschlusse diese Lasten gar bald wieder erleichtern und beseitigen zu können. Leider sei der Ausgang des Krieges nicht günstig gewesen, und deßhalb könne die Kaiserin ihren Vorsatz nicht ausführen. Sie sehe sich daher genöthigt, die Stände aufzufordern, ebensowohl über die Mittel zur Heilung der Kriegsschäden als über diejenigen zu verläßlicher Sicherstellung des Friedens zu berathen.

Niemand sei die durchgreifende Veränderung der öffentlichen Zustände unbekannt geblieben; was früher zum Schutze mehr als ausreichend gewesen, vermöge einen solchen heute nicht mehr zu gewähren. Auch in Friedenszeiten müßten reguläre Truppen in größerer Anzahl auf den Beinen, die Soldaten in Uebung, die Waffen in Bereitschaft, die Vertheidigungsanstalten in gutem Zustande erhalten werden. Gebieterisch fordere dieß die Sicherheit der Länder sowie die Sorge für die Ehre und die Macht des kaiserlichen Hauses. Es werde daher von den Ständen Ungarns die Erhöhung der Contribution um eine Million verlangt.

Außerdem könnte es leicht geschehen, daß durch einen unvorhergesehenen feindlichen Angriff dem Lande Gefahren bereitet würden, zu deren Abwehr die den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr entsprechende Insurrection sich als durchaus unzureichend erweise. Deßhalb möge die zeitgemäße Umgestaltung derselben, auf daß sie dem Lande zu ausreichendem Schutze und zu kräftiger Vertheidigung diene, gleichfalls einen Gegenstand der Landtagsberathungen bilden [167].

Ueber die Art und Weise, in welcher die Kaiserin ihre zweite, auf die Insurrection bezügliche Proposition der Verwirklichung zugeführt zu sehen wünschte, enthielt ihre Botschaft eine nähere Andeutung noch nicht. Wohlunterrichtete meinten, es sei ihr darum zu thun, daß entweder die achtzigtausend Insurgenten durch dreißigtausend Mann regulärer Truppen ersetzt, oder daß ausreichende Summen votirt würden, um die Kosten einer wirksamen Vertheidigung des Landes zu bestreiten [168]. Da aber die Insurrection eine Last war, welche recht eigentlich auf den Schultern des ungarischen Adels lag, so wäre es nur recht und billig gewesen und hätte fast als selbstverständlich angesehen werden können, wenn die Kosten der Einrichtung, welche nun an Stelle der Insurrection treten sollte, von dem Adel und denjenigen, die an dessen Vorrechten theilnahmen, den Mitgliedern der Geistlichkeit bestritten worden wären. Dadurch würden die bisher privilegirten Classen sich allmälig daran gewöhnt haben, abzulassen von ihrer absoluten Nichtbetheiligung an der Tragung der Staatslasten. Denn die sogenannten freiwilligen Gaben, zu denen sie sich manchmal verstanden, waren niemals beträchtlich genug, um der Monarchie zu erwähnenswerthem Vortheil zu gereichen [169].

Aber wie schlecht kannte, wer sie solchen Betrachtungen für zugänglich hielt, den damaligen Adel, die damalige Geistlichkeit Ungarns. Ihre eigenen Privilegien, als deren vornehmstes sie mit Recht die Steuerfreiheit ansahen, galten ihnen Alles; das Wohl ihres Landes, das Los des Steuerträgers kam dagegen nur wenig, die Lage des Kaiserhauses und der Gesammtmonarchie aber gar nicht in Betracht. Freilich versäumten sie auch jetzt nicht, ihre wahre Gesinnung unter Ausdrücken der Verehrung und der Liebe, der Anhänglichkeit und der Treue für ihre gütige und fürsorgliche Monarchin zu verhüllen. Die Propositionen derselben hätten sie, entgegneten ihr die Stände am 14. Juli, mit schuldiger Unterwürfigkeit in eifrige Berathung gezogen, und sie würden ihr seiner Zeit ihre ehrfurchtsvolle und wohlerwogene Antwort überreichen. Aber nicht weniger wichtig als die Propositionen seien ihre eigenen Beschwerden, die Gravamina, wie der althergebrachte

Ausdruck lautete; sie müßten sich daher deren Erwägung und Abstellung vorerst erbitten.

Rasch und entschieden, wie die Sache es erheischte, wies Maria Theresia dieses Begehren der Stände zurück. Schon am 15. Juli forderte sie dieselben neuerdings auf, sich dem ursprünglich an sie gestellten Begehren gemäß zunächst mit den beiden Punkten der Proposition, der Erhöhung der Contribution und der Umgestaltung der Insurrection angelegentlich beschäftigen zu wollen; beide müßten ja als Forderungen von unabweisbarer Nothwendigkeit angesehen werden. Uebrigens hätten in den Landtagsversammlungen jederzeit die königlichen Propositionen den Vorrang behauptet und erst nach ihnen seien die Beschwerden an die Reihe gekommen.

Aber so entschieden auch der Ton klang, welchen Maria Theresia dem Landtage gegenüber anschlug, die Ungarn blieben taub für die Stimme der Monarchin, gegen welche sie gleichzeitig überströmten in Versicherungen unwandelbarer Treue und Ergebenheit. Durch den Vorschlag der Kaiserin, der auf die Umgestaltung der Insurrection sich bezog, hielten sie ihre Standesprivilegien für bedroht, und vor dieser Gefahr trat für sie jede andere Rücksicht weit in den Hintergrund zurück. Und daß der Wiener Hof, daß Maria Theresia selbst auf nichts anderes ausgingen als auf Vernichtung der bevorzugten Stellung des Adels und der Geistlichkeit in Ungarn, insbesondere auf Beseitigung ihrer Befreiung von jeglicher Abgabe, wurde durch einen anderen Umstand in den Augen der Ungarn zu unumstößlicher Gewißheit. Ein Ereigniß, welches unter anderen Verhältnissen wohl nur wenig beachtet worden wäre, erhielt durch die Lage, in der man sich damals befand, eine tiefeingreifende Bedeutung.

Zu Anfang des Jahres 1764 hatte der erste Custos der Wiener Hofbibliothek, der geschätzte Gelehrte Adam Franz Kollár, aus einem slavischen Districte Ungarns gebürtig, in der Trattner'schen Hofbuchdruckerei ein wenig umfangreiches Büchlein veröffentlicht, dem er den Titel gab: „Von den Anfängen und dem immerwährenden „Gebrauche der gesetzgebenden Gewalt in geistlichen Dingen

„seitens der Apostolischen Könige Ungarns“ [170]). Auf etwa zehn Druckbogen führte er vorerst den historischen Beweis, daß schon der heilige Stephan bindende Vorschriften in kirchlichen Dingen erlassen habe, über welche in den göttlichen Gesetzen nichts Näheres bestimmt sei [171]). Er zeigte, daß auch die späteren Jahrhunderte hindurch die Nachfolger Stephans auf dem ungarischen Throne die gleiche Handlungsweise wie der „heilige König“ beobachteten. Die Gesetze Colomanns führte er an, die sich auf die überflüssigen Kirchengüter bezogen; die letzteren sollten der ungarischen Krone zurückgestellt werden [172]). Indem er von den Anordnungen Wladislaws II. spricht, kommt Kollár auf Stephan Werböcz und die von demselben angelegte Gesetzsammlung, das Tripartitum zu reden. Er behauptet, daß die darin zusammengetragenen Gesetze zum Theile dem von Kaiser Justinian gegebenen römischen, zum Theile auch dem canonischen Rechte entstammten. Allerdings habe Werböcz auch viele Decrete früherer ungarischer Könige entweder ganz oder doch zum Theile in seine Sammlung aufgenommen; die Mehrzahl derselben habe er jedoch willkürlich weggelassen, so daß sein Werk durchaus kein Compendium aller zu seiner Zeit in Ungarn rechtsgültigen Gesetze genannt werden dürfe. Das hauptsächliche Verschulden des Werböcz bestehe jedoch darin, daß nachdem er das Wichtigste von dem, was sich auf das öffentliche Recht in Ungarn bezog, mit Stillschweigen überging, er sogar das Wenige, was er nur leichthin berührte, mit den finsteren Anschauungen seiner Zeit vollständig durchdrang [173]).

Indem er auf die Insurrection zu sprechen kommt, bemerkt Kollár, daß nach den Gesetzen der Könige Stephan und Andreas II. nur diejenigen die Freiheit von sonstigen Abgaben genießen sollten, welche die Kriegführung des Reiches nach Außen hin auf sich nahmen. Hierunter sei jedoch nicht allein die persönliche Dienstleistung im Felde, sondern auch die nicht minder wichtige Bestreitung der Kosten der Kriegführung zu verstehen. Habe man doch schon vor mehr als einem Jahrhundert sich der Erkenntniß nicht länger zu verschließen vermocht, welch geringen Nutzen die persönliche Insurrection darbiete, und daher bereits im Jahre 1662 die Stellvertretung eingeführt.

Wenn man damals solches zu thun sich unterfing, so bestehe jetzt noch weniger Grund, es nicht bereitwillig einzuräumen, daß gegenwärtig auch die stellvertretende Insurrection den Anforderungen der Zeit, der Art der Kriegführung durchaus nicht entspreche. So wie früher die persönliche Insurrection in eine stellvertretende umgewandelt worden, so werde jetzt die letztere ganz anderen und zweckmäßigeren militärischen Einrichtungen weichen müssen. Damit erlösche jedoch die Verpflichtung zur Herbeischaffung der Geldmittel zur Kriegführung für diejenigen nicht, für welche sie schon früher gesetzlich bestand, wenn sie auch der Erfüllung dieser Pflicht sich widerrechtlich und durch falsche Auslegung der Gesetze entzogen. Am eifrigsten sollte die Geistlichkeit der Erfüllung dieser Pflicht gegen Krone und Vaterland nachkommen, statt mit stumpfer Gleichgültigkeit für die Leiden des Volkes auf dessen überbürdete Schultern alle Lasten ausschließlich zu wälzen.

Wäre das Büchlein Kollárs in unseren Tagen erschienen, so würde wohl kaum ein Urtheilsfähiger es unternehmen, die Richtigkeit der darin aufgestellten Grundsätze zu bestreiten. Aber damals galt, gerade weil der Autor den Nagel so sehr auf den Kopf traf, sein Buch in den Augen der in ihren Vorrechten bedrohten privilegirten Stände Ungarns als ein Verbrechen. Um so leidenschaftlicher schrieen sie es als ein solches aus, da ja dessen Verfasser ein Hofbeamter, da es in der Wiener Hofbuchdruckerei verlegt, und somit die Besorgniß nahe gerückt war, die Anschauungen des Hofes seien darin wiedergegeben, ja es sei wohl gar auf dessen Anregung verfaßt und gedruckt worden. Die theilweise Aehnlichkeit der Propositionen mit dem Buche Kollárs, wenigstens insofern sich dasselbe auf die Umgestaltung der Insurrection bezog, bekräftigte diesen Verdacht und vermehrte die Beunruhigung, die Bestürzung der Ungarn.

Als diese Angelegenheit zum ersten Male, und zwar schon in der fünften Sitzung der Stände am 9. Juli 1764 zur Sprache kam, suchte der Personal ihnen zu Gemüthe zu führen, sie seien gekommen, um über die öffentlichen Geschäfte des Königreiches zu verhandeln, nicht aber um die Privatarbeit eines Schriftstellers in den Kreis ihrer Besprechungen zu ziehen. Doch drang er mit solchen Anschauungen

keineswegs durch; er mußte sich im Gegentheile zu der Zusage verstehen, es an seiner Mitwirkung nicht fehlen zu lassen, um der durch solche Unbill verletzten ungarischen Nation zu gerechter Genugthuung zu verhelfen. Den Beistand der Magnatentafel zu dem gleichen Zwecke nahmen die Stände durch eine Deputation in Anspruch, welche sie an dieselbe schickten. Und es war nur natürlich, daß die Magnaten sich dem an sie ergehenden Rufe keineswegs verschlossen, sondern demselben bereitwilligst nachkamen. Sie waren ja nicht weniger, sondern wohl in noch höherem Grade dabei betheiligt als die Stände, wenn es um die energische Bekämpfung von Ansichten sich handelte, wie sie in dem Büchlein Kollárs zum Ausdrucke gekommen waren. Wären die letzteren wirklich zur Geltung gelangt, so würde das Niemand empfindlicheren Schaden verursacht haben als gerade den geistlichen und den weltlichen Magnaten.

Und in der That, von nun an beschäftigte der gesammte Landtag sich mit nichts so eifrig als mit dem Buche Kollárs. Einzelne Aeußerungen finden wir verzeichnet, allzu charakteristisch für die Stimmung, die darüber herrschte, um ihrer nicht hier Erwähnung zu thun. Man sollte Kollár sammt seinem Machwerk verbrennen, meinte der bekannte oppositionelle Deputirte Johann Okolicsányi. Welch verdammenswerthe Selbstüberhebung liege doch in seinem Ausspruche, diejenigen machten der Majestätsbeleidigung sich schuldig, die behaupteten, daß sein Buch falsche Angaben und Folgerungen enthalte? Zum mindesten müsse dasselbe von der Kaiserin unterdrückt werden. Und der Vicegespan des Neograder Comitates, Johann Balogh, schrieb an einen seiner Verwandten, die Stände seien einhellig in dem Begehren, daß Kollár selbst proscribirt, sein Buch aber verbrannt werde.

Am meisten waren die Ungarn über die Mißachtung erbittert, mit welcher Kollár von dem Palladium ihres Adels, dem Tripartitum des Werböcz zu reden gewagt hatte; diesen Grundstein ihrer Vorrechte anzutasten[174]), galt ihnen für gleichbedeutend mit einer Vernichtung derselben. Eine gemeinschaftliche Deputation aus beiden Tafeln wurde niedergesetzt, welche sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen hatte. Inzwischen ruhten die Landtagsarbeiten fast ganz; wenigstens wurde

vom 17. Juli bis zum 7. August keine Sitzung mehr gehalten. Hiedurch legte der Landtag, obwohl er es nicht offen aussprach, doch in deutlichster Weise den festen Vorsatz an den Tag, seine Arbeiten zu unterbrechen, bis ihm die verlangte Genugthuung für die Beleidigung zu Theil würde, welche nach seiner Behauptung das Buch Kollárs der ungarischen Nation zugefügt hatte.

In diesem Vorgange lagen natürlicher Weise für Maria Theresia und ihre Rathgeber Beweggründe genug, um sich mit der ganzen Angelegenheit ernstlich zu beschäftigen. In den Aufzeichnungen, die hierüber vorhanden sind, finden sich authentische Aufklärungen über die Entstehungsgeschichte des Büchleins, welches den ungarischen Landtag in so gewaltige Aufregung versetzte, und über die damals so eifrig erörterte Frage, ob und inwiefern die Veranlassung zu seiner Ausarbeitung und Drucklegung von der kaiserlichen Regierung ausgegangen war.

Wie Kollár selbst berichtet, verfiel er aus eigenem Antriebe und ohne von jemand Anderem dazu angeregt worden zu sein, auf den Gedanken, ein Werk zu schreiben, das zunächst von dem Gesetzgebungsrechte der ungarischen Könige in kirchlichen Dingen handeln sollte. Bevor er an die Ausführung dieses Planes schritt, berieth er sich über denselben mit dem Staatsrathe Freiherrn von Borié. Ihm übergab er auch, und zwar kurz vor dessen Abreise nach Frankfurt, den größten Theil des Werkes, sauber ins Reine geschrieben. Borié erwiederte ihm, daß dessen Begutachtung dem damals in Wien anwesenden siebenbürgischen Provinzialkanzler, Freiherrn Samuel von Bruckenthal, und dem Hofrathe bei der Hofkammer, Paul von Festetics, als Censoren anvertraut werden würde. Beide Männer, welche später so bedeutsame Stellungen einnahmen, werden bei dieser Gelegenheit zum ersten Male genannt. Doch schien Borié auf Kollárs Buch vollständig vergessen zu haben; um die Erlaubniß zu dessen Drucklegung zu erhalten, begab sich Kollár, da Borié in Frankfurt abwesend war, zu dem Staatsrathe von König, und nun wurden Bruckenthal und ein anderer Mann, der gleichfalls eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat, der Hofrath in der Staatskanzlei Joseph von Sperges zu Censoren für Kollárs Büchlein bestellt. Wie er selbst erzählt, gefiel es dem

Freiherrn von Bruckenthal so wohl, daß er es der Kaiserin rühmte. Sie wollte Kollár persönlich darüber sprechen; wegen einer Krankheit, die ihn befiel, kam es jedoch nicht dazu[175]). Nachdem auch Sperges dem Buche seinen Beifall gezollt, hätte König gewünscht, es vor seiner Drucklegung noch der Censur der ungarischen Hofkanzlei zu unterziehen. Hiegegen erhob jedoch Kollár lebhafte Einsprache, indem er behauptete, bei jener Behörde sei kein Einziger vorhanden, welcher jemals über Fragen des öffentlichen und des kirchlichen Rechtes wissenschaftliche Studien gemacht habe.

Es soll nicht bestritten werden, daß Kollár Recht haben mochte mit dieser Versicherung; aber andererseits ist es doch wahrscheinlich, daß sein Hauptmotiv in der Besorgniß lag, nicht aus wissenschaftlichen, sondern aus politischen Gründen würde die ungarische Hofkanzlei niemals einwilligen in die Drucklegung seines Werkes. Auch Staatsrath König mochte diese Meinung einleuchtend finden; er ließ seine frühere Absicht fallen, erwirkte die Genehmigung der Kaiserin zur Drucklegung des Buches und verständigte Kollár hievon mit den Worten, daß es ihm sehr erwünscht wäre, wenn dasselbe noch vor Eröffnung des ungarischen Landtages erschiene.

Ob König auch dann noch bei dieser Meinung blieb, nachdem das Werk von Kollár ein so außerordentliches Aufsehen erregt und den ungarischen Landtag in so bedenkliche Gährung versetzt hatte, ist freilich eine andere Frage. Wenigstens sprach ein Mann, der in jeder Beziehung weit höher stand als König, der Staatskanzler Fürst Kaunitz die entgegengesetzte Ansicht aus. „Ich wünschte gar sehr", schrieb er am 26. Juli 1764 an die Kaiserin, „daß dieses Buch nicht zu den „gegenwärtigen Zeiten zum Vorschein gekommen wäre, sondern allein „zu geheimer Nachricht Eurer Majestät und des Ministerii gedient „hätte. Denn die Vorsicht erfordert, auf die gewöhnliche Denkungs„art der Menschen und auf die obwaltenden Umstände zurückzusehen „und nicht immer Alles herauszusagen, was an und für sich wahr „und zu vertheidigen ist."

Indem er in diesem Sinne sich ausspricht, hebt jedoch der Staatskanzler gleichzeitig hervor, daß es sich jetzt nicht mehr um das Erscheinen des Buches, sondern um dasjenige handle, was in Folge dessen und Angesichts der durch dasselbe hervorgebrachten Wirkung geschehen solle. Er verhehlt nicht seine Freude, daß Maria Theresia sich durch all die Bitten, durch all die Vorstellungen, die unaufhörlich an sie gerichtet worden waren, nicht noch während ihrer Anwesenheit in Preßburg zu einem entscheidenden Entschlusse hatte drängen lassen. Er hat auch nicht das Mindeste dagegen zu bemerken, daß die Kaiserin den Cardinal-Fürsterzbischof von Wien, Grafen Migazzi, zur Erstattung eines Gutachtens über das Buch Kollárs aufgefordert, und daß sie dessen zahlreiche Bedenken wider dasselbe dem Verfasser des Buches zugewiesen hatte, um sich wenn möglich zu rechtfertigen. Daß Migazzi als Kirchenfürst und als Administrator des ungarischen Bisthums Waizen lebhaft Partei ergreifen werde gegen das Buch Kollárs, darüber konnte wohl Niemand und am allerwenigsten ein Mann von der Welterfahrung des Staatskanzlers sich wundern. Ihm selbst aber sagte ungleich mehr als die tadelnden Bemerkungen des Cardinals deren Widerlegung durch Kollár zu, „dessen Einsicht, Gelehrsamkeit „und großen Diensteifer" der Staatskanzler bei dieser Gelegenheit rühmend betont.

In der That war die Unerschrockenheit der Gesinnung, mit welcher Kollár sein Buch und die darin niedergelegten Anschauungen wider alle Angriffe vertheidigte, ganz dazu geeignet, die Achtung vor diesem Manne und vor seinem ernsten und redlichen Streben noch zu erhöhen. Ihn preiszugeben, kam daher weder der Kaiserin noch dem Staatskanzler auch nur von fern in den Sinn. Aber ebenso-wenig ließ sich die unabweisliche Nothwendigkeit verkennen, daß irgend etwas geschehen müsse, um die aufgeregten Gemüther der Ungarn zu beschwichtigen und den Landtag zur Wiederaufnahme seiner Arbeiten, ja wo möglich zur Annahme der königlichen Propositionen zu bringen. Kaunitz rieth daher der Kaiserin, an den ungarischen Hofkanzler Ester-házy ein Handschreiben folgenden Inhaltes zu richten. Nachdem ihr hinterbracht worden, daß Kollárs Buch nebst anderen auch einige

anstößige Dinge gegen die katholische Religion enthalte, so genüge ihr dieser Zweifel, daß sie, wie in Wien bereits geschehen, den Befehl ertheile, die Einfuhr dieses Buches in Ungarn, bis dessen Inhalt genau werde untersucht sein, nicht mehr zu gestatten. Die es bereits besäßen, sollten es einstweilen dem Statthaltereirathe einhändigen.

Kaunitz legte ganz besonderen Werth darauf, daß in der Kundgebung der Kaiserin nicht schon eine Verdammung des Kollár'schen Buches, sondern nur die Zusage einer näheren Prüfung desselben enthalten sei; auch dürfe die letztere nicht etwa dem Landtage übertragen, sondern das Recht hiezu müsse ihm vielmehr ganz entschieden abgesprochen werden. Und außerdem sei ihm vollkommen klar zu machen, daß nicht etwa politische, sondern vornehmlich religiöse Beweggründe die Kaiserin zu ihrer Nachgiebigkeit den Ständen gegenüber vermocht hätten. Endlich erklärte er seine Zustimmung zu dem Beisatze, welchen Maria Theresia in begütigendem, aber doch auch wieder zum Vertrauen und zur Willfährigkeit aufforderndem Sinne, und zwar mit folgenden Worten hinzufügen wollte:

„Uebrigens ist Meine Gedenckensart der Nation durch die drey „und zwanzig Jahre, als regiere, genug bekannt worden, da allein „durch Liebe und Vertrauen von derselben jene Hülf und Mittel „gesuchet, welche der Staat, ihre eigene Erhaltung und die Wohlfahrt „meines Hauses erfordert haben. Ich erwarte von der Nation auch „noch anjezo die nemliche Bereitwilligkeit, welche Mich in Stand seze, „nicht allein des Königreichs Sicherheit zu befestigen, sondern auch „dessen Insassen noch weiters Meine recht mütterliche Wohlgewogen„heit in allen Gelegenheiten ferners zu erkennen zu geben."

Schließlich bat Kaunitz die Kaiserin, dem ungarischen Hofkanzler gleichzeitig, und zwar recht ernstlich zu bedeuten, daß sie in dieser Sache weder ein ferneres Begehren der Stände vernehmen, noch zu einem noch weiter gehenden Zugeständnisse sich herbeilassen wolle. Denn jedenfalls sei eine frühere gründliche Untersuchung nothwendig; durch deren Anordnung habe die Kaiserin Alles gethan, was ihr billiger Weise nur immer zugemuthet werden konnte.

Maria Theresia befolgte auch jetzt wieder in allen Stücken den Rath, welchen Kaunitz ihr ertheilte. „habe also noch der beylaag", erwiederte sie eigenhändig dem Staatskanzler [176]), „an esterhasi ge„schriben, auch noch disen ernstlichen beysatz a parte zugefügt, auch „hier zugleich verbotten dem weitern verkauff des Buchs, wie auch „Kollar anbefohlen, seine antwort zu verfertigen."

Ueber den Ausgang dieser Untersuchung, wenn dieselbe jemals wirklich durchgeführt wurde, ist nichts bekannt. Nur das weiß man mit Bestimmtheit, daß Kollár nicht nur in seiner amtlichen Stellung niemals gefährdet wurde, sondern daß er später sogar eine ziemlich ansehnliche Schenkung von der Kaiserin erhielt.

Das Handschreiben derselben an den ungarischen Hofkanzler wurde selbstverständlich zur Kenntniß beider Tafeln des Landtages gebracht. Wohl mochte die Genugthuung, die man ihnen darbot, die Ungarn nur wenig befriedigen. Denn von der so leidenschaftlich begehrten Bestrafung Kollárs, ja auch nur von einer Verdammung seines Buches war in dem Briefe der Kaiserin mit keinem Worte die Rede. Aber der Inhalt desselben ließ doch auch keinen Zweifel mehr übrig, daß ein noch weiter gehendes Zugeständniß nicht zu erreichen sei. Die Ungarn begnügten sich daher schließlich mit dem Erlangten, ja sie richteten hiefür sogar eine Dankadresse an die Monarchin [177]).

So willkommen die Beendigung einer Angelegenheit auch sein mochte, welche so lange Zeit hindurch als Ursache oder wenigstens als Vorwand zur Verzögerung der eigentlichen Arbeiten des Landtages gedient hatte, so wenig trug sie doch zu deren wirklicher Beschleunigung bei. Noch immer dauerte der Streit zwischen der Regierung und dem Landtage fort, ob zuerst die königlichen Propositionen oder die Beschwerden des Landes der Erledigung zugeführt werden sollten. Mit einem gewissen Anschein von Recht erklärten die Stände, sie müßten doch erst die Leistungsfähigkeit ihres Landes prüfen, um versichert zu sein, ob dasselbe die ihm zugemuthete größere Last auch wirklich zu tragen im Stande sei. Aber die Prüfung der Leistungsfähigkeit Ungarns und die Zusammenstellung der Gravamina waren

zwei himmelweit von einander verschiedene Dinge. Eine Steuererhöhung, welche verhältnißmäßig so gering war, daß sie durch das Einkommen weniger Bischöfe und Magnaten mit Leichtigkeit hätte gedeckt werden können, war in der That für ein Land wie Ungarn der Rede nicht werth. Es war daher nicht zu verwundern, daß man in Wien die hochtönenden Floskeln der ungarischen Landtagsredner von ihrer heiligen Pflicht, dem armen steuerzahlenden Volke nicht noch größere Bürden aufzuerlegen, nach ihrem wahren Werthe beurtheilte und in der hartnäckig festgehaltenen und vollzogenen Zusammenstellung der Gravamina nichts anderes als das Bestreben erblickte, den Wünschen der Regierung diejenigen der privilegirten Classen der ungarischen Nation gegenüber zu stellen. Daß die letzteren, die Begehren des Landtages, wenn auch nicht der politischen Bedeutung, so doch der Zahl und dem Umfange nach es weit über die königlichen Propositionen davontragen würden, ließ sich dabei mit großer Bestimmtheit vorhersagen.

So wenig Maria Theresia auch schwankend sein konnte in ihrem Urtheile über dieses Verfahren der Ungarn, so wenig legte sie doch ihnen gegenüber den Unmuth, den sie empfinden mochte, auch äußerlich an den Tag. Im Gegentheile, unerschöpflich zeigte sie sich in Beweisen des Wohlwollens und der Huld. Ja es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung der Ungarn und derjenigen der Bewohner der österreichischen Stammprovinzen herbeigeführt wurde, über welche zu klagen die Letzteren nicht selten ausreichende Ursache besaßen. Denn um in der Brust eines Ungars die ihm bisher fremdgebliebene oder mindestens von ihm noch nicht bewiesene Anhänglichkeit an die Kaiserin und ihr Haus zu erwecken, wurden ihm mit verschwenderischer Hand Kennzeichen der kaiserlichen Gnade gespendet, auf welche schon erprobte Männer in den deutschen Theilen der österreichischen Monarchie niemals Anspruch zu erheben gewagt hätten.

Da die Last ihrer Geschäfte als Beherrscherin eines so weitausgedehnten Länderbesitzes und als Mutter einer überaus zahlreichen Familie der Kaiserin den ununterbrochenen Aufenthalt in Preßburg

nicht gestattete, verfügte sie sich zu wiederholten Malen von Wien dorthin. In dem königlichen Schlosse gab sie glänzende Feste, bei welchen sie die Ungarn entzückte durch leutselige Huld. Außerdem unternahm sie Ausflüge in das Land, wie nach Waizen zu dem Cardinal-Erzbischof Grafen Migazzi, wo sie eine Woche hindurch verweilte. Von da kam sie in Begleitung ihres Gemals auf einen Tag nach Ofen und überzeugte sich von den Fortschritten, welche der Bau des dortigen Schlosses gemacht hatte. Sie klagte über die großen Kosten desselben, und Mancher hielt die sehr beträchtliche Summe für verschwendet, indem man es nicht als wahrscheinlich ansah, daß der Hof jemals durch längere Zeit sich dort aufhalten werde.

Wie Migazzi, so wurden auch andere Mitglieder des hohen ungarischen Adels, insbesondere solche, welche in der Umgebung von Preßburg Landsitze besaßen, durch den persönlichen Besuch der Kaiserin geehrt. Oder sie lud dieselben zu Gast nach Schloßhof, wo sie mit dem Kaiser manchmal verweilte. Letzterer brachte übrigens den größten Theil der Dauer des Landtages in Holitsch zu, unablässig und unermüdlich mit der Jagd sich ergötzend.

Lehrreich war der Ausflug, welchen der Römische König Joseph und Erzherzog Leopold nach den ungarischen Bergstädten unternahmen; Prinz Albert von Sachsen begleitete sie. Mit sehr großem Interesse besichtigten die jungen Fürsten die metallreichen Schachte zu Schemnitz, Kremnitz und Neusohl, so wie Alles was mit dem Bergwesen irgendwie zusammenhing. So lange Zeit widmeten sie diesem Studium, daß es ihnen selbst ohne Zweifel zum Nutzen, allen denjenigen aber, welche in diesem Zweige des öffentlichen Dienstes beschäftigt waren, zur Freude und zur Aneiferung gereichte.

Am 2. September war Maria Theresia von Waizen über Raab, wo sie bei dem Bischofe Grafen Zichy zu Gast war, und über Kittsee, wo ihr Fürst Esterházy ein glanzvolles Fest gab, wieder nach Preßburg zurückgekehrt; doch fand sie hier die Dinge noch so ziemlich auf dem früheren Standpunkte. Erst am 14. September, nachdem der

Landtag schon fast drei Monate hindurch versammelt war, wurde die Antwort auf die königlichen Propositionen vollendet und gleichzeitig mit der Zusammenstellung der Beschwerden der Kaiserin vorgelegt.

Was zunächst die Propositionen betraf, so erklärte der Landtag auch jetzt wieder mit einem Wortschwall allgemein lautender Ergebenheitsversicherungen, auf dieselben keineswegs eingehen zu können. Er wies auf die schon im Jahre 1751 entworfene Schilderung des elenden und gedrückten Zustandes des steuerzahlenden Volkes hin. Damals sei die Erhöhung der Contribution nur auf drei Jahre bewilligt worden und nun hebe man sie dreizehn Jahre hindurch fortwährend ein. Mit großer Härte verfahre man dabei, denn die Steuerpflichtigen wüßten das Geld nicht aufzubringen; ihr Credit sei untergraben und sie versänken immer tiefer in untilgbare Schulden. Hiezu kämen noch andere Unglücksfälle, von denen Ungarn heimgesucht worden: Viehseuchen, Frostschäden, Ueberschwemmungen, Hagel und austrocknende Dürre, Verheerungen durch Heuschrecken und Verwüstungen durch Feuer. Auch der siebenjährige Krieg habe viele Opfer verlangt; die Landesgrenze mußte im Norden gegen Mähren, gegen Schlesien und Polen, im Osten gegen die Tartaren bewacht werden. Der Schutz der Grenze gegen die Türkei sei für die Bewohner jener Landstriche gleichfalls eine schwer zu ertragende Bürde. Durch die Verpflegung des Militärs, durch Bauführungen für dasselbe, durch die Willkürlichkeiten der Offiziere und die Erhöhung der gestellten Anforderungen erwüchse Ungarn manch drückende Last. Dagegen werde die Kraft des steuerzahlenden Volkes durch die übergroße Anzahl von Geistlichen des griechischen Ritus beträchtlich gemindert. Denn sie seien für ihre Familien und Verwandten von der Steuerpflicht befreit und beuteten noch außerdem unter verschiedenen Vorwänden das Volk zu ihrem Vortheile aus. Die freie Einfuhr von Waaren türkischer Unterthanen ziehe das Geld aus Ungarn nach den Ländern der Pforte, während die Erschwerung oder völlige Verhinderung der Ausfuhr von Rindvieh es unmöglich mache, sich in anderer Weise Schadenersatz zu verschaffen. Aus all diesen Gründen könne der Landtag eine Erhöhung der Contribution um eine Million vor seinem Gewissen nicht verant-

worten; er müsse sie daher mit der gleichzeitigen Bitte ablehnen, daß den soeben geschilderten Uebelständen Abhülfe zu Theil werde.

Das gleiche Schicksal der Ablehnung erfuhr auch das zweite Begehren der Kaiserin, demzufolge die ungarische Insurrection in einer Weise umgestaltet werden sollte, daß man sich wirklich rasche und ausgiebige Kriegshülfe von ihr versprechen dürfe. In dieser Beziehung beriefen sich die Stände auf den achten Gesetzesartikel des Landtages von 1715; schon damals sei anerkannt worden, daß die Insurrection zur Vertheidigung des Landes nicht genüge. Aber gerade aus diesem Grunde habe man das stehende Heer, und zur Bezahlung desselben die Contribution eingeführt. Außerdem bestehe eine zahlreiche Grenzmiliz und endlich sei die adelige Insurrection in Gemäßheit des sechsten Artikels vom Jahre 1723 jederzeit zu dienen bereit. Ueber die Höhe ihrer Anzahl etwas Näheres anzugeben, müsse vermieden werden, denn man halte dieß für ein Geheimniß des Königs und des Landes. Aber selbst wenn dem nicht so wäre, so könnte man doch nichts Bestimmtes darüber sagen, weil diese Zahl von verschiedenen zufälligen Umständen abhänge. Die Kaiserin möge sich mit der Ueberzeugung begnügen, daß den Ungarn nichts willkommener sein würde, als gleich ihren Voreltern für die Vertheidigung des Königs und des Vaterlandes Blut und Leben hinopfern zu können.

So berauschend solche Phrasen auch manchmal wirken mögen in Augenblicken der allgemeinen Erregung, so bringen sie doch in den Fällen, in denen sie nur als Vorwand dienen sollen, um sich thatsächlichen Leistungen zu entziehen, gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Bei Maria Theresia mußte letzteres in desto höherem Maße der Fall sein, als ihr gleichzeitig die von dem Landtage vollzogene Zusammenstellung der Begehren und Beschwerden des Landes vorgelegt wurde. Auf zweiundsechzig Folioblättern geschrieben, bestanden sie aus nicht weniger als zweihundertachtundzwanzig verschiedenen Artikeln.

So sehr sie sich auch bisher beherrscht hatte, so war doch die Kaiserin von den Erklärungen des ungarischen Landtages, durch welche

sie sich in ihren Wünschen nicht nur, sondern selbst in ihren Erwartungen getäuscht sah, höchst unangenehm berührt. Wenn sie auch nicht auf völlige Annahme der Propositionen gezählt haben mochte, so hatte sie an deren gänzliche Ablehnung doch gleichfalls nicht geglaubt, und die Erkenntniß, daß alle ihre persönlichen Bemühungen erfolglos geblieben waren, konnte sie nur mit einem bitteren und demüthigenden Gefühle durchdringen. Von der zweiten Tafel hätte sie sich noch eher einer Zurückweisung versehen, aber es entstand in ihr der Verdacht, daß auch die Magnaten, obwohl sie sich ihr gegenüber in Versicherungen der Willfährigkeit und Ergebenheit erschöpften, doch nicht weniger hartnäckig festhielten an ihrem Privilegium der Steuerbefreiung, und daß sie daher die Stände insgeheim bestärkten in dem Widerstreben gegen die von der Kaiserin begehrte Abänderung der Insurrection [178]). Es wird behauptet, daß sie den Landtag zu schließen und Preßburg zu verlassen gedachte. Aber sie hätte wohl nie einen so entscheidenden Schritt gethan, ohne zuvor den Rath des Fürsten Kaunitz zu vernehmen. Allsogleich verfügte sich derselbe nach Preßburg [179]); er und die übrigen Conferenzminister, welche ebenfalls dorthin berufen worden waren, scheinen der Kaiserin zur Langmuth gerathen zu haben; von Kaiser Franz wird das Gleiche behauptet [180]).

Am 19. September 1764 erließ Maria Theresia an den Landtag ein Rescript, in welchem sie zwar auf ihren beiden Begehren mit Entschiedenheit beharrte, aber doch auch jeden Ausdruck sorgfältig vermied, der irgend eine verletzende Wirkung hätte hervorbringen können [181]). Sie erklärte, daß sowohl die Erhöhung der Contribution als die Umgestaltung der Insurrection nur im Interesse des öffentlichen Wohles geschehe und daß sie mit diesen Forderungen bloß eine Regentenpflicht erfülle. Sie anerkenne die vorhandene Ueberbürdung des Volkes, aber die Schuldenlast der Staatscasse mache neue Anstrengungen ganz unvermeidlich, um sich der Fortdauer des Friedens zu versichern. Von ihrer Seite werde gewiß nichts verabsäumt werden, um den Zustand des armen steuerzahlenden Volkes zu verbessern; die Stände sollten sich beeifern, ein Gleiches zu thun; insbesondere werde eine gerechtere Vertheilung der Steuern einige Erleichterung gewähren. Und die Unzulänglichkeit der bisherigen

adeligen Insurrection könne wohl von Niemand mehr verkannt werden. Daher sollte schon die Liebe zum Vaterlande und die Sorge für die Sicherheit desselben die Stände vermögen, dem Begehren der Kaiserin zu willfahren.

Am 20. September, in der fünfunddreißigsten Sitzung des Landtages wurde dieses königliche Rescript zu dessen Kenntniß gebracht; gleichzeitig empfahl der Palatin Batthyany in eindringlichen Worten die Annahme der Propositionen. Gleichwohl zeigte sich nur die Majorität der Magnaten hiezu bereit; die Ständetafel beharrte in ihrem bisherigen Widerstreben; Maria Theresia aber verließ Preßburg und kehrte zu dauerndem Aufenthalte nach Schönbrunn zurück. Und nun enthielt sie sich auch nicht mehr, den Ungarn ein sichtbares und für deren Eitelkeit sehr empfindliches Zeichen ihrer Ungnade zu geben. Nachdem der Landtag keine Geneigtheit gezeigt, die Kosten der Erhaltung der vor vier Jahren neu errichteten ungarischen Leibgarde auf das Land zu übernehmen, wurde der letzteren die Dienstleistung um die Person der Kaiserin untersagt.

Nachdem die Meinungsverschiedenheit zwischen beiden Tafeln fast zu offener Spaltung zwischen ihnen geführt hatte und die Magnaten sich bitter über die ungestümen Vorwürfe beklagten, welche die Mitglieder der Ständetafel gegen sie erhoben [182]), schien doch allmälig auch die letztere sich weniger als zuvor der Einsicht zu verschließen, daß sie durch die völlige Verweigerung der sämmtlichen Begehren der Kaiserin allzu weit gegangen sei. Hinsichtlich des zweiten Punktes der Propositionen, der sich auf die Umänderung der Insurrection bezog, war allerdings auch jetzt noch auf keine Nachgiebigkeit zu hoffen, und diejenigen behielten Recht, welche schon vor Monaten behauptet hatten, derselbe werde ungleich größere Schwierigkeiten darbieten als die Erhöhung der Contribution. Freilich zeigte man sich auch in Bezug auf die letztere nicht zu sehr weitgehenden Zugeständnissen bereit. Aber nach unendlich langdauernden, ermüdenden und oft recht kleinlichen Verhandlungen gelang es doch die Ständetafel zu bewegen, daß sie in eine Erhöhung der Contribution um etwa 310.000 Gulden willigte; die gesammte Contributionssumme des Landes hätte sich dann auf

3,600.000 Gulden belaufen. Hievon sollten hunderttausend Gulden zur Erhaltung der ungarischen Leibgarde dienen.

Diese Beschlüsse wurden in eine an die Kaiserin zu richtende Vorstellung zusammengefaßt, zu welcher der Landtag am 23. October seine Zustimmung gab. Der Erzbischof von Kalocsa, Graf Joseph Batthyany, und der Ban von Croatien, Graf Franz Nadasdy, erhielten den Auftrag, die Erklärung des Landtages der Kaiserin zu überbringen. Maria Theresia unterzog sie einer reiflichen Berathung, an welcher auch jetzt wieder Kaunitz den hervorragendsten Antheil nahm. Nach seinen Andeutungen wurde das königliche Rescript verfaßt [183]), mit welchem Maria Theresia die Erklärung des Landtages beantwortete. Der Geist der Nachgiebigkeit, von welchem die Kaiserin den Ungarn schon so viele Beweise gegeben hatte, herrschte auch jetzt wieder vor. Mit sehr großem Wohlgefallen habe sie, wurde in ihrem Namen erklärt, die Betheuerung der Ungarn entgegengenommen, für ihre und des Vaterlandes Vertheidigung ihr Leben und ihr Blut aufopfern zu wollen; sie selbst habe im Jahre 1741 die überzeugendsten Beweise ihrer Treue und Ergebenheit erhalten. Sie begnüge sich daher mit jener Erklärung der Stände und behalte sich vor, in Fällen dringender Art mit ihnen über die Mittel zu kräftigerer Abwendung der vorhandenen Gefahr in Verhandlung zu treten.

Während sie hinsichtlich dieses überaus wichtigen Punktes auf ihr bisheriges Begehren verzichtete, bezeichnete jedoch Maria Theresia die von den Ständen bewilligte Erhöhung der Contribution als durchaus nicht genügend. Sie wiederholte, daß sie den gedrückten Zustand des steuerzahlenden Volkes kenne und gern zu dessen allmäliger Verbesserung beitragen wolle; sie hoffe, daß auch der Landtag ein Gleiches thun und insbesondere den so häufig vorkommenden widerrechtlichen Erpressungen durch ausgiebige Mittel vorbeugen werde. Inzwischen dürfe aber dasjenige, was zur Sicherstellung des Landes sich als nothwendig erweise, nicht außer Acht gelassen und es müsse daher auf der verlangten Erhöhung der Contribution bestanden werden.

Die Kaiserin habe die ungarische adelige Leibgarde nur errichtet, um den Schutz ihrer Person auch der Treue und Wachsamkeit ihrer ungarischen Unterthanen anzuvertrauen. Sie wollte der letzteren hiedurch ein Zeichen ihrer Huld, der ungarischen Jugend aber eine Gelegenheit, sich eine ehrenvolle Laufbahn zu eröffnen, zu Theil werden lassen. Zuversichtlich hoffe sie, daß der ungarische Adel die Kosten dieser nur ihm selbst zum Nutzen und zur Auszeichnung gereichenden Institution bereitwillig tragen werde. Endlich müsse sie den Landtag ernstlich ermahnen, ohne ferneren Zeitverlust seine Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen [184]).

Daß die Kaiserin abstand von ihrem so sehr bestrittenen Begehren wegen der Umwandlung der ungarischen Insurrection, brachte auf die Mitglieder des Landtages und insbesondere auf diejenigen der unteren Tafel einen unverkennbar günstigen Eindruck hervor. Es wurde daher dem Personal Freiherrn von Koller nicht allzu schwer, in der Sitzung vom 17. November mit der Vorstellung Eingang zu finden, daß man sich nun auch der Kaiserin gegenüber willfährig zeigen solle durch eine noch weitergehende Erhöhung der Contribution. Vertreter des Clerus, und zwar die Delegirten der Domcapitel von Agram und Großwardein waren die Ersten, welche die Ausführungen des Personals mit Eifer unterstützten. Die Abgeordneten der Comitate von Heves, Gran, Tolna, Arad, Raab, Veszprim und Neograd fielen ihnen bei, während diejenigen von Preßburg, Neutra, Trentschin, Pest, Zemplin und anderen Comitaten auch jetzt noch auf ihrem früheren ablehnenden Standpunkte beharrten. Allmälig lichteten sich jedoch die Reihen der Opponenten, und in der Sitzung vom 23. November wurde wenigstens von der Mehrheit der Ständetafel einer Erklärung des Landtages, wodurch er in eine neue Contributionserhöhung von zweimalhunderttausend Gulden willigte, die Zustimmung ertheilt. Außerdem votirte er hunderttausend Gulden jährlich für Erhaltung der ungarischen Leibgarde, so daß sich die Gesammtcontribution Ungarns von nun an auf 3,900.000 Gulden belief.

Es kann nicht unbemerkt bleiben, daß der Beschluß des Landtages, die Kosten der adeligen Leibgarde durch das steuerzahlende Volk

und nicht durch den Adel des Landes, welcher ausschließlich in der Leibgarde vertreten war und daher einzig und allein Auszeichnung und Vortheil aus ihr zog, bestreiten zu lassen, dem ungarischen Adel zu wahrhafter Unehre gereichte. Nicht leicht hätte er selbst den egoistischen Sinn, der ihn beseelte, und die Hohlheit der Phrasen, mit denen er von dem bedauerungswürdigen, ausgiebiger Erleichterung dringend bedürftigen Zustande der unadeligen Steuerzahler sprach, in grellerer Weise zu brandmarken vermocht. Aber wie dem auch sein mochte, in Wien freute man sich des Umstandes, daß doch wenigstens Einiges erreicht worden war. Dem Hofkanzler Esterházy schrieb man das Hauptverdienst zu. Er habe nicht nur mehrere der hervorragendsten Führer durch wohlangebrachte Verheißungen zu gewinnen, sondern auch den geeigneten Augenblick zu ergreifen gewußt, in welchem er durch seine persönliche Beredsamkeit die so leicht erregbaren Ungarn für den Gedanken zu erwärmen vermochte, sich der Kaiserin gegenüber, welche hinsichtlich der Insurrection nachgegeben hatte, durch eine ihren Wünschen entsprechendere Erhöhung der Contribution dankbar zu beweisen. Und um sich auch nach Außen hin versöhnlich zu zeigen, gestattete Maria Theresia, daß die ungarische Leibgarde am 8. December als dem Geburtstage des Kaisers wieder zum ersten Male öffentlich bei ihr Dienst thun dürfe [185]).

Wenn das Ergebniß des Landtages in nichts Anderem bestehen sollte als in der Erhöhung der Contribution um eine halbe Million, wenn außerdem sowohl für die Krone als für das Land gar nichts Ersprießliches zu erreichen war, so hätte ein solches Resultat gewiß ein recht erbärmliches genannt werden müssen. Von der Kaiserin aber darf man getrost behaupten, daß die Interessen des Landes ihr nicht weniger am Herzen lagen als diejenigen der Krone. Konnte sie zu Gunsten der letzteren nichts mehr durchsetzen, so sollte wenigstens das Erstere nicht vollständig leer ausgehen, sondern aus den Verhandlungen des Landtages irgend einen greifbaren Nutzen ziehen. Darum führte Maria Theresia in ihrem Rescripte vom 15. December dem Landtage von Neuem den bedauerungswürdigen Zustand des steuerzahlenden Volkes zu Gemüthe. Sie forderte ihn auf, denselben nochmals einer

sorgfältigen Prüfung zu unterziehen und ihr Vorschläge zu machen zu thunlichster Abhülfe.

Gleichzeitig erging auch an den Landtag die Antwort der Kaiserin auf die ihr vorgelegten Begehren und Beschwerden des Landes die Postulate und die Gravamina. Wie gern Maria Theresia auch in dieser Beziehung bereit war, berechtigte Wünsche nicht unberücksichtigt zu lassen, geht aus einigen Worten, welche sie eigenhändig an den Staatsrath von König schrieb, deutlich hervor. „ich habe", so lauten sie, „Blümegen befohlen, das weilen Gottman*) hier ist, er mit selben „und ihme König noch einmahl die gravamina durchgehe und die „resolutiones, die zu geben wären, weillen doch in einigen, wo nichts „besonders dagegen ist, ihnen gnaden thun will oder nicht zu starck „antwortten. also richte er alle zusam, damit vielleicht heut und morgen „sie könen torniret werden" [186]).

So geschah es denn auch in der That. Gleich das erste, jedes Mal wiederkehrende Begehren, demzufolge die Kaiserin ihr Land Ungarn öfter als bisher persönlich besuchen sollte, wurde in huldvollen Ausdrücken zusagend beantwortet. Und hinsichtlich aller übrigen zweihundertsiebenundzwanzig Artikel lautete die Erklärung der Kaiserin, sie mochte eine genehmigende, eine ausweichende oder eine ablehnende sein, doch jederzeit so, daß man wenigstens durch den Ton, in welchem diese Antwort ertheilt wurde, sich nicht verletzt fühlen konnte.

Aber es kann nicht gesagt werden, daß durch die Mahnungen der Kaiserin irgend etwas Nutzbringendes erreicht worden wäre. Wie es auch in unseren Tagen noch manchmal der Fall ist, so verstand man zu jener Zeit unter dem Begriffe der Freiheit nicht viel Anderes als eine möglichst geharnischte Opposition gegen die Regierung, von welchen Tendenzen die letztere auch immer ausgehen mochte. Die „deutsche Freiheit" bestand in nichts Anderem als in dem hartnäckigen Widerstande gegen jegliche Erstarkung der Centralgewalt, in Erringung unbeschränktester staatlicher Selbstständigkeit für die einzelnen Territorial-

*) Der ungarische Hofkammerrath von Gothmann.

fürsten, und in rückhaltsloser Unterordnung ihrer Unterthanen unter ihr despotisches Machtgebot. Die privilegirten Classen in Ungarn, und sie allein konnten bis auf die neueste Zeit politische Geltung für sich in Anspruch nehmen, sie verstanden unter der Freiheit nur die möglichst weitgehende Emancipirung von der Centralregierung der Gesammtmonarchie, die schroffe Zurückweisung jeglichen Versuches, öffentliche Zustände in Ungarn herbeizuführen, welche dieses Land allmälig auf die gleiche Stufe der Civilisation stellen sollten, auf der die Staaten des mittleren und des westlichen Europa schon lang sich befanden, endlich Aufrechthaltung ihrer eigenen Vorrechte und blinde Unterwerfung des steuerzahlenden Volkes unter die Willkür der Geistlichkeit und des Adels. Wo solche Ansichten fast ausschließlich herrschten und aus der Mitte des Landtages gar keine Bekämpfung erfuhren, da war es nicht anders möglich als daß aus dem Schoße einer solchen Versammlung nichts Gedeihliches für das Land hervorgehen konnte. Darum beschäftigte sich auch der Landtag nur wenig oder gar nicht mit der hochwichtigen Frage, welche Maria Theresia neuerdings angeregt hatte, sondern Dinge, die mit dem Interesse einzelner Personen in Verbindung standen, wie die Einreihung des Capitäns der ungarischen Leibgarde unter die Barone des Reiches, traten bei den ferneren Berathungen des Landtages sehr in den Vordergrund.

Hiezu gehörte denn auch die Entscheidung über die Gesuche derjenigen, welche sich entweder um die Einbürgerung in Ungarn, oder wie der gewöhnliche Ausdruck lautete, um das ungarische Indigenat bewarben, oder denen dasselbe von dem Landtage aus eigenem Antriebe verliehen werden sollte. Männer aus den höchsten Ständen des Reiches befanden sich in ihrer Reihe; so der Conferenzminister und Oberstkämmerer Fürst Joseph Khevenhüller, der Feldmarschall Graf Leopold Daun, der Obersthofmeister des Römischen Königs Graf Anton Salm, der ehemalige Präsident des italienischen und des niederländischen Rathes Graf Emanuel Sylva-Tarouca, der Cardinal-Fürsterzbischof von Wien Graf Christoph Migazzi, Fürst Livio Odescalchi, die Grafen Johann Chotek, Joseph Windischgrätz, Johann Aspremont, Anselm Eltz, Franz Vilana-Perlas, Franz und Karl von Abensperg

und Traun, Anton und Joseph Berchtoldt, Franz Königsegg, Christian Seilern und Andere mehr. Doch nicht Alle erreichten ihren Wunsch; als dieß bei Johann Chotek geschah und er der Kaiserin anzeigte, daß er das ungarische Indigenat erhalten habe, antwortete sie ihm eigenhändig:

„ich habe gar nichts gegen seine Hungarschafft, au contraire „es freut mich, obwohlen nicht das mindeste dazu gethan und gewünscht „hätte, daß andere mehr worden wären, was mich sehr befrembdet, „nachdem palatin und personal von mir gewußt wie vor Perlas mich „interessirt, sie es umbmöglich gemacht und ich so gut es geglaubt, „aber wie öfters la dupe de ma bonne foy gewesen. diser Landtag „hat mich gut die Leute kennen machen; wan nur disen profit davon „hätte, ist er gros genug" [187]).

In doppelter Beziehung sind diese Worte der Kaiserin äußerst bemerkenswerth. Sie beweisen nicht nur die Unzufriedenheit derselben mit dem Gange der Landtagsverhandlungen und ihrem Ergebnisse überhaupt; sie zeigen auch, wie wenig Maria Theresia von dem Verhalten der Männer befriedigt war, welche als ihre eigentlichen Vertrauenspersonen galten. Batthyany und Koller erfahren hier den offenen Tadel der Kaiserin, und es wird behauptet, daß derselbe auch dem Primas Barkoczy nicht erspart wurde. Die größten Hoffnungen hatte Maria Theresia auf ihn gesetzt, er aber wußte denselben nur wenig zu entsprechen. Durch übertriebenen Hochmuth und ungemessenen Ehrgeiz hatte er sich beim Landtage nur Feinde gemacht und daher der Regierung mehr geschadet als genützt. Die Ungnade der Kaiserin soll ihn so bitter gekränkt haben, daß er schon wenige Monate nach dem Schlusse des Landtages, am 18. Juni 1765, zu Preßburg an einem Herzleiden starb [188]).

Aber freilich, über das Grab hinaus trug Maria Theresia Niemand ihren Unmuth nach. Auch die Worte, die sie nach dem Tode Barkoczy's an eine ihr ergebene Freundin richtete, verrathen nichts davon, daß ihm die Kaiserin jemals gegrollt hätte. „Der arme Primas „von Ungarn ist soeben gestorben", schrieb Maria Theresia an die

Gräfin Sophie von Enzenberg, „nachdem er unendlich gelitten hat. „Wie glücklich ist er, daß er seine Laufbahn so wohl beendigte“ [189]).

Aehnliches wird auch von dem Palatin, dem Grafen Ludwig Batthyany berichtet. Ihm gegenüber trat der Mißmuth der Kaiserin, und zwar bei der Besetzung der in Erledigung gekommenen Kronhüterstellen recht grell an den Tag. Anfangs hatte sie für jeden der beiden Plätze zwei Candidaten, und zwar für den ersten den Feldmarschall Grafen Leopold Palffy und den Grafen Georg Apponyi, für den zweiten aber den Grafen Joseph Keglevich und den ältesten Sohn des Palatins, den Grafen Adam Batthyany namhaft gemacht. Der Landtag wählte die Grafen Leopold Palffy und Joseph Keglevich zu Kronhütern; da aber der Letztere noch während der Dauer des Landtages starb, mußte seine Stelle neuerdings besetzt werden. Maria Theresia hatte für dieselbe wieder zwei Candidaten zu bezeichnen; statt jetzt aber, wie es doch nahelag, die beiden früher unberücksichtigt Gebliebenen zu nennen, ließ die Kaiserin den Grafen Adam Batthyany fallen und stellte neben Georg Apponyi den Grafen Johann Csáky als Candidaten für den erledigten Posten auf. In der Landtagssitzung vom 18. Februar 1765 erklärte Graf Georg Apponyi, daß sein Ehrgeiz durch seine von Seite der Kaiserin geschehene Candidirung vollständig befriedigt sei; er bitte die Wahlstimmen auf den Grafen Csáky zu lenken [190]). So geschah es auch in der That; der Palatin Batthyany aber nahm sich die Sache dermaßen zu Herzen, daß er gleichfalls noch im Jahre 1765, und zwar am 26. October starb.

Wie wenig zufrieden Maria Theresia gerade mit denjenigen war, von denen sie als Beamten der Krone die kräftigste Unterstützung erwartet hatte, wurde auch noch bei einem anderen Anlasse recht deutlich bemerkbar. In Preßburg war eine anonyme Schrift verbreitet worden, die eine beißende Kritik der königlichen Propositionen enthielt. Unverzüglich befahl Maria Theresia dem ungarischen Hofkanzler, den Verfasser dieser Schrift ausfindig zu machen, auf daß gegen ihn, wenn er entdeckt würde, nach den Gesetzen verfahren werden könne [191]). Als aber Esterházy erklärte, daß er weder den Verfasser dieses, noch eines anderen gleichzeitigen Libells zu erforschen vermochte, schrieb ihm die

Kaiserin: „Falls die Authores dieser boshaften Schriften binnen vier„zehn Tagen nicht ausfindig gemacht werden sollten, werde Ich alle „diejenige, so hiervon eine Wissenschaft gehabt und solche nicht ent„decket haben, als Mitschuldige ansehen und Meine Ungnade, auch „Strafe empfinden lassen" [192]).

Die Landtagsverhandlungen schleppten noch während der ersten Monate des Jahres 1765 in recht unerquicklicher Weise sich fort. Von ungarischer Seite wurde behauptet, man habe die Erhöhung der Contribution nur in der Voraussetzung bewilligt, daß sich die Kaiserin hiefür durch Gewährung ansehnlicher Handelsvortheile für das Land, insbesondere in dessen Verkehr mit den übrigen österreichischen Erbländern dankbar beweisen werde. Maria Theresia persönlich scheint hiezu wohl geneigt gewesen zu sein; auch mag sie während ihres Aufenthaltes in Preßburg manche Aeußerung gethan haben, welche einem in dieser Beziehung gegebenen Versprechen ziemlich ähnlich sah. Aber in Wien stellte man ihr, wie es so oft schon geschehen, so auch jetzt wieder in angelegentlichster Weise vor, daß die völlige Freigebung oder auch nur die übergroße Erleichterung der Einfuhr ungarischer Landesproducte in die österreichischen Stammprovinzen, welche im Gegensatze mit den Ländern der ungarischen Krone mit Steuern gar sehr überlastet waren, jegliche Concurrenz und daher auch die Fortbezahlung jener Steuern ganz unmöglich machen würde [193]). So unwiderleglich war diese Betrachtung, daß Maria Theresia sich ihr nicht zu verschließen vermochte; sie mußte es sich versagen, die Wünsche der Ungarn, wie sie es sonst gern gethan hätte, zu erfüllen. Denn trotz all der unangenehmen Erfahrungen, die sie während der beiden letzten Landtage gemacht, bewahrte sie doch immer eine große Vorliebe für die ungarische Nation.

Damals trat jedoch von diesem Gefühle nur sehr wenig zu Tage. Mit Recht war Maria Theresia tief verstimmt über das Verfahren des Landtages. Die Ungarn aber mögen gleichfalls nicht erfreut gewesen sein, daß die Hoffnungen, mit denen sie bisher sich schmeicheln zu dürfen glaubten, unerfüllt blieben. Mit einem Rescripte vom 19. März befahl Maria Theresia die Schließung des Landtages; sie

vermochte es nicht über sich, zu diesem Ende persönlich in Preßburg zu erscheinen. Am 21. März 1765 wurde die neunzigste und letzte Sitzung des Landtages gehalten; unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, obgleich dieselbe noch durch mehr als fünfzehn Jahre währte, fand eine solche nie mehr statt.

# Fünftes Capitel.

## Der Tod des Kaisers Franz.

Obgleich der ungarische Landtag den größeren und bedeutsameren Theil der Erwartungen, welche Maria Theresia an dessen Zustandekommen geknüpft hatte, unerfüllt ließ, so war sie doch herzlich froh, als er nach neunmonatlicher Dauer endlich auseinander ging. Denn zu jener Zeit reifte eine andere Angelegenheit, auf welche die Kaiserin den höchsten Werth legte, dem Abschlusse entgegen.

Schon bei einem früheren Anlasse wurde erwähnt, daß am 3. November 1762 an den österreichischen Gesandten in Madrid, den Grafen Rosenberg die Instruction abgesendet wurde, auf deren Grundlage der Vertrag über die dereinstige Vermälung des Erzherzogs Leopold mit der Infantin Louise von Spanien abgeschlossen werden konnte [194]). So lebhaft war der Wunsch Karls III., diesen Plan zu baldiger Durchführung gelangen zu sehen, daß Rosenberg schon wenige Tage nach Empfang jener Depeschen mit dem spanischen Minister Don Ricardo Wall die vorläufige Uebereinkunft über die Bedingungen, unter denen jene Heirat dereinst stattfinden sollte, zu unterzeichnen vermochte. Die wichtigste derselben bestand darin, daß Kaiser Franz sich verpflichtete, die Thronfolge in seinem Großherzogthume Toscana in der Art zu ändern, daß dasselbe nach seinem Tode nicht seinem ältesten, sondern als Secundogenitur seinem zweiten Sohne Leopold zu Theil werden sollte. Doch müsse Toscana wieder an den Hauptstamm des Hauses Oesterreich fallen, wenn Leopold keine männliche Nachkommenschaft hinterließe oder dieselbe aussterben würde [195]).

Die angelegentlichste Sorge des Wiener Hofes bestand nun darin, die Einwilligung des Herzogs Franz von Modena zu erlangen, daß Maria Theresia's dritter Sohn Ferdinand die Stelle einnehme, welche in den Verträgen wegen dereinstiger Vermälung der Erbprinzessin Marie Beatrix von Modena seinem älteren Bruder Leopold eingeräumt war. Bekanntlich bekleidete Herzog Franz wenigstens dem Namen nach den Posten eines Generalstatthalters der Lombardie, während die eigentlichen Regierungsgeschäfte durch den bevollmächtigten Minister Grafen Karl Firmian besorgt wurden. Den Letzteren erkor nun Maria Theresia zur Vertrauensperson, welche den Herzog bewegen sollte, den Absichten der Höfe von Wien und Madrid auch seinerseits zuzustimmen.

Um bei dem Herzoge von Modena leichter Eingang zu finden, sollte Firmian hervorheben, daß es jederzeit die Absicht der Kaiserin gewesen sei, ihren dritten Sohn mit der Erbprinzessin von Modena zu vermälen. Als solcher sei denn auch Leopold in den Verträgen vom Jahre 1753 bezeichnet, wie er es ja zu jener Zeit und bis zum Tode des Erzherzogs Karl wirklich gewesen war. Da immer beabsichtigt worden, den zweiten Sohn der Kaiserin die Secundo- und den dritten die Tertio-Genitur des Hauses Oesterreich bilden zu lassen, so werde dieser Plan nicht aufgegeben, sondern buchstäblich ausgeführt, wenn jetzt Ferdinand an die Stelle Leopolds trete. Doch sei der Letztere in den Verträgen mit dem Herzoge von Modena ausdrücklich genannt. Nichts liege dem Kaiser und der Kaiserin ferner, als ihr gegebenes Wort auch nur im Mindesten zu verletzen. Sie hätten daher die Verhandlungen mit Spanien wegen Vermälung der Infantin Louise mit dem Erzherzoge Leopold wohl begonnen, aber im voraus und jederzeit gleichmäßig erklärt, daß etwaige Verabredungen nur dann zur Ausführung gelangen könnten, wenn der Herzog von Modena freiwillig zustimme, daß Erzherzog Ferdinand seinen Bruder Leopold ersetze.

Maria Theresia selbst schrieb einen in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßten Brief an den Herzog von Modena, und um nur ja kein Mittel unversucht zu lassen, das zum Ziele führen konnte,

richtete Kaunitz einige höchst schmeichelhafte Zeilen an die Gräfin Simonetta, welche dem Herzoge insgeheim angetraut war und einen fast unbeschränkten Einfluß auf ihn übte [196].

Aber so sehr man sich auch Mühe gab, es dem Herzoge einleuchtend zu machen, daß es, wie Kaunitz sich ausdrückte, nur um die Veränderung eines Taufnamens sich handle [197], so wenig konnte man doch jenen Umstand verschleiern, der am ersten geeignet war, nicht unbegründete Bedenken zu erregen. Erzherzog Leopold war am 5. Mai 1747 und die Prinzessin Beatrix am 7. April 1750, also um etwas mehr als drei Jahre später, Erzherzog Ferdinand aber erst am 1. Juni 1754 geboren. Während somit Leopold in einem ganz richtigen Altersverhältnisse zu der ihm früher bestimmten Braut sich befand, war Ferdinand um mehr als vier Jahre jünger als sie, und zu der Zeit, in welcher diese Verhandlung begonnen wurde, noch ein Knabe von acht Jahren. Aber andererseits lag doch auch gerade darin wieder ein mächtiger Bestimmungsgrund für den Herzog, in den abgeänderten Plan des Wiener Hofes zu willigen. Nach den Verträgen vom Jahre 1753 hatte Herzog Franz den ihm hochwillkommenen Posten eines Gouverneurs der Lombardie und eines Generalcapitäns der dortigen kaiserlichen Truppen nur bis zur Großjährigkeit des dereinstigen Gemals seiner Enkelin zu bekleiden. Trat nun an den Platz Leopolds der um mehr als sieben Jahre jüngere Ferdinand, so konnte der Herzog von Modena um eben so viele Jahre länger seine ihm so liebgewordene und glanzvolle Stellung behaupten.

Es scheint wirklich, daß das letztere Motiv bei dem Herzoge von Modena den Ausschlag gab. Denn ohne lange Ueberlegung erklärte er, sobald er nur das Schreiben der Kaiserin gelesen, seine Zustimmung zu dem Begehren derselben. Er freue sich, fügte er hinzu, ihr einen Beweis liefern zu können, wie bereitwillig er in ihre Absichten eingehe [198].

So willkommen nun auch diese Erklärung des Herzogs von Modena war, so schloß sie doch noch nicht Alles in sich, dessen man

bedurfte, um die Sache als abgemacht ansehen zu können. Man mußte sich auch noch der Einwilligung der Eltern der Prinzessin Beatrix, und zwar des Erbprinzen Hercules von Modena und seiner von ihm getrennten Gemalin, Maria Theresia Cibo von Massa und Carrara versichern. Auch ihre Zustimmung ließ nicht lang auf sich warten[199]), und so konnte dann die fernere Verhandlung über die Vermälung Leopolds zwischen den Höfen von Wien und Madrid unbeirrt gepflogen werden. Am 9. Juni 1763 ging das Porträt des Erzherzogs, und am 14. September die Vollmacht für Rosenberg, im Namen des Kaisers und der Kaiserin die feierliche Werbung um die Hand der Infantin Louise für Leopold vorzubringen, nach Spanien ab.

So rasch dieser Vorgang dem an und für sich so bedächtigen Wiener Hofe auch scheinen mochte, der Ungeduld des Königs von Spanien entsprach er doch nicht ganz. In der Gesinnung desselben gegen das Haus Oesterreich hatte sich ein vollständiger Umschwung vollzogen. An Stelle der früheren Abneigung oder wenigstens Spannung war nun die wärmste Verehrung für Maria Theresia getreten. „Sie soll mich nur gut behandeln", sagte er zu jener Zeit, „und ich „werde Alles thun, was ich vermag, um ihr Vergnügen zu bereiten"[200]). Aber freilich lag auch noch ein anderer Umstand vor, welcher den König von Spanien zu dem lebhaften Wunsche bestimmte, die Heirat seiner Tochter recht bald zu Stande kommen zu sehen, während dagegen Maria Theresia die Sache noch etwas in die Länge zu ziehen suchte. Denn die Infantin zählte schon achtzehn, der Erzherzog dagegen erst sechzehn Jahre. Während der König die Vermälung seiner Tochter kaum mehr erwarten konnte und daher mit Bestimmtheit verlangte, daß die Prinzessin schon im August oder September 1764 sich auf den Weg nach Oesterreich begebe[201]), wünschte die Kaiserin in Anbetracht der allzu großen Jugend ihres Sohnes, daß man sich damit nicht zu sehr beeilen möge. Es bedurfte ganz ungewöhnlicher Vorsicht und seltenen Tactes von Seite Rosenbergs, der sich in dieser ziemlich schwierigen Lage zu besonderer Zufriedenheit der Kaiserin und des Staatskanzlers benahm, um zwei einander gerade entgegengesetzte

Bestrebungen in möglichst beschwichtigender und ausgleichender Weise zu behandeln.

Noch peinlicher und verwickelter wurde die ganze Situation durch die in der zweiten Hälfte des November 1763 urplötzlich eintretende schwere Erkrankung der Erzherzogin Isabella. Merkwürdig ist es, daß man allsogleich in Wien auf den Gedanken verfiel, im Falle eines unglücklichen Ausganges dieser Krankheit werde der König von Spanien seine Tochter nicht mehr mit dem Erzherzoge Leopold, sondern mit dessen ältestem Bruder Joseph vermälen wollen. Maria Theresia selbst verfolgte mit großer Vorliebe diese Idee, aber sie stieß nach allen Seiten hin auf eifriges Widerstreben. Man hielt es sogar für nothwendig, Rosenberg auf die großen Bedenken aufmerksam zu machen, welche einer solchen Absicht im Wege stünden. Er möge sich bemühen, ihr bei Zeiten entgegen zu arbeiten [202]).

Gar bald erfuhr man jedoch, daß die Voraussetzung, von welcher man ausging, eine durchaus unbegründete war. Hatte der König schon bis jetzt die baldige Vermälung seiner Tochter mit dem Erzherzoge Leopold eifrigst betrieben, so schien ihn die Nachricht von Isabella's Erkrankung hierin nur noch mehr zu bestärken. Dringend verlangte er, daß die Vermälung der Infantin durch Procuration schon in den nächsten Wochen vor sich gehe [203]). Der Tod der Erzherzogin brachte hierin allerdings einigen Aufschub hervor, aber von einem Wunsche des Königs, seine Tochter nun mit Joseph zu vermälen, verlautete kein Wort. Um so lebhafter sprach man in Madrid sich dafür aus. Angesehene Leute drängten sich an Rosenberg mit der Bitte, dahin zu wirken, daß Joseph sich mit der Infantin Louise, Leopold aber mit der für den Prinzen von Asturien bestimmten jüngeren Prinzessin von Parma vermäle. In solcher Weise würde eine Aussicht auf die allen Spaniern erwünschte Möglichkeit eröffnet, daß ein österreichischer Erzherzog auf den Thron Spaniens gelange [204]).

Nachdem König Karl III. zwei Söhne, den Prinzen Karl von Asturien und den König Ferdinand von Neapel besaß, erscheint der Gedanke, einen österreichischen Erzherzog durch dessen Vermälung mit

einer Prinzessin des Hauses Bourbon auf den Thron Spaniens zu bringen, als eine höchst unwahrscheinliche, ja abenteuerliche Combination. Und in der That geschah von keiner Seite auch nur das Geringste zu ihrer Verwirklichung. Der König von Spanien sprach nach wie vor von nichts Anderem als von der Verheiratung seiner Tochter mit Leopold. Den ausdrücklichen Vorschlag des Herzogs von Choiseul, er möge die Infantin nun mit Joseph vermälen, wies er weit von sich ab. Sie liebe bereits, so ließ er sich vernehmen, den ihr bestimmten Bräutigam, und er selbst, ihr Vater, habe sie dazu veranlaßt; es sei eine göttliche Fügung, der man nicht widerstreben dürfe [205]). In Wien aber hatte bekanntlich, und zwar zunächst bei Joseph selbst der Gedanke seiner Vermälung mit der Schwester seiner verstorbenen Gemalin, der jüngeren Infantin von Parma immer tiefere Wurzeln geschlagen. Daher ließ man auch von hier aus der Durchführung des früheren Projectes ganz freien Lauf, und die Infantin Louise wurde am 16. Februar 1764 zu Madrid dem Grafen Rosenberg als Stellvertreter des Erzherzogs Leopold feierlich angetraut. Von nichts mehr redete man als von dem Zeitpunkte, in welchem die Prinzessin die Reise nach Oesterreich antreten werde. In irgend einer noch nicht näher bestimmten Provinzialstadt der österreichischen Monarchie sollte das Beilager vollzogen werden, denn König Karl besorgte, daß seine Tochter, wenn sie erst einige Zeit hindurch in Wien sich aufgehalten hätte, dann in Florenz nicht mehr zufrieden sein würde. Und außerdem fürchtete er, man könnte am Kaiserhofe Vergleichungen zwischen ihr und der jüngstverstorbenen Erzherzogin Isabella anstellen wollen. Da die Letztere in Wien so sehr beliebt gewesen, so würden solche Betrachtungen vielleicht zu Ungunsten der spanischen Infantin ausfallen [206]).

Daß Maria Theresia den König von Spanien um seine Einwilligung zur Vermälung Josephs mit der jüngeren Prinzessin von Parma bat, Karl III. aber seine Zustimmung verweigerte, änderte selbstverständlich nichts an dem in gewissem Sinne schon abgeschlossenen Ehebündnisse seiner Tochter mit Leopold. Selbst wenn man jetzt in Wien auf den zuerst von der Kaiserin ausgesprochenen Gedanken

hätte zurückkommen und die spanische Infantin für den Römischen König in Anspruch nehmen wollen, so würde Karl III., von dem es bekannt war, daß er dem einmal gegebenen Worte unverbrüchlich treu blieb, ein solches Begehren ohne Zweifel zurückgewiesen haben. Und endlich hatte man den König von Spanien in Verdacht, daß er, in väterlicher Täuschung über den wirklichen Zustand seiner körperlich und geistig verkümmerten älteren Tochter Josepha befangen, es darauf absehe, die seiner Zeit gescheiterte Vermälung derselben mit dem jetzigen Römischen Könige neuerdings in Anregung zu bringen. All diesen Möglichkeiten wollte man in Wien um so weniger sich aussetzen, als Joseph sehr gegen den Gedanken eingenommen war, seinen Bruder um die ihm bestimmte Gemalin zu bringen [207]). Man begnügte sich vielmehr, nach Spanien den Vorschlag gelangen zu lassen, daß die Zusammenkunft des jungen Ehepaares im Juli des kommenden Jahres 1765 zu Innsbruck erfolge, wohin der Kaiser und die Kaiserin sich mit ihrem Hofstaate gleichfalls zu begeben gedächten. Nach einem Aufenthalte von etwa fünf Wochen in Innsbruck würden der Erzherzog und seine Gemalin sich direct nach Florenz verfügen [208]).

König Karl III. stimmte diesen Anträgen in allen Punkten bei und binnen kurzem begann man allmälig die Vorbereitungen zu deren Ausführung zu treffen. Am 12. Jänner 1765 leistete der Römische König zu Gunsten seines Bruders Leopold feierlich Verzicht auf die Nachfolge in Toscana; knieend und eine Hand auf das Evangelienbuch gelegt, sprach er die Eidesformel nach. Durch seine würdevolle Haltung brachte er auf alle Anwesenden einen ganz ungewöhnlichen Eindruck hervor; gleichwohl behaupteten Manche, daß ihn diese Entsagung nicht leicht angekommen sei [209]).

Was die Infantin Louise von Spanien anging, so erbat sich Rosenberg die ehrenvolle Mission, dieselbe aus ihrem Vaterlande nach Oesterreich zu geleiten. Ein sehr großes Gefolge, dessen vornehmste Plätze der Fürst von Francavilla und die Herzogin von Miranda-Caraccioli einnahmen, schloß sich der Prinzessin an, als sie am 14. Juni 1765 Madrid verließ. Am 24. Juni erfolgte die Einschiffung in Cartagena; widrige Winde verzögerten jedoch die Seereise in so ganz

ungewöhnlicher Weise, daß erst am 18. Juli die Landung zu Genua stattfand. Hier erwartete schon drei Wochen hindurch der frühere Erzieher des Erzherzogs Leopold, Feldmarschall-Lieutenant Graf Franz Thurn, der nun seinen bisherigen Zögling als dessen Oberstkämmerer nach Toscana begleiten sollte, mit seiner Gemalin an der Spitze des neuen österreichischen Hofstaates die junge Erzherzogin, welche sie in feierlicher Weise von deren spanischem Gefolge übernahmen. Das letztere hatte den Auftrag, auf denselben Schiffen, auf denen es gekommen war, die Prinzessin von Parma als Braut des Prinzen von Asturien nach Spanien hinüberzuführen. Mehrere Tage brachten die beiden zukünftigen Schwägerinnen, von denen jede den Namen Marie Louise führte, in Genua mit einander zu. Dann schiffte die Prinzessin von Parma, welche in jenen Tagen ihren Vater, den Herzog Philipp, an plötzlich eingetretener Blatternkrankheit verlor [210]), nach Spanien sich ein, während die Erzherzogin die Reise nach Innsbruck antrat.

Den Weg dorthin hatten inzwischen auch der Kaiser und die Kaiserin mit ihren Söhnen Joseph und Leopold, dann mit ihren Töchtern Marianne und Marie, endlich mit dem Prinzen Karl und der Prinzessin Charlotte von Lothringen eingeschlagen; die Römische Königin Josepha blieb mit den beiden jüngeren Erzherzogen und fünf Erzherzoginnen in Schönbrunn zurück. Am 4. Juli um halb fünf Uhr Morgens begaben sich die Reisenden nach St. Stephan, die Messe zu hören, welche der Weihbischof Marxer las; dann erfolgte durch die Kärntnerstraße die Abfahrt. Von der ganzen Bevölkerung, die in der engen Straße zusammengedrängt, den Reisenden den Abschiedsgruß zuwinkte, besaß Niemand eine Ahnung von dem Ereignisse, welchem dieselben entgegengingen.

In überaus rascher Fahrt erreichten der Kaiser und die Kaiserin noch an dem Tage ihrer Abreise von Wien das nahe bei Graz gelegene Schloß Eggenberg, wo sie nach neun Uhr Abends eintrafen. Nach einem viertägigen Aufenthalte daselbst wurde am 9. Juli die Reise nach Leoben fortgesetzt, wo am folgenden Tage, leider bei übelstem Wetter, eine Jagd auf Gemsen abgehalten wurde, an welcher die anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie, Maria Theresia mit

eingeschlossen, sich betheiligten. Schon einige Tage zuvor hatten über tausend Jäger und Holzknechte mehrere hundert Gemsen auf dem „Reiding" zusammengetrieben; des Nachts brannten, um ihr Entweichen zu verhindern, in weitem Umkreise fast unzählbare Feuer. Gleichwohl war in Folge der Ungunst der Witterung die Jagdbeute verhältnißmäßig nicht groß, indem nur etwa fünfzig Gemsen auf die Decke gestreckt wurden [211]).

Am frühesten Morgen des 11. Juli verließen die Reisenden Leoben und trafen noch an demselben Tage in Klagenfurt ein; in dem Hause des Grafen Rosenberg nahmen sie Quartier. Am 13. setzten sie die Fahrt nach Innsbruck fort, wo sie am 15. ankamen. Ueberall wurden sie von der Bevölkerung freudigst bewillkommt. Zwei Tage später traf dort der Neffe des Kaisers, der Herzog von Chablais ein, der jüngere Sohn des Königs Karl Emanuel III. von Sardinien und der Prinzessin Elisabeth Therese von Lothringen, der verstorbenen Schwester des Kaisers. Auch Prinz Albert von Sachsen befand sich in Innsbruck, das überhaupt so glanzvolle Tage wohl noch niemals gesehen haben mochte. Denn außer der kaiserlichen Familie waren die obersten Würdenträger des Hofes, der Staatskanzler Kaunitz, die Chefs der Centralbehörden des Reiches und die Vertreter der fremden Mächte dort anwesend. Und unermeßlich war das Zuströmen von Menschen aller Stände, von welchen die Einen der Kaiserin ihre Verehrung bezeigen, die Meisten aber sie und ihre Familie wenigstens sehen wollten.

Die männlichen Mitglieder derselben, der Kaiser und seine beiden Söhne verweilten nicht die ganze Zeit hindurch in der Hauptstadt Tirols. Bald nach seiner Ankunft daselbst besuchte Joseph die Städte Bozen, Trient und Roveredo; auf dem Gardasee, den er bis Limone befuhr, bereiteten ihm die Brüder Bettoni ein glänzendes Fest. Am 26. Juli war Joseph in Innsbruck zurück. Vier Tage später brachen der Kaiser und Leopold von dort auf, um der neuen Erzherzogin nach Bozen entgegen zu gehen. Am 31. Juli trafen sie daselbst mit ihr zusammen und am 2. August erfolgte ihre gemeinschaftliche Ankunft zu Innsbruck. Der erste Eindruck, den sie auf ihre nunmehrigen

Angehörigen hervorbrachte, mußte ein durchaus günstiger genannt werden. Wenn sie gleich nicht den reizvollen Ausdruck geistiger Lebhaftigkeit besaß, welcher der verstorbenen Erzherzogin Isabella eigen gewesen, so erinnerte sie doch sowohl in ihrem Aeußern als in ihrem Betragen an sie [212]), und das nahm natürlich Alle für sie ein. In dem Stiftsgebäude zu Wilten wies man der Erzherzogin einstweilen ihre Wohnung an; am 5. August aber wurde die priesterliche Einsegnung des jungen Paares durch den Prinzen Clemens von Sachsen, Bischof von Freising und Regensburg, feierlich vollzogen.

Hatte schon der Tod des Herzogs von Parma nicht nur wegen der persönlichen Freundschaft, welche der Kaiser, die Kaiserin und der Römische König für ihn hegten, ungleich mehr aber noch, weil dieses Ereigniß die Wunde wieder aufriß, die das Hinscheiden seiner Tochter, der Erzherzogin Isabella ihnen Allen geschlagen, eine peinliche Störung der Innsbrucker Festlichkeiten verursacht, so trat jetzt ein neuer, ebenso unerwarteter als unwillkommener Zwischenfall ein. Schon am Tage seiner Vermälung erkrankte der damals erst achtzehnjährige Erzherzog Leopold so schwer, daß man einen Augenblick wenigstens sehr ernsten Besorgnissen sich hingab. Ungleich langsamer als sie gekommen waren, zerstreuten diese Befürchtungen sich wieder, aber freilich nur, um einem Ereignisse Raum zu geben, welches Alle mit größter Bestürzung, Maria Theresia aber für ihre ganze noch übrige Lebenszeit mit dem tiefsten Kummer erfüllte.

In der Nacht vom 17. auf den 18. August hatte der Kaiser sich unwohl gefühlt, es jedoch für zu unbedeutend gehalten, um sich, wie Maria Theresia wünschte, Blut nehmen zu lassen. Wie er es jeden Sonntag, ja meistens wöchentlich zwei Mal zu thun gewohnt war [213]), ging er zur Beichte; zu Mittag aber speiste er, dem damaligen Gebrauche nach öffentlich mit seiner Familie, und Abends wohnte er dem italienischen Schauspiele bei. Doch verließ er dasselbe vor dessen Beendigung und ging in Josephs Begleitung über den langen Gang nach der Hofburg zurück, um sich zur Kaiserin zu begeben. Plötzlich kehrte sein Unwohlsein, das den Tag über vollständig von ihm gewichen zu sein schien, neuerdings und in verstärktem Maße

10*

zurück. Nachdem er einige Stufen, die dort sich befanden, hinaufgeschritten war, lehnte er sich erschöpft an die Thüre eines Zimmers; zufällig war es dasselbe, in welchem vor fast sechsundachtzig Jahren sein Vater Leopold geboren worden war. Als Joseph den leidenden Zustand des Kaisers sah, bat er ihn, sich zu setzen; er wolle Beistand herbeirufen. Franz aber antwortete, die Sache habe nichts zu bedeuten; es sei nur sein gewöhnlicher Anfall, der bald vorübergehen werde. Ein braver Kerl dürfe nichts achten, und Joseph möge nur allein seinen Weg fortsetzen. Um ihm nicht entgegen zu handeln, stellte sich Joseph als verfüge er sich in das anstoßende Gemach. Er ließ jedoch seinen Vater nicht aus den Augen und sah wie derselbe auf der anderen Seite die Stufen mit schwankenden Schritten wieder hinabstieg und sich endlich an der halbgeöffneten Thüre des Vorzimmers festhielt. Joseph sprang hinzu, gerade zu rechter Zeit, um seinen umsinkenden Vater in den Armen aufzufangen. Auf das Geräusch, welches hiedurch verursacht wurde, eilte Josephs Obersthofmeister Graf Salm mit mehreren Dienern herbei. Man trug den Kaiser in das Vorzimmer und legte ihn dort auf das Rollbett eines Lakaien. Man sandte um den Beichtvater, um Aerzte und Chirurgen. Man öffnete ihm eine Ader, aber er gab kein Lebenszeichen mehr von sich: Franz I. war verschieden [214]).

Joseph, der eigentlich allein bei dem ganzen Unglücksfalle gegenwärtig gewesen, war davon aufs tiefste erschüttert; die Kaiserin aber, welche auf die erste Nachricht herbeigeeilt war, durch den Schrecken völlig erstarrt; fast mit Gewalt mußte sie hinweggebracht werden. Sie zog sich in ihr Zimmer zurück und duldete in der Nacht Niemand um sich; erst am Morgen gestattete sie ihrer Kammerdienerin und einem Manne ihres ganz besonderen Vertrauens, dem Kammerzahlmeister Mayer den Zutritt. Den Vormittag hindurch sah die Kaiserin nur ihre in Innsbruck anwesenden Kinder; Erzherzog Leopold, für dessen Gesundheit man noch immer besorgt war, wurde zu seiner Mutter getragen. Ihrer Kammerdienerin Josepha von Guttenberg, welche sie bekanntlich besonders bevorzugte [215]), befahl Maria Theresia, dem Kaiser Haare abzuschneiden, die sie in einem Armbande tragen

wollte. Am folgenden Morgen wurde ein Maler geholt, um noch einmal ein Bildniß des Kaisers zu verfertigen. Erst gegen Mitternacht wurde der Leichnam auf einer Tafel im Vorzimmer ausgestellt [216]).

Da Maria Theresia durch den urplötzlichen Tod ihres heißgeliebten Gemals ganz gebrochen war, mußte Joseph an ihrer Statt die Maßregeln treffen, welche dieses Ereigniß dringend erforderte. Mit dem Obersthofmeister Ulfeld, dem Reichsvicekanzler Colloredo, dem Staatskanzler Kaunitz hielt der neue Kaiser Berathung. Nach Wien aber ging mit der Todesnachricht auch schon der Befehl, die Zimmer, welche der Verstorbene in der Burg und in Schönbrunn bewohnt, und das Haus, das er in der Wallnerstraße besessen hatte, bis auf Weiteres sorgfältig verschlossen zu halten.

Kaiser Franz hatte in dem Augenblicke, in welchem er so plötzlich starb, sein siebenundfünfzigstes Lebensjahr noch nicht zurückgelegt und durch nahezu zwanzig Jahre die Kaiserkrone Deutschlands getragen. Man kennt den schlichten, einfachen Sinn, der ihn beseelte, die fast übertriebene Bescheidenheit und Selbstverleugnung, mit der er sich überall in den Hintergrund stellte. Inmitten der bedeutsamsten politischen und militärischen Ereignisse sehen wir ihn fast ausschließlich mit seinen Liebhabereien, die meistens in dem Gebiete einer Art von wissenschaftlichem Dilettantismus lagen, mit seiner Sammlung von Münzen und Medaillen, seinem physikalischen und mineralogischen Cabinete [217]), oder mit seinen Vergnügungen beschäftigt. Zu den letzteren gehörten seine Schlösser und Gärten, und es ist anmuthend zu lesen, mit welchem Entzücken er an seinen Bruder von der Blüthenpracht der Fruchtbäume im Schönbrunner Garten schreibt, wie er schon am frühesten Morgen seine Lieblingsanlagen besucht, und wie er den aus Holland gekommenen Hofgärtner Steckhoven preist, dem er sie verdankt [218]). Vor Allem aber war es die Jagd, der er mit einer Beharrlichkeit, ja fast möchte man sagen, mit einer Ausschließlichkeit oblag, welche in Zeiten, in denen das Wohl der Monarchie auf dem Spiele stand, manchmal einen recht peinlichen Eindruck hervorbringen mochte.

Tadelnswerther noch war das sehr hohe Spiel, welchem der Kaiser mit Vorliebe sich hingab. Sein Liebling Fürst Auersperg und dessen Gemalin, der Feldmarschall Batthyany, die Grafen St. Julien, Paar, Franz Esterházy bildeten vorzugsweise seine Partie. Der letztere verlor im Juni 1761 zu Laxenburg fünftausend Dukaten und der Kaiser wunderte sich, daß Esterházy das Spiel nicht länger fortsetzen wollte [219]); er selbst hatte schon mehr als zwölftausend Dukaten gewonnen [220]).

Aber freilich darf man, wenn man bedauernd gewahr wird, wie der Kaiser zur Zeit der wichtigsten politischen und kriegerischen Ereignisse fast ausschließlich seinen Vergnügungen lebte, doch auch, um gerecht zu sein, nicht aus dem Auge verlieren, daß ihm nicht viel Anderes zu thun übrig gelassen wurde. Es war eigenthümlich zu sehen, mit welchem Eifer Maria Theresia gleich in den ersten Monaten ihrer Regierungszeit mannigfachem Widerstande zum Trotz es durchzusetzen suchte, daß ihr Gemal, der damalige Großherzog von Toscana, in den österreichischen Ländern als ihr Mitregent anerkannt wurde. An dieß Ziel zu gelangen, kostete insbesondere in Ungarn ziemlich leidenschaftliche Kämpfe. Kaum war es jedoch überall und zuletzt auch in Ungarn wirklich erreicht, so erwies sich die ganze Bemühung bald wieder als fruchtlos. Denn Maria Theresia überragte in geistiger Beziehung so weit ihren Gemal, sie selbst fühlte sich so lebhaft als unumschränkte Herrin der österreichischen Länder, sie widmete sich so eifrig und mit der ganzen Kraft ihrer Seele den öffentlichen Angelegenheiten ihres Landes, für die sie mit dem höchsten Interesse erfüllt war, daß neben ihr unvermeidlich die Thätigkeit ihres Gemals, wenn er eine solche auch hie und da zu entfalten sich bemühte, bald wieder in nichts zusammenschrumpfen mußte.

Da ihm ein tieferes Eingreifen in die äußere Politik so wie in die innere Verwaltung der Länder versagt blieb und er in diesen Zweigen des Staatslebens neben der Alles beherrschenden Thätigkeit seiner Gemalin nicht auch eine solche von seiner Seite zu entwickeln vermochte, versuchte es Franz von Lothringen mit der Leitung des Kriegswesens. War er ja doch, uneingedenk seines unglücklichen

Feldzuges von 1737, zu Ende des Jahres 1741 neuerdings zu dem Armeecorps gegangen, welches unter der Führung Khevenhüllers das Land Oesterreich ob der Enns wieder besetzte. Aber nicht nur Maria Theresia drang mit Ungestüm auf die baldige Rückkehr ihres Gemals, er selbst schien einzusehen, daß im Feldlager für ihn nicht der Platz war, auf welchem es ihm beschieden sein würde, glänzende Erfolge zu erringen. Bald begab er sich wieder nach Wien, und es hieß daß ihm Maria Theresia die militärischen Angelegenheiten nunmehr ausschließlich überlasse. In der Wirklichkeit aber war gerade das Gegentheil der Fall. Auch in dieser Beziehung war nicht Franz, sondern Maria Theresia selbst der Kernpunkt, um welchen Alles sich drehte, und es ist an anderer Stelle gezeigt worden, daß die Kaiserin insbesondere während des siebenjährigen Krieges auch in militärischen Dingen weit mehr durch Kaunitz, obwohl er dem Civilstande angehörte, als durch ihren Gemal beeinflußt wurde. Denn so innig sie auch den Letzteren liebte, so wenig scheint sie doch der Richtigkeit und Schärfe seines Urtheils, der Zweckmäßigkeit seiner Rathschläge Werth beigelegt zu haben, während sie von der geistigen Befähigung des Staatskanzlers die höchste Meinung besaß.

Man würde sich jedoch ungemein täuschen, wenn man dem Glauben sich hingeben wollte, daß Franz das Demüthigende einer solchen Stellung nicht schmerzlich empfunden, und daß er aus eigenem Antrieb seine Vergnügungen der eifrigeren Betheiligung an den Mühen und Arbeiten der Staatsgeschäfte vorgezogen hätte. Es läßt sich im Gegentheile mit Zuversicht behaupten, daß es ihm nicht selten peinlich genug war, sich persönlich davon überzeugen zu müssen, wie gering doch eigentlich sein Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten war. Die Unzufriedenheit, die er hierüber empfand, mag wohl die Hauptursache jener Schwermuth gewesen sein, deren er sich allmälig immer weniger zu erwehren vermochte [221]). Eine Art von Eifersucht durchdrang ihn, und zwar nicht nur seiner Gemalin gegenüber, in deren Händen er nicht ohne ein gewisses Unbehagen die ganze Machtfülle der Regierungsgewalt ausschließlich vereinigt sah, sondern auch gegen den Mann, der mit Recht als der bevorzugte Rathgeber der Kaiserin

galt und dessen Einfluß auf die Entschlüsse derselben den seinigen weit überbot.

Schon in der Verschiedenheit ihrer politischen Meinung war ein gewisser Gegensatz zwischen dem Kaiser und Kaunitz begründet. Während der Letztere das von ihm selbst zu Stande gebrachte Bündniß mit Frankreich als den Grundstein ansah, auf welchem Oesterreich unerschütterlich fußen müsse, wenn es dem gewaltig aufstrebenden Königreiche Preußen gegenüber seine Stellung in Deutschland, sein Ansehen in Europa behaupten wolle, theilte zwar der Kaiser die Anschauungen seiner Gemalin und des Staatskanzlers über Preußen [222]), aber seine Sympathien waren nicht Frankreich, sondern England geweiht. Er war nicht nur auferzogen worden in den uralten Traditionen der Allianz des Hauses Oesterreich mit den Seemächten; er konnte auch Frankreich die schmachvolle Art und Weise nicht vergessen, in der es ihn aus seinem geliebten Stammlande Lothringen verdrängt und sich dasselbe angeeignet hatte. Darum verdachte er es Kaunitz, daß er die Kaiserin so sehr für Frankreich einzunehmen gewußt, und daß er sie mit allen möglichen, auch confessionellen Gründen mit der Ueberzeugung von der unabweislichen Nothwendigkeit, das Bündniß mit Frankreich immer fester zu knüpfen und es allmälig zu einem unlösbaren zu gestalten, immer mehr zu durchdringen sich bemühte. Zieht man noch außerdem in Betracht, daß Kaunitz, seines eigenen Werthes und des überwiegenden Einflusses, den er auf die Anschauungen der Kaiserin übte, sich vollauf bewußt, in der Vertheidigung seiner Ansichten und der Bekämpfung derjenigen des Kaisers es vielleicht manchmal an jener ehrfurchtsvollen Zurückhaltung fehlen lassen mochte, welche wohl geziemend gewesen wäre, so läßt es sich leicht erklären, daß es nicht immer ohne Aufregung abging, welche einmal sogar eine recht peinliche Scene herbeiführte.

Am Morgen des 11. September 1761 fand in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin eine Sitzung zur Berathung von Geldangelegenheiten statt, denen bekanntlich Franz jederzeit ganz besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Wie so oft schon, so standen auch dießmal wieder die Ansichten des Kaisers und des Staatskanzlers in grellem

Gegensatze zu einander. Ein Wort gab das andere und endlich überließ Franz sich einem Ausbruche des Unwillens, der für Kaunitz um so verletzender sein mußte, als er von dem Kaiser in einem Tone, welcher nicht ganz frei von Verdacht zu sein schien, zu einer Art von Rechnungslegung über die ihm persönlich anvertrauten Gelder aufgefordert wurde.

Im tiefsten Innern aufs schwerste verwundet, schwieg Kaunitz still und kämpfte gewaltsam seinen Unmuth und seine Erbitterung in sich nieder. Aber auch die Kaiserin war so bestürzt über das Geschehene, so erschreckt über den heftigen Zornesausbruch ihres Gemals und so voll Mitgefühl für die Demüthigung und die Kränkung des Staatskanzlers, daß sie gegen ihre Gewohnheit kein Wort zur Beschwichtigung fand. Auf ihr Zimmer zurückgekehrt, gab Maria Theresia sich ganz dem betrübenden Eindrucke des Ereignisses hin, das sie soeben erlebt hatte. Aber in erfreulichster Weise wurde sie aus ihren Betrachtungen durch eine Sendung des Kaisers gerissen, in welchem seine tief eingewurzelte Gutmüthigkeit rasch wieder die Oberhand gewonnen hatte und der nun nichts so sehr wünschte als das fast gegen seinen Willen Geschehene baldigst wieder ausgleichen zu können. Von der Mittagstafel weg schrieb er in dem eigenthümlichen Gemisch von Deutsch und Französisch, dessen er sich meistens bediente, seiner Gemalin die Worte, welche wir hier treulich wiedergeben wollen:

„ma vivasite fig mir Regt an et je vous dret ne lavoyre „pas fay pour bocoup" *).

Es bringt in der That einen rührenden Eindruck hervor, wenn man sieht, wie Maria Theresia, von dem Drange beseelt, die Entschuldigung, die in diesen Zeilen des Kaisers lag, dem schwer beleidigten Staatskanzler so rasch als möglich verständlich und sie daher um so wirksamer zu machen, mit fliegender Hand den kaum zu entziffernden Worten eine Art von Commentar hinzufügte. Ueber den Ausdruck: „fig mir Regt an" schrieb sie erklärend: „fichtet mich recht

*) „Meine Lebhaftigkeit ficht mich recht an und ich wollte um Vieles es „nicht gethan haben."

„an oder gehet mir zu herzen“. Das „vous dret“ überschrieb sie mit „voudroit“, in das „lavoyre“ fügte sie den Apostroph, das „fay“ verwandelte sie in ein „fait“ und sogar bei „bocoup“ ergänzte sie ein „u“, ohne zu bemerken, daß das Wort jetzt erst recht fehlerhaft war. Unten aber fügte sie noch den Satz hinzu: „dis will vill sagen „et surtout vis à vis de sa femme“.

Dabei ließ es jedoch Maria Theresia keineswegs bewenden. Nur wenige Minuten ließ sie vorübergehen, dann schrieb sie dem Staatskanzler eigenhändig noch folgende Zeilen:

„Ich habe viel gelitten zwischen einem schätzenswerthen Gatten, „der nur aus Lebhaftigkeit und sogar aus Krankheit gefehlt hat, und „einem Freunde, den ich so hochschätze und dessen ganzen Werth ich „kenne. Ich war außer Stande auch nur ein Wort hervorzubringen, „so tief war ich niedergeschlagen. Ich war allein geblieben, von meinen „Gedanken darniedergedrückt, als ich noch vom Tische hinweg dieses „Billet erhielt. Es muß mir zu wahrem Troste gereichen, indem ich „daraus die aufrichtige Umkehr und sein Bedauern über eine erste „Aufwallung ersehe, und zwar um so mehr als er hiezu durch eigenes „Nachdenken gelangt ist und ohne daß irgend ein Anderer den Anstoß „gegeben hätte, auch daß ich richtig vermuthete, indem ich es einem „Unwohlsein zuschrieb. Gern wollte ich auch über Ihren Zustand und „darüber beruhigt sein, daß Sie nicht im Geringsten mehr zweifeln „an dem Herzen des Kaisers, der nur durch eine erste Erregung seiner „schwermüthigen Stimmung hingerissen wurde, welche ihn quält und „die er jetzt in ihrer ganzen Stärke zu fühlen hat“ [223]).

Fast zu gleicher Zeit erhielt Kaunitz auch von dem Kaiser die folgenden, ebenfalls eigenhändig niedergeschriebenen Worte:

„Es schien mir als ob Sie die Frage, die ich Ihnen stellte, als „einen Vorwurf angesehen hätten. Das war niemals weder meine „Absicht noch mein Gedanke, und Sie sollten mich genug kennen um „zu wissen, daß ich jederzeit den geraden Weg einschlage und Leuten „wie Ihnen, zu denen ich Vertrauen habe, die Dinge bezeichne, über „die ich unterrichtet sein will. Ich bedauere, daß Ihre Antwort meine

„Lebhaftigkeit erregt hat, und ich besorge, daß Sie das peinlich be-„rührte. Ich hoffe, daß Sie mich gut genug kennen, um nicht anders „von mir und über das Vertrauen zu denken, welches ich zu Ihrem „mir wohlbekannten Eifer für das Beste unseres Dienstes hege und „immerdar hegen werde" [224]).

Von den Antworten des Staatskanzlers auf diese beiden Billete soll hier vor Allem diejenige wortgetreu wiedergegeben werden, welche er an die Kaiserin richtete. Denn die mannhaften und selbstbewußten Aeußerungen, in denen er sich ihr gegenüber erging, kennzeichnen gleichzeitig seine Stellung zu ihr so vollständig, daß sie wohl Jedermann als einen höchst werthvollen Beitrag zur Charakteristik des bedeutendsten Staatsmannes seiner Zeit ansehen wird.

„Ich bin aufs tiefste gerührt", so schrieb Kaunitz an Maria Theresia, „von dem Gefühle voll Güte und Großmuth, welches mir „Eure Majestät über dasjenige, was mir heute Morgens geschah, zu „erkennen geben wollen. Da ich nicht eines jener Herzen von Koth „besitze, welche an ähnliche Behandlung gewöhnt sind, und da mir, „wenn man mir auch nur ein klein wenig Rücksicht und Vertrauen „entzieht, nur das Peinliche meiner amtlichen Stellung noch übrig „bleibt, so kann ich Eurer Majestät nicht bergen, daß ich von jenem „Ereignisse äußerst ergriffen und weit empfindlicher verletzt war, als „sonst das Begehren, meine Rechnungen vorzulegen, nur um daraus „die verschiedenen Punkte der Einnahmen und Ausgaben meiner Ge-„schäftsführung zu ersehen, mich ohne Zweifel berührt hätte. Wie dem „aber auch sein mag, da S. M. der Kaiser durch ein Billet, das er „soeben mir schrieb, mir sein inniges Bedauern über dasjenige zu er-„kennen geben wollte, was sich zutrug, und da noch überdieß Eure „Majestät mir bei dieser Gelegenheit Kennzeichen Ihrer Güte zu geben „geruhten, welche mich auf mich selbst vollständig vergessen machen, „so lebt in meinem Herzen kein anderes Gefühl mehr als das der „lebhaftesten Erkenntlichkeit für die erlauchte Person Eurer Majestät. „Wenn es überhaupt möglich wäre Ihnen noch anhänglicher zu sein „als ich es ohnehin schon bin, so würde ich es gewiß werden. Da „dieß jedoch unmöglich ist, so bitte ich Sie wenigstens zu glauben,

„daß ich mein Leben für Sie hingeben möchte, und daß ich fortfahren „werde all meine Kraft aufzubieten, um, wenn ich kann, Ihr hohes „Wohlwollen zu verdienen“ [225]).

Nachdem durch diese Zeilen des Staatskanzlers an Maria Theresia und durch die Worte, welche er aus demselben Anlasse an den Kaiser schrieb [226]), der leidige Zwischenfall beendigt war, kehrte auch äußerlich wenigstens ein besseres Einvernehmen zwischen Franz und Kaunitz zurück. Ebenso schien allmälig eine lebhaftere Betheiligung des Kaisers an den öffentlichen Angelegenheiten eintreten zu sollen. Wurde eine solche schon durch die Anwesenheit derselben bei den Sitzungen des Staatsrathes herbeigeführt, so übertrug Maria Theresia bald nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges ihrem Gemal die oberste Leitung der Finanzen und insbesondere des Schuldenwesens des Staates. Wer seine eigenen Geldangelegenheiten in so musterhafter Ordnung zu halten wußte, von dem durfte man hoffen, daß er sie auch auf die freilich in sehr zerrüttetem Zustande befindlichen Finanzen des Staates zu übertragen im Stande sein werde. Um so zuversichtlicher glaubte man dieser Hoffnung sich hingeben zu können, als der Kaiser, um den Staatscredit zu heben, für die pünktliche Erfüllung der von demselben eingegangenen Verpflichtungen eine Art persönlicher, auf sein höchst ansehnliches Privatvermögen gegründeter Bürgschaft übernahm [227]).

Und in der That, mit dem lebhaftesten Eifer widmete der Kaiser sich von nun an der von ihm übernommenen mühevollen Aufgabe. Hatzfeldt und Zinzendorf standen ihm dabei zur Seite. Jedem von ihnen bestimmte der Kaiser genau die Grenzlinien seines Amtes, und bald nach dem Beginne seiner Wirksamkeit konnte er, und zwar mit günstigem Erfolge daran gehen, mit der Umwandlung der sechsprocentigen Schuldverschreibungen in solche, die nur fünf vom Hundert trugen, den Anfang zu machen. In welch hohem Maße das Vertrauen zu dem österreichischen Staatscredit sich steigerte, zeigte sich dadurch, daß bald darauf der Coursstand von mehreren derselben ihrem Nennwerthe gleichkam [228]). Und Niemand zweifelte daran, daß dieses günstige

Ergebniß zunächst dem persönlichen Eingreifen des Kaisers zuzuschreiben war[229]).

All dem wurde jetzt durch seinen plötzlichen Tod ein rasches Ende gemacht. Aber freilich war es nicht die staatliche Thätigkeit des Kaisers, um derentwillen Maria Theresia wie zu Boden geschmettert war durch seinen Verlust, sondern die Zertrümmerung ihres eigenen häuslichen Glückes, die sie so schmerzlich und unablässig beweinte. Denn wenn auch nicht geläugnet werden soll, daß es auch in diesem Ehestande nicht vollständig fehlte an hie und da eintretendem Mißverständniß, so mußte er doch im Ganzen und Großen als ein überaus glücklicher erscheinen. Waren sich doch Franz und Maria Theresia mit einer Innigkeit zugethan, vor welcher die an und für sich ziemlich seltenen Verstimmungen, die hie und da auftauchten, gar bald wieder in nichts sich auflösten. Von Seite des Kaisers entstanden sie ohne Zweifel aus jenem demüthigenden Gefühle der Unzufriedenheit mit seiner Stellung, der vermeintlichen Zurücksetzung, dessen er nicht immer Herr werden konnte. Maria Theresia aber war in hohem Grade weiblicher Eifersucht zugänglich, und so lange ihr Gatte am Leben war, vermochte sie das Mißbehagen nicht zu unterdrücken, das sie über seine Vorliebe für die wunderschöne Fürstin Wilhelmine Auersperg empfand. Gleichwohl wird von ihr die ziemlich glaubwürdige Anecdote erzählt, daß sie, als sie nach dem Tode des Kaisers die Fürstin zum ersten Male wiedersah, weit entfernt ihr Widerwillen zu zeigen, lebhaft auf sie zuging und ihr die Worte zurief: „Wie viel haben wir Beide verloren!"

Ist es ja doch eine häufig wiederkehrende Erscheinung, daß wenn Menschen, die sich im Leben besonders nahegestanden, durch den Tod des Einen von einander getrennt werden, der Zurückbleibende sich mit Vorwürfen über dasjenige quält, wodurch er nach seiner Meinung das Leben des Anderen weniger erfreuend und harmonisch gestaltete, als er es zu thun verpflichtet gewesen wäre. Und am häufigsten sind es Unterlassungssünden, die man sich vorwirft, und in deren Auffindung gerade leicht erregbare Menschen sich unermüdlich erweisen. Das Gleiche war auch bei Maria Theresia, und zwar in sehr hohem Maße

der Fall. In den ersten Tagen nach dem Tode des Kaisers machte sie sich die bittersten Vorwürfe über dasjenige, was sie verabsäumt habe und wodurch sie jenem schrecklichen Ereignisse vielleicht hätte vorbeugen können. Sie klagte sich an, daß sie die Reise nach Innsbruck veranlaßte, daß auf ihr Geheiß van Swieten bei ihrer Schwiegertochter und ihren jüngeren Kindern in Wien zurückblieb, daß sie dem Kaiser nicht vor dem Besuche des Theaters noch einmal zugeredet, sich Blut nehmen zu lassen [230]). Allmälig gingen diese Selbstbeschuldigungen über auf ihr ganzes vergangenes Leben, und mit nie rastendem Geiste wußte sie überall die großen und die kleinen Begebenheiten zu entdecken und sich ins Gedächtniß zurückzurufen, bei denen sie, wie sie jetzt erst mit voller Klarheit einzusehen meinte, an dem Kaiser gefehlt oder dasjenige verabsäumt hatte, was zu seinem Wohle, zu seiner Befriedigung oder doch mindestens zu seinem Vergnügen hätte geschehen sollen.

Von dem Augenblicke des Todes des Kaisers Franz bis zu ihrem eigenen Hinscheiden war Maria Theresia mit solchen Gedanken unaufhörlich beschäftigt. Bei dieser Geistesrichtung der Kaiserin versteht es sich wohl von selbst, daß sie die Tage besonderer Erinnerung, wie der Geburt, der Vermälung, des Todes ihres Gatten seinem Andenken, dem Gebete für ihn ausschließlich widmete. Aber auch bei jedem anderen, wenngleich entfernten Anlasse rief sie sich sein geliebtes Bild ins Gedächtniß zurück. In ihren Gebetbüchern wurden Zettel gefunden, auf denen sie die Zahl der Jahre, der Monate, der Wochen, der Tage und sogar der Stunden sorgfältig berechnete und verzeichnete, welche Kaiser Franz gelebt, mit ihr verheiratet gewesen war [231]). Nicht nur die Dauer, sondern Alles, was er während seines Lebens gethan, gewollt, gesagt, trachtete sie neuerdings zu durchdenken und wie von selbst erschien es ihr allmälig in immer verklärterem Lichte. Daß der verstorbene Kaiser ein edler und wohlwollender Mensch, daß er ein liebender Gatte, ein ausgezeichneter Vater gewesen, darin waren mit Maria Theresia Alle einig, die ihn gekannt, die mit ihm gelebt hatten. Maria Theresia aber sah nach seinem Tode sogar einen großen

Monarchen in ihm, wofür sie ihn doch selbst, so lange er lebte, niemals gehalten hat.

Die erschütterndsten Klagen, in denen Maria Theresia über den Tod ihres Gemals sich erging, sind wohl in den Briefen enthalten, welche sie nicht nur in der ersten Zeit, nachdem jenes Unglück sie getroffen, sondern auch noch lang nachher an eine Augenzeugin desselben, an die Gräfin Sophie von Enzenberg richtete.

Zu der Zeit, als Maria Theresia mit der kaiserlichen Familie nach Innsbruck kam, stand Cassian Ignaz Graf Enzenberg an der Spitze der Landesregierung von Tirol. Seine Gemalin war Sophie, geborne Gräfin Schak von Schakenburg, welche in ihrer Jugend als Hofdame im Dienste des Hauses Lothringen sich befand und bei der Vermälung des Großherzogs Franz mit Maria Theresia in eine gleiche Stellung an dem Hofstaate der damaligen Großherzogin von Toscana übertrat. Die Letztere war ihr von allem Anfang an gewogen und blieb ihr auch später immer gleich wohlwollend gesinnt. Noch heute besitzt die Familie Enzenberg ein Heiligenbildchen, wie Maria Theresia deren an Personen, denen sie geneigt war, gern zu verschenken pflegte. Auf die Rückseite schrieb die Kaiserin zuerst die Jahreszahl und ihren Wahlspruch: „1746. Justitia et clementia“. Dann fügte sie die Worte hinzu: „mein liebe schack! in ansehung dieses bildls erinnere „dich meiner in deiner andacht und Seye versichert das allezeit ver- „bleibe dein gnädigste Frau

Maria Theresia.“

Als die Gräfin Schak nach ihrer Verheiratung mit Enzenberg den Hof verließ und sich mit ihrem Gemal nach Tirol begab, gerieth der Verkehr der Kaiserin mit ihr ins Stocken, aber ganz versiegte er doch nicht. So ladet sie Maria Theresia einmal für den Monat Mai nach Laxenburg ein, nicht aber nach Schönbrunn, weil sie dort nicht genug Platz habe, um sie beherbergen zu können. „Wenn Sie“, fügt Maria Theresia hinzu, von dem Sohne der Gräfin Enzenberg, einem erst in die Lernjahre tretenden Knaben sprechend, „den schönen „Frantzel mitbringen wollen, wird es mir Freude machen und ich biete

„Ihnen einen Platz für ihn im Theresianum oder in einer anderen „Akademie an, welche Sie wollen“[232]). Sie gibt ihr den Auftrag, Tiroler Handschuhe zu senden, und schließt mit den humoristischen Worten: „Viermal von Neuem beginnend, sechs Kinder und den Kaiser im „Zimmer, habe ich schreiben müssen; man merkt es dem Briefe an“[233]). Und als die Gräfin die Handschuhe sendet und ihre bevorstehende Ankunft meldet, da antwortet ihr Maria Theresia: „Ich mache mir „ein wahres Vergnügen daraus, Sie zu sehen; selbst ohne den schönen „Frantzl. Es wird von Ihnen abhängen, wann und wie Sie ihn „mir sehen lassen und anvertrauen wollen. Ich werde für ihn Sorge „tragen, als ob er mein Sohn wäre, aber ich begreife wohl, was „dieß Ihr mütterliches und zärtliches Herz kosten muß, und daß einige „Jahre später ihm nicht Schaden bringen können. Ich billige daher „vollständig, daß Sie ihn noch bei sich behalten“[234]).

Wie sehr die Gräfin Enzenberg des Wohlwollens und des Vertrauens der Kaiserin sich erfreute, geht noch überzeugender aus den Worten hervor, welche Maria Theresia ihr schrieb, als sie den Plan scheitern sah, ihren Sohn Joseph mit seiner Schwägerin Louise von Parma zu vermälen. „Wir haben keine Hoffnung“, so lauten sie, „auf ein Gelingen unserer Absicht hinsichtlich der Prinzessin von Parma; „das nimmt den Meistbetheiligten noch mehr gegen die Ehe überhaupt „ein, aber insbesondere gegen die beiden Deutschen, welche ich vorzugs„weise wünschte. Ich bin unglücklich in Allem, aber ich liebe Sie und „Ihren Gemal als meine guten Freunde“[235]).

Von dem Augenblicke angefangen, in welchem Maria Theresia zu der Reise nach Innsbruck sich entschloß, wurde ihr schriftlicher Verkehr mit der Gräfin Enzenberg lebhafter als je, denn aufs reichlichste hatte sie dieselbe mit Aufträgen für den dortigen Aufenthalt zu bedenken. Am häufigsten bezogen sie sich auf die Beschaffung von Wohnungen für die Mitglieder der kaiserlichen Familie, für besonders zu beachtende Gäste, wie den Herzog von Chablais oder die Prinzen Albert und Clemens von Sachsen, für Kaunitz, Blümegen und Binder; für die Hofdamen, die Kammerherren, endlich die Diener und Dienerinnen. Die Vorstellung der Damen, die Kleidung für sie und die

Herren, die zu veranstaltenden Festlichkeiten werden ebenfalls weitläufig besprochen. „Ich höre", schreibt einmal die Kaiserin, „daß Ihr die „Triumphpforte aus Stein zu errichten gedenkt; das wäre sehr klug, „denn es würde zum ewigen Gedächtnisse dienen. Ich werde Ihnen „einen Entwurf schicken, wie ich mir sie vorstelle, denn ich habe eine „zu Waizen gesehen, die sehr gelungen war; sehr einfach, Alles in „römischem Styl; nur muß sie recht hoch gemacht werden. An drei „Tagen könnte man sie erleuchten, bei unserer Ankunft und derjenigen „der Infantin, dann am Hochzeitstage selbst" [236]).

„Ich möchte dem Lande Tirol eine Gnade erweisen und vor „Allem der Stadt Innsbruck", schreibt die Kaiserin ein andermal, „Ihr Gatte soll daran denken. Der Bürgerschaft will ich ein Frei- „schießen geben, an welchem meine Familie theilnimmt" [237]).

Noch mehrmals kommt Maria Theresia auf diesen Gegenstand zurück. „Ich wünschte, daß der Preis der Lebensmittel sich bei unserer „Ankunft nicht steigere, und ich möchte der Stadt, den Bürgern und „Anderen kleine Gunstbezeigungen erweisen, auf daß der Aufenthalt „ihrer Herrschaft ihnen in angenehmer Erinnerung bleibe. Ihr Gatte „soll außerdem alle noch zu schlichtenden Angelegenheiten zusammen- „stellen. Da ich mit den Chefs der Behörden anwesend sein werde, „so wünsche ich daß mein Aufenthalt in diesem Lande die Begleichung „vieler noch unerledigt gebliebener Dinge herbeiführe" [238]).

Es liegt ein sprechender Beweis vor, daß beide, der Graf und die Gräfin von Enzenberg, das Vertrauen der Kaiserin glänzend rechtfertigten und sich ihre vollste Zufriedenheit erwarben. Am 31. Juli um fünf Uhr früh richtete Maria Theresia das folgende Billet an die Gräfin:

„Meine liebe Freundin! Ich will eine der ersten sein, Ihnen „meinen Glückwunsch darzubringen zu dem Namensfeste Ihres Gatten. „Aus vollem Herzen thue ich das, denn ich kenne so gut wie Sie seine „Verdienste. Durch Sie will ich ihm meine ganze Erkenntlichkeit be- „zeigen, denn ohne Sie hätte ich ihm niemals all die Gerechtigkeit

„widerfahren lassen können, die er verdient. Ihre Anhänglichkeit und „seine Geduld haben über Alles gesiegt und die Wahrheit zur Geltung „gebracht; es ist das keine kleine Unternehmung und ich werde Ihnen „mein ganzes Leben hindurch dankbar dafür sein. Empfangen Sie „also die Versicherungen meiner Erkenntlichkeit und Freundschaft. Ich „erinnere Sie an alles das, was wir gestern Abends zusammen ge„sprochen und ich umarme Sie."

„Guten Tag; fünf Uhr Morgens" [239]).

Dabei ließ es jedoch Maria Theresia noch keineswegs bewenden. Um dem Grafen und der Gräfin Enzenberg einen thatsächlichen Beweis ihrer persönlichen Huld und ihrer Dankbarkeit für die von ihnen geleisteten Dienste zu geben, erließ sie am 10. August 1765 an den Ersteren ein Handbillet, durch welches sie seinem Sohne, ohne Zweifel dem „schönen Franzel", als ihrem und des Kaisers Pathenkinde, die Verleihung eines in Tirol in Erledigung kommenden, etwa des fürstlich Lamberg'schen Lehens zusagt. Ueberdieß verleiht sie ihm noch ein Jahrgeld von tausend Gulden auf Lebensdauer, und endlich eine Pension von fünfhundert Gulden, bis ihm eine besoldete Staatsanstellung zu Theil würde [240]).

Nachdem diejenigen, welche Maria Theresia am nächsten standen im Leben, wie ihre Söhne und Töchter, wie Kaunitz, Daun, Blümegen und Andere zu jener Zeit in ihrer unmittelbaren Umgebung sich befanden, so ist es gleichsam in der Natur der Sache gelegen, daß sie nach ihrer Rückkehr nach Wien über den Verlust, den sie in Innsbruck erlitten, nicht leicht gegen irgend Jemand rückhaltloser als gegen die Gräfin Enzenberg in schriftlichen Herzensergießungen sich erging. Die Stiftungen, die sie in Innsbruck errichtete, um das Andenken des verstorbenen Kaisers zu ehren, die Umwandlung des Sterbezimmers in eine Capelle und ähnliche Angelegenheiten boten zu solchen Briefen gar reichlichen Anlaß. Und endlich empfand Maria Theresia trotz des tiefen Herzleides, das sie daselbst erfahren, eine so unbezähmbare Sehnsucht nach Innsbruck, daß es ihr schon zu einer Art Trost gereichte, dorthin nur überhaupt schreiben zu können. Wer nur immer nach Innsbruck abreiste, wurde zum Gegenstande ihres Neides [241]), und

am 12. Februar 1766, dem ersten Jahrestage ihrer Heirat seit dem Tode ihres Gemals und dem dreißigsten ihrer Vermälung, schrieb die Kaiserin ihrer Freundin und Vertrauten folgende Zeilen:

„Noch vor einem Jahre war dieß der glücklichste Tag meines „Lebens; er ist es noch heute, denn dieses Glück ist tief eingeprägt in „mein unseliges Herz und wird nur mit mir selbst endigen; jetzt aber „ist es mit dem bittersten Schmerze vermengt. Einen großen Trost „habe ich heute bei der Einäscherung*) gefunden; das ist mein Theil, „den ich mit vieler Bereitwilligkeit umfasse. Ich habe diesen glück„lichen Tag mit mir allein zugebracht, eingeschlossen in mein Cabinet, „umgeben von den Bildnissen unseres geliebten und großen Gebieters. „Wie glücklich ist man noch, sich einer gerechtfertigten Liebe hingeben „zu können! Alle die Stunden hindurch habe ich mit meinem ent„schwundenen Glücke mich beschäftigt, nicht ohne bittere Reue, in der „Zeit da ich ihn besaß, nicht genug davon Gebrauch gemacht zu „haben. Der Zeitraum von dreißig Jahren, der heute zu Ende geht, „scheint mir kaum ein solcher von zehn zu sein, und die fünf Monate „seit unserem gemeinsamen Unglück dünken mich zwanzig Jahre. Um „den heutigen Tag zu feiern, lasse ich meine Garderobe vertheilen. „Was mir übrig bleibt und ich mit Ungeduld erwarte, das ist meine „Bahre und mein Sterbekleid; es wird mich mit dem einzigen Gegen„stande der Liebe vereinigen, den mein Herz in dieser Welt gekannt „hat und welcher der Gegenstand und der Zielpunkt all meiner Hand„lungen, all meiner Zärtlichkeit war; urtheilen Sie selbst über die „Leere, in der ich mich befinde. Es scheint mir als ob der liebe Gott „sich meiner Seele erbarmen wollte, welche der Einsamkeit bedarf, um „Buße zu thun und ihr ewiges Heil zu besorgen. Mehr als jemals „denke ich an mein geliebtes Innsbruck zurück; es scheint mir, als ob „ich nur dort die Ruhe wiederzufinden vermöchte, wo ich sie verlor"[242]).

Noch hatte Maria Theresia diese Stadt nicht verlassen, als sie eine Pflicht erfüllte, die sie stets als eine gebieterische ansah. Sie bestand darin, jedem ihrer Kinder, welches sich auf lange Zeit, ja

*) Im Jahre 1766 fiel der Aschermittwoch auf den 12. Februar.

vielleicht auf Lebensdauer von ihr trennte, eine Instruction zu ertheilen, die ihm als unverrückbare Richtschnur dienen sollte auf dem neuen Lebenswege, der sich ihm aufthat. Die Art und Weise, in der die Kaiserin jetzt ihrem Sohne Leopold gegenüber, der auf dem Punkte stand, sich mit seiner jungen Gemalin nach Florenz zu begeben, dieser Aufgabe sich entledigte, trägt fast in zu scharf hervortretendem Maße das Gepräge der schmerzvollen Stimmung an sich, in welcher zu jener Zeit Maria Theresia sich befand.

Gewiß ist der Trost, welchen fromme Seelen in allen Lagen des Lebens und insbesondere bei so niederschmetternden Schlägen des Schicksals, wie Maria Theresia von einem solchen betroffen worden, in der Religion und durch sie auch in Andachtsübungen finden, nicht gering anzuschlagen, und er gereicht ihnen ohne Zweifel zum Glücke. Aber je eifriger man sich bemüht, diesen Trost zu finden, um so näher wird die Gefahr gerückt, daß allmälig die Form an die Stelle des Wesens tritt, oder daß sie das letztere doch immer mehr und mehr überwuchert. So schwer es auch sein mag, hier mit sicherer Hand die Grenzlinie zu ziehen, so bedauerlich ist es doch, wenn kein Zweifel mehr obwalten kann, daß sie wirklich überschritten wurde. War für Maria Theresia diese Gefahr schon durch lange Zeit vorhanden, so wurde sie nach dem Tode, ja vielleicht gerade durch den Tod des Kaisers Franz zu einer vollendeten Thatsache. Die Instruction, die sie in jenen Tagen für Leopold, welcher durch seines Vaters Hinscheiden Großherzog von Toscana geworden war, zu Papier brachte, liefert dafür einen unwiderleglichen Beweis. Noch unter dem Eindrucke des so eben erlebten Ereignisses stehend, spricht die Kaiserin darin von nichts als von den Andachtsübungen, welche sie ihrem Sohne vorschreibt, und von den medizinischen Vorsichtsmaßregeln, die sie zur Wiederherstellung seiner arg erschütterten Gesundheit für nothwendig ansieht.

Was die ersteren, die Andachtsübungen betrifft, so befiehlt Maria Theresia ihrem Sohne, täglich seinem Morgengebete eine geistliche Lecture hinzuzufügen und Nachmittags den Rosenkranz zu beten. An Sonn- und Feiertagen soll er mit seinem ganzen Hofstaate dem

Hochamte und einer in deutscher Sprache abzuhaltenden Predigt beiwohnen. Wenigstens alle vierzehn, ja wo möglich alle acht Tage hat er zur Beichte zu gehen und mindestens alle Monate das heilige Abendmal zu empfangen. Erkrankt er, so soll der Beichtvater täglich zwei Mal sich einfinden, des Morgens die Gebete verrichten und die geistliche Lecture abhalten, des Nachmittags aber den Rosenkranz beten. Auch möge der Großherzog, ohne sich zuvor mit seinem Beichtvater berathen zu haben, weder wissenschaftliche Bücher noch solche unterhaltenden Inhaltes lesen [243]).

Aber nicht auf ihren Sohn allein beschränkte Maria Theresia ihre Vorschriften, auf seine Umgebung, seine Beamten, ja auf das ganze Land Toscana dehnte sie dieselben aus. Sie befahl ihm die Einführung all der Gebräuche, welche in kirchlicher Beziehung in Wien beobachtet wurden. In der Charwoche sollte das Abendmal öffentlich genossen und Jeder namhaft gemacht werden, der sich der Erfüllung dieser religiösen Verpflichtung etwa entziehe. Die Vorsteher der Hofämter, der Behörden und die Commandanten der Truppenabtheilungen hätten in dieser Beziehung ihre Untergebenen streng zu überwachen und daher zu Ostern die gewöhnlichen Beichtzettel einzufordern.

Endlich wurde der Großherzog beauftragt, die Einrichtung zu treffen, daß entweder vor Weihnacht oder in den letzten Tagen des Jahres in ganz Toscana geistliche Uebungen abgehalten würden, wie solches in Wien schon seit langer Zeit der Fall sei. Der Großherzog mit seinem ganzen Hofe möge denselben beiwohnen; es seien ja nicht mehr als sechs Stunden darauf zu verwenden. Er selbst solle diese Tage in Zurückgezogenheit verbringen, jedoch ohne dadurch eine Stockung in den Geschäften eintreten zu lassen [244]).

Umständlicher noch sind die Vorschriften, welche Maria Theresia ihrem Sohne in sanitärer Beziehung ertheilt; auch hierin will sie die Einrichtungen ihres eigenen Hofes gewissenhaft nachgeahmt wissen. Seit van Swieten in Wien sei, gebe es kein Aergerniß, keine Entzweiung, keine Intriguen mehr am Hofe. Er sei der oberste Chef

aller Aerzte, aller Chirurgen, Apotheker, Hebammen und Ammen, kurz aller Personen, welche mit der Gesundheitspflege der Mitglieder der kaiserlichen Familie irgend etwas zu thun hätten; nur unter dieser Bedingung könne ein geeigneter und verläßlicher Mann eine solche Verantwortung übernehmen. Dem Großherzog hätten sich nach seiner eignen Wahl die besten und geschicktesten Aerzte, Lagusius und Kropf zur Verfügung gestellt, aus Liebe zu ihm ihr Vaterland, ihre ruhige, angenehme und selbst gewinnbringende Stellung verlassen. Er müsse ihnen eine solche in Toscana neuerdings schaffen und ihnen volles Vertrauen zeigen, sonst würden sie sich von ihm trennen und wieder nach Wien zurückkehren wollen.

Insbesondere ist es dieser letztere Punkt, auf welchen die Kaiserin wiederholt zurückkommt. Vertrauen, unbeschränktes Vertrauen, so predigt sie ihrem Sohne, möge er seinem Leibarzte zeigen; zehn oder zwölf Aerzte würden ihn gewiß weniger rasch als ein einziger heilen. „Keine Consultation mit Anderen“, sagt sie ihm, „wenn nicht Dein „Leibarzt selbst sie verlangt. Nicht die kleinste Unregelmäßigkeit in „Deiner Gesundheit sollst Du ihm verbergen, denn Anfangs vermag „man oft mit geringen Mitteln zu heilen, was man später nur mit „großer Mühe wieder gut machen kann. Dein gegenwärtiger Zustand „wird Dich davon überzeugen. Hättest Du in Laxenburg das Un„wohlsein einbekannt, das Du damals schon fühltest, so würdest Du „nicht in Deine jetzige Krankheit verfallen sein, welche die Hochzeits„freuden in Thränen verwandelte und für lange Zeit Spuren zurück„lassen wird.“

Aber nicht nur Vertrauen zu seinem Arzte möge der Großherzog hegen und zeigen, sondern sich auch seinen Anordnungen blindlings und in Geduld unterwerfen. „Das französische Wort Patient“, so sagt Maria Theresia, „drückt sehr gut die Lage eines Kranken aus, „dem nichts Anderes obliegt, als die Rathschläge des Arztes zu be„folgen und sich dabei zu beruhigen. Hat man dadurch alles das„jenige gethan, was menschliche Vorsicht an die Hand gibt, dann soll „man sich in Geduld den Verfügungen Gottes unterwerfen.“

Bei Annäherung einer ernsten Krankheit und dem Eintreten der geringsten Gefahr solle der Großherzog es nicht versäumen, allsogleich die heiligen Sacramente, und zwar öffentlich zu empfangen. „Du „schuldest", schreibt ihm die Kaiserin, „dieses Beispiel Deinem Volke „und Dir selbst; man stirbt darum nicht früher. Vernachlässige auch „die letzte Oelung nicht; nur Schwächlinge sind es, die sich darob „entsetzen. Derjenige, der seine Religion kennt und als guter Christ „lebt, trägt ein Verlangen nach diesen heiligen Ceremonien und setzt „sein Vertrauen in dieselben. Denn sie sind weit mehr eingesetzt zur „Wiederherstellung der Gesundheit als zur Beschleunigung des „Todes"[215]).

Am 30. August verließ Leopold Innsbruck, um sich mit seiner Gemalin nach Florenz zu begeben; seiner Kränklichkeit wegen sollte er nur kurze Tagereisen zurücklegen. Zwei Tage vor seiner Abreise, am 28. August richtete Maria Theresia an Kaunitz die folgenden Zeilen:

„Ich hatte heute Morgens nicht die Kraft, Sie zu sprechen; „mein Herz ist noch zu gedrückt, als daß meine Worte seinen Gefühlen „Ausdruck zu geben vermöchten. Ich bin Ihnen ungemein verpflichtet „für alle die Dienste und Rathschläge, welche Sie mir bei Lebzeiten „unseres unvergleichlichen Herrn und Meisters gegeben; ich habe mich „immer wohl dabei befunden und habe sie tief eingeprägt in mein „Herz. Mit dem gleichen Vertrauen will ich dem Rathe nachkommen, „den Sie mir für meine betrübte Zukunft geben werden. Ihm zufolge „lasse ich mich nach Wien schleppen, einzig und allein um für neun „Waisen Sorge zu tragen, welche um so mehr zu beklagen sind, als „ihre Geburt und die Art, in der sie bisher gelebt haben, ihr Schicksal „immer trauriger und beweinenswerther gestalten wird. Ihr guter „Vater vergötterte sie und wußte ihnen niemals etwas zu versagen. „Ich aber kann in der gleichen Weise nicht fortfahren. Gott weiß „wie lang mein elendes Leben noch dauern wird. Ich bin äußerst be- „kümmert um ihr Schicksal, und diesen Winter soll es sich entscheiden. „Ich zähle auf Sie und werde nichts ohne Ihren Rath thun. Jeder „Tag macht mich zittern für ihr Geschick und ich werde Ihnen eben so „gern die Versorgung meiner Familie wie unser Staatssystem verdanken."

aller Aerzte, aller Chirurgen, Apotheker, Hebammen und Ammen, kurz aller Personen, welche mit der Gesundheitspflege der Mitglieder der kaiserlichen Familie irgend etwas zu thun hätten; nur unter dieser Bedingung könne ein geeigneter und verläßlicher Mann eine solche Verantwortung übernehmen. Dem Großherzog hätten sich nach seiner eignen Wahl die besten und geschicktesten Aerzte, Lagusius und Kropf zur Verfügung gestellt, aus Liebe zu ihm ihr Vaterland, ihre ruhige, angenehme und selbst gewinnbringende Stellung verlassen. Er müsse ihnen eine solche in Toscana neuerdings schaffen und ihnen volles Vertrauen zeigen, sonst würden sie sich von ihm trennen und wieder nach Wien zurückkehren wollen.

Insbesondere ist es dieser letztere Punkt, auf welchen die Kaiserin wiederholt zurückkommt. Vertrauen, unbeschränktes Vertrauen, so predigt sie ihrem Sohne, möge er seinem Leibarzte zeigen; zehn oder zwölf Aerzte würden ihn gewiß weniger rasch als ein einziger heilen. „Keine Consultation mit Anderen", sagt sie ihm, „wenn nicht Dein „Leibarzt selbst sie verlangt. Nicht die kleinste Unregelmäßigkeit in „Deiner Gesundheit sollst Du ihm verbergen, denn Anfangs vermag „man oft mit geringen Mitteln zu heilen, was man später nur mit „großer Mühe wieder gut machen kann. Dein gegenwärtiger Zustand „wird Dich davon überzeugen. Hättest Du in Laxenburg das Un- „wohlsein einbekannt, das Du damals schon fühltest, so würdest Du „nicht in Deine jetzige Krankheit verfallen sein, welche die Hochzeits- „freuden in Thränen verwandelte und für lange Zeit Spuren zurück- „lassen wird."

Aber nicht nur Vertrauen zu seinem Arzte möge der Großherzog hegen und zeigen, sondern sich auch seinen Anordnungen blindlings und in Geduld unterwerfen. „Das französische Wort Patient", so sagt Maria Theresia, „drückt sehr gut die Lage eines Kranken aus, „dem nichts Anderes obliegt, als die Rathschläge des Arztes zu be- „folgen und sich dabei zu beruhigen. Hat man dadurch alles das- „jenige gethan, was menschliche Vorsicht an die Hand gibt, dann soll „man sich in Geduld den Verfügungen Gottes unterwerfen."

Bei Annäherung einer ernsten Krankheit und dem Eintreten der geringsten Gefahr solle der Großherzog es nicht versäumen, allsogleich die heiligen Sacramente, und zwar öffentlich zu empfangen. „Du „schuldest", schreibt ihm die Kaiserin, „dieses Beispiel Deinem Volke „und Dir selbst; man stirbt darum nicht früher. Vernachlässige auch „die letzte Oelung nicht; nur Schwächlinge sind es, die sich darob „entsetzen. Derjenige, der seine Religion kennt und als guter Christ „lebt, trägt ein Verlangen nach diesen heiligen Ceremonien und setzt „sein Vertrauen in dieselben. Denn sie sind weit mehr eingesetzt zur „Wiederherstellung der Gesundheit als zur Beschleunigung des „Todes"[215]).

Am 30. August verließ Leopold Innsbruck, um sich mit seiner Gemalin nach Florenz zu begeben; seiner Kränklichkeit wegen sollte er nur kurze Tagereisen zurücklegen. Zwei Tage vor seiner Abreise, am 28. August richtete Maria Theresia an Kaunitz die folgenden Zeilen:

„Ich hatte heute Morgens nicht die Kraft, Sie zu sprechen; „mein Herz ist noch zu gedrückt, als daß meine Worte seinen Gefühlen „Ausdruck zu geben vermöchten. Ich bin Ihnen ungemein verpflichtet „für alle die Dienste und Rathschläge, welche Sie mir bei Lebzeiten „unseres unvergleichlichen Herrn und Meisters gegeben; ich habe mich „immer wohl dabei befunden und habe sie tief eingeprägt in mein „Herz. Mit dem gleichen Vertrauen will ich dem Rathe nachkommen, „den Sie mir für meine betrübte Zukunft geben werden. Ihm zufolge „lasse ich mich nach Wien schleppen, einzig und allein um für neun „Waisen Sorge zu tragen, welche um so mehr zu beklagen sind, als „ihre Geburt und die Art, in der sie bisher gelebt haben, ihr Schicksal „immer trauriger und beweinenswerther gestalten wird. Ihr guter „Vater vergötterte sie und wußte ihnen niemals etwas zu versagen. „Ich aber kann in der gleichen Weise nicht fortfahren. Gott weiß „wie lang mein elendes Leben noch dauern wird. Ich bin äußerst be„kümmert um ihr Schicksal, und diesen Winter soll es sich entscheiden. „Ich zähle auf Sie und werde nichts ohne Ihren Rath thun. Jeder „Tag macht mich zittern für ihr Geschick und ich werde Ihnen eben so „gern die Versorgung meiner Familie wie unser Staatssystem verdanken."

„Was Sie mir über die Mitregentschaft gesagt haben, tröstet „mich unendlich, und ich rechne darauf, daß Sie für diesen Zweck „thätig sein werden. Verlassen Sie meinen Sohn nicht; ich sehe, daß „er geschmeichelt und zufrieden ist, wenn er mit Ihnen spricht, aber „er ist auch gewöhnt und liebt es, daß man ihn aufsucht. Vernach„lässigen Sie eher mich; ich würde Ihnen dankbar dafür sein, denn „niemals könnte der geringste Zweifel an Ihrer Anhänglichkeit an mich „in mir aufsteigen."

„Leopolds Einsetzung in Toscana ist gleichfalls Ihr Werk. Kurz „vor seiner Abreise fühle ich tief das Bittere derselben, aber ich bin „Ihnen darum doch nicht weniger erkenntlich" 246).

An dem Tage, an welchem Maria Theresia diese Zeilen schrieb, traf der Leichnam des Kaisers, den man am 22. August in Hall bei Innsbruck zu Schiff gebracht hatte, in Wien ein, wo am 31. das feierliche Leichenbegängniß stattfand. Am 1. September gingen Maria Theresia, Joseph und die beiden Erzherzoginnen in Hall gleichfalls zu Schiff. Am 6. September kamen sie nach glücklich zurückgelegter Fahrt nach Wien. Jeder Empfang war untersagt, die Kaiserin sah nur die Mitglieder ihrer Familie und verschloß sich in ihre Zimmer. Als am folgenden Tage einer ihrer Getreuen, der Fürst Khevenhüller Zutritt bei ihr erhielt, brach sie in Thränen und Wehklagen aus; mit allen Geschäften wies sie ihn an Joseph, denn sie selbst wolle sich, so erklärte sie wiederholt, vor der Welt nicht mehr sehen lassen 247). Und fünf Tage später, am 12. September, schrieb sie an ihre Freundin Enzenberg: „Ich kann Ihnen nicht aussprechen, um wie viel unglück„licher ich mich hier fühle als bei Ihnen. Der hiesige Aufenthalt „scheint mir unerträglich und von Tag zu Tag steigert sich mein „Schmerz" 248).

## Sechstes Capitel.

### Joseph als Mitregent.

---

Wie aus dem Briefe deutlich hervorgeht, den Maria Theresia noch in Innsbruck an Kaunitz schrieb, lagen ihr nach dem Tode ihres Gemals zwei Dinge besonders am Herzen: die Versorgung ihrer Familie und die Erklärung ihres ältesten Sohnes, des nunmehrigen Kaisers Joseph zum Mitregenten. Um den ersteren Wunsch zu erfüllen, bedurfte es selbstverständlich reiflicher Erwägung und langjähriger Verhandlungen. Um so rascher vermochte man hinsichtlich des zweiten Punktes zum Ziele zu gelangen, wenn man nur ungescheut und energisch auf dasselbe losschritt. Darum bestand auch die erste und vor der Hand einzige Regierungshandlung, welche die Kaiserin unmittelbar nach ihrer Rückkehr nach Wien vornahm, in der Ernennung Josephs zum Großmeister des Maria Theresien- und des Stephans-Ordens so wie zu ihrem Mitregenten. Allsogleich wurde ihm in dieser letzteren Eigenschaft von den Chefs der Behörden der Eid der Treue geleistet. Und nirgends, auch in Ungarn nicht, kam es irgend Jemand in den Sinn, dagegen Einsprache zu erheben, wie solches vor fast einem Vierteljahrhundert wider Franz von Lothringen geschehen war. Bemerkenswerth ist es dabei, daß Maria Theresia in die öffentliche Verlautbarung dieser Maßregel die Versicherung aufnehmen ließ, daß es ihr fern liege, durch dieselbe von der ihr zustehenden „Beherrschung „der für allezeit untrennbaren Oesterreichischen Staaten etwas zu „vergeben".

Mit einem Eifer, der mit seiner bisherigen, von ihm selbst eingestandenen Unthätigkeit in dem merkwürdigsten Gegensatze sich befand, widmete sich Joseph nun der pünktlichsten Erfüllung der mit seiner neuen Stellung verbundenen Pflichten. „Ich bin", so schrieb er bald nach seiner Ankunft in Wien seinem Bruder Leopold, „mit Geschäften „und Audienzen überhäuft. Um halb sieben Uhr stehe ich auf, gehe „zur Messe und um acht Uhr setze ich mich an den Schreibtisch und „expedire mit meinem neuen Secretär Röder die Reichssachen. Ich „bin mit ihm sehr zufrieden und er ist ein Mann wie ich ihn brauche, „denn er sagt mir gerade heraus die Wahrheit und nennt jedes Ding „bei seinem Namen. Gegen zehn Uhr kommen die Cassiere Simon „und Dittelbach; Posch hat unbeschränkten Zutritt und kann sich melden „lassen wann er will. Hierauf kommen die Minister oder andere „Herren. Gegen halb ein Uhr trage ich meinen Morgenrapport zur „Kaiserin; um ein Uhr, in dem Augenblicke, in welchem man zu Tisch „gehen will, erscheint nach seiner löblichen Gewohnheit Fürst Kaunitz. „Wir pflegen ein kurzes Gespräch, manchmal von anderthalb Stunden, „dann gehen wir zum Speisen. Den Löffel aus dem Munde, gehe „ich jeden Nachmittag, um in den Papieren Weiland Seiner Majestät „zu suchen und zu kramen; alle Schriften trage ich mit mir fort. „Ich habe diese traurige Runde schon hier und in Schönbrunn ge„macht; gestern war ich in seinem Hause in der Stadt, wo ich die „Siegel an den Zimmern, nicht aber an den Cassen wegnehmen ließ. „Die letzteren müssen versiegelt bleiben, bis die ganze Angelegenheit „vollständig entschieden sein wird. Ganz unglaublich ist die Menge „der Dinge, die ich finde" [249]).

Die sorgfältigste Bemühung Josephs war selbstverständlich darauf gerichtet, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob sein Vater letztwillige Anordnungen getroffen habe. Die Größe des hinterlassenen Vermögens, welches man an liegenden Gütern, an Staatspapieren, barem Gelde, an Edelsteinen und sonstigen Kostbarkeiten auf zwanzig bis dreißig Millionen veranschlagen zu sollen glaubte, die bewunderungswürdige Pünktlichkeit und Genauigkeit, welche der verstorbene Kaiser in allen Dingen und insbesondere in Geldsachen bethätigt hatte, die

Liebe zu seinen Angehörigen endlich, zu seinen Vertrauten und Dienern, alles das ließ mit voller Bestimmtheit darauf schließen, daß er nicht ohne testamentarische Verfügungen aus der Welt gegangen sein werde. Gleichwohl erhoben sich wieder Zweifel dagegen, und mehrere Personen, welche von dem Geschehenen leicht hätten unterrichtet sein können, behaupteten daß der Kaiser zwar diese Absicht gehegt, sie aber niemals wirklich ausgeführt habe [250]). Andere dagegen versicherten, schon vor Jahren habe er sein Testament zu Papier gebracht und es an einem Niemand näher bekannten Orte verwahrt. Und so war es denn auch wirklich; nach langem Suchen fand Joseph in einem alten Schranke, der meist in einem äußeren Zimmer gestanden und so lange Zeit nicht geöffnet worden war, daß das völlig verrostete Schloß erst aufgebrochen werden mußte, eine große rothlederne, gleichfalls versperrte Brieftasche. In ihr lag das schon vom 28. Jänner 1751 datirte, ganz eigenhändig niedergeschriebene Testament sammt zwei in gleicher Weise aufgezeichneten Codicillen. Das erste derselben, ebenfalls vom 28. Jänner 1751, enthielt Legate zu Gunsten der beiden Töchter der Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs, der Gräfinnen Losy und Daun. Das zweite Codicill, vom 14. December 1752 datirt, bestand eigentlich in nichts Anderem als in einer sehr weitläufigen Instruction, in welcher der Kaiser seinen Söhnen und Töchtern gute Lehren und heilsame Ermahnungen für die Zukunft ertheilte [251]).

Die Hauptbestimmung des Testamentes, in welchem sehr beträchtliche Summen zu Gunsten der Freunde und Diener des verstorbenen Kaisers, dann der Armen und der Invaliden, endlich zur Lesung von Seelenmessen ausgeworfen waren, bestand in der Einsetzung seines ältesten Sohnes zum Universalerben [252]). Seine übrigen Kinder stellte Franz in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältniß zu ihrer Mutter, ohne deren Zustimmung und Willen sie über nichts zu verfügen vermochten. Dringend empfahl er die pünktliche Einlösung der Obligationen, die er persönlich in großer Zahl ausgefertigt hatte, um den Staatscredit aufrecht zu erhalten. Die von ihm gesammelten Juwelen, sie mochten aus Lothringen oder aus Toscana stammen oder von ihm selbst erst erworben sein, sollten niemals verkauft oder in anderer

Weise hinweggegeben werden, sondern für alle Zukunft ein Kroneigenthum bleiben. Nachdem endlich sein Universalerbe zugleich sein Nachfolger in Toscana sein würde, dieses Großherzogthum jedoch abgesondert von den übrigen österreichischen Erbländern zu regieren und nicht mit ihnen zu vereinigen sei, so solle auch das Haus in der Wallnerstraße fortwährend zum Sitze der toscanischen Kanzlei gewidmet bleiben.

In dieser und in einigen ähnlichen testamentarischen Bestimmungen zeigte es sich deutlich, wie Kaiser Franz in dem Augenblicke, in welchem er sie niederschrieb, von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß sein ältester Sohn gleichzeitig mit der ihm zugewendeten Universalerbschaft auch die Herrschaft über Toscana antreten werde. Durch Josephs Entsagung auf die Nachfolge in Toscana, durch die Errichtung einer Secundogenitur in diesem Großherzogthume, durch Leopolds dortigen Regierungsantritt waren jedoch diese Verfügungen an und für sich schon hinfällig und unausführbar geworden. Hiedurch allein schon wurde der Anlaß geboten und die Nothwendigkeit herbeigeführt, das Testament des verstorbenen Kaisers einer unparteiischen Prüfung zu unterziehen und das Gutachten rechtskundiger Personen über dessen Gültigkeit zu vernehmen. Sie Alle sprachen darüber bejahend sich aus und mit Genauigkeit bezeichneten sie die einzelnen Artikel des Testamentes, welche gewissenhaft auszuführen seien oder bei denen dieß in Folge der seither eingetretenen Veränderung der Umstände nicht zu geschehen habe.

Bedauerlicher Weise bot der Umstand, daß der verstorbene Kaiser nach der Veränderung der Bestimmungen, welche in Bezug auf die Thronfolge in Toscana getroffen worden waren, nicht auch eine angemessene Umarbeitung seines Testamentes vorgenommen hatte, Anlaß zu einem Streite, welcher freilich nur kurze Zeit zwischen Joseph und Leopold mit einer gewissen Heftigkeit geführt wurde. Joseph hatte den Entschluß gefaßt, die ganze Erbschaft, die ihm nach seinem Vater zugefallen war, ohne irgend eine Ausnahme dem Staate zu widmen[253]). Nun hatte der verstorbene Kaiser seine Einkünfte aus Toscana, sei es ganz oder zum Theile, nicht nach Wien bezogen, sondern im Lande selbst angelegt. Unstreitig bildete diese Summe einen Theil seines

Privatvermögens und somit des an Joseph gefallenen Nachlasses. Der Letztere verlangte ihre Uebertragung von Florenz nach Wien; um aber auch dem Großherzog nicht wehe zu thun, versprach er ihm die vierprocentigen Zinsen von jener Summe auf Lebenszeit zukommen lassen zu wollen[254]).

Leopold befand sich zu jener Zeit erst seit wenig Tagen in Toscana. Er war noch ein unerfahrener Jüngling und verstand so viel wie nichts von den öffentlichen Geschäften. In Bezug auf die letzteren hatte ihn seine Mutter ganz an das bisherige Oberhaupt der Regierungsbehörden in Toscana, den Feldmarschall Marchese Botta gewiesen, während die Leitung seiner persönlichen Angelegenheiten und derjenigen seiner Familie und seines Hofstaates dem Oberstkämmerer Feldmarschall-Lieutenant Grafen Thurn anvertraut war. Dem Letzteren gegenüber hatte Maria Theresia erst vor kurzem im wohlwollendsten Sinne über Botta sich ausgesprochen. „Für die Oekonomie ist er „einzig", hatte die Kaiserin gesagt, „und mit Recht setze ich mein ganzes „Vertrauen in ihn; ich habe gesehen, was er in diesem Zweige in den „Niederlanden und selbst in Toscana vollbracht hat" [255]). Wie ein Donnerschlag traf nun den sparsamen Italiener der Befehl, eine Summe, die auf nicht weniger als zwei Millionen Gulden sich belief, nach Wien abzusenden. Anfangs scheint er in einer Verzögerung sein Heil gesucht zu haben; er mochte darauf hoffen, daß es inzwischen gelingen werde, eine Aenderung in den Entschlüssen des Kaisers herbeizuführen. Aber Niemand war hievon weiter entfernt als Joseph; in noch drängenderer Weise als zuvor verlangte er die entfallenden Summen. „Je länger sie todt in Toscana liegen", schrieb er am 31. October an Leopold, „um so länger werden sie Dir die Inter„essen nicht abwerfen, die ich Dir bestimme. Der Staat aber braucht „nothwendig das Geld, darum muß ich an dessen baldigste Uebersen„dung erinnern."

Einen solchen Befehl mußte man in Florenz entweder blindlings befolgen oder ihm doch mindestens Rede und Antwort stehen. Man wählte das letztere und Leopold suchte auf Botta's Antrieb den Kaiser zu überzeugen, daß der Vortheil Toscana's das Verbleiben jener

Summen im Lande höchst wünschenswerth mache. Der Großherzog bot seinem Bruder die Vermittlung Botta's an, um diese Angelegenheit in einer für beide Theile thunlichst befriedigenden Weise ins Reine zu bringen.

Joseph hielt es für seine Pflicht, sich durch die Vorstellungen Leopolds in dem, was er für Recht hielt, nicht irre machen zu lassen. Er kündigte ihm vielmehr seinen Entschluß als einen unwiderruflichen an. Und niemals möge er, schrieb der Kaiser seinem Bruder, es dulden, daß ein Dritter in ihr freundschaftliches Verhältniß sich menge. Das Anerbieten einer Vermittlung Botta's habe ihn höchst unangenehm berührt. Wer zu einer solchen sich herandränge, werde ihm jederzeit unwillkommen sein [256]).

Aber man gab sich damit in Florenz noch keineswegs geschlagen. Nicht mit Unrecht behauptete der Großherzog, Botta habe nur die ihm obliegende Pflicht eines toscanischen Ministers erfüllt, wenn er die Gründe zur Geltung zu bringen sich bemühte, welche gegen die Absendung einer so ansehnlichen Summe aus Toscana nach Wien in die Wagschale fielen. Mit neuen Vergleichsvorschlägen trat er an seinen Bruder heran. Aber Joseph verwarf sie; ehe er jedoch in diesem Sinne neuerdings nach Florenz schrieb, legte er den Fall seiner Mutter zur Entscheidung vor. Voll Unmuth fügte er hinzu, daß ihm der Brief seines Bruders nach Inhalt und Form gleich verletzend erscheine [257]).

Wie es ihrem Berufe als Frau und als Mutter entsprach, war Maria Theresia eifrigst bemüht, die Kluft sich nicht erweitern zu lassen, die sie mit Schrecken zwischen ihren beiden ältesten Söhnen sich aufthun sah, sondern sie so rasch als möglich wieder zu schließen. Sie trachtete Joseph nachsichtiger zu stimmen und versicherte ihn, daß sie in Leopolds Briefe nichts Beleidigendes zu entdecken vermöge. Joseph aber bewies seiner Mutter so viel ehrfurchtsvolle Nachgiebigkeit, daß er nicht nur seinen Unwillen völlig unterdrückte, sondern der Kaiserin sogar den Entwurf seiner Antwort an Leopold zur Gutheißung vorlegte. Die von ihr gewünschten Veränderungen nahm er an derselben vor; eben so freundschaftlich als überzeugend lautete sie, so daß Leopold nun

das Begehren seines Bruders bedingungslos und bereitwilligst erfüllte. Auf den Brief aber, den Leopold dem Kaiser schrieb, antwortete der Letztere, daß er von dessen Inhalt entzückt gewesen sei. Doch erscheine ihm der Ton desselben allzu unterwürfig; niemals möge Leopold vergessen, daß unter zwei so aufrichtigen Freunden völlige Gleichheit herrschen müsse[258]).

Für alle Betheiligten war übrigens die Sache damit noch keineswegs abgethan. So unverblümt hatte Joseph das hauptsächliche Verschulden nicht seinem Bruder, sondern Botta zugeschrieben, daß der Letztere zu zweifeln begann, ob er auf seine Stellung in Florenz nicht Verzicht leisten solle. Er erklärte sich hiezu bereit, und schon wurde der bisherige österreichische Gesandte in Madrid, Graf Franz Rosenberg zu seinem Nachfolger bestimmt. Aber bald kam man doch von diesem übereilten Schritte wieder zurück. Maria Theresia wünschte lebhaft, daß Botta in seinem bisherigen Amte noch ausharre. Rosenbergs Mission nach Florenz sollte daher nur eine vorübergehende sein. Er hatte sich während der Verhandlungen über die Vermälung Leopolds mit der Infantin von Spanien in so hohem Grade das Vertrauen der Kaiserin erworben, daß sie ihn für den besten Rathgeber, welchen sie ihrem Sohne nur immer zuzusenden vermochte, und für den verläßlichsten Berichterstatter hielt, von dem sie gewiß sein durfte, daß er ihr treue Meldung erstatten werde über seine Wahrnehmungen in Toscana.

Ungleich mehr noch als für Botta zog jenes Ereigniß für einen zweiten am Hofe zu Florenz in hohem Ansehen stehenden Mann verhängnißvolle Wirkungen nach sich. Je sorgfältiger Maria Theresia in Wien sich bemüht hatte, den Unmuth Josephs über dasselbe zu beschwichtigen, um so unverblümter gab sie in Florenz, um dort zu rascher Nachgiebigkeit zu drängen, ihre eigene Unzufriedenheit kund. Am offensten geschah dieß dem Oberstkämmerer Grafen Thurn gegenüber, welcher ja in gewissem Sinne die Stelle eines Mentors bei ihrem Sohne bekleidete. Von dessen frühester Jugend an hatte er Leopolds Erziehung geleitet und sich nicht nur den vollen Beifall des Kaisers und der Kaiserin, sondern auch das unbeschränkte Zutrauen

Summen im Lande höchst wünschenswerth mache. Der Großherzog bot seinem Bruder die Vermittlung Botta's an, um diese Angelegenheit in einer für beide Theile thunlichst befriedigenden Weise ins Reine zu bringen.

Joseph hielt es für seine Pflicht, sich durch die Vorstellungen Leopolds in dem, was er für Recht hielt, nicht irre machen zu lassen. Er kündigte ihm vielmehr seinen Entschluß als einen unwiderruflichen an. Und niemals möge er, schrieb der Kaiser seinem Bruder, es dulden, daß ein Dritter in ihr freundschaftliches Verhältniß sich menge. Das Anerbieten einer Vermittlung Botta's habe ihn höchst unangenehm berührt. Wer zu einer solchen sich herandränge, werde ihm jederzeit unwillkommen sein [256]).

Aber man gab sich damit in Florenz noch keineswegs geschlagen. Nicht mit Unrecht behauptete der Großherzog, Botta habe nur die ihm obliegende Pflicht eines toscanischen Ministers erfüllt, wenn er die Gründe zur Geltung zu bringen sich bemühte, welche gegen die Absendung einer so ansehnlichen Summe aus Toscana nach Wien in die Wagschale fielen. Mit neuen Vergleichsvorschlägen trat er an seinen Bruder heran. Aber Joseph verwarf sie; ehe er jedoch in diesem Sinne neuerdings nach Florenz schrieb, legte er den Fall seiner Mutter zur Entscheidung vor. Voll Unmuth fügte er hinzu, daß ihm der Brief seines Bruders nach Inhalt und Form gleich verletzend erscheine [257]).

Wie es ihrem Berufe als Frau und als Mutter entsprach, war Maria Theresia eifrigst bemüht, die Kluft sich nicht erweitern zu lassen, die sie mit Schrecken zwischen ihren beiden ältesten Söhnen sich aufthun sah, sondern sie so rasch als möglich wieder zu schließen. Sie trachtete Joseph nachsichtiger zu stimmen und versicherte ihn, daß sie in Leopolds Briefe nichts Beleidigendes zu entdecken vermöge. Joseph aber bewies seiner Mutter so viel ehrfurchtsvolle Nachgiebigkeit, daß er nicht nur seinen Unwillen völlig unterdrückte, sondern der Kaiserin sogar den Entwurf seiner Antwort an Leopold zur Gutheißung vorlegte. Die von ihr gewünschten Veränderungen nahm er an derselben vor; eben so freundschaftlich als überzeugend lautete sie, so daß Leopold nun

das Begehren seines Bruders bedingungslos und bereitwilligst erfüllte. Auf den Brief aber, den Leopold dem Kaiser schrieb, antwortete der Letztere, daß er von dessen Inhalt entzückt gewesen sei. Doch erscheine ihm der Ton desselben allzu unterwürfig; niemals möge Leopold vergessen, daß unter zwei so aufrichtigen Freunden völlige Gleichheit herrschen müsse [258]).

Für alle Betheiligten war übrigens die Sache damit noch keineswegs abgethan. So unverblümt hatte Joseph das hauptsächliche Verschulden nicht seinem Bruder, sondern Botta zugeschrieben, daß der Letztere zu zweifeln begann, ob er auf seine Stellung in Florenz nicht Verzicht leisten solle. Er erklärte sich hiezu bereit, und schon wurde der bisherige österreichische Gesandte in Madrid, Graf Franz Rosenberg zu seinem Nachfolger bestimmt. Aber bald kam man doch von diesem übereilten Schritte wieder zurück. Maria Theresia wünschte lebhaft, daß Botta in seinem bisherigen Amte noch ausharre. Rosenbergs Mission nach Florenz sollte daher nur eine vorübergehende sein. Er hatte sich während der Verhandlungen über die Vermälung Leopolds mit der Infantin von Spanien in so hohem Grade das Vertrauen der Kaiserin erworben, daß sie ihn für den besten Rathgeber, welchen sie ihrem Sohne nur immer zuzusenden vermochte, und für den verläßlichsten Berichterstatter hielt, von dem sie gewiß sein durfte, daß er ihr treue Meldung erstatten werde über seine Wahrnehmungen in Toscana.

Ungleich mehr noch als für Botta zog jenes Ereigniß für einen zweiten am Hofe zu Florenz in hohem Ansehen stehenden Mann verhängnißvolle Wirkungen nach sich. Je sorgfältiger Maria Theresia in Wien sich bemüht hatte, den Unmuth Josephs über dasselbe zu beschwichtigen, um so unverblümter gab sie in Florenz, um dort zu rascher Nachgiebigkeit zu drängen, ihre eigene Unzufriedenheit kund. Am offensten geschah dieß dem Oberstkämmerer Grafen Thurn gegenüber, welcher ja in gewissem Sinne die Stelle eines Mentors bei ihrem Sohne bekleidete. Von dessen frühester Jugend an hatte er Leopolds Erziehung geleitet und sich nicht nur den vollen Beifall des Kaisers und der Kaiserin, sondern auch das unbeschränkte Zutrauen

seines Zöglings erworben. Es sei undenkbar, schrieb ihm nun Maria Theresia, daß er um den Inhalt der Briefe nicht gewußt habe, welche von Florenz nach Wien gerichtet worden seien. In jeder Hinsicht müsse derselbe getadelt werden; es herrsche ein hochfahrendes Wesen, ein Ungestüm darin, die nicht übler angebracht sein könnten. Man habe in Florenz vergessen, daß man einzig und allein der Großmuth Josephs Alles verdanke, was man überhaupt besitze. „Testament oder „nicht", schreibt die Kaiserin wörtlich, „niemals hättet Ihr auf ein „anderes Schicksal hoffen dürfen als dasjenige aller jüngeren Söhne „unseres Hauses ist; eine Apanage von vierzigtausend Gulden und „ein lebenslängliches Dienstverhältniß zu dem ältesten Bruder. Ich sage „nicht, daß Ihr nicht einige Ursache hattet, Euch zu beklagen, aber „nicht in dieser Art durfte es geschehen. Ihr mußtet damit beginnen, „Eure Lage wahrheitsgetreu zu schildern und sie ganz der Großmuth „desjenigen anheimzustellen, der überhaupt Euer Glück gemacht hat. „Ihr aber gebt Euch das Ansehen, als wolltet Ihr einen Rechtsstreit „anhängig machen; Ihr ergeht Euch in Spitzfindigkeiten und klagt über „Unrecht; das erregt Anstoß und ich fürchte sehr, daß diese Sache „für lange Zeit Erbitterung und Erkaltung zwischen beiden Brüdern „herbeiführen wird" [259]).

In noch viel schärfere Worte gekleidet und unmittelbarer gegen Thurn gerichtet war der Tadel, welchen die Kaiserin in einem späteren Briefe aussprach [260]). „Ihr habt meine Instructionen nicht befolgt „oder über dieselben nicht nachgedacht, sonst hätte Alles vermieden „werden können. Gern will ich das Geschehene vergessen, wenn nur „in Zukunft Alles besser in Ordnung geht, und letzteres muß der „Fall sein, wenn Ihr überhaupt die Rolle in der Welt spielen wollt, „zu welcher der verstorbene und der gegenwärtige Kaiser Euch bestimmt „haben. All Eure Größe und Euer ganzes Wohl hängt von dem „Chef des Hauses und von der Einigkeit ab, die zwischen Euch bestehen „wird. Der Großherzog, auf sich allein angewiesen, wird bald zu „einem Medici werden, zu einem Privatmann, aber keinem so reichen „wie Jene es waren. Der Luxus, der Hofstaat, die Herkunft meines „Sohnes und seiner Gemalin bilden unübersteigliche Hindernisse für

„sie, sich eines solchen Glückes zu erfreuen; sie sind an eine ganz „andere Lebensweise gewöhnt und es wird ihnen nur die Last ihrer „fürstlichen Geburt bleiben, ohne daß sie das dazu gehörige Ansehen „und die Glücksgüter genießen. Das Uebel ist keineswegs so gering; „man muß ihm vorbeugen und es mit der Wurzel vertilgen. Ich kenne „besser als irgend Jemand meine Kinder. Sie selbst geben mir das „zu. Ich meinte diesen Uebelständen durch meine Instructionen vor„gebeugt zu haben, aber ich habe mich getäuscht. Der Jugend meines „Sohnes will ich es zuschreiben und seinem Selbstgefühle, ein Sou„verän zu sein; darum glaubt er sich auf gleicher Stufe mit den „Königen und von Niemand abhängig als von Gott. Hie und da „vorkommende Schmeicheleien können einen jungen Mann wohl ver„blenden, aber er besitzt eine Mutter, eine Familie, von denen er ab„hängt. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß ich sehr erstaunt war, „seit den vier Monaten Eures Aufenthaltes in Toscana niemals auch „nur das Geringste von Euren Angelegenheiten zu hören; es ist gerade „als ob dieses Land sich in America befände. Nicht als ob man sich „daselbst einzumengen oder dort zu regieren gedächte; aber ich habe „doch geglaubt, daß mein Sohn uns etwa alle Monate über seine „Lage Mittheilung machen würde; über dasjenige was er unternehmen „will und wie er das Land gefunden hat; wir wissen mehr von der „Insel Corsica als von Euch. Die Verbindungen mit dem Römischen „Stuhle, mit Neapel und allen übrigen Höfen, tausend Dinge endlich „würden uns interessirt haben, wenn man nur überhaupt daran hätte „denken wollen. Die innere Neigung sollte dazu anregen, das Nach„sinnen und das eigene Interesse; gerade diese Außerachtlassung ist „es, die mich schmerzt. Kann man nach einer bloß viermonatlichen „Abwesenheit so denken? Nicht an Botta, sondern an meinem Sohne „ist es dieß zu thun; sein Herz sollte ihn dazu treiben, und Sie „waren es, in den ich mein Vertrauen gesetzt hatte, daß er ihn hiezu „veranlassen werde.“

Einmal im Zuge Vorwürfe zu erheben, tadelt die Kaiserin mit noch eindringlicheren Worten den Grafen Thurn, daß er sie ganz ohne Nachrichten lasse über die Gesundheit des Großherzogs und über die

Mit einem Eifer, der mit seiner bisherigen, von ihm selbst eingestandenen Unthätigkeit in dem merkwürdigsten Gegensatze sich befand, widmete sich Joseph nun der pünktlichsten Erfüllung der mit seiner neuen Stellung verbundenen Pflichten. „Ich bin", so schrieb er bald nach seiner Ankunft in Wien seinem Bruder Leopold, „mit Geschäften „und Audienzen überhäuft. Um halb sieben Uhr stehe ich auf, gehe „zur Messe und um acht Uhr setze ich mich an den Schreibtisch und „expedire mit meinem neuen Secretär Röder die Reichssachen. Ich „bin mit ihm sehr zufrieden und er ist ein Mann wie ich ihn brauche, „denn er sagt mir gerade heraus die Wahrheit und nennt jedes Ding „bei seinem Namen. Gegen zehn Uhr kommen die Cassiere Simon „und Dittelbach; Posch hat unbeschränkten Zutritt und kann sich melden „lassen wann er will. Hierauf kommen die Minister oder andere „Herren. Gegen halb ein Uhr trage ich meinen Morgenrapport zur „Kaiserin; um ein Uhr, in dem Augenblicke, in welchem man zu Tisch „gehen will, erscheint nach seiner löblichen Gewohnheit Fürst Kaunitz. „Wir pflegen ein kurzes Gespräch, manchmal von anderthalb Stunden, „dann gehen wir zum Speisen. Den Löffel aus dem Munde, gehe „ich jeden Nachmittag, um in den Papieren Weiland Seiner Majestät „zu suchen und zu kramen; alle Schriften trage ich mit mir fort. „Ich habe diese traurige Runde schon hier und in Schönbrunn ge„macht; gestern war ich in seinem Hause in der Stadt, wo ich die „Siegel an den Zimmern, nicht aber an den Cassen wegnehmen ließ. „Die letzteren müssen versiegelt bleiben, bis die ganze Angelegenheit „vollständig entschieden sein wird. Ganz unglaublich ist die Menge „der Dinge, die ich finde" [249]).

Die sorgfältigste Bemühung Josephs war selbstverständlich darauf gerichtet, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob sein Vater letztwillige Anordnungen getroffen habe. Die Größe des hinterlassenen Vermögens, welches man an liegenden Gütern, an Staatspapieren, barem Gelde, an Edelsteinen und sonstigen Kostbarkeiten auf zwanzig bis dreißig Millionen veranschlagen zu sollen glaubte, die bewunderungswürdige Pünktlichkeit und Genauigkeit, welche der verstorbene Kaiser in allen Dingen und insbesondere in Geldsachen bethätigt hatte, die

Liebe zu seinen Angehörigen endlich, zu seinen Vertrauten und Dienern, alles das ließ mit voller Bestimmtheit darauf schließen, daß er nicht ohne testamentarische Verfügungen aus der Welt gegangen sein werde. Gleichwohl erhoben sich wieder Zweifel dagegen, und mehrere Personen, welche von dem Geschehenen leicht hätten unterrichtet sein können, behaupteten daß der Kaiser zwar diese Absicht gehegt, sie aber niemals wirklich ausgeführt habe [250]). Andere dagegen versicherten, schon vor Jahren habe er sein Testament zu Papier gebracht und es an einem Niemand näher bekannten Orte verwahrt. Und so war es denn auch wirklich; nach langem Suchen fand Joseph in einem alten Schranke, der meist in einem äußeren Zimmer gestanden und so lange Zeit nicht geöffnet worden war, daß das völlig verrostete Schloß erst aufgebrochen werden mußte, eine große rothlederne, gleichfalls versperrte Brieftasche. In ihr lag das schon vom 28. Jänner 1751 datirte, ganz eigenhändig niedergeschriebene Testament sammt zwei in gleicher Weise aufgezeichneten Codicillen. Das erste derselben, ebenfalls vom 28. Jänner 1751, enthielt Legate zu Gunsten der beiden Töchter der Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs, der Gräfinnen Losy und Daun. Das zweite Codicill, vom 14. December 1752 datirt, bestand eigentlich in nichts Anderem als in einer sehr weitläufigen Instruction, in welcher der Kaiser seinen Söhnen und Töchtern gute Lehren und heilsame Ermahnungen für die Zukunft ertheilte [251]).

Die Hauptbestimmung des Testamentes, in welchem sehr beträchtliche Summen zu Gunsten der Freunde und Diener des verstorbenen Kaisers, dann der Armen und der Invaliden, endlich zur Lesung von Seelenmessen ausgeworfen waren, bestand in der Einsetzung seines ältesten Sohnes zum Universalerben [252]). Seine übrigen Kinder stellte Franz in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältniß zu ihrer Mutter, ohne deren Zustimmung und Willen sie über nichts zu verfügen vermochten. Dringend empfahl er die pünktliche Einlösung der Obligationen, die er persönlich in großer Zahl ausgefertigt hatte, um den Staatscredit aufrecht zu erhalten. Die von ihm gesammelten Juwelen, sie mochten aus Lothringen oder aus Toscana stammen oder von ihm selbst erst erworben sein, sollten niemals verkauft oder in anderer

Weise hinweggegeben werden, sondern für alle Zukunft ein Kroneigenthum bleiben. Nachdem endlich sein Universalerbe zugleich sein Nachfolger in Toscana sein würde, dieses Großherzogthum jedoch abgesondert von den übrigen österreichischen Erbländern zu regieren und nicht mit ihnen zu vereinigen sei, so solle auch das Haus in der Wallnerstraße fortwährend zum Sitze der toscanischen Kanzlei gewidmet bleiben.

In dieser und in einigen ähnlichen testamentarischen Bestimmungen zeigte es sich deutlich, wie Kaiser Franz in dem Augenblicke, in welchem er sie niederschrieb, von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß sein ältester Sohn gleichzeitig mit der ihm zugewendeten Universalerbschaft auch die Herrschaft über Toscana antreten werde. Durch Josephs Entsagung auf die Nachfolge in Toscana, durch die Errichtung einer Secundogenitur in diesem Großherzogthume, durch Leopolds dortigen Regierungsantritt waren jedoch diese Verfügungen an und für sich schon hinfällig und unausführbar geworden. Hiedurch allein schon wurde der Anlaß geboten und die Nothwendigkeit herbeigeführt, das Testament des verstorbenen Kaisers einer unparteiischen Prüfung zu unterziehen und das Gutachten rechtskundiger Personen über dessen Gültigkeit zu vernehmen. Sie Alle sprachen darüber bejahend sich aus und mit Genauigkeit bezeichneten sie die einzelnen Artikel des Testamentes, welche gewissenhaft auszuführen seien oder bei denen dieß in Folge der seither eingetretenen Veränderung der Umstände nicht zu geschehen habe.

Bedauerlicher Weise bot der Umstand, daß der verstorbene Kaiser nach der Veränderung der Bestimmungen, welche in Bezug auf die Thronfolge in Toscana getroffen worden waren, nicht auch eine angemessene Umarbeitung seines Testamentes vorgenommen hatte, Anlaß zu einem Streite, welcher freilich nur kurze Zeit zwischen Joseph und Leopold mit einer gewissen Heftigkeit geführt wurde. Joseph hatte den Entschluß gefaßt, die ganze Erbschaft, die ihm nach seinem Vater zugefallen war, ohne irgend eine Ausnahme dem Staate zu widmen [253]). Nun hatte der verstorbene Kaiser seine Einkünfte aus Toscana, sei es ganz oder zum Theile, nicht nach Wien bezogen, sondern im Lande selbst angelegt. Unstreitig bildete diese Summe einen Theil seines

Privatvermögens und somit des an Joseph gefallenen Nachlasses. Der Letztere verlangte ihre Uebertragung von Florenz nach Wien; um aber auch dem Großherzog nicht wehe zu thun, versprach er ihm die vierprocentigen Zinsen von jener Summe auf Lebenszeit zukommen lassen zu wollen [254]).

Leopold befand sich zu jener Zeit erst seit wenig Tagen in Toscana. Er war noch ein unerfahrener Jüngling und verstand so viel wie nichts von den öffentlichen Geschäften. In Bezug auf die letzteren hatte ihn seine Mutter ganz an das bisherige Oberhaupt der Regierungsbehörden in Toscana, den Feldmarschall Marchese Botta gewiesen, während die Leitung seiner persönlichen Angelegenheiten und derjenigen seiner Familie und seines Hofstaates dem Oberstkämmerer Feldmarschall-Lieutenant Grafen Thurn anvertraut war. Dem Letzteren gegenüber hatte Maria Theresia erst vor kurzem im wohlwollendsten Sinne über Botta sich ausgesprochen. „Für die Oekonomie ist er „einzig", hatte die Kaiserin gesagt, „und mit Recht setze ich mein ganzes „Vertrauen in ihn; ich habe gesehen, was er in diesem Zweige in den „Niederlanden und selbst in Toscana vollbracht hat" [255]). Wie ein Donnerschlag traf nun den sparsamen Italiener der Befehl, eine Summe, die auf nicht weniger als zwei Millionen Gulden sich belief, nach Wien abzusenden. Anfangs scheint er in einer Verzögerung sein Heil gesucht zu haben; er mochte darauf hoffen, daß es inzwischen gelingen werde, eine Aenderung in den Entschlüssen des Kaisers herbeizuführen. Aber Niemand war hievon weiter entfernt als Joseph; in noch drängenderer Weise als zuvor verlangte er die entfallenden Summen. „Je länger sie todt in Toscana liegen", schrieb er am 31. October an Leopold, „um so länger werden sie Dir die Interessen nicht abwerfen, die ich Dir bestimme. Der Staat aber braucht „nothwendig das Geld, darum muß ich an dessen baldigste Uebersendung erinnern."

Einen solchen Befehl mußte man in Florenz entweder blindlings befolgen oder ihm doch mindestens Rede und Antwort stehen. Man wählte das letztere und Leopold suchte auf Botta's Antrieb den Kaiser zu überzeugen, daß der Vortheil Toscana's das Verbleiben jener

Summen im Lande höchst wünschenswerth mache. Der Großherzog bot seinem Bruder die Vermittlung Botta's an, um diese Angelegenheit in einer für beide Theile thunlichst befriedigenden Weise ins Reine zu bringen.

Joseph hielt es für seine Pflicht, sich durch die Vorstellungen Leopolds in dem, was er für Recht hielt, nicht irre machen zu lassen. Er kündigte ihm vielmehr seinen Entschluß als einen unwiderruflichen an. Und niemals möge er, schrieb der Kaiser seinem Bruder, es dulden, daß ein Dritter in ihr freundschaftliches Verhältniß sich menge. Das Anerbieten einer Vermittlung Botta's habe ihn höchst unangenehm berührt. Wer zu einer solchen sich herandränge, werde ihm jederzeit unwillkommen sein [256]).

Aber man gab sich damit in Florenz noch keineswegs geschlagen. Nicht mit Unrecht behauptete der Großherzog, Botta habe nur die ihm obliegende Pflicht eines toscanischen Ministers erfüllt, wenn er die Gründe zur Geltung zu bringen sich bemühte, welche gegen die Absendung einer so ansehnlichen Summe aus Toscana nach Wien in die Wagschale fielen. Mit neuen Vergleichsvorschlägen trat er an seinen Bruder heran. Aber Joseph verwarf sie; ehe er jedoch in diesem Sinne neuerdings nach Florenz schrieb, legte er den Fall seiner Mutter zur Entscheidung vor. Voll Unmuth fügte er hinzu, daß ihm der Brief seines Bruders nach Inhalt und Form gleich verletzend erscheine [257]).

Wie es ihrem Berufe als Frau und als Mutter entsprach, war Maria Theresia eifrigst bemüht, die Kluft sich nicht erweitern zu lassen, die sie mit Schrecken zwischen ihren beiden ältesten Söhnen sich aufthun sah, sondern sie so rasch als möglich wieder zu schließen. Sie trachtete Joseph nachsichtiger zu stimmen und versicherte ihn, daß sie in Leopolds Briefe nichts Beleidigendes zu entdecken vermöge. Joseph aber bewies seiner Mutter so viel ehrfurchtsvolle Nachgiebigkeit, daß er nicht nur seinen Unwillen völlig unterdrückte, sondern der Kaiserin sogar den Entwurf seiner Antwort an Leopold zur Gutheißung vorlegte. Die von ihr gewünschten Veränderungen nahm er an derselben vor; eben so freundschaftlich als überzeugend lautete sie, so daß Leopold nun

das Begehren seines Bruders bedingungslos und bereitwilligst erfüllte. Auf den Brief aber, den Leopold dem Kaiser schrieb, antwortete der Letztere, daß er von dessen Inhalt entzückt gewesen sei. Doch erscheine ihm der Ton desselben allzu unterwürfig; niemals möge Leopold vergessen, daß unter zwei so aufrichtigen Freunden völlige Gleichheit herrschen müsse[258]).

Für alle Betheiligten war übrigens die Sache damit noch keineswegs abgethan. So unverblümt hatte Joseph das hauptsächliche Verschulden nicht seinem Bruder, sondern Botta zugeschrieben, daß der Letztere zu zweifeln begann, ob er auf seine Stellung in Florenz nicht Verzicht leisten solle. Er erklärte sich hiezu bereit, und schon wurde der bisherige österreichische Gesandte in Madrid, Graf Franz Rosenberg zu seinem Nachfolger bestimmt. Aber bald kam man doch von diesem übereilten Schritte wieder zurück. Maria Theresia wünschte lebhaft, daß Botta in seinem bisherigen Amte noch ausharre. Rosenbergs Mission nach Florenz sollte daher nur eine vorübergehende sein. Er hatte sich während der Verhandlungen über die Vermälung Leopolds mit der Infantin von Spanien in so hohem Grade das Vertrauen der Kaiserin erworben, daß sie ihn für den besten Rathgeber, welchen sie ihrem Sohne nur immer zuzusenden vermochte, und für den verläßlichsten Berichterstatter hielt, von dem sie gewiß sein durfte, daß er ihr treue Meldung erstatten werde über seine Wahrnehmungen in Toscana.

Ungleich mehr noch als für Botta zog jenes Ereigniß für einen zweiten am Hofe zu Florenz in hohem Ansehen stehenden Mann verhängnißvolle Wirkungen nach sich. Je sorgfältiger Maria Theresia in Wien sich bemüht hatte, den Unmuth Josephs über dasselbe zu beschwichtigen, um so unverblümter gab sie in Florenz, um dort zu rascher Nachgiebigkeit zu drängen, ihre eigene Unzufriedenheit kund. Am offensten geschah dieß dem Oberstkämmerer Grafen Thurn gegenüber, welcher ja in gewissem Sinne die Stelle eines Mentors bei ihrem Sohne bekleidete. Von dessen frühester Jugend an hatte er Leopolds Erziehung geleitet und sich nicht nur den vollen Beifall des Kaisers und der Kaiserin, sondern auch das unbeschränkte Zutrauen

seines Zöglings erworben. Es sei undenkbar, schrieb ihm nun Maria Theresia, daß er um den Inhalt der Briefe nicht gewußt habe, welche von Florenz nach Wien gerichtet worden seien. In jeder Hinsicht müsse derselbe getadelt werden; es herrsche ein hochfahrendes Wesen, ein Ungestüm darin, die nicht übler angebracht sein könnten. Man habe in Florenz vergessen, daß man einzig und allein der Großmuth Josephs Alles verdanke, was man überhaupt besitze. „Testament oder „nicht", schreibt die Kaiserin wörtlich, „niemals hättet Ihr auf ein „anderes Schicksal hoffen dürfen als dasjenige aller jüngeren Söhne „unseres Hauses ist; eine Apanage von vierzigtausend Gulden und „ein lebenslängliches Dienstverhältniß zu dem ältesten Bruder. Ich sage „nicht, daß Ihr nicht einige Ursache hattet, Euch zu beklagen, aber „nicht in dieser Art durfte es geschehen. Ihr mußtet damit beginnen, „Eure Lage wahrheitsgetreu zu schildern und sie ganz der Großmuth „desjenigen anheimzustellen, der überhaupt Euer Glück gemacht hat. „Ihr aber gebt Euch das Ansehen, als wolltet Ihr einen Rechtsstreit „anhängig machen; Ihr ergeht Euch in Spitzfindigkeiten und klagt über „Unrecht; das erregt Anstoß und ich fürchte sehr, daß diese Sache „für lange Zeit Erbitterung und Erkaltung zwischen beiden Brüdern „herbeiführen wird" [259]).

In noch viel schärfere Worte gekleidet und unmittelbarer gegen Thurn gerichtet war der Tadel, welchen die Kaiserin in einem späteren Briefe aussprach [260]). „Ihr habt meine Instructionen nicht befolgt „oder über dieselben nicht nachgedacht, sonst hätte Alles vermieden „werden können. Gern will ich das Geschehene vergessen, wenn nur „in Zukunft Alles besser in Ordnung geht, und letzteres muß der „Fall sein, wenn Ihr überhaupt die Rolle in der Welt spielen wollt, „zu welcher der verstorbene und der gegenwärtige Kaiser Euch bestimmt „haben. All Eure Größe und Euer ganzes Wohl hängt von dem „Chef des Hauses und von der Einigkeit ab, die zwischen Euch bestehen „wird. Der Großherzog, auf sich allein angewiesen, wird bald zu „einem Medici werden, zu einem Privatmann, aber keinem so reichen „wie Jene es waren. Der Luxus, der Hofstaat, die Herkunft meines „Sohnes und seiner Gemalin bilden unübersteigliche Hindernisse für

„sie, sich eines solchen Glückes zu erfreuen; sie sind an eine ganz „andere Lebensweise gewöhnt und es wird ihnen nur die Last ihrer „fürstlichen Geburt bleiben, ohne daß sie das dazu gehörige Ansehen „und die Glücksgüter genießen. Das Uebel ist keineswegs so gering; „man muß ihm vorbeugen und es mit der Wurzel vertilgen. Ich kenne „besser als irgend Jemand meine Kinder. Sie selbst geben mir das „zu. Ich meinte diesen Uebelständen durch meine Instructionen vor„gebeugt zu haben, aber ich habe mich getäuscht. Der Jugend meines „Sohnes will ich es zuschreiben und seinem Selbstgefühle, ein Sou„verän zu sein; darum glaubt er sich auf gleicher Stufe mit den „Königen und von Niemand abhängig als von Gott. Hie und da „vorkommende Schmeicheleien können einen jungen Mann wohl ver„blenden, aber er besitzt eine Mutter, eine Familie, von denen er ab„hängt. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß ich sehr erstaunt war, „seit den vier Monaten Eures Aufenthaltes in Toscana niemals auch „nur das Geringste von Euren Angelegenheiten zu hören; es ist gerade „als ob dieses Land sich in America befände. Nicht als ob man sich „daselbst einzumengen oder dort zu regieren gedächte; aber ich habe „doch geglaubt, daß mein Sohn uns etwa alle Monate über seine „Lage Mittheilung machen würde; über dasjenige was er unternehmen „will und wie er das Land gefunden hat; wir wissen mehr von der „Insel Corsica als von Euch. Die Verbindungen mit dem Römischen „Stuhle, mit Neapel und allen übrigen Höfen, tausend Dinge endlich „würden uns interessirt haben, wenn man nur überhaupt daran hätte „denken wollen. Die innere Neigung sollte dazu anregen, das Nach„sinnen und das eigene Interesse; gerade diese Außerachtlassung ist „es, die mich schmerzt. Kann man nach einer bloß viermonatlichen „Abwesenheit so denken? Nicht an Botta, sondern an meinem Sohne „ist es dieß zu thun; sein Herz sollte ihn dazu treiben, und Sie „waren es, in den ich mein Vertrauen gesetzt hatte, daß er ihn hiezu „veranlassen werde."

Einmal im Zuge Vorwürfe zu erheben, tadelt die Kaiserin mit noch eindringlicheren Worten den Grafen Thurn, daß er sie ganz ohne Nachrichten lasse über die Gesundheit des Großherzogs und über die

angeordneten Vorsichtsmaßregeln, dieselbe zu erhalten und zu befestigen. „Wenn Sie in diesem so wichtigen Punkte", sagt sie, „der in den „Instructionen so oft wiederholt ist, das erste Mal, als sich die „Gelegenheit dazu ergibt, Ihre Pflicht nicht erfüllen, welches Ver„trauen kann ich hinsichtlich alles Uebrigen hegen?"

Eben so wenig zufrieden ist Maria Theresia mit den ökonomischen Einrichtungen am Hofe von Florenz. Manche unnütze Ausgaben würden daselbst gemacht, allzu viele und nicht gerade taugliche Leute verwendet; man möge sich nach den Einkünften richten und nicht darauf rechnen, von Wien aus Zuschuß zu erhalten. „Man kennt den Zu„stand der Monarchie", fügt Maria Theresia hinzu, „und daß noch „neun Kinder zu versorgen sind. Ich habe geglaubt Ihnen offen über „meine Absichten sprechen zu müssen, und ich zweifle nicht daß Sie „dieselben pünktlich erfüllen, daß Sie mit Rosenberg reden und ihn „von Allem in genaue Kenntniß setzen werden. Ich verschiebe mein „Urtheil bis zu seiner Rückkehr, welche allein mich beruhigen kann. „Ich bedurfte wahrhaftig dieser Zübuße an Schmerz nicht, und am „wenigsten von einer Seite, von der ich nur auf Tröstungen hoffte. „Der Alles lenkende Gott hat noch einmal seine väterliche Hand recht „schwer auf mein Mutterherz legen wollen, das gar empfindlich und „gedrückt ist. Aber gern will ich Alles vergessen, wenn ich nur darauf „rechnen kann, daß es in Zukunft besser gehen und man sich bei Euch „in solider Weise einrichten wird."

Schon die Absendung Rosenbergs nach Toscana schloß eine tiefe Kränkung für den Grafen Thurn in sich. Denn ihm war ja von allem Anfange jene Rolle eines persönlichen und vertrauten Rathgebers, eines aufmerksamen Beobachters und verläßlichen Berichterstatters zugedacht worden, welche jetzt auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin ein Anderer übernahm. Das unbeschränkte Vertrauen, welches ihm so lange Jahre hindurch Maria Theresia gezeigt, und das er durch treue und umsichtige Dienstleistung auch vollauf verdient hatte, es schien nun mit einem Male gänzlich abhanden gekommen. Die bittere Kränkung, welche Thurn hierüber empfand, wurde durch die tadelnden Worte der Kaiserin, die ihm Rosenberg überbrachte, noch unendlich vermehrt.

War er schon früher, und zwar wie man glaubte, in Folge der Aufregung erkrankt, in welche diese Ereignisse ihn versetzt hatten, so verschlimmerte sich jetzt sein Zustand. Zwölf Tage nach Rosenbergs Ankunft in Florenz war Thurn eine Leiche.

Rasch war Maria Theresia mit Aeußerungen ihres Unwillens bei der Hand, wenn sich irgend Jemand denselben zugezogen hatte. Aber so bald sie sich etwas beruhigt und einzusehen begann, daß sie, was ihr nicht gerade selten geschah, hie und da zu weit gegangen war, da bemühte sich die Kaiserin mit nicht geringerem Eifer, den peinlichen Eindruck wieder zu verwischen, welchen die Aeußerungen ihrer Mißbilligung hervorgebracht hatten. Ein Gleiches geschah auch jetzt, denn durch ein eigenthümliches Mißgeschick erhielt sie erst am 23. Jänner einen Brief vom vorletzten Tage des vergangenen Jahres, in welchem ihr Thurn einen ausführlichen Bericht abstattete über den Gesundheitszustand des Großherzogs und über einen Aderlaß, der an ihm vorgenommen worden war. Augenblicklich schrieb Maria Theresia an Thurn und versicherte ihn, daß sie ihm ihr volles Vertrauen zurückgebe [261]). Aber Thurn war bereits seinem Schicksale verfallen. Mit dem Primas Barkoczy und dem Palatin Batthyany war er binnen wenig Monaten der Dritte, von dem man, sei es mit Recht oder mit Unrecht behauptete, daß die Ungnade der Kaiserin ihm das Herz gebrochen habe.

Wie es scheint, machte Maria Theresia sich lebhafte Vorwürfe über ihre etwas vorschnelle Handlungsweise gegen Thurn. Der jüngere Bruder desselben, Graf Anton Thurn, welcher als Hauptmann der Leibgarde im Dienste des Großherzogs Leopold stand, überschickte der Kaiserin auf ihren ausdrücklichen Befehl sowohl ihre Briefe an den Verstorbenen als die Instructionen, welche sie ihm seiner Zeit ertheilt hatte. „Ich sende Ihnen", antwortete ihm Maria Theresia am 10. März 1766 [262]), „die Papiere Ihres würdigen Bruders zurück, „dessen Verlust ich immer bedauern werde." Sie bat den Grafen Anton Thurn, bei ihrem Sohne wenn auch nicht die amtliche Stellung — er hatte sich dieselbe ausdrücklich verbeten — so doch den Vertrauensposten seines Bruders einnehmen zu wollen. In ausführlichen

Betrachtungen ergeht sich die Kaiserin über Leopolds Charakter und über die Eigenschaften desselben, von denen gar manche ihren scharfen Tadel erfährt. Umständlich sind die Vorschriften, welche sie dem Grafen Thurn ertheilt, und wiederholt kommt sie auf dessen verstorbenen Bruder zurück. Sie lobt seine gewinnende Freundlichkeit, durch welche derselbe es verstanden habe, sich die Zuneigung des Großherzogs sowie diejenige seiner Untergebenen zu erwerben. Und indem sie von ihren Briefen spricht, welche sie an Thurn zurücksendet, fügt sie ausdrücklich hinzu, es geschehe dieß um es ihm möglich zu machen, die Sachen so anzusehen, wie man sie von Wien aus betrachte. „Wenn „wir uns im Irrthum befinden", so schreibt sie, „dann werden Sie „mir einen Dienst erweisen mich aufzuklären; fürchten Sie nicht mir „zu mißfallen. Ich hoffe, daß Sie mich genug kennen, um davon „überzeugt zu sein, daß ich die Wahrheit liebe, auch wenn sie meinen „Wünschen entgegen ist, und daß ich niemals den Rath irgend eines „Menschen zurückgewiesen habe, am wenigsten den Ihrigen, da ich „tausend und tausend Beweise Ihres Charakters und Ihrer Anhäng„lichkeit besitze. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß der Brief, den ich „durch Rosenberg an Ihren Bruder schrieb, mir großes Leidwesen „verursacht hat. Lesen Sie ihn, versetzen Sie sich in die Lage, in der „ich in jenem Augenblicke war, und Sie werden finden daß ich nicht „zu viel gesagt habe. Dennoch hat man allsogleich hieher geschrieben, „ein Brief von mir habe Ihren Bruder getödtet. Ich weiß nicht wer „im Geheimniß sein konnte, und unglücklicher Weise befand sich Ihr „Bruder schon in jenem Zustande, der kaum noch Hoffnung übrig „ließ. Die Zeilen, die ich sogleich nach Empfang seines Briefes vom „30. Dezember, und zwar am 23. Jänner an ihn schrieb, beweisen „klar wie glücklich ich war, Ihrem Bruder mein Vertrauen zurück„geben zu können, welches er eigentlich niemals verloren hatte, daß ich „aber mein Urtheil aufschob, indem ich mich immer gut dabei befand, „nicht gleich nach meinen ersten Eindrücken zu entscheiden" [263]).

Ueberhaupt hielt zu jener Zeit der Tod mit grausamer Hand reichliche Ernte unter den Getreuen des Hauses Oesterreich. Schon wenige Wochen nach Kaiser Franz, am 11. September 1765 war

einer der verdientesten Staatsmänner und der ergebensten Anhänger der Kaiserin, Graf Haugwitz gestorben, der Urheber jener Reformen, durch welche die innere Verwaltung der Monarchie eine völlig veränderte Einrichtung erhielt. Aufs schmerzlichste empfand Maria Theresia diesen großen Verlust für sie und den Staat, und sie gab ihrem Gefühle in einem ungemein charakteristischen Briefe [264]) Ausdruck, den sie gleich nach Empfang der Todeskunde der Witwe eigenhändig schrieb:

„Liebe gräffin Haugwitz. habe heut fruhe mit mein grossen „leydwesen vernohmen dem Verlurst ihres herrns und eines solchen „getreuen eyffrigen alſ würksamen Ministre, welchen ich sowohl alſ „der Staatt an ihme verlohren. niemand kan bessere zeignuſſ seiner „grossen Verdiensten alſ ich ihme geben, er allein hat dem staatt 1747 „aus der confusion in eine ordnung gebracht. sein unaussetzlicher „diensteyffer hat alles was gutt in denen ländern und hiesigen dica- „sterien geschehen, ihme allein zuzuschreiben. die vermehrung meines „staatts habe ihme und seinen Vorschlägen zu danken. seine christlichkeit „hat mir offt zur auferbauung gedient und offt trost eingesprochen. „sein wahrer eyffer der religion, seine christliche langmuth auch gegen „seine ärgeste feinde kan ein grosses beyspill sein vor alle nachfolger, „dan nur an ihme öffters gehangen, selbe zu vernichten. ich habe einen „solchen wahren eyffrigen freünd an ihme verlohren, deme nicht leicht „mehr also zu finden ist, indeme er mir meine fäller mit aller Khlar- „heit öffters vorgestellt und vill ihme schuldig bin das villes ver- „hindert. in meinen itzigen allerunglikseligsten umbständen machte mir „eine freüd meine thränen mit ihme zu vereinbahren. ich wuste sein „attachement vor unsern grossen und liebsten Kayser; ich zählte „schonn auff seine activitætt, nicht allein mich zu animirn, sondern „auch die laast leicht zu machen. all dieses benihmt mir Gott auff „einmahl! wie glücklich ist er; wie beneide ich ihme. wir seind beede, „liebste haugwitz, zu bedauern, ich verlihre aber an ihren herren noch „ein grossen ministre und wahren freünd. wan meine unglickselige „person ihr zu einen trost gereichen kan, so zähle sie und die tochter „völlig darauff. wan noch capable wäre, eine consolation zu geniessen,

„so wäre diese ihnen was nutz zu sein, ihr es werckthätig zu bezeigen „und sehe sie versichert, das so lang noch mein mühseliges leben führen „solle, ich alezeit ihre getreueste und dankbahreste verbleiben werde.
Maria Theresia."

Daß die Kaiserin sich nicht etwa der Witwe allein gegenüber, um sie zu trösten, so theilnahmsvoller Worte bediente, sondern daß sie den Verlust des Grafen Haugwitz wirklich aufs schmerzlichste empfand, geht aus einem Briefe hervor, den sie in jenen Tagen der Gräfin Enzenberg schrieb. „Lebhaft bedauere ich", so sagt sie, „diesen red„lichen und getreuen Minister. Ich habe neulich selbst dem Trauer„gottesdienste bei den Augustinern für ihn beigewohnt, und ich denke „einen solchen alljährlich für ihn halten zu lassen. Das ist das Ein„zige was ich noch thun kann, ihm meine Dankbarkeit zu beweisen; „er geht mir fürchterlich ab"[265]).

Als Maria Theresia diese Zeilen schrieb, ahnte sie nicht, daß sie binnen kurzem einen neuen Verlust zu beklagen haben werde, der ihr nicht weniger schmerzlich, ja vielleicht noch peinlicher sein würde als der Tod des Grafen Haugwitz. Nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges behielt der Feldmarschall Graf Leopold Daun die ihm während desselben übertragene Stelle eines Präsidenten des Hofkriegsrathes bei. Gewiß war er für sie noch in weit höherem Maße geeignet als für die Kriegführung selbst. Allerdings verdient er auch in letzterer Beziehung ein günstigeres Urtheil, als gewöhnlich über ihn gefällt wird. Denn es läßt sich nicht läugnen, daß die Schlacht von Kolin eine für Jedermann ganz unerwartete Wendung der bis dahin für Oesterreich so unheilvollen Kriegsereignisse herbeiführte, daß Friedrich in Folge derselben aus Böhmen vertrieben und ihm der fernere Besitz Schlesiens nicht ohne sehr große Aussicht auf Erfolg streitig gemacht wurde. Nach der Zertrümmerung des österreichischen Heeres durch die Niederlage bei Leuthen wußte es Daun binnen kürzester Frist wieder auf einen achtunggebietenden Fuß zu bringen. Sowie das Jahr zuvor Böhmen, so mußte der König von Preußen auch Mähren ganz unverrichteter Dinge verlassen. Und wenn gleich zugegeben wird, daß Daun es viel zu wenig verstand, aus errungenen Siegen entscheidende Vortheile

zu ziehen, so bilden die Tage von Hochkirch und Maxen doch jederzeit unverwelkliche Blätter in dem Lorbeerkranze seines Ruhmes.

In ganz besonderem Maße war jedoch Daun als Leiter des Hofkriegsrathes an seinem Platze, denn nicht leicht übertraf ihn irgend Jemand an theoretischer Kenntniß alles desjenigen, was zum Kriegswesen gehörte. Und obgleich schon ziemlich bejahrt und durch die überstandenen Feldzüge an seiner Gesundheit geschädigt, entwickelte er doch auf seinem neuen Posten eine sehr lebhafte Thätigkeit. Die Berufung einer Anzahl hervorragender Generale in den Hofkriegsrath, wodurch derselbe erst aus einer administrativen zu einer rein militärischen Oberbehörde, zum Centralpunkte des gesammten österreichischen Kriegswesens wurde, ist vornehmlich sein Werk. Und mit nicht geringerem Eifer ließ Daun es sich angelegen sein, bessere Ordnung in die Militärverwaltung zu bringen, die nöthigen Ersparungen einzuführen und doch gleichzeitig die Armee stets zahlreich genug und in dem Zustande raschester Schlagfertigkeit zu erhalten.

Gleich nach Abschluß des Friedens vertheilte er die Truppen in die einzelnen Provinzen, und zwar je nach der Ausdehnung und der Leistungsfähigkeit der Letzteren. Das Fußvolk wurde großentheils nach Böhmen, die Reiterei aber nach Ungarn verlegt. Diejenigen Soldaten, welche sich nur für eine bestimmte Zeit zum Kriegsdienste anheischig gemacht hatten, jedoch während der Dauer des Krieges als unentbehrlich nicht freigegeben worden waren, wurden entlassen. Allem und Jedem wendete Daun seine Aufmerksamkeit, seine Sorgfalt zu. Insbesondere war es die höhere geistige Ausbildung der Offiziere, mit der er sich ernstlich beschäftigte. Hatte man doch den Mängeln, welche in dieser Beziehung bemerkbar geworden, es zum großen Theile zuschreiben zu sollen geglaubt, daß die Kriegführung keine für Oesterreich günstigeren Ergebnisse nach sich zog. Rastlos bemühte man sich, Abhülfe zu schaffen. Militärakademien wurden errichtet, um tüchtige Offiziere heranzubilden, und so weit ging man darin, daß man das Werk des Polybius sammt Folards Commentar ins Deutsche übersetzen ließ. Jeder Oberst und Regimentscommandant mußte dasselbe besitzen, um es seinen Offizieren zum Studium überlassen zu können [266]).

Was man gegen einzelne dieser Maßregeln auch einwenden mag, so war es doch zunächst ihnen und daher Daun zu verdanken, daß bald nach der Beendigung eines verheerenden und aufreibenden Krieges die österreichische Armee in einem so glänzenden Zustande sich befand, daß sie nach derjenigen Preußens die erste in Europa genannt werden durfte, von dem Oesterreicher mit Freude betrachtet und mit Stolz, dem fremden Beobachter aber ein Gegenstand der Besorgniß und des Neides [267]).

Schon seit einer langen Reihe von Jahren stand Daun in sehr hoher Gunst bei Maria Theresia. Die erste Veranlassung hiezu mag ohne Zweifel seine Vermälung mit der älteren Tochter jener Gräfin Fuchs, der Erzieherin und sodann Obersthofmeisterin der Kaiserin gegeben haben, welch Letzterer dieselbe bekanntlich in kindlicher Verehrung zugethan war. Die Gräfin Daun, eine der Jugendgespielinnen Maria Theresia's, blieb fortwährend mit ihr und den Mitgliedern der kaiserlichen Familie in innigster Verbindung. Waren doch sie und ihre jüngere Schwester, die Gräfin Losy, diejenigen Frauen, in deren Gesellschaft sich Kaiser Franz mit besonderer Vorliebe bewegte, so daß er ihretwegen ein eigenes Codizill zu seinem Testamente verfaßte und sie darin mit Legaten bedachte. Aber die Gräfin Daun war schon vor dem Kaiser, und zwar am 19. Jänner 1764 gestorben. Wenige Wochen nach diesem Ereignisse erhielt der Feldmarschall ein neues Zeichen der Huld seiner kaiserlichen Herrin. Am 1. März 1764 wendete er sich an sie mit der Bitte, daß seinem damals siebzehnjährigen Sohne Franz der Titel eines Fähnrichs oder Unterlieutenants ertheilt und gestattet werde, bei des Feldmarschalls eigenem Regimente Dienste zu thun.

„das ist wohl das erste exempel", schrieb Maria Theresia auf das Gesuch, „das ein Kriegspräsidentsohn ein unterleutnant wird; sein „weiters avancement werde ich besorgen" [268]).

Nach dem Tode des Kaisers Franz, welcher bisher wenigstens dem Namen nach die oberste Leitung der Militärgeschäfte geführt hatte, übertrug Maria Theresia dieselbe gleichzeitig mit der Mitregentschaft

an Joseph. Allerdings soll ihr, wie Prinz Albert von Sachsen in seinen Memoiren behauptet, Daun hiegegen Vorstellungen gemacht und sie dringend gebeten haben, diesen wichtigen Zweig des Staatslebens nicht ganz aus der Hand zu geben. Aber Maria Theresia wollte einmal ihren ältesten Sohn völlig in die Stellung eintreten lassen, welche sein verstorbener Vater innegehabt, und so blieb sie bei ihrem Entschlusse. Mit Feuereifer widmete der junge Kaiser sich der ihm hiedurch gewordenen Aufgabe, wie er denn zu jener Zeit an nichts so sehr als an dem Militärwesen Gefallen fand. Kaum stand er thatsächlich an der Spitze desselben, so führte er die bis dahin nur in Preußen beobachtete Sitte ein, daß er sich als Staatsoberhaupt bei feierlichen Anlässen nur in militärischer Uniform zeigte [269]) und dadurch die ihm verhaßte bisherige Hoftracht, das spanische Mantelkleid allmälig verdrängte. Unverzüglich entwarf er den Plan, im kommenden Jahre Böhmen und Mähren von Eger bis Jablunka in Begleitung von Generalstabsoffizieren zu bereisen und militärisch zu studiren. Dann sollten, und zwar im September, nach Hereinbringung der Ernte, Feldlager abgehalten und in denselben die Truppen in den Waffen geübt werden. In zwei abgesonderte Corps dachte er sie zu theilen; das eine sollte Feldzeugmeister Graf Wied, das andere Laudon commandiren, und in Allem eine getreue Nachbildung des Krieges geliefert werden [270]).

Diese Gedanken des Kaisers fanden bei Daun willfährige Aufnahme und eifrige Unterstützung. Auch hinsichtlich eines zweiten, zunächst von Joseph ausgehenden Planes war dieß der Fall. Wohl hatte auch er die nach Wiederherstellung des Friedens getroffene Maßregel gebilligt, durch welche die einzelnen Truppenabtheilungen in die verschiedenen Länder der österreichischen Monarchie verlegt wurden. Aber er konnte sich der Besorgniß nicht völlig entschlagen, daß hiedurch allmälig der Heeresverband gelockert, nicht überall die gleiche Disciplin beobachtet werden und manche Verschiedenheit in der Ausrüstung der Truppen und in der Art, wie sie in den Waffen geübt würden, sich einschleichen könnte. Um einem solchen Uebel möglichst vorzubeugen, ernannte Joseph drei Heeresinspectoren, und zwar den Feldzeugmeister

Was man gegen einzelne dieser Maßregeln auch einwenden mag, so war es doch zunächst ihnen und daher Daun zu verdanken, daß bald nach der Beendigung eines verheerenden und aufreibenden Krieges die österreichische Armee in einem so glänzenden Zustande sich befand, daß sie nach derjenigen Preußens die erste in Europa genannt werden durfte, von dem Oesterreicher mit Freude betrachtet und mit Stolz, dem fremden Beobachter aber ein Gegenstand der Besorgniß und des Neides [267]).

Schon seit einer langen Reihe von Jahren stand Daun in sehr hoher Gunst bei Maria Theresia. Die erste Veranlassung hiezu mag ohne Zweifel seine Vermälung mit der älteren Tochter jener Gräfin Fuchs, der Erzieherin und sodann Obersthofmeisterin der Kaiserin gegeben haben, welch Letzterer dieselbe bekanntlich in kindlicher Verehrung zugethan war. Die Gräfin Daun, eine der Jugendgespielinnen Maria Theresia's, blieb fortwährend mit ihr und den Mitgliedern der kaiserlichen Familie in innigster Verbindung. Waren doch sie und ihre jüngere Schwester, die Gräfin Losy, diejenigen Frauen, in deren Gesellschaft sich Kaiser Franz mit besonderer Vorliebe bewegte, so daß er ihretwegen ein eigenes Codizill zu seinem Testamente verfaßte und sie darin mit Legaten bedachte. Aber die Gräfin Daun war schon vor dem Kaiser, und zwar am 19. Jänner 1764 gestorben. Wenige Wochen nach diesem Ereignisse erhielt der Feldmarschall ein neues Zeichen der Huld seiner kaiserlichen Herrin. Am 1. März 1764 wendete er sich an sie mit der Bitte, daß seinem damals siebzehnjährigen Sohne Franz der Titel eines Fähnrichs oder Unterlieutenants ertheilt und gestattet werde, bei des Feldmarschalls eigenem Regimente Dienste zu thun.

„das ist wohl das erste exempel", schrieb Maria Theresia auf das Gesuch, „das ein Kriegspräsidentsohn ein unterleutnant wird; sein „weiters avancement werde ich besorgen" [268]).

Nach dem Tode des Kaisers Franz, welcher bisher wenigstens dem Namen nach die oberste Leitung der Militärgeschäfte geführt hatte, übertrug Maria Theresia dieselbe gleichzeitig mit der Mitregentschaft

an Joseph. Allerdings soll ihr, wie Prinz Albert von Sachsen in seinen Memoiren behauptet, Daun hiegegen Vorstellungen gemacht und sie dringend gebeten haben, diesen wichtigen Zweig des Staatslebens nicht ganz aus der Hand zu geben. Aber Maria Theresia wollte einmal ihren ältesten Sohn völlig in die Stellung eintreten lassen, welche sein verstorbener Vater innegehabt, und so blieb sie bei ihrem Entschlusse. Mit Feuereifer widmete der junge Kaiser sich der ihm hiedurch gewordenen Aufgabe, wie er denn zu jener Zeit an nichts so sehr als an dem Militärwesen Gefallen fand. Kaum stand er thatsächlich an der Spitze desselben, so führte er die bis dahin nur in Preußen beobachtete Sitte ein, daß er sich als Staatsoberhaupt bei feierlichen Anlässen nur in militärischer Uniform zeigte [269]) und dadurch die ihm verhaßte bisherige Hoftracht, das spanische Mantelkleid allmälig verdrängte. Unverzüglich entwarf er den Plan, im kommenden Jahre Böhmen und Mähren von Eger bis Jablunka in Begleitung von Generalstabsoffizieren zu bereisen und militärisch zu studiren. Dann sollten, und zwar im September, nach Hereinbringung der Ernte, Feldlager abgehalten und in denselben die Truppen in den Waffen geübt werden. In zwei abgesonderte Corps dachte er sie zu theilen; das eine sollte Feldzeugmeister Graf Wied, das andere Laudon commandiren, und in Allem eine getreue Nachbildung des Krieges geliefert werden [270]).

Diese Gedanken des Kaisers fanden bei Daun willfährige Aufnahme und eifrige Unterstützung. Auch hinsichtlich eines zweiten, zunächst von Joseph ausgehenden Planes war dieß der Fall. Wohl hatte auch er die nach Wiederherstellung des Friedens getroffene Maßregel gebilligt, durch welche die einzelnen Truppenabtheilungen in die verschiedenen Länder der österreichischen Monarchie verlegt wurden. Aber er konnte sich der Besorgniß nicht völlig entschlagen, daß hiedurch allmälig der Heeresverband gelockert, nicht überall die gleiche Disciplin beobachtet werden und manche Verschiedenheit in der Ausrüstung der Truppen und in der Art, wie sie in den Waffen geübt würden, sich einschleichen könnte. Um einem solchen Uebel möglichst vorzubeugen, ernannte Joseph drei Heeresinspectoren, und zwar den Feldzeugmeister

Grafen Lacy für das Fußvolk, den Feldmarschall-Lieutenant Grafen d'Ayasasa für die Reiterei und den Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Beck für die Grenzregimenter [271]).

Schon aus der Wahl dieser Männer konnte man sehen, welch entscheidenden Einfluß der Präsident des Hofkriegsrathes auf sie geübt hatte, denn wenigstens die beiden Ersteren kannte Jedermann als besondere Lieblinge Dauns. So befand sich der Feldmarschall im besten Einvernehmen mit Joseph, als er im Jänner 1766 ernstlich erkrankte. „Ich bin", schrieb Maria Theresia am 23. dieses Monates an den Grafen Thurn, „sehr in Unruhe für den Marschall Daun, der an „einer Art von Entzündung des Blutes leidet. Man hat ihm zwei „Mal zur Ader gelassen und Blutegel gesetzt und doch geht es ihm „nicht besser. Es wäre dieß einer der größten Verluste, denn ihm „allein danke ich mein Heer und die Ehre meiner Waffen" [272]).

Die Befürchtung der Kaiserin ging nur allzu rasch in Erfüllung. Schon am 5. Februar 1766 starb Daun und Maria Theresia empfand seinen Tod mit dem äußersten Schmerze. Um sein Andenken zu ehren, befahl sie, daß ihm in der Grabcapelle der Hofkirche bei den Augustinern ein Denkmal errichtet werde; ihr eigenes Brustbild ist darauf angebracht. Und in ihrer Großherzigkeit ließ sie sich durch das an und für sich gewiß edle Gefühl der Dankbarkeit zu dem wohl viel zu weitgehenden Schritte verleiten, daß sie schon am Tage nach dem Tode des Feldmarschalls dessen noch nicht achtzehnjährigen Sohn, welcher erst seit wenigen Monaten, und zwar als Hauptmann im Regimente Plunkett im Militärdienste stand, nicht nur zum Obersten, sondern sogar zum Inhaber des Regimentes seines verstorbenen Vaters, „des Retters des Staates", ernannte [273]). Das Commando über dasselbe, das man unmöglich in die Hände eines so jungen und unerfahrnen Mannes zu legen vermochte, sollte der bisherige Oberst, ein Vetter des Feldmarschalls, welcher gleichfalls Franz Graf Daun hieß, einstweilen weiterführen; er wurde zum Generalmajor befördert. Ihrer Freundin Enzenberg aber schrieb Maria Theresia ein paar Tage später folgende Worte:

„Gott hat mir die beiden Personen genommen, welche mit „Recht mein ganzes Vertrauen besaßen, Haugwitz und Daun. Beide „waren fromme Christen und voll Eifer und Anhänglichkeit, welche „mir rund heraus die Wahrheit sagten und denen ich rückhaltslos „mein Herz öffnen konnte. Dieser Hülfsquelle bin ich denn nun „gleichfalls beraubt“ [271]).

Es ist leicht begreiflich, daß Maria Theresia durch so traurige Ereignisse nur noch tiefer in die verzweiflungsvolle Stimmung versenkt wurde, in der sie in Folge des Todes des Kaisers sich ohnedieß schon befand. Nur an Dingen, welche zu seinem Andenken geschahen, an der Ausschmückung der Grabcapelle, an der Einrichtung des in Innsbruck gegründeten Damenstiftes, an der Prägung von Medaillen mit seinem Bildnisse, die sie in allen Provinzen, in allen Kreisen vertheilen ließ, fand sie Gefallen. Von der Außenwelt schloß sie sich noch immer so viel als nur möglich ab, und sie trug nicht allein selbst alle äußeren Zeichen der tiefsten Trauer an sich, sondern sie verlangte gebieterisch, daß dieß von Allen geschehe, welche mit dem Hofe sich auch nur in der geringsten Berührung befanden. So wurde den Damen aufs strengste untersagt, sich der Schminke zu bedienen, welche damals zu einem gewöhnlichen, kaum von irgend einer Frau, die sich in behaglichen Lebensverhältnissen befand, verschmähten Artikel der Toilette geworden war. Manche rebellische Aeußerung, und gerade aus den vornehmsten Kreisen wurde dagegen laut. Ließ doch sogar jene Fürstin Wilhelmine Auersperg, welcher der verstorbene Kaiser so eifrig gehuldigt und die so mächtigen Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, sich die bitteren Worte entschlüpfen: „Ist es möglich, daß man nicht mehr „die Herrin seiner Gesichtszüge sein kann? Und ich habe sie doch von „Gott erhalten und keineswegs vom Staate“ [275]).

Doch würde man der Kaiserin Unrecht thun, wenn man glauben wollte, sie habe sich durch ihren Schmerz auch von ihrer gewohnten Geschäftsthätigkeit abhalten lassen. Gerade das Gegentheil war der Fall. Obwohl sie behauptete, daß in Folge ihres maßlosen Kummers auch alle ihre körperlichen Organe wie ihre geistigen Fähigkeiten eine bedenkliche Schwächung erlitten hätten, so widmete sie sich doch, wie

sie selbst sagt, mit verdoppeltem Eifer den Geschäften. In der Arbeit allein hoffte sie, wenn nicht Beruhigung, so doch Betäubung zu finden; sie sollte ihr die Zeit rauben, sich in peinliches Nachdenken zu verlieren [276]). Und auch aus diesem Grunde beklagte sie den Tod von Haugwitz und Daun, weil sie dadurch zwei der tüchtigsten und erprobtesten Gehülfen verlor. Aber freilich, eine neue Kraft hatte sich inzwischen ihr zur Seite erhoben, die allerdings nicht an Erfahrung, wohl aber an Frische und Regsamkeit alles, was ihr bisher zur Verfügung gestanden, gar weit überbot.

Aus Liebe zum Staate sei er, sagte Joseph in jenen Tagen von sich selbst, von glühendstem Eifer für das Beste desselben erfüllt [277]). Täglich, ja stündlich lieferte er neue und unwiderlegliche Beweise für die Wahrheit dieser Worte. Einer derselben bestand darin, daß er auch jetzt wieder eine Denkschrift verfaßte, in welcher er die Veränderungen entwickelte, die nach seiner Ansicht in den inneren Staatseinrichtungen vorzunehmen wären [278]).

Gar freigebig war Joseph, wie es die Jugend fast immer zu sein pflegt, mit scharf ausgesprochenem Tadel. „Der Staat besitzt", so lautet einer seiner Aussprüche, „mit Ausnahme des Fürsten Kaunitz „gar keinen Minister, der sich rühmen könnte, seit einigen Jahren „irgendwelche Dienste geleistet zu haben. Alles übrige, sehr dünn „gesäete Gute, das sonst noch geschah, verdankt der Staat dem klugen „Zusammenwirken von mindestens zwölf Personen." Um wie viel besser, meint der Kaiser, seiner Lieblingsidee auch jetzt wieder nachhängend, stünde es um das allgemeine Wohl, wenn statt so vieler nur ein einziger Mensch da wäre, der allen Anderen die unverrückbare Richtschnur zu geben hätte für ihr Lassen und ihr Thun?

So wie dieser einzelne Punkt, so fanden auch die meisten übrigen Einrichtungen, wie sie damals bestanden, nur sehr wenig Gnade vor den Augen des Kaisers. Aber er beschränkte sich nicht darauf, die Uebelstände zu schildern, die er zu erblicken vermeinte, sondern er gab auch gleich die Heilmittel an, die anzuwenden wären. Was sei der Staatsrath jetzt anderes, so frug er, als eine berathende Behörde, welche

die Finanzen so wie die Kanzleien von Oesterreich und Böhmen überwache? Könne derselbe, um nur ein Beispiel anzuführen, in militärische Dinge sich mengen, wenn sie nicht bloß deren ökonomischen Theil beträfen, und dann seien sie ohnehin eigentlich Finanzsache. Die einzelnen Mitglieder des Staatsrathes sollten vielmehr als Beobachter aufgestellt werden, ob denn die erlassenen Befehle von den Behörden auch befolgt würden? Jeder Berathung wären die Chefs der Ministerien beizuziehen. So oft sie ihre Anschauungen nicht zu vereinigen vermöchten, hätte Jeder dieselben mündlich vor dem Staatsoberhaupte zu entwickeln und letzteres allsogleich die Entscheidung zu fällen.

Die oberste Verwaltung der Länder dachte Joseph einem Directorium anzuvertrauen, welches mit der Hofkammer zu verschmelzen wäre und daher auch die Administration der Einkünfte, ja sogar diejenige der bei der Bank angelegten Gelder besorgen sollte. Der Finanzminister dagegen hätte sich einzig und allein mit den Maßregeln zu beschäftigen, welche darauf abzielten, die Staatseinkünfte zu vermehren, die Belastung des Volkes zu verringern, den Luxus zu beseitigen, die Staatsschulden zu bezahlen und sowohl den Credit des Staates als denjenigen der einzelnen Provinzen zu heben. Auch die Handelssachen gehörten hieher, denn sie seien ja vor Allem der Aufmerksamkeit eines wahren Finanzmannes werth. Der obersten Justizstelle wollte Joseph auch die Rechtsangelegenheiten der Militärpersonen zuweisen. Und vom Hofkriegsrathe sagte er, derselbe würde seine Aufgabe genügend erfüllen, wenn er es so anzustellen wüßte, daß der Offizier von Diensteifer, von Pflichtgefühl und von Anhänglichkeit an seine Truppe, daß er von guten Grundsätzen beseelt, intelligent und im Stande sei, die Dinge im Großen zu sehen und demjenigen ganz sich hinzugeben, wozu er da sei. Der Soldat aber müsse nicht nur tapfer und gehorsam, sondern auch urtheilsfähig und im Stande sein, die ihm ertheilten Befehle rasch und richtig aufzufassen und sie in befriedigender Weise zu vollziehen.

Nicht so sehr von der inneren Einrichtung der Behörden, meint Joseph weiter, sondern von der Auswahl der Personen, welche an deren Spitze zu stellen wären, hänge Alles ab. Bei ihrer Berufung

möge man jede andere Rücksicht als die auf ihre Verläßlichkeit und Befähigung völlig bei Seite lassen. Sei aber der rechte Mann einmal gefunden, dann müsse man ihm volles Vertrauen schenken, ihn in keiner Weise beirren oder zu unnützen Berichten zwingen. Seine ganze Instruction hätte in nichts anderem als in den Worten zu bestehen: „Ich vertraue Ihnen dieses Departement; Sie werden es in meinem „Namen und mit der gleichen Machtvollkommenheit leiten, als wenn „dieß von mir selbst geschähe. Ihre Untergebenen hängen einzig und „allein von Ihnen ab; Sie werden sie aufnehmen, entlassen, beför„dern, wie Sie es für meinen Dienst passend erachten. Wenn irgend „eine menschliche Schwäche Sie zurückhalten sollte, haben Sie nur mich „in den Vordergrund zu stellen und auf mich den Tadel zu wälzen, „der aus dem Guten entstehen könnte, das Sie dem Staate erweisen. „Sie allein werden die Ehre aller Ihrer Handlungen genießen und „es sollen die Belohnungen dafür nicht ausbleiben. So lang Sie „mir in zufriedenstellender Weise dienen, werde ich niemals Zwischen„trägereien Gehör geben oder Schleichwege zu mir gestatten. Aber „darauf müssen Sie gefaßt sein, daß nachdem Jedermann mir seine „Klagen vorbringen darf und ich den etwaigen Grund derselben streng „untersuchen lasse, Sie in allen den Fällen, in denen ich Parteilichkeit „oder Schwäche an Ihnen finde, von mir Vorwürfe zu hören be„kommen. Mangelt es Ihnen an der erforderlichen Begabung, dann „bin ich eben so schuldig wie Sie, weil ich Sie wählte. Sie werden „dann auf einen Platz versetzt, der Ihren Fähigkeiten angemessener „ist, und selbst von der Stelle eines Chefs, der Sie waren, zum „Souschef gemacht und einem Anderen untergeordnet, wenn Sie nicht „selbstständig zu handeln vermochten. Finde ich jedoch jemals Fehler „an Ihnen, welche von Bosheit, von Ungerechtigkeit, Eigennutz oder „Falschheit herrühren, dann seien Sie versichert, daß auch das aller„reinste Blut, wenn es in Ihren Adern fließt, daß fünfzig Dienst„jahre, daß Ihre Familie und Verwandtschaft, ja daß Alles, was „mir selbst am theuersten ist, mich nicht auch nur einen Augenblick „abhalten werden, Sie in der für Sie schmachvollsten, empfindlichsten „und offenkundigsten Weise vor ganz Europa zu bestrafen."

Die Vermehrung der Bevölkerung und die Entwicklung und Ausdehnung des Handels schienen Joseph die ausgiebigsten und untrüglichsten Mittel zu sein, um den Wohlstand des Staates zu fördern und zu sichern, dadurch aber denselben auf eine möglichst hohe Stufe der Macht und des Ansehens zu heben. Die beste Finanzwirthschaft mochte er in gewissenhaftester Sparsamkeit erblicken. Und was das Militärwesen angeht, so gesteht er zu, daß einige ausgezeichnete Männer vorhanden seien, aber er tadelt es, daß die Offiziere in zu wenig inniger Verbindung mit den Soldaten sich befänden. Viele aus ihnen, insbesondere vom Adel sähen in ihrem Dienste mehr eine noble Unterhaltung als ihre Pflicht. Die Hauptstärke der Truppe bestehe in dem Vertrauen derselben zu ihrem Führer, so wie darin, daß der Letztere seine Soldaten genau kenne und ihnen zugethan sei. Dieses Wechselverhältniß und die daraus hervorgehende Disciplin bilde den Kernpunkt, um den Alles in der Armee sich bewege; man sehe jedoch viel zu viel auf Kleinigkeiten und vernachlässige die Hauptsache darüber. Wegen Uniformen, Mützen und Gamaschen seien zweimonatliche Berathungen eigens dazu einberufener Generale abgehalten worden; von den wirklich bedeutungsvollen Dingen habe dabei Niemand gesprochen.

Um den zahllosen und umfangreichen Berichten aus den einzelnen Ländern und den nicht weniger umständlichen Antworten auf dieselben ein für alle Mal ein Ende zu machen, schlägt Joseph vor, daß die Chefs aller Provinzen, Ungarn und Siebenbürgen, ja die Grenzdistricte mit eingerechnet, und zwar ebensowohl vom Civil als vom Militär sich zu Anfang jeden Jahres nach Wien zu begeben hätten. Hier müßten sie genaue Rechenschaft ablegen von Allem, was im vergangenen Jahre geschehen und ob die erlassenen Befehle auch pünktlich befolgt worden seien. Außerdem sollten sie Vorschläge machen für die Maßregeln, welche das Wohl der ihnen anvertrauten Provinzen erfordere. Hätten sie hierüber einmal die entsprechenden Aufträge empfangen, dann solle man ihnen deren Durchführung anheimstellen.

Im Verlaufe dieser Erörterungen kommt der Kaiser in umständlichster Weise auf die verschiedenen Zweige des öffentlichen Lebens

zu sprechen. Wie billig, beginnt er mit der herrschenden Erziehungsmethode, die seinen schärfsten Tadel erfährt. Wohl nirgends tritt der Gegensatz zwischen seinen Anschauungen und denen seiner Mutter greller hervor, als hinsichtlich dieses Punktes. Was sie in ihrer eigenen Familie für nothwendig hält und anordnet, wird von ihm wenigstens im Allgemeinen mißbilligt und verspottet. „Die guten Seelen glauben", so läßt sich Joseph vernehmen, „Alles erreicht und einen großen „Staatsmann herangebildet zu haben, wenn ihr Sohn in der Messe „ministrirt, seinen Rosenkranz betet, alle vierzehn Tage beichtet und „nichts Anderes liest als was der beschränkte Verstand seines Beicht„vaters ihm gestattet. Wer würde kühn genug sein, nicht zu sagen: „Das ist ein netter Junge; sehr gut erzogen. Allerdings, würde ich „antworten, wenn unser Staat ein Kloster und unsere Nachbarn „Carthäuser wären."

Unbefriedigend nennt Joseph die Ergebnisse des Unterrichtes, der an den öffentlichen Lehranstalten ertheilt wird. Er dringt darauf, dieselben von Wien zu entfernen und nach kleineren Städten zu verlegen. Außerdem ist er der Meinung, daß die Professoren allzureich bezahlt würden. „Anderwärts müssen sie", so sagt er, „sich nebst „ihren gewöhnlichen Collegien am meisten durch Privatunterricht er„werben, welchen sie einigen ihrer Schüler ertheilen. Hiedurch lernen „die jungen Leute von Talent mehr im Einzelnen und mit größerer „Leichtigkeit. Die Professoren aber müssen sich mehr Mühe geben „und es liegt ihnen etwas am Gelingen, während sie sich hier, wo „sie so gut bezahlt sind, nachdem sie ihre Lehrstunden abgehalten, nicht „darum kümmern, ob ihre Schüler dabei auch wirklich etwas lernen."

Der verschiedensten Art sind die sonstigen Vorschläge des Kaisers. Jeder junge Mann aus adeligem Hause solle nach Vollendung seiner Studien erst dann eine Civilanstellung erhalten können, wenn er zuvor mindestens durch drei Jahre im Militär gedient habe. Unter den geheimen Räthen und Kämmerern möge ohne Rücksicht auf das Alter jederzeit derjenige, der dem Staate diene, dem Anderen im Range vorangehen, bei welchem dieß nicht der Fall sei. Vor Vollendung des fünfundzwanzigsten Lebensjahres dürfe kein Priester die

bindenden Gelübde ablegen. Die Stiftungen sollten unparteiisch geprüft, ihre Ueberzahl verringert und das dadurch gewonnene Geld zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden, welche gleichzeitig dem Staate nützlich sein würden, insbesondere zur Erziehung der Kinder, die nicht nur zu frommen Christen, sondern auch zu guten Unterthanen heranzubilden wären. Das Herzuströmen Fremder gereiche einem Staate zu größtem Nutzen, indem dadurch Geld in das Land gebracht und den Producten desselben stärkerer Absatz zu Theil würde. Aber wie könne man denken, daß Fremde sich veranlaßt fühlen würden, ein Land zu besuchen, in welchem die Studien noch nicht weit genug vorgeschritten seien, um dort Dinge lernen zu können, welche ihnen nicht auch zu Hause zugänglich wären, ein Land, in dem sie nicht nur ihre Gewohnheiten, sondern sogar ihre Bibliothek wechseln müßten, wenn sie die Grenze überschreiten wollten? Gewiß seien die Religion und die öffentlichen Sitten von großer Bedeutung für das Staatsoberhaupt, aber dessen Eifer solle sich nicht darauf erstrecken, selbst Fremde bessern und bekehren zu wollen. „Der Apostel von Indien", sagt Joseph wörtlich, „hat dort Großes erreicht; in Europa aber würde „er dem Staate Schaden und den Seelen keinen Nutzen gebracht „haben. In Dingen des Glaubens und der Sitten bekehrt nicht der „Zwang, sondern es bedarf der eigenen Ueberzeugung."

Aus ähnlichen Gründen meint Joseph, daß auch die Censur sich nicht weiter als auf dasjenige erstrecken solle, was gedruckt und öffentlich verkauft werde. Das Gepäck fremder Reisender nach verbotenen Büchern zu durchsuchen, scheine ihm ein Uebermaß des Eifers zu sein. Jedermann wisse, daß allen Verboten und aller Strenge zum Trotz jedes noch so verpönte Buch in Wien zu finden sei; man lasse es sich eben das doppelte Geld kosten, es lesen zu können.

Zur Hebung der einheimischen Industrie will der Kaiser jede ausländische Waare, mit Ausnahme der Spezereien, vollständig ausschließen. Handelsschulen sollten gegründet, und um dem Adel begreiflich zu machen, daß es für ihn keine Schande sei Handel zu treiben, den Kaufleuten, wenn ihr Geschäft eine gewisse dem Staate nutzbringende Ausdehnung gewänne, Vortheile, Privilegien und

Auszeichnungen zugewendet werden. Den Luxus räth Joseph durch strenge Gesetze zu beschränken, den Begriff der Mißheirat aber vollständig abzuschaffen. Man erbe ja, so meint er, von seinen Eltern nicht deren geistige Eigenschaften, sondern nur das animalische Leben, daher bestehe in dieser Beziehung kein Unterschied zwischen dem Könige, dem Grafen, dem Bürger und dem Bauer. Und darum solle auch die Frau, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, die Ehren und Vorrechte genießen, welche die Stellung ihres Mannes mit sich bringe.

Wir übergehen die zahlreichen Vorschläge des Kaisers in militärischen Dingen und heben nur noch den Punkt seiner Betrachtungen hervor, in welchem er die Nothwendigkeit betont, daß das Staatsoberhaupt sich durch häufige Reisen in seine Länder von dem wahren Zustande derselben persönlich überzeuge. Je unvorbereiteter diese Reisen ins Werk gesetzt, je prunkloser sie unternommen würden, je weniger geschähe, um die Personen, die Dinge und die Verhältnisse in einem anderen als in ihrem Alltagsgewande zu zeigen, um so größeren Nutzen werde eine solche Reise dem Besucher wie dem Besuchten gewähren.

Zum Schlusse entsagt Joseph förmlich den Gedanken, welche er in einem um mehrere Jahre älteren Aufsatze, den „Träumereien" *), niedergelegt hatte [279]). Freilich seien sie auch jetzt noch nichts anderes als die natürlichen Folgerungen jenes Systemes, das er für das richtige ansehe. Er würde sich überhaupt nicht so weit vorgewagt haben, wenn er nicht die Nachsicht jener Frau und deren Durst nach Wahrheit kennte, für welche er schreibe, seiner Mutter. Nur ihr Muth und ihre Standhaftigkeit in der Ausführung einmal gefaßter Entschlüsse hätten ihn zu so kühnen Anträgen vermocht. Er könne sich dafür verbürgen, daß nichts in denselben enthalten sei, was er, wenn er ihren Befehl dazu erhielte, sich nicht getrauen würde auch wirklich durchzuführen. Aber seine Vorschläge müßten im Ganzen und Großen angenommen werden; darin allein liege ihr Verdienst; ihre bloß stückweise Verwirklichung würde nutzlos bleiben.

*) Vergl. S. 65.

Joseph war wohl in einer ziemlich weitgehenden Selbsttäuschung befangen, wenn er auch nur einen Augenblick annahm, Maria Theresia könnte ihn jemals zur Durchführung von Vorschlägen ermächtigen, die er selbst mit Recht als „kühne" bezeichnen zu sollen glaubte. Was die von ihm angerathene Umgestaltung der Behörden betraf, so bestand sie zum Theile in nichts Anderem als in der Rückkehr zu den Bahnen, welche man erst vor wenig Jahren verlassen zu sollen geglaubt hatte. Wenn der Kaiser von dem Staatsoberhaupte verlangte, es solle sich um Kleinigkeiten nicht kümmern und nur die Fragen im Großen und Ganzen ins Auge fassen, beurtheilen und entscheiden, so wird wohl Niemand die Richtigkeit dieses Gedankens bestreiten. Aber man wird doch auch zugeben müssen, daß Joseph gleich selbst wieder in den Fehler verfiel, vor welchem er warnte. Wohl mochte er Recht haben mit dem Wunsche, daß der Rang der geheimen Räthe und Kämmerer nach ihrer Stellung im Staatsdienste und nicht nach ihrem Alter zu bemessen, daß der Begriff der Mißheirat abzuschaffen sei. Aber von der Entscheidung an und für sich so kleinlicher Streitfragen hing doch das Wohl der Monarchie ebensowenig ab als von der Erhöhung oder der Herabsetzung der Lehrergehalte.

Was er endlich von der Auswahl der Personen sagte, welche an die Spitze der einzelnen Verwaltungszweige zu stellen und mit der ganzen Verantwortlichkeit für dieselben zu belasten wären, klang gewiß schön, aber es war doch allzu idealistisch, als daß hierauf ein wirkliches Regierungssystem hätte gebaut werden können. Niemand war weiter davon entfernt, es thatsächlich ins Leben zu rufen, als Joseph selbst. Denn als er nach dem Tode seiner Mutter zur Alleinregierung kam, war Niemand strenger als der Kaiser in der Einforderung unablässiger Berichte der Centralbehörden und der Chefs der Provinzen, und Niemand beschränkte mehr als er den Wirkungskreis seiner Minister.

Aber nicht so sehr an diesen Punkten als an denjenigen mußte Maria Theresia sich stoßen, welche mit ihren persönlichen Gefühlen, mit ihrer tief eingewurzelten Denkart, mit Allem was sie für recht ansah und für gut, in grellem Widerspruche sich befanden. Erklärte

doch Joseph in seiner Erörterung der Erziehungsfrage gerade dasjenige für thöricht und verwerflich, was sie, vielleicht ohne daß er es wußte, vor wenigen Monaten erst niedergeschrieben hatte, um es ihrem Sohne Leopold als streng zu befolgende Richtschnur mitzugeben auf den Weg nach Toscana. Und von wem waren denn jene Vorschriften ausgegangen für die Handhabung der Censur, für die Durchsuchung des Gepäckes der Reisenden, für das Wegnehmen verbotener Bücher als von der Kaiserin selbst?

Durch Anregung dieser zwei Fragen hatte Joseph ohne Zweifel Saiten berührt, hinsichtlich deren er bei seiner Mutter niemals hoffen durfte auf einen harmonischen Accord. Es ist schon öfter auf das übergroße Gewicht hingewiesen worden, das sie auf äußere Andachtsübungen legte, und wie leicht sie sich verleiten ließ, aus ihnen auf den moralischen Werth desjenigen zu schließen, der sich dieselben besonders angelegen sein ließ. Immer höher spannte sie in dieser Beziehung ihre Anforderungen; eine Herabstimmung derselben durfte man daher auch von ihr durchaus nicht erwarten.

Ebensowenig war dieß in Bezug auf die Censur der Fall. Glücklicher Weise lag die Leitung der hiefür eingesetzten Behörde in den Händen eines freisinnigen Mannes, der nicht nur im höchsten Ansehen bei Maria Theresia stand, sondern man darf wohl sagen, ihrem Herzen theuer war, in den Händen van Swietens.

So groß auch in vielfachen Punkten der Unterschied sein mochte, der zwischen zwei so bedeutenden Männern wie Kaunitz und van Swieten obwaltete, in einer Beziehung verdienen sie doch neben einander gestellt zu werden. Beide können gleichmäßig als Beweis dienen, wie Maria Theresia gerade Männern, deren persönliche Grundsätze, deren Anschauungen über die wichtigsten Fragen des Lebens ganz andere als die ihrigen waren, nicht allein ihr unbeschränktes Zutrauen schenkte, sondern ihnen außerdem mit einer solchen Lebhaftigkeit des Gefühls dankbar und anhänglich war, daß ihr Verhältniß zu ihnen dasjenige der wärmsten und edelsten Freundschaft genannt werden darf. Wie Kaunitz, so hat daher auch van Swieten in sehr häufig wiederkehrenden

Fällen die Kaiserin zu Entscheidungen und Anordnungen vermocht, welche ihrer eigenen Geistesrichtung wohl in keiner Weise entsprachen. Am auffallendsten trat dieß bei der Reform der Wiener Universität und überhaupt in Fragen des öffentlichen Unterrichtes hervor, der allmälig den Händen der Geistlichkeit und insbesondere der Jesuiten entzogen und in diejenigen von Weltlichen gelegt wurde.

In ähnlicher Weise machte der persönliche Einfluß van Swietens auf die Kaiserin auch in Sachen der Censur sich bemerkbar. Bekannt ist wie er im Jahre 1750 es durchsetzte, daß Montesquieu's berühmtes Werk über den Geist der Gesetze, nachdem es den Bemühungen der Jesuiten schon gelungen war, dessen Verbot in Oesterreich zu erwirken, wieder freigegeben und den Buchhändlern gestattet wurde, es offen zu verkaufen.

Aber allzuweit durften in dieser Richtung doch weder van Swieten noch Kaunitz gehen, welch Letzterer in den besonders häufig vorkommenden Fällen, in denen Fremde von Auszeichnung oder die Gesandten auswärtiger Mächte über die Eingriffe der Censurbehörde in ihr Privateigenthum sich beschwerten, die mildernden Anträge van Swietens gewöhnlich nachdrücklich unterstützte. Man kann durchaus nicht sagen, daß jederzeit ihre Meinung von der Kaiserin auch zum Beschlusse erhoben worden wäre. Denn Maria Theresia betrachtete es als eine Art persönlicher Pflicht, der Verbreitung von Büchern entgegenzutreten, die sie für verderbliche hielt. Als der russische Botschafter Fürst Galitzin sich darüber beklagte, daß ihm die Censurbehörde schon seit acht Monaten den achtzehnten Band der gesammelten Werke Voltaire's zurückhalte, da ließ ihm Maria Theresia denselben zwar verabfolgen, jedoch gleichzeitig ihre Erwartung zu erkennen geben, er werde sich ihr nicht weniger gefällig erweisen wollen als sein Vorgänger es gewesen [280]). Und als der dänische Gesandte Graf Bachoff von Echt für Zurückstellung der Bücher sich verwendete, welche dem dänischen Kammerherrn Saint-Saphorin bei dem Uebertritte über die österreichische Grenze weggenommen worden waren, da schrieb Maria Theresia eigenhändig auf den Bericht des Staatskanzlers [281]):

„es ist wohl sehr verkleinerlich an pachofn und seinen dhänen, „das beede sich nicht schämen, solche bücher zu begern, die ihnen vor „aller wohlgesitten welt wenig ehre machen, einen solchen Zeitverlurst „mit solchen büchern zu machen qui gatent l'esprit et le cœur. „man wird also es halten wie bey denen andern frembden; wan sie „nicht vertilgt sind, wird man ihme selbe zustellen wan er von hier „wird abgereyset sein, nicht aber eher, dan sonsten sie hier ausgelihen „werden."

Bezeichnender noch ist der Ausspruch der Kaiserin über die Bitte des sächsischen Residenten von Pezold, daß die verbotenen Bücher, welche in dem Gepäcke des neu ernannten sächsischen Gesandten Grafen Bitzthum vorgefunden und daraus entfernt worden waren, zu Bitzthums alleinigem Gebrauche zurückgegeben werden sollten. „solche ab„scheuliche bücher", antwortete hierauf die Kaiserin eigenhändig, „als „dise sind, die weder zur wissenschaft noch zur unterhaltung in keiner „religion dienlich sein, kan nicht passirn. dise werden villmahls an „all unsere junge leute ausgelihen. man siehet wie unverschämt die „laster gehen, das weder der ministre noch pezold sich scheüen selbe „anzubegern. wenigstens die bezeichnete keineswegs zu passirn" [282]). Unter den von der Kaiserin persönlich zurückgewiesenen Büchern befanden sich die Lettres persanes von Montesquieu, die Memoiren der Frau von Maintenon von la Beaumelle und die Pièces libres von Anton Ferrand, während sie den Briefen der Lady Wortley Montague die Zulassung ertheilte. Und ein Jahr später, gerade zu der Zeit, in welcher Joseph die durchgreifende Aenderung der Censurvorschriften verlangte, rühmt sich Maria Theresia dem Staatskanzler gegenüber, dem Grafen Bitzthum „schändliche Bücher abgeschreckt" zu haben [283]).

Gewiß wird Niemand und am allerwenigsten heut zu Tage diese viel zu weit getriebene Strenge der Kaiserin billigen können. Aber man wird doch auch zugeben müssen, daß Maria Theresia mit sich selbst, mit Allem was sie bisher gewollt, erstrebt und gethan, in schreienden Widerspruch getreten wäre, wenn sie den Vorschlägen Josephs zugestimmt hätte. Schon die ersten Worte, welche die Kaiserin

darüber zu Papier brachte, deuten darauf hin, wie weit sie hievon entfernt war. An eine nicht näher bezeichnete Person ihres Vertrauens, vielleicht an Blümegen, sandte sie die Arbeit Josephs mit der Bemerkung von ihrer Hand: „dis ist der anderte Theil der rela„tion von Kayser, wovon vill Kaunitz genohmen; die frantzösische „schrifft ist schon vor sechs oder mehr jahren*) mir gegeben worden; „zeigt die gedenckungsart, die alzeit wieder zuruck komt“ [284]).

Auch dem Staatskanzler theilte Maria Theresia die Denkschrift ihres Sohnes mit, und es ist begreiflich, daß er sie ungleich günstiger beurtheilte als die Kaiserin selbst; theilte er doch wenigstens in manchen Punkten die Anschauungen Josephs. Aber am meisten freute er sich, in der Arbeit des Kaisers eine Bürgschaft erblicken zu dürfen, daß sich von der ganz ungewöhnlichen Begabung so wie von dem edlen Herzen des jungen Fürsten, von dem sie herrührte, für eine spätere Zukunft wahrhaft Großes erwarten lasse [285]).

Indem er jedoch die einzelnen Vorschläge derselben in umständlichster Weise bespricht, kann Kaunitz der Versuchung nicht widerstehen, seine eigenen Anschauungen über die von dem Kaiser angeregten Fragen ausführlich zu entwickeln; dadurch wird seine ungemein weitläufige Denkschrift zu einer höchst interessanten Charakteristik der Gesinnungen und Meinungen des Staatskanzlers selbst. Aber wenn sie auch manchmal denjenigen Josephs ähnlich sind, so kommt er doch in keinem einzigen Falle dazu, dessen Anträge der Kaiserin zur Annahme zu empfehlen.

Eine solche fanden sie denn auch von Seite Maria Theresia's nicht. Sie scheint es überhaupt vermieden zu haben, in dieser Sache eine bestimmte Entscheidung zu fällen; sie ließ dieselbe einfach auf sich beruhen. Und es mag wohl sein, daß sie ihr zur Veranlassung diente, sich vor einer noch weiter gehenden Ausdehnung des Wirkungskreises, den sie ihrem Mitregenten eingeräumt hatte, sorgfältig zu hüten. Ja man behauptete sogar, daß sie allmälig und von Fall zu Fall die

*) Offenbar die „rêveries“; doch waren nicht viel mehr als vier Jahre seit deren Abfassung verflossen.

Machtvollkommenheit wieder an sich ziehe, welche sie in dem ersten Schmerze über den Tod ihres Gemals ihrem Sohne eingeräumt hatte [286]). Nur was die Einrichtungen des Hofstaates, die Finanzen und das Kriegswesen anging, ließ sie Joseph freiere Hand. In den beiden ersteren Geschäftszweigen war jedoch der Autorität des Kaisers dadurch eine ziemlich enge Schranke gezogen, daß wenigstens in allen wichtigeren Fragen Maria Theresia die letzte Entscheidung sich vorbehielt, während sie erklärte, die oberste Leitung der Militärsachen ihrem Sohne ausschließlich zu übertragen. Gleichwohl wagte der Kaiser, der sich ängstlich bemühte, im besten Einvernehmen mit seiner Mutter zu bleiben, auch in dieser Beziehung kein vollkommen selbstständiges Auftreten. Immer verwies er auf die Befehle, die er vor Ergreifung irgend einer Maßregel von der Kaiserin einholen müsse [287]).

Es schien in der Natur der Sache gegründet, daß die Dinge, welche mit der Hofhaltung in irgend welchem Zusammenhange standen, dem Interesse und dem Verständnisse der Bevölkerung fern lagen. Aber gerade die einschneidenden Veränderungen, welche Joseph auf diesem Gebiete vornahm, waren es, wodurch die allgemeine Aufmerksamkeit und Erwartung zunächst lebhaft angeregt wurde. Schon daß der Kaiser seinen Hofstaat mit demjenigen der Kaiserin vereinigte, brachte eine günstige Wirkung hervor, denn man sah, daß er bei sich selbst und seiner Umgebung mit Ersparungen beginne. Darin lag auch der einzige Grund, weßhalb man es mit Theilnahme verfolgte, daß Fürst Khevenhüller zum zweiten Obersthofmeister ernannt wurde und die Leitung des wirthschaftlichen Theiles der mit diesem Hofamte verbundenen Geschäfte übernahm, während Ulfeld der oberste Chef desselben blieb. Graf Anton Salm und Graf Johann Karl Dietrichstein behielten die Stellen eines Oberstkämmerers und eines Oberststallmeisters, die sie früher bei Joseph eingenommen hatten, auch in dem nunmehr vereinigten Hofstaate bei, indem Fürst Heinrich Auersperg, welcher bisher Oberststallmeister der Kaiserin gewesen, aus diesem Amte schied. In Folge dieses Wechsels der Personen wurde gleichzeitig die Zahl der Pferde in den Hofställen von zwölfhundert auf achthundertzwanzig und dann sogar auf siebenhundertfünfzig

herabgesetzt. Außerdem ließ man ein Gestüt in Böhmen und ein zweites zu Bellye eingehen und vereinigte sie mit denen zu Holitsch und im Karst.

Vielleicht weniger ausgiebig, aber noch mehr Aufsehen erregend waren die Ersparungen, welche im Jagdwesen durchgeführt wurden. Zu Lebzeiten des Kaisers Franz waren die Umgebungen von Wien, insbesondere die Weingärten und Wälder mit Wildschweinen gefüllt, welche oft sehr bedeutenden Schaden verursachten. Zur Verzweiflung des Oberstjägermeisters Grafen Clary gab jetzt Joseph den Befehl, nicht nur in den Bergen um Wien, sondern auch in Eckartsau und Schloßhof alle Wildschweine auszurotten. Ein fürchterliches Blutbad begann; die Kaiserin Josepha und die älteren Erzherzoginnen betheiligten sich in so ausgiebiger Weise an den großartigen Jagden, die nun veranstaltet wurden, daß Joseph schon im Dezember 1764 erzählt, diese Damen allein hätten mehr als vierzehnhundert solcher Thiere, und zwar alle in dem Gebirge um Wien getödtet [288]). Bald war der Endzweck des Kaisers, die Ausrottung der Wildschweine, überall so ziemlich erreicht, nur auf den Donauinseln duldete man sie noch ferner; doch wurde auch hier ihre frühere übergroße Anzahl beträchtlich vermindert.

Wenn von den Ersparungen die Rede ist, die der Kaiser in den mit der Hofhaltung in Verbindung stehenden Dingen einführte, so darf die Auflösung der früheren Schweizergarde nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Charakteristisch ist einer der Beweggründe, welchen Joseph zu Gunsten dieser Maßregel anführt. Es zieme sich nicht für das Haus Oesterreich, so sagt er, sich mit Leuten zu umgeben, deren Vorfahren einst Rebellen gegen dasselbe gewesen seien [289]).

Nur höchst ungern willigte Maria Theresia in diese Verfügung, denn sie war mit den Diensten der Schweizergarde zufrieden und hatte sich an sie gewöhnt. Aber sie konnte nicht läugnen, daß ihre Mitglieder durch überspannte Forderungen selbst die Veranlassung gaben, die mit ihnen abgeschlossene Capitulation, welche zufälliger Weise gerade zu Ende ging, nicht mehr zu erneuern. Anfangs war man auf den

Gedanken gerathen, die Schweizer durch Tiroler zu ersetzen[290]), dann aber kam man wieder davon ab und hob diese Garde vollständig auf. Ein Theil des bisher auf sie verwendeten Geldes wurde erspart und ein anderer Theil diente dazu, zwei verschiedene Corps zu bilden. Das eine derselben wurde aus verdienten Unteroffizieren, das andere aus Invaliden zusammengesetzt; jedes erhielt im Wachdienst seine bestimmten Functionen. Und endlich wurde die bisherige Pagerie aufgelöst und den Pagen die Aufnahme in das Theresianum erwirkt, wo für ihre Erziehung und ihren Unterricht ungleich besser als früher vorgesorgt war. Gleichzeitig beschloß man, künftighin keine Pagen mehr zu ernennen, sondern bei feierlichen Gelegenheiten die ausgezeichnetsten Zöglinge des Theresianums als solche zu verwenden.

Wenn es auf Joseph allein angekommen wäre, so würde er noch viel weiter gegangen sein in dem an und für sich so lobenswerthen Bestreben, die Ausgaben für die Hofhaltung ansehnlich zu verringern. Hatte er doch zu noch viel tiefer einschneidenden Maßregeln schon die Zustimmung seiner Mutter erhalten. Aber das Wehegeschrei aller derer, welche durch diese Einschränkungen eine Schmälerung ihres bisherigen Einkommens erfuhren, rührte das mitleidsvolle Herz der Kaiserin wieder, und sie hob einige Anordnungen auf, welche ihr Sohn schon erlassen hatte. Es ist begreiflich, daß Joseph hiedurch recht peinlich berührt wurde, aber er bezwang sich, und wenn auch innerlich manchmal gar tief verstimmt über die unwillkommene Durchkreuzung seiner wohlgemeinten Absichten, trug er doch äußerlich jederzeit die kindliche Unterwürfigkeit zur Schau, die ihm seiner Mutter gegenüber geziemte[291]).

Es mag erlaubt sein, hier noch einer anderen Verfügung zu gedenken, welche der Kaiser im Frühlinge des Jahres 1766 traf und die ihm rasch die Herzen der Bevölkerung gewann. In nächster Nähe der Stadt und nur wenige Schritte nach den letzten Häusern der am linken Ufer des Donauarmes befindlichen Vorstadt besaß der Hof ein weitausgedehntes, wiesenreiches und waldiges Jagdgebiet, in welchem Hirsche und Wildschweine in großer Anzahl gehalten wurden, den Prater. Im Sommer durfte nur der hoffähige Adel ihn besuchen,

der sich in seinen Wagen dorthin begab. Nun wurde der Prater auf Josephs Anregung der ganzen Bevölkerung geöffnet. „So groß ist „täglich", schreibt ein gleichzeitiger Berichterstatter, „und insbesondere „an Festtagen das Zuströmen des Volkes, daß es einen höchst „angenehmen Anblick darbietet. Allsogleich wurden auf verschiedenen „Punkten Häuser für diejenigen errichtet, welche sich erlustigen wollen, „und groß ist der Verbrauch von Eßwaaren zum Nutzen des Staats-„schatzes. In heiterster Weise erscheinen daselbst der Kaiser, die Kai-„serin, die Erzherzoge und Erzherzoginnen. Und auf daß Jeder im „Volke einer völligen Freiheit genieße, gab Joseph Befehl, daß bei „seinem Erscheinen oder dem der kaiserlichen Familie Niemand seine „Ehrerbietung zu bezeigen brauche. Dieses Zugeständniß, ein Abbild „der Demokratie in einem absolutistisch regierten Staate, erweckte für „den Kaiser unaussprechliche Liebe und Freude in der Bevölkerung, so „daß sie mit vielem Rechte von dem neuen Monarchen große Vor-„theile für den Staat und für sich selbst hofft" [292]).

# Siebentes Capitel.

## Finanzen und Kriegswesen.

Von unendlich viel größerer Wichtigkeit für den Staat als die Veränderungen in der bisherigen Einrichtung der Hofhaltung waren natürlich diejenigen, welche zunächst durch Josephs Impuls in Bezug auf die Finanzen und das Kriegswesen vorgenommen wurden.

Es ist schon früher des wohlthätigen Einflusses Erwähnung geschehen, welchen der verstorbene Kaiser Franz insbesondere in den letzten Jahren seines Lebens darauf genommen hatte, daß etwas bessere Ordnung in die durch den langdauernden Krieg völlig zerrütteten Finanzen Oesterreichs gebracht und der tiefgesunkene Staatscredit allmälig wieder gehoben werde. Trotzdem war in Folge der Kürze der seither verflossenen Zeit, und wohl auch weil man nur schwer zu wirklich einschneidenden Maßregeln sich entschloß, das erreichte Resultat noch keineswegs ein befriedigendes zu nennen. Auch in dem Augenblicke, als der Kaiser starb, war der Zustand der Staatsfinanzen noch immer recht trostlos. Bei der thatsächlich schon vorhandenen Ueberbürdung der deutsch-österreichischen Länder mit Abgaben aller Art, bei Ungarns hartnäckigem Widerstreben, sich viel ausgiebiger als bisher an der Bestreitung der Staatsausgaben zu betheiligen, bei der unendlichen Schwierigkeit, neue Anlehen anders als zu den drückendsten Bedingungen abzuschließen, gab es fürwahr fast kein Mittel, durch welches irgend eine erwähnenswerthe Vermehrung der Staatseinkünfte hätte herbeigeführt werden können. Da die letzteren aber zur Bestreitung der Ausgaben bei weitem nicht zureichten, so schien, wenn

man nicht allmälig dem Staatsbankrott entgegen treiben wollte, nichts anderes übrig zu bleiben als die Ausgaben ansehnlich zu verringern. Die Reduction des Heeres, die Verminderung der Gehalte der Beamten, endlich die Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld schienen hiezu die einzigen Auswege zu bieten.

Was die Ausgaben für das Kriegswesen betraf, so waren zu deren Bestreitung nach der durch den letzten Preßburger Landtag vorgenommenen, freilich nur geringfügigen Erhöhung der ungarischen Contribution 16,500.000 Gulden jährlich bestimmt. Es bedarf wohl keines besonderen Beweises, daß selbst diese Summe nicht zureichte, um eine schlagfertige Armee von etwa hundertfünfzigtausend Mann auf den Beinen zu halten, deren man so vielen kriegsgerüsteten Nachbarn und insbesondere dem Könige von Preußen gegenüber wohl dringend bedurfte. Es lag somit auf der Hand, daß man im Militärwesen weit eher eine beträchtliche Vermehrung der Ausgaben sich gefallen lassen mußte, als daß man auf eine ansehnliche Verminderung derselben Aussicht besaß.

Es kann nicht geläugnet werden, daß bei den Gehalten der Beamten einige Ersparungen hätten Platz greifen können. Denn die durchwegs dem hohen Adel angehörigen Männer, welche an der Spitze der einzelnen Verwaltungszweige standen, waren für die damaligen Zeitverhältnisse meist sehr reichlich besoldet, und in ihrer edlen, den Staatsfinanzen aber keineswegs förderlichen Freigebigkeit war Maria Theresia nur allzu geneigt, den Männern, mit denen sie häufig verkehrte und welchen sie wohlwollte, immer neue Erhöhungen ihres Einkommens vom Staate zu Theil werden zu lassen. Aber selbst wenn es wider Erwarten gelungen wäre, die Kaiserin hievon abzuhalten und sie sogar zum Gegentheile, zu einer angemessenen Verminderung der Gehalte der höchstgestellten Beamten zu vermögen, so wäre das hievon zu hoffende Ergebniß im Ganzen und Großen doch nur ein geringes gewesen. Denn die Zahl derer, bei denen eine solche Herabsetzung hätte vorgenommen werden können, war verschwindend klein im Vergleiche zu der Menge der Angestellten, bei denen hieran nicht zu denken war. Und da Joseph, wie man weiß, jederzeit die Ueberzeugung

aussprach, die niedrig gestellten Beamten und nicht die Hochbesoldeten seien es, welche die eigentliche Geschäftslast trügen, so ist es begreiflich, daß der Kaiser die Hand nicht dazu bieten mochte, das ohnedieß so kümmerliche Los der Ersteren noch zu verschlimmern.

Eben so wenig war er dazu geneigt, durch eine willkürliche Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld den Credit des Staates noch schwerer zu schädigen, als es ohnedieß schon geschehen war. Und wie wenig man an eine Abzahlung der Schulden zu denken vermochte, wird Jedermann einleuchten, wenn er deren Gesammtbetrag, der sich auf nahezu dreihundert Millionen belief, mit der Höhe des Amortisationsfondes vergleicht, welcher in Folge der vielfachen Ansprüche, die man an ihn gestellt hatte, auf zwölfmalhunderttausend Gulden herabgesunken war.

Unter so trostlosen Umständen faßte Joseph einen wahrhaft großartigen Entschluß; die ganze höchst beträchtliche Erbschaft, welche sein Vater ihm allein zugewendet hatte, widmete er rückhaltslos dem Staate. Ungefähr zweiundzwanzig Millionen hatte er in barem Gelde und in Obligationen in den Cassen seines Vaters gefunden; hiezu kam noch der Werth der zahlreichen Güter in Böhmen und Mähren, in Oesterreich und Ungarn, endlich des Fürstenthums Teschen. Durch dieses so ansehnliche Vermögen schien ein sicheres Mittel geboten, ohne jegliche Schädigung des Staatscredites, ja mit gleichzeitiger Förderung desselben die Zinsen der Staatsobligationen von sechs und fünf auf vier vom Hundert herabzusetzen.

Mit den in der Wiener Stadtbank befindlichen Obligationen im Gesammtbetrage von mehr als hundert Millionen machte man den Anfang. Einige von ihnen waren zu sechs, die Mehrzahl aber zu fünf vom Hundert verzinslich. Zu den Barsummen, die man im Nachlasse des verstorbenen Kaisers gefunden, gesellte man noch Anlehen, die man in den österreichischen Niederlanden, in Holland und in Genua abschloß. So brachte man nicht weniger als achtzehn Millionen Bargeld zusammen; diese beträchtliche Summe in der Hand, unternahm man das Wagniß, den Besitzern der Obligationen die

Wahl zu lassen zwischen der Auszahlung des Nennwerthes derselben oder der Herabsetzung ihrer Zinsen auf vier Procent. Vollständig gelang diese Operation; nur etwas mehr als vierzehn Millionen [293]) mußten ausbezahlt werden; die Besitzer aller übrigen Staatsobligationen ließen sich die ihnen angekündigte Herabsetzung der Zinsen ganz willig gefallen. Ja eine nicht geringe Anzahl derjenigen, welche Anfangs ihre Obligationen in Geld umgesetzt hatten, scheint sich bald eines anderen besonnen und vierprocentige Staatspapiere angekauft zu haben; wenigstens wurden deren um fast sechs Millionen [294]) neu in die Bank gelegt, so daß schließlich nicht viel mehr als acht Millionen zur Auszahlung gelangt waren [295]).

Das glückliche Ergebniß dieser Finanzoperation verlockte dazu, in gleicher Weise mit den ständischen Obligationen im Gesammtbetrage von etwa sechsundzwanzig Millionen zu verfahren; auch ihre Zinsen wurden auf vier Procent herabgesetzt. Und nach einer verhältnißmäßig sehr kurzen Frist, im Jahre 1768 durfte Joseph seinem Bruder Leopold die erfreuliche Mittheilung machen, daß von der ganzen Summe der Staatsschuld nur mehr etwa vier Millionen zu sechs und dreizehn Millionen zu fünf Procent verzinst werden mußten. Bei dem größeren Theile dieser höher verzinslichen Schulden konnte eine Herabsetzung zunächst aus dem Grunde nicht stattfinden, weil die mit den Darleihern abgeschlossenen Verträge einer solchen Maßregel im Wege standen.

Die Ersparung, welche hiedurch dem Staate an jährlicher Zinsenzahlung erwuchs, wird von Joseph selbst auf 870.000 Gulden veranschlagt. Hierin erblickt er jedoch keineswegs den alleinigen Vortheil jener Creditoperation. Er behauptet, und wohl mit Recht, daß durch sie auch der Werth der liegenden Güter sich steigerte, indem das Mißverhältniß zwischen dem Ertrage derselben und den Zinsen der Staatspapiere weggefallen sei. Außerdem habe die Verbreitung eines Totalbetrages von mehr als acht Millionen dem Handel und der Industrie beträchtliche Summen zugeführt. Und endlich sei durch die Pünktlichkeit und die Redlichkeit, mit denen man gegen die Staatsgläubiger vorging, der österreichische Staatscredit sowohl im Inlande

als im Auslande so sehr befestigt worden, daß man jetzt zu vernünftigen Bedingungen so viel Geld finden könne als man wolle; ja die Noten der Bank würden sogar mit einem Procent Agio genommen. Und während bei dem Tode des Kaisers Franz viele der damals höher verzinslichen Staatspapiere noch zwanzig bis zweiundzwanzig Procent unter ihrem Nennwerthe sich befanden, hätten sie ihn jetzt entweder erreicht oder stünden doch nur um ein oder zwei Procent unter demselben. Nur die Obligationen von Böhmen und Mähren machten hievon eine Ausnahme, doch betrüge auch bei ihnen der Unterschied nicht mehr als drei oder höchstens vier vom Hundert.

Während man durch diese Vorkehrungen den Staatscredit hob und die öffentlichen Ausgaben zu vermindern sich bemühte, gab man doch auch die Hoffnung nicht auf, selbst ohne Vermehrung der schon fast unerträglich gewordenen Belastung der Bevölkerung die Einkünfte des Staates zu erhöhen. Mit Recht faßte man zu diesem Zwecke vorerst die Naturproducte ins Auge, und zunächst waren es die Bergwerke, aus denen man weit ansehnlicheren Nutzen ziehen zu können meinte als bisher. Nach Ungarn, nach Steiermark, nach Kärnten und Krain wurden Commissionen entsendet, um die Art und Weise zu prüfen, in welcher die Metalle gewonnen wurden, und Vorschläge zu erstatten, wie deren Menge beträchtlich gesteigert werden könnte; in Oberösterreich und zu Hall in Tirol hoffte man ein weit höheres Erträgniß der Salzwerke zu erzielen. Um endlich größere Pünktlichkeit in der Einhebung indirecter Steuern herbeizuführen, entschloß man sich einige derselben, wie die auf Tabak, dann die Stempel- und die Verzehrungssteuer zu verpachten.

Es soll nicht behauptet werden, daß durch die hier nur kurz zusammengefaßten Maßregeln, bei deren Durchführung sich, wenigstens insofern sie sich auf das Schuldenwesen bezogen, Graf Hatzfeldt durch Sachkenntniß, Umsicht und unermüdliche Thätigkeit besonders hervorthat [296]), die österreichischen Finanzen schon in einen durchaus befriedigenden Zustand versetzt worden seien. Im Gegentheile; zur Erreichung dieses Zieles war noch ein sehr weiter Weg zurückzulegen.

Aber das läßt sich doch nicht läugnen, daß man rüstig und muthvoll voranschritt, um sich jenem Ziele wenigstens allmälig zu nähern.

Zeigten jedoch der Kaiser und die Regierung sich befriedigt durch den Erfolg der Maßregeln, welche sie in den Finanzsachen getroffen hatten, so war von Seite der Bevölkerung gerade das Gegentheil der Fall. Nicht mit Unrecht hatte sie erwartet, daß zugleich mit der Beendigung des Krieges oder doch bald nach derselben wenigstens hinsichtlich derjenigen Steuern, welche nur aus Anlaß des Krieges auferlegt und einzig und allein durch denselben gerechtfertigt worden waren, eine ansehnliche Erleichterung eintreten werde. Aber ein Jahr folgte auf das andere, und nicht von einer Verringerung der Steuern, sondern nur von ihrer Erhöhung war die Rede. Da starb plötzlich Kaiser Franz; die Kunde von seinem überreichen Nachlasse, im Volksmunde noch vielfach vermehrt, und von Josephs Entschluß, diese ungeheuren Summen dem Staatsschatze zu widmen, steigerte die Hoffnung auf endliche Herabsetzung der übertriebenen Steuerforderungen zur Gewißheit. Um so unerträglicher waren die letzteren geworden, als sie eine bisher noch niemals erhörte Steigerung der Preise der Lebensmittel und der übrigen nothwendigsten Bedürfnisse der Bevölkerung nach sich gezogen hatten [297]). Daß sich jedoch die Staatsregierung auch jetzt noch weit entfernt zeigte von jeglicher Verminderung der Abgaben, brachte einen wahrhaft niederschlagenden Eindruck hervor.

Der Kaiser, welcher jederzeit ein offenes Ohr und ein lebhaft mitfühlendes Herz für die Bedrängnisse der Unterthanen und gerade für die ärmeren Classen derselben besaß, empfand gewiß Mitleid mit ihrer traurigen Lage und hätte ihnen ohne Zweifel gerne geholfen. Aber noch höher stand ihm das Wohl des Staates; es schien ihm gebieterisch zu fordern, daß man sich nicht von Zwischenfällen, so bedenklicher und bedauerlicher Art dieselben auch sein mochten, beirren lassen möge in dem unausgesetzten Bestreben, den Staat allmälig von der erdrückenden Last der Schulden zu befreien, unter der er beinahe erlag. Nur in solcher Weise könne man an das ersehnte Ziel gelangen, welches in der Herstellung des Gleichgewichtes zwischen den Einnahmen und den Ausgaben des Staates bestehe. Bis es erreicht worden,

müsse man, so peinlich es auch sei, Aug und Ohr verschließen vor den Klagen des Volkes [298]).

Eine Stimme jedoch, und zwar eine der mächtigsten und einflußreichsten am Wiener Hofe, erhob sich zur Bekämpfung dieser Ansicht. Am 17. April 1766 fand in einem der Säle der Hofburg eine Berathung statt, zu welcher alle Staatsminister so wie die Präsidenten der Finanz- und der Handelsbehörden berufen wurden. Auch schon aus dem Grunde erregte diese Conferenz nicht geringes Aufsehen, weil sie seit dem Tode des Kaisers Franz die erste amtliche Versammlung aller Würdenträger des Reiches war. Und es brachte immerhin einen gewissen Eindruck auf die Anwesenden hervor, daß Maria Theresia ihrem Sohne und Mitregenten den ersten Platz einräumte, indem sie ausdrücklich von ihm verlangte, daß er bei der Berathung den Vorsitz führe.

Den Gegenstand derselben bildeten die Grundsätze, welche in Finanz- und in Handelsangelegenheiten künftighin beobachtet werden sollten. Wie immer, so führte auch jetzt wieder Kaunitz das Wort; mit großer Beredsamkeit sprach er durch mehr als anderthalb Stunden. Mit vieler Entschiedenheit erklärte er sich gegen die übertriebene Anspannung der Steuerkraft, und dringend rieth er, wenigstens dort Erleichterungen eintreten zu lassen, wo durch die Ueberbürdung mit Steuern der Handel gefährdet und lahmgelegt werde. Nicht durch die Auspressung möglichst großer Summen aus dem Säckel der Steuerzahler, nicht durch das ungeduldige Drängen nach schleunigster Abtragung der öffentlichen Schulden und nach unverzüglicher Herstellung des Gleichgewichtes zwischen den Einnahmen und Ausgaben werde das Wohl des Staates gefördert. Hiezu bedürfe es vielmehr der Aufstellung und Beobachtung systematischer Grundsätze, durch welche es den Unterthanen möglich gemacht werde, aus ihrer eigenen Thätigkeit, sie bestehe in der Hervorbringung von Naturproducten, in deren Bearbeitung oder ihrer besseren Verwerthung, somit in Landwirthschaft, in Industrie oder Handel, zu ihrem eigenen Vortheil Nutzen zu ziehen. Allerdings sei man bei dem gegenwärtigen Finanzsysteme im Stande, sich im Wege der Steuern höchst ansehnliche Geldsummen zu verschaffen,

aber nur Wenige würden dabei reich, die Bevölkerung im Großen und Ganzen verarme; sie gerathe in Elend und Noth; eine allgemeine Mißstimmung und Unzufriedenheit müßte die unausbleibliche Folge davon sein. Man möge sich nicht darüber täuschen, daß man sich jetzt in einem gewissen Zirkel bewege. Jederzeit dürfe das Staatsoberhaupt den Unterthan nur im Verhältnisse zu dessen Erwerb und Einkommen besteuern. Vermindere sich dasselbe von Jahr zu Jahr, so müsse nothwendig auch das Erträgniß der Steuern allmälig abnehmen. Das gegenwärtige Finanzsystem führe unausweichlich dazu; es vernichte nach und nach den Handel und die Industrie, während nur die ausgiebige Förderung derselben den Unterthanen und durch sie auch dem Staate die Vermehrung ihres Einkommens und dadurch ungleich größeres Wohlsein verbürge[299]).

Alle Anwesenden, den Kaiser und die Kaiserin mit eingeschlossen, zeigten sich durchdrungen von der Wahrheit der Worte des Staatskanzlers. Nur Zinzendorf wagte hinsichtlich einiger Punkte an und für sich unerhebliche Einwendungen vorzubringen. Da er aber als ein warmer Verehrer und eifriger Anhänger des Fürsten Kaunitz bekannt war, so meinte so Mancher, er habe es nur gethan, um dem Staatskanzler Gelegenheit zu geben, jeden Widerspruch verstummen zu machen.

Allerdings war von der Anerkennung der Richtigkeit der von Kaunitz verfochtenen Grundsätze bis zu ihrer wirklichen Durchführung noch ein weiter Weg. Und wirklich verlautete nicht das Geringste von Maßregeln, durch welche auch nur eine theilweise Entlastung des mit Steuern überbürdeten Volkes thatsächlich ins Werk gesetzt worden wäre. Um so eifriger trachtete man, dem Handel und der Industrie in anderer Weise förderlich zu sein. Kaunitz selbst trug, auf die Vorschläge eines Italieners, des Oberstlieutenants Caratto gestützt, auf Errichtung einer Depositenbank an, welche gleichzeitig die Geschäftsthätigkeit einer großartigen Handelsgesellschaft entwickeln sollte. Er verlangte eine vollständige Aenderung des bisherigen Zollsystems und ausgiebige Verbesserungen im Münzwesen.

„bin mit all disen puncten wohl verstanden", antwortete Maria Theresia, „und sehete gern das nach all disen der fürst die einleytung „über sich nehmete und durch dem staattsrath die nöthige Verord„nungen oder billiets verfertigen lassen" [300]).

Während man in solcher Weise unablässig bemüht war, auf finanziellem Gebiete günstige Erfolge zu erzielen, wurde in einem anderen nicht minder wichtigen Zweige des Staatslebens, dem Kriegswesen eine wo möglich noch lebhaftere Thätigkeit entwickelt. Hier war in Folge des Todes des Präsidenten der obersten Militärbehörde die bedeutsame Frage in den Vordergrund getreten, wer ihn auf diesem Posten ersetzen solle. Unmittelbar nach dem Ableben Dauns hatte der Feldmarschall Graf Anton Colloredo, wohl dem Dienstrange nach zuerst hiezu berufen, die Leitung des Hofkriegsrathes übernommen, aber Joseph war keineswegs gesonnen, sie ihm zu belassen. Schon nach wenig Tagen gab Colloredo, sei es freiwillig oder in diesem Sinne beeinflußt, die Erklärung ab, daß er nicht bleibend an der Spitze des Hofkriegsrathes zu stehen wünsche. Als er hievon zurücktrat, wurde ihm die Oberaufsicht über sämmtliche militärische Akademien übertragen [301]).

Einen Augenblick hatte Joseph daran gedacht, die oberste Leitung des Hofkriegsrathes persönlich zu übernehmen und sich den Feldzeugmeister Grafen Lacy als Vicepräsidenten beizugesellen. Aber bald mochte man das Unpassende einer Maßregel einsehen, durch welche dem Oberhaupte des deutschen Reiches die Stellung eines wenn gleich hohen Staatsbeamten in Oesterreich zu Theil geworden wäre. Maria Theresia hätte gern einen der älteren Feldmarschälle zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt und es dadurch vermieden, daß durch die Berufung eines Jüngeren zu diesem Posten viele verdiente Generale gekränkt würden. Aber sie hielt keinen von ihnen für tauglich, vielleicht mit einziger Ausnahme des Prinzen Ludwig von Braunschweig-Wolfenbüttel; einen Protestanten wollte sie jedoch nicht zu diesem bedeutsamen Amte gelangen lassen. Darum stellte sie die Auswahl dem Kaiser anheim, doch verschwieg sie nicht, daß sie Lacy für den passendsten

ansah, die schwierige Aufgabe zu übernehmen, welche dem neu zu ernennenden Präsidenten des Hofkriegsrathes bevorstand.

„Der Verlust ist so unersetzlich", schrieb Maria Theresia gleich in den ersten Tagen nach dem Tode Dauns an den Grafen Tarouca, „daß wir keinen Nachfolger finden können. Ich habe für die Zukunft „das ganze Militär an meinen Sohn gewiesen, denn er ist es, der „mehr mit ihm zu thun und zu leben haben wird als ich; sein Wohl „oder Weh hängt von diesen Maßregeln ab. Er kann selbst den Chef „auswählen, welchen er will; wenn er mich zu Rathe zieht, sehe ich „nur Lacy. Dieser Theil der Regierung war der einzige, der mir am „Herzen lag. Ich habe ihn aufgegeben, der ganze Rest kostet mich „kein Opfer mehr" [302]).

Wenn die Kaiserin Lacy als denjenigen anführte, dessen Händen sie die Stelle eines Präsidenten des Hofkriegsrathes noch am ehesten anvertrauen wollte, so mag außer der Anerkennung der hervorragenden Eigenschaften Lacy's auch ihre Pietät für Daun, dessen Liebling bekanntlich Lacy jederzeit gewesen und dem er bei seinen amtlichen Arbeiten stets hülfreich zur Seite gestanden war [303]), hierauf nicht ohne allen Einfluß gewesen sein. Ja es wird sogar von einem so verläßlichen Gewährsmanne wie dem Prinzen Albert von Sachsen behauptet, Daun habe ihr auf seinem Todtenbette Lacy als den geeignetsten bezeichnet, zu seinem Nachfolger ernannt zu werden. Diese Anschauung begegnete übrigens nur einem Herzenswunsche Josephs, der an Lacy ganz außerordentliches Gefallen fand und ihn weit mehr als irgend einen anderen General für den geeigneten Mann hielt, dessen kundiger Hand die Reorganisation des österreichischen Heerwesens anzuvertrauen war. Um so tiefer zeigte sich dagegen ein Theil des höheren Adels verletzt, als jetzt Lacy's Ernennung zum Präsidenten des Hofkriegsrathes wirklich erfolgte. Daß dieser Posten einem Manne zu Theil wurde, welcher keiner besonders vornehmen Familie angehörte, ein Ausländer war und selbst nach seinem militärischen Range noch keinen Anspruch erheben konnte auf diesen Platz, brachte in jenen Kreisen eine peinliche Wirkung hervor. Da jedoch die meisten Mitglieder desselben durch

die Gunst der Kaiserin sich entweder schon in hohen und äußerst gewinnbringenden Stellungen befanden oder auf solche hofften, hüteten sie sich wohl ihren Widerspruch laut werden zu lassen, und sie fanden sich gefügig in das, was sie nicht zu ändern vermochten [304]).

Größere Beachtung verdiente es, daß Lacy's Ernennung auch von vielen und zum Theile hochverdienten Generalen nur mit einer gewissen Erbitterung aufgenommen wurde [305]). Insbesondere mußte es als ein Gebot der Klugheit und schuldigen Dankbarkeit erscheinen, einen Mann nicht zu kränken, welcher während des siebenjährigen Krieges vor Allen die hervorragendsten Dienste geleistet hatte und vielleicht der einzige unter den damaligen österreichischen Generalen ein Feldherr im wahren Sinne des Wortes genannt werden durfte. Wie lebhaft Maria Theresia und Joseph dieß empfanden, zeigten sie dadurch, daß Laudon am Namenstage des Kaisers, dem 19. März 1766 zum ersten Hofkriegsrath und zum Generalinspector der Infanterie in den deutschösterreichischen Erblanden ernannt wurde [306]).

Das läßt sich übrigens nicht läugnen, daß die Ernennung Lacy's zum Präsidenten des Hofkriegsrathes, so sehr sie auch Anfangs von so Manchem bedauert und getadelt worden war, doch allmälig in immer weiteren Kreisen als eine höchst glückliche Wahl angesehen wurde. Der unermüdliche Eifer, mit welchem Lacy der pünktlichsten Erfüllung der Pflichten seines neuen Amtes sich hingab [307]), mußte schon an und für sich den besten Eindruck hervorbringen. Mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Sachkenntniß wußte er zwei verschiedene Zwecke zu erreichen, von denen man gewöhnlich annimmt, daß sie einander gerade entgegengesetzt seien. Während er ansehnliche Ersparungen zu Gunsten des Staatsschatzes machte, trug er gleichzeitig Sorge für weit bessere Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung des Heeres, als dieß bisher geschehen war. Die Armee sollte so zahlreich, so gut eingeübt und disciplinirt, so schlagfertig sein und gleichzeitig dem Staate so wenig kosten als nur immer möglich, auf die Verwirklichung dieser Hauptgrundsätze war Josephs und Lacy's Sinnen und Trachten vornehmlich gerichtet [308]).

Es würde zu weit führen, wenn es unternommen werden sollte, hier all die einzelnen ökonomischen Maßregeln aufzuzählen, durch welche man die beabsichtigten Ersparungen zu verwirklichen hoffte. Eine derjenigen, von denen man sich viel Nutzen versprach, bestand in der Bildung eines aus lauter Invaliden zusammengesetzten Garnisonsregimentes, das sich auf dreitausendsechshundert Mann belief. Da die Erhaltung der Invaliden ohnedieß dem Staate zur Last fiel, wurde durch Errichtung dieses Regimentes nur eine geringe Mehrauslage herbeigeführt, die mit der immerhin beträchtlichen Anzahl der neu gewonnenen Dienstthuenden in gar keinem Verhältnisse stand. Sechs- bis siebentausend anderen Invaliden aber, welche in dieses Regiment nicht eintreten wollten und von denen gleichzeitig festgestellt wurde, daß sie noch recht wohl durch ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen vermöchten, wurde die bisherige Zubuße aus dem Staatsschatze entzogen.

Ersparungen in noch größerem Style meinte man dadurch herbeizuführen, daß man das abgesonderte Generalkriegscommissariat, den Hofkriegsrath in commissariaticis, der erst vor wenigen Jahren neu errichtet worden war, jetzt wieder aufhob und mit dem eigentlichen Hofkriegsrathe vereinigte. Dadurch hoffte man größere Einheit und Einigkeit in den verschiedenen Zweigen des Militärwesens und die pünktliche Ausführung aller Maßregeln zu erzielen, durch welche zweckmäßige Ersparungen durchgeführt werden konnten.

Einer besonderen Berücksichtigung von Seite Lacy's erfreute sich der Generalstab; betrachtete er sich ja fast als den Schöpfer desselben in Oesterreich. Nun verwendete er ihn zur Anfertigung zuverlässiger Karten von Böhmen, Mähren und Schlesien; die übrigen Provinzen sollten demnächst folgen. Gleichzeitig wurden genaue Landesbeschreibungen verfaßt und in dieselben die Namen der Ortschaften, die Angabe der Entfernungen, die sie von einander trennten, die Anzahl der Bewohner, der Pferde und endlich auch des Viehes aufgenommen, so daß man erst durch diese Arbeiten zu einer etwas verläßlicheren Kenntniß der eigenen Länder gelangte.

In Siebenbürgen wurde, so wie es in den übrigen an die Türkei anstoßenden Landstrichen schon früher der Fall gewesen, eine Militärgrenze errichtet. Dadurch wurden fünfzehntausend Mann Neubewaffneter gewonnen, von denen der dritte Theil auch außerhalb des Landes Dienst thun sollte. Vier Regimenter Infanterie, ein Dragoner- und ein Husarenregiment wurden aus ihnen gebildet. Anfangs stieß die Ausführung dieses Planes und insbesondere der Ankauf der Ländereien, welche den Grenzsoldaten zur Beschaffung ihres Unterhaltes eingeräumt werden sollten, auf beträchtliche Schwierigkeiten. Außerdem behaupteten die Siebenbürger, daß ein sehr großer Unterschied zwischen ihren Verhältnissen und denjenigen der croatischen Militärgrenze obwalte, der man sie gleichhalten wolle. Ihr Land sei fruchtbar und sie seien daher nicht nur im Stande und des Willens, Steuern zu zahlen, sondern sie müßten auch solche schon thatsächlich, und zwar im Uebermaß tragen. In dem steinigen und unfruchtbaren Croatien hingegen könnten die Landesbewohner bei ihrer Armuth keine Steuern entrichten und daher ihren Pflichten gegen den Staat nur durch persönliche Dienstleistung genügen [309]). Mit der Zeit wurden jedoch auch diese Schwierigkeiten überwunden und Joseph persönlich versichert, daß die siebenbürgischen Grenzer nicht nur in der veranschlagten Zahl vorhanden, sondern daß sie kräftige Leute und voll guten Willens seien.

Leichter fiel es, den gleichen Zweck im Temeswarer Banat zu erreichen, wo die Ländereien zur Dotirung der neuen Militärgrenze schon im Besitze der Regierung sich befanden. Auch in den übrigen Grenzdistricten wurden vielfache Veränderungen und Anordnungen getroffen, von denen man sich ausgiebigen Nutzen versprach. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber wendete man den Festungen zu und zwar ebensowohl denjenigen, welche Schutz gegen eine Ueberfluthung des südlichen Ungarns und Siebenbürgens durch die Türken gewähren sollten, als denen, die dazu bestimmt waren, einen etwaigen erneuerten Einbruch des Königs von Preußen in die nördlichen Provinzen des Reiches hintanzuhalten. In ersterer Beziehung kamen Gradisca und Essek, Peterwardein und Temeswar, endlich Arad in Betracht. Ueberall wurden Ausbesserungen und Vervollständigungen vorgenommen, in

Arad aber eine ganz neue Festung gebaut. Sie sollte dazu dienen, die Verbindungen mit dem Temeswarer Banate und Siebenbürgen sicherzustellen. Da die Umgegend leicht unter Wasser zu setzen war, so würde das, meinte man mit Recht, den feindlichen Angriff sehr erschweren. Aber man verhehlte sich auch nicht, daß Arad schon so weit von der Grenze sich befand, daß in Folge dessen sehr beträchtliche Gebietstheile dem Gegner preisgegeben waren.

Unter dem Eindrucke des langjährigen Krieges mit Preußen stehend, meinte man von dorther noch weit eher als von der Pforte eines Angriffes gewärtig sein zu müssen. Darum legte man gerade den Festungen im Norden des Reiches eine ganz besondere Wichtigkeit bei. Olmütz war im Ganzen in ziemlich befriedigendem Zustande, doch versäumte man auch dort nicht Verbesserungen anzubringen. In Prag wurde ein Zeughaus gebaut, Eger meinte man wegen seiner ungünstigen Lage als Festung auflassen zu müssen; um so eifriger aber ging man daran, Königgrätz ansehnlich zu verstärken. Gleichzeitig begriff man jedoch, daß dieser enge, mit Casematten und gewölbten Räumen nicht ausreichend versehene Platz niemals dazu werde dienen können, große Magazine oder das ganze Geschütz sicher zu verwahren, dessen eine Armee bedürfe. Königgrätz werde ihr daher für den Fall eines angriffsweisen Vorgehens nie von besonderem Nutzen sein können. Und auch von einer Vertheidigung glaubte man sich nicht allzu viel versprechen zu dürfen. Denn jederzeit werde die Garnison nur gering an Zahl und nicht leicht im Stande sein, einem Bombardement zu widerstehen. Ihre geringe Anzahl aber werde es ihr ungemein schwer machen, den Feind, wenn er sie, was wahrscheinlich wäre, zur Seite lassen und sich gar nicht mit ihr beschäftigen wollte, ernstlich zu beunruhigen.

So wenig als man daher auch Königgrätz zu vernachlässigen gedachte, so großes Interesse wandte man doch dem Vorschlage zu, den Norden Böhmens durch Erbauung einer neuen und ansehnlichen Festung weit ausgiebiger gegen Preußen zu decken als dieß bisher der Fall war. Nicht ohne eine gewisse Beschämung gestand man sich

jedoch, daß man in der Kunst des Festungsbauwesens, welche damals noch immer von den Franzosen mit viel größerer Vollendung betrieben wurde als von irgend einer anderen Nation Europa's, hinter ihnen noch weit zurückstand. Bei ihren freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hofe von Versailles hatte sich daher die Kaiserin schon bald nach Abschluß des Friedens an den König von Frankreich mit der Bitte um Uebersendung von Ingenieuren gewendet, welche das nordöstliche Böhmen bereisen und sowohl über den Platz, der zur Anlegung einer neuen Festung am geeignetsten erschiene, als über die Art ihrer Erbauung ein Gutachten abgeben sollten.

Mit Bereitwilligkeit kam Ludwig XV. dem Wunsche seiner Bundesgenossin entgegen. Schon im Frühjahre 1764 gingen französische Ingenieure nach Oesterreich, und der Feldzeugmeister Graf Harsch, der hier an der Spitze des Geniewesens stand, verfügte sich mit ihnen nach Böhmen. Dorthin begaben sich später auf Wunsch der Kaiserin der Feldmarschall Prinz von Zweibrücken, von Lacy begleitet, endlich Prinz Karl von Lothringen, der trotz seiner unglücklichen Kriegführung bei Lebzeiten seines Bruders eine sehr einflußreiche Stimme in Militärsachen besaß [310]).

Wie es jedoch, wenn so Viele zu Rathe gezogen werden, fast immer geschieht, so war auch damals eine sehr große Meinungsverschiedenheit über die Frage der Erbauung einer neuen Festung in Böhmen bemerkbar geworden. Die französischen Ingenieure hielten eine solche für nöthig und bezeichneten Pleß, in geringer Entfernung von Königgrätz gelegen, als den hiefür geeignetsten Punkt. Harsch war dagegen einer anderen Meinung; er sprach sich überhaupt gegen einen Neubau und für die Erweiterung und Verstärkung von Königgrätz aus. Zuletzt ließ man den ganzen Plan wieder fallen; die Furcht vor der sehr großen Ausgabe, die seine Durchführung verursachen mußte, und die Besorgniß, der König von Preußen könnte in einem solchen Festungsbau ein Zeichen des Mißtrauens, ja eine Bedrohung erblicken, galten als die Beweggründe, in Anbetracht deren man die Sache wenigstens vor der Hand auf sich beruhen ließ [311]).

Aber wenn irgend Jemand diese Motive nicht als entscheidende ansah, so war es Joseph. Kaum trat er an die Spitze der militärischen Verwaltung, so nahm er den früher aufgegebenen Gedanken der Erbauung einer Festung in Böhmen mit Lebhaftigkeit wieder auf. Die eigentliche Entscheidung verschob er jedoch im Einverständnisse mit seiner Mutter auf den Augenblick, in welchem er selbst im Stande sein werde, sich an Ort und Stelle durch persönliche Besichtigung ein zutreffendes Urtheil zu bilden.

Am 8. Juni 1766 reiste der Kaiser in Begleitung des Prinzen Albert von Sachsen, des Feldmarschalls Lacy, endlich der beiden Generale Nostitz und Joseph Colloredo nach dem Artillerielager ab, welches Fürst Wenzel Liechtenstein bei Thein in Böhmen zusammengezogen hatte. Die Feldzeugmeister Laudon und Wied waren gleichfalls anwesend.

Vier Tage verweilte Joseph daselbst. Den eifrigsten Antheil nahm er an den Uebungen der Truppen sowohl im Exercieren als im Schießen, und recht charakteristisch sind die Bemerkungen, die er über seine Wahrnehmungen niederschreibt. Von den Feuerwerkern sagt er, daß sie „etwas schwermüthig" aussähen, und er findet, daß es besser sei, langsamer zu schießen und gut zu zielen als umgekehrt. Denn eine Kugel, welche treffe, bringe weit größere Wirkung hervor, als wenn man beständig drauf los und über die Köpfe hinwegschieße. Dem Eifer des Generals Fürsten Kinsky spendet der Kaiser ein glänzendes Lob.

Am Abende des 13. Juni verließ Joseph Thein und ging über Pisek nach Pilsen; am 15. war er in Karlsbad und am 16. in Eger. Ueber Teplitz verfügte er sich nach Pirna, wo er mit größtem Interesse das Lager besichtigte, in welchem im Jahre 1756 die sächsischen Truppen von den Preußen umzingelt worden waren [312]. Auch das Lager bei Plauen nahm er in Augenschein, und am 24. Juni traf er in Dresden ein. Nach zweitägigem Aufenthalte daselbst ging er nach Torgau; überall wurden die Lagerplätze und die Schlachtfelder, welche im siebenjährigen Kriege so große Berühmtheit erlangt hatten,

mit höchster Aufmerksamkeit studirt. Bautzen und Hochkirch wurden besichtigt und über Herrenhut und Zittau kehrte Joseph auf österreichisches Gebiet zurück; am 30. Juni war er in Reichenberg.

Von nun an widmete sich der Kaiser mit Eifer und Sorgfalt den Terrainstudien im böhmischen Grenzgebirge, insbesondere wurde die Lage von Pleß aufs genaueste geprüft. Dem Grenzzuge folgend, setzte Joseph seine Reise in östlicher Richtung fort. Unfern von Senftenberg, vom Spieglitzer Schneeberge aus überblickte er einen Theil der Grafschaft Glatz; am folgenden Tage aber von dem Goldensteiner Schneeberge die Festung Neisse und deren Umgebung. Wie Moses habe er, schreibt Joseph seiner Mutter, das Land der Verheißung geschaut, ohne es zu betreten [313]).

Unter den größten körperlichen Anstrengungen, fortwährend zu Pferde oder zu Fuß, manchmal aufs äußerste erschöpft [314]), setzte der Kaiser die militärische Besichtigung des Grenzlandes fort. Am 16. Juli war er in Jablunka, dem östlichsten Punkte, den er besuchen wollte. Ueber Olmütz und Brünn kehrte er nach Wien zurück, wo er am 20. Juli eintraf.

Die argen Strapatzen, welche Joseph auf dieser Reise hatte erdulden müssen, schreckten ihn nicht ab, sich solche binnen kurzem neuerdings aufzuerlegen. Jetzt kam ja die Zeit, in welcher die schon seit dem vergangenen Jahre projectirten Uebungen der Truppen in Mähren und in Böhmen abgehalten werden sollten. Ueberallhin erstreckte sich der Ruf von dieser Absicht des Kaisers. Eine große Anzahl fremder Offiziere wendete sich an ihn mit der Bitte, gleichzeitig mit ihm das Lager besuchen zu dürfen; Joseph wies jedoch ihr Begehren zurück. Denn die Abhaltung des Lagers sei ja, ließ er erklären, wenigstens theilweise auch zu seiner eigenen Belehrung bestimmt. Zu diesem Ende wolle er selbst ein Armeecorps befehligen, während das zweite, das er zu bekämpfen habe, von Laudon commandirt werden solle. Er wisse jedoch am besten, wie viel ihm noch abgehe zum Feldherrn, und darum wolle er keine fremden Augenzeugen der Fehler herbeiziehen, die er sich ohne Zweifel zu Schulden kommen lassen

werde [315]). Gleichwohl machte er später für die französischen Offiziere eine Ausnahme, welche als Zeichen der innigen Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich damals sehr großes Aufsehen erregte [316]).

Am 4. September 1766 traf Joseph im Lager bei Iglau ein, wo ihn Lacy mit sämmtlichen Generalen der in Mähren versammelten Truppen empfing. Nachdem er drei Tage hindurch deren Uebungen beigewohnt, begab sich der Kaiser am 7. September nach Deutschbrod, wo die in Böhmen stehenden Regimenter ebenfalls ein Lager formirten. Auch dort begannen zuerst die abgesonderten Uebungen derselben, und dann schritt man zu den großen Manövern, bei denen die zwei Armeecorps aus dem mährischen und dem böhmischen Lager einander zum Scheine bekämpften. Nach Wien wurde berichtet, der Kaiser zeige sich ganz unermüdlich, die Anstrengungen zu bestehen, welche das ihm bisher ungewohnte Lagerleben mit sich brachte. Und unersättlich sei er in dem Bestreben, sich mit Allem, was zum Militärwesen gehörte, bis zu den anscheinend unbedeutendsten Dingen herab vollständig vertraut zu machen [317]).

Darin erblickte jedoch der Kaiser keineswegs seine einzige und wichtigste Aufgabe. Ueberall prüfte er mit scharfem Auge und nie rastender Sorgfalt die Beschaffenheit der Truppen, der Generale und Stabsoffiziere. Alle seine Wahrnehmungen brachte er mit großer Genauigkeit zu Papier; jedes einzelne Regiment zählte er auf, besprach dessen Bekleidung und Bewaffnung, dessen Fertigkeit im Exercieren und in den sonstigen kriegerischen Uebungen. Sparsam ist er mit seinem Lobe und freigebig mit dem Tadel, insbesondere gegen die Mitglieder der Generalität, welche er der Reihe nach anführt.

Den innigsten Antheil nahm Maria Theresia an den militärischen Erlebnissen und Bemühungen ihres Sohnes; sie schrieb ihm, daß sie im Geiste mehr im Lager als in Schönbrunn sei. Aber sie war doch auch wieder durchaus nicht damit zufrieden, daß Joseph so sehr scharfe Urtheile über Männer fällte, von denen gar Mancher ihr lange Zeit hindurch mit Eifer und Hingebung gedient hatte. Als er einen derselben, den Grafen d'Ayasasa, übertriebener Selbstsucht beschuldigte,

antwortete die Kaiserin, sie habe d'Ayasasa nie von einer so üblen Seite gekannt, daß ihm zuzutrauen wäre, er könnte aus Eigennutz einem Anderen schaden. Er sei ernst und streng, aber gerade und eifrig und durchaus kein Intrigant. „Warum ihn also", fügte die Kaiserin hinzu, „mit ungünstigem Auge beurtheilen und ihn sogleich „verdammen? Ich fürchte sehr, daß indem Du im Allgemeinen eine „recht üble Meinung von den Menschen hegst, Du Dir auch noch „die geringe Anzahl redlicher Männer dadurch entfremdest, daß Du „sie mit den Anderen zusammenwirfst. Das ist ein sehr wichtiger Punkt, „denn wer ehrlich denkt, läßt sich nicht verdächtigen und mit Anderen „vermengen; eher wird er sich entfernen oder mit geringerem Eifer „dienen. Der große Hebel besteht in dem Vertrauen; ohne dasselbe „wird es an Jeglichem fehlen" [318]).

Am 17. September verließ Joseph das Lager, besuchte in Kladrub das Gestüt und traf am folgenden Tage in Königgrätz ein. Sorgfältig wurden die dortigen Festungswerke und die Plane geprüft, nach denen neue Fortificationen angelegt werden sollten. Auch jetzt wieder zeichnete Joseph seine Beobachtungen auf, um sie seiner Mutter vorzulegen zur letzten Entscheidung, denn auch in Militärsachen ruhte dieselbe noch immer in den Händen der Kaiserin. Wie sehr sie auch in diesen Dingen den obersten Platz zu behaupten und alle Betheiligten mit der Ueberzeugung zu durchdringen verstand, daß sie allein die eigentlich maßgebende Persönlichkeit sei, soll statt vieler nur durch ein einziges Beispiel dargethan werden.

In seinem vertraulichen Verkehre mit Lacy sprach Joseph einmal den Wunsch aus, mit vollster Genauigkeit von den Bedürfnissen einer Armee unterrichtet zu werden, welche ins Feld rücken sollte. Lacy arbeitete hierüber eine Denkschrift aus. Er wagte es aber nicht, sie dem Kaiser mitzutheilen, ehe er dessen Mutter um Erlaubniß hiezu gebeten und sie gefragt hatte, ob sie den Inhalt der Denkschrift nicht lieber zu ihrer alleinigen Kenntniß nehmen wolle? [319]).

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet", antwortet ihm Maria Theresia, „daß Sie mir diese schöne aber erschreckende Darstellung mittheilten.

„Alles was darin gesagt ist, besteht in unbestreitbaren Wahrheiten, „welche die Erfahrung nur bestätigt. Nichts ist so nothwendig als „uns vor den Unglücksfällen sicherzustellen, die uns bedrohen; wo aber „finden wir die Mittel zu dem Allen? Die ganze Nacht habe ich „daran gedacht, und ich sehe kein Heilmittel, wenn nicht Sie uns eines „vorzuschlagen wissen. Sie sind der einzige geeignete Mann, die Größe „des Bedürfnisses zu begreifen und die erforderlichen Mittel herbei„zuschaffen. Wenn Sie mir beistehen, wage ich es noch mir zu „schmeicheln, meinen alten oder vielmehr denjenigen Muth wieder zu „finden, den ich in meiner Jugend besaß, und welchen die Unglücks„fälle und die grausamen Verluste aller Art, die ich erlitt, mir zu „Grunde gerichtet haben. Ich lebe nur noch und schleppe meine „traurigen Tage noch fort um des Staates, um meiner Kinder und „meiner Freunde willen; wenn ich den letzteren nützlich und zu etwas „gut sein kann, werde ich mich nicht schonen. Theilen Sie dieses „Papier meinem Sohne mit, mir aber geben Sie an die Hand, was „nothwendig ist, und ich werde bereitwillig und pflichtmäßig den ein„zigen Mann in meiner Monarchie und vielleicht in Europa unter„stützen, der dasjenige, was Noth thut, unternehmen und durchführen „kann. Es bedarf hiezu Ihrer Talente, Ihrer Festigkeit, Ihres „Fleißes und Eifers, Ihrer Anhänglichkeit. Zählen Sie auf mein „ganzes Vertrauen, auf meine Erkenntlichkeit und Freundschaft“ [320]).

Maria Theresia zeigte sich jedoch nicht allein als Bewunderin der Art und Weise, in welcher Lacy dem unter den damaligen Verhältnissen so überaus schwierigen Amte eines Präsidenten des Hofkriegsrathes vorstand. Wie es schon in dem herzgewinnenden Wesen der Kaiserin lag, durch welches sie so oft die begeisterte Anhänglichkeit derjenigen erwarb, mit denen sie in Verkehr trat, so wußte sie auch Lacy gegenüber ihrer Dankbarkeit für die außerordentlichen Dienste, die er ihr leistete, in Dingen Ausdruck zu geben, die ihn eigentlich nur persönlich betrafen. Im Jahre 1766 kaufte Lacy von Philipp Jakob von Managetta den sogenannten Neuwaldegger Hof bei Dornbach um den Preis von dreißigtausend Gulden. Aus Wiesen, Weingärten und Gehölzen bestanden die Grundstücke, die zu seinem

neuen, damals noch nicht sehr ausgedehnten Besitzthum gehörten. Lacy aber beabsichtigte, einen größeren Park anzulegen und ihn wenigstens auf einen Theil der anstoßenden Waldungen auszudehnen, welche dem Staate gehörten. Selbstverständlich besaß er jedoch kein freies Verfügungsrecht in denselben und es beengte ihn sehr, daß er zur Fällung jedes Baumes die Zustimmung des Oberstjägermeisters und des kaiserlichen Waldamtes einholen mußte. Er bat die Kaiserin um eine Art von Privilegium, in jenen Wäldern ungehindert hantieren zu können, und dasselbe wurde ihm bereitwilligst ertheilt [321]). Als er endlich aus Anlaß des Ankaufes dieses Gutes in die Reihe der niederösterreichischen Stände aufgenommen zu werden wünschte und der Landmarschall Fürst Trautson erwiederte, daß er hiezu nur einen Befehl der Kaiserin erwarte, da schrieb Maria Theresia eigenhändig auf die Anzeige Lacy's: „Das ist eine schlechte Entschuldigung. Ich habe ihm noch an dem „Tage davon gesprochen, als Sie es von mir begehrten. Um ihm „aber jeden Vorwand zu benehmen, habe ich ihm schon schriftlich den „Befehl ertheilt, denn ich will Sie zum Landmann und meinem Lands„mann haben" [322]).

An demselben Tage, an welchem die Kaiserin dieß niederschrieb, kündigte sie Lacy ihre Absicht an, wenn er es wünschen sollte, seinen Neffen, den Grafen Browne, zum Kammerherrn bei ihren jüngeren Söhnen zu ernennen. „Ich bin entzückt", fügte sie hinzu, „Gelegen„heiten zu finden, Ihnen zu beweisen, wie dankbar ich Ihnen für die „großen Dienste, die Sie mir leisten, und für den Eifer bin, den Sie „für meine Interessen an den Tag legen. Ich wollte dieses für mich „so unglückliche Jahr nicht endigen, ohne alle diese Punkte ins Reine „zu bringen" [323]).

Wenn Maria Theresia das Jahr 1766 mit so trübseligen Worten schloß, so verwendete Joseph die letzten Tage desselben dazu, daß er seine Betrachtungen über die Nothwendigkeit der Vermehrung der Streitkräfte und über die Aufstellung eines den politischen Verhältnissen der Monarchie angemessenen Vertheidigungsstandes zu Papier brachte. Denn auf den wirklichen Krieg ausreichend vorbereitet zu sein, darauf waren seine Bestrebungen vornehmlich gerichtet. Darum

hatte er jene Darstellung der Erfordernisse eines solchen von Lacy verlangt, von welcher so eben die Rede war. Und sie gab ihm offenbar den Anlaß, auch seine Gedanken über diesen wichtigen Gegenstand niederzuschreiben [324]).

Den so oft wiederholten, uralten Satz stellte er an die Spitze seiner Ausführungen, daß wer den Frieden wolle, zum Kriege sich rüsten müsse. Da man des ersteren bedürfe, solle man zu dem zweiten bereit sein. In jeder Beziehung sei man jedoch hievon sehr weit entfernt. Man habe hunderttausend Mann auf den Beinen, und würde in Verlegenheit sein, nur sechstausend wirklich marschiren zu lassen. Das Militärbudget bestehe aus siebzehn und einer halben Million, die Niederlande und Italien noch ungerechnet. Dennoch vermöge man den Nachbarn keineswegs zu widerstehen. „Welche Aussicht", sagt Joseph im Hinblick auf sich selbst, „für einen Mann, der seine „Souveränin anbetet und sein Vaterland liebt, und welcher im „Falle des Krieges persönlich und nachdrucksvoll handelnd auftreten „möchte?" [325]).

In die punktweise Aufzählung der bestehenden Mängel, in welche der Kaiser sich einläßt, und in seine Vorschläge, durch deren Verwirklichung er die vorhandenen Besorgnisse zerstreuen und nicht nur die Zahl der schon zur Verfügung stehenden Streitkräfte ansehnlich vermehren, sondern auch das Fehlende zu etwaiger Mobilmachung der Armee rechtzeitig herbeischaffen will, soll hier um so weniger eingegangen werden, als Joseph sich hiebei, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, gar sehr in militärisches Detail vertieft. Wie sie es in wichtigen Dingen immer zu thun gewohnt war, theilte Maria Theresia auch jetzt wieder die Denkschrift ihres Sohnes dem Fürsten Kaunitz zur Begutachtung mit. In der ihm eigenthümlichen methodischen Weise kam derselbe dem Auftrage der Kaiserin nach. Die Macht, die Stärke und die Wohlfahrt eines Staates gründe sich, führte er weitläufig aus, auf gutbestellte Finanzen, ein wohleingerichtetes Militärwesen und eine weise und vorsichtige Politik. Diese drei Hauptpfeiler einer guten Regierung müßten jedoch eng und unzertrennlich zusammenwirken und sich gegenseitig unterstützen, nicht aber sich

hemmen und aufheben. Ohne geordnete Finanzen könne keine ausreichende Kriegsmacht bestehen. Ohne Kriegsmacht sei alle Politik unwirksam und kraftlos. Ohne vernünftige Politik verschaffe auch die stärkste Kriegsmacht keine hinlängliche Sicherheit. Ohne Kriegsmacht und Politik seien die besten Finanzen und die größten Reichthümer nichts als ein lebhaftes Reizmittel für die Eroberungssucht herrschbegieriger Feinde und Nachbarn.

Auf diese vier Sätze gründete Kaunitz die fernere Entwicklung seiner Meinung, welche darauf hinausging, daß ein Staat niemals eine so zahlreiche Armee halten könne, daß sie allen etwa denkbaren Feinden gewachsen sei, und daß die Anzahl der Streitkräfte wenigstens in Friedenszeit immer in einem richtigen Verhältnisse stehen müsse zur Finanzkraft des Staates [326]).

„Es verhält sich", sagte Kaunitz wörtlich, „mit dem Staate „ebenso wie mit einer Privathaushaltung. Wird in dieser das Capital „und in jenem die Substanz des allgemeinen Vermögens angegriffen, „so gehen beide unvermeidlich zu Grunde. Und da die Macht und „das Ansehen eines Regenten mit der Wohlfahrt seiner Unterthanen „so wesentlich und unzertrennlich verknüpft sind, daß jene mit dieser „zu allen Zeiten auf gleich hohem oder niedrigem Grade sich befinden, „so kann sich nicht die geringste Verminderung an dem Fonde des „allgemeinen Vermögens ereignen, ohne daß der Schaden hievon nicht „zugleich auf den Regenten fällt."

Schon aus dem bisher Gesagten wird deutlich, daß Kaunitz von der Besorgniß erfüllt war, der Kaiser werde in dem Bestreben, nur ja eine recht zahlreiche Kriegsmacht auf den Beinen zu halten, nicht nur die Verbesserung der keineswegs zufriedenstellenden Finanzlage vernachlässigen, sondern dieselbe wohl gar noch verschlimmern. Durch Anführung historischer Beispiele bemüht er sich darzuthun, daß man vor einem solchen Irrwege sich sorgfältig hüten müsse. „Ein Staat, „der seine Kräfte in Friedenszeiten überspannt", in diesen Satz faßt Kaunitz seine Meinung zusammen, „entzieht sich für die abwechselnden „Glücksumstände, die mit einem Kriege immer verflochten zu sein

„pflegen, die nöthigen Rettungsmittel, und verstopft sich die Quellen „seiner Zuflüsse für künftige Fälle, wo er sie am meisten braucht."

„Da jede Verstärkung der Kriegsmacht ein neuer Aufwand „des Staates ist", fährt Kaunitz fort, „so werden zur Bestreitung „desselben neue Zuflüsse erfordert."

„Werden diese Zuflüsse durch neue Abgaben erzwungen, da die „alten bereits auf das Höchste gestiegen und nur allzu drückend sind, „so greift man das allgemeine Vermögen an seiner Quelle an, zehrt „so zu sagen vom Capital, untergräbt die Grundlage des Finanzwesens „und mit ihr die Basis von Allem."

„Werden diese Zuflüsse aus den zur Bestreitung der Interessen „und zu allmäliger Abstoßung der Schulden bestimmten Fonds her„geholt, so entzieht man dem Creditwesen seine Stütze und dem Staate „hiedurch das wesentlichste Kleinod, die Grundlage aller großen Unter„nehmungen und die sicherste Aushülfe in Nothfällen."

Wie man sieht, war die Meinung des Staatskanzlers derjenigen des Kaisers so ziemlich entgegengesetzt, und es verdient nur die größte Bewunderung, daß er sie demungeachtet so unverhohlen aussprach. Maria Theresia aber, welcher nun die Entscheidung zwischen ihnen zukam, vermied es mit Sorgfalt, den Grundsätzen des Einen oder des Anderen den Vorzug zu geben. Vorsichtiger Weise beschränkte sie sich darauf, hinsichtlich der einzelnen, von Joseph angeführten Punkte, unter denen der Vorschlag wegen Einführung des Cantonssystems in Oesterreich bei weitem der wichtigste war, ihre Meinung zu erkennen zu geben. Sie schloß mit dem Wunsche, der Kaiser möge mit Starhemberg, Lacy und Blümegen die Sache noch ferner überlegen und das Resultat dieser Berathungen ihr mittheilen. Dieß werde „den Nachkömmlingen zum Unterricht dienen, mit was müh„samer Ueberlegung man gesucht habe, ihnen den Staat in besseren „Umständen zu übergeben, als wir solchen bekommen haben, um „wenigstens den Trost in das Grab mitnehmen zu können, daß wir „weder Mühe noch Sorgfalt gespart haben, um den Staat her„zustellen."

Die Erwartung, von welcher die Kaiserin ausgehen mochte, daß es ihr in solcher Weise gelingen werde, die einander entgegengesetzten Anschauungen allmälig näherzubringen und zu vereinen, erfüllte sich jedoch nicht. Für die Partei, zu der Joseph sich zählte und welche die ansehnliche Vermehrung des Kriegsheeres verlangte, führte Lacy, für ihre Gegner aber, denen es vor Allem um die Herstellung eines geordneten Zustandes der Finanzen zu thun war, Kaunitz das Wort. In so freimüthiger Weise geschah dieß von Seite des Letzteren, daß er endlich selbst bat, Maria Theresia möge eine seiner Denkschriften unterdrücken, weil er besorge, die in derselben enthaltenen Aeußerungen könnten das Mißfallen Josephs erregen. „Ich folge seinen rath", antwortete hierauf Maria Theresia, „die sache zu suprimirn bis auff „andre zeit, indeme gahr wohl das decouragement anderer einsehe, „umb so mehr alſ es selbsten bin" [327]).

Aus dem ganzen Verfahren Josephs in dieser Angelegenheit ist neuerdings ersichtlich, mit welchem Eifer und mit welchem Interesse er dem Kriegswesen seine gespannteste und nie ermüdende Aufmerksamkeit zuwandte, und wie er darüber sogar seine sonstigen Grundsätze der Sparsamkeit aus den Augen verlor. Mit Recht sprach daher auch der venetianische Botschafter Renier zu jener Zeit von Josephs ausgesprochener Vorliebe für das Militär. „Voll Freundlichkeit redet er", sagt Renier von dem Kaiser, „nicht allein mit den Offizieren, sondern „auch mit den Soldaten. Fast täglich erscheint er bei der Parade, „und sehr gern unterhält er sich über Alles, was zum Militärsystem „gehört. Er ermüdet nicht, seinen eigenen Körper in höchstem Maße „abgehärtet und geübt zu erhalten und sich dadurch jenes kriegerische „Wesen zu bewahren, welches an ihm so sichtlich hervortritt" [328]).

Aber man würde doch dem Kaiser sehr Unrecht thun, wenn man sich zu der Meinung verleiten lassen wollte, er habe nur für militärische Einrichtungen und höchstens noch für die Finanzen Sinn und Verständniß besessen. Im Gegentheile, auch allen übrigen Zweigen des Staatslebens trug er das regste Interesse entgegen. In demselben Berichte, in welchem Renier von der Vorliebe des Kaisers für das Kriegswesen spricht, sagt er von ihm: „Dieser Monarch zeigt sich

„begierig, alle Dinge kennen zu lernen. Er macht sich für Jedermann „zugänglich, weil er darin das beste Mittel zur Erreichung dieses „Zweckes erblickt. Leute, welche nicht mit vollster Offenheit zu ihm „reden, sind ihm keineswegs willkommen. Bis in die kleinsten Neben„umstände wünscht er nicht allein die Dinge, die seine eigenen „Länder angehen, sondern auch diejenigen zu wissen, welche die frem„den Staaten betreffen. Begierig greift er nach allen Schriften, welche „die Unterthanen ihm überreichen, sie mögen sich auf Gnaden und „Begünstigungen oder auf Vorschläge beziehen, die darauf abzielen, „die alten Einrichtungen zu verbessern oder neue zu schaffen. Mit „Bestimmtheit weiß ich, daß ihm eine ausführliche, in vier Abschnitte „getheilte Schrift überreicht wurde, die sich auf die Hauptgrundlagen „seiner Staaten bezog, auf die Finanzen, das Kriegswesen, den Handel „und die politischen Fragen; schwerwiegende Betrachtungen über jeden „dieser vier Punkte waren darin enthalten. Die Schrift wurde ins„geheim dem Kaiser übergeben; nachdem er sie gelesen, zeigte er sich „ungemein huldvoll gegen den Ueberreicher. Er ermuthigte ihn, seine „Studien fortzusetzen, und fügte hinzu, daß bei sich ergebender Ge„legenheit einige seiner Vorschläge ausgeführt werden würden. Ueber„dieß versicherte er ihn seiner Erkenntlichkeit und Geneigtheit“ [329]).

Nicht völlig übereinstimmend mit der allgemeinen Ansicht über die Thätigkeit und die Wirksamkeit Josephs war seine eigene Mutter. Anfänglich billigte allerdings auch sie die Art seines Auftretens. Die Unermüdlichkeit und Selbstaufopferung, die er an den Tag legte, nöthigten ihr Ausdrücke vollster Zustimmung ab. „Ich bin sehr zu„frieden mit dem Kaiser“, schrieb Maria Theresia wenige Wochen nach dem Tode ihres Gemals, „aber auch für den geringsten Trost „bin ich fühllos, und Alles widert mich an“ [330]). Allmälig traten jedoch die im tiefsten Grunde ihres beiderseitigen Charakters wurzelnden Meinungsverschiedenheiten zwischen Mutter und Sohn immer unverkennbarer an den Tag. Die unbezähmbare Sucht des Letzteren, die bestehenden Einrichtungen, auch wenn dieselben zweckmäßig und heilsam sein mochten, verwerflich zu finden und sie durch neue ersetzen zu wollen, mußte die Kaiserin verletzen, von der manche dieser

Einrichtungen herrührten. Mit Recht hob sie in oftmals sich wiederholenden Fällen hervor, daß nicht jederzeit das Neuere besser und wünschenswerther als das bisher Bestehende, daß daher das erstere nur dann an Stelle des letzteren zu setzen sei, wenn man nach reiflicher Ueberlegung an der günstigen Wirkung einer solchen Veränderung nicht zweifeln dürfe.

Vielleicht mehr noch als Josephs nach ihrer Meinung überhastigen Drang nach durchgreifender Veränderung der bestehenden Staatseinrichtungen mißbilligte Maria Theresia die Art und Weise, in der er diese Umwandlungen ins Werk setzen wollte. Selbstverständlich wurden durch dieselben nicht selten alte und verdiente Männer aus ihren Stellungen verdrängt und dadurch am Abende eines arbeitsamen, dem Staate geweihten Lebens aufs tiefste verletzt. Maria Theresia, zu deren Tugenden diejenige der Dankbarkeit in ganz besonderem Maße gehörte, empfand eine Zurücksetzung, welche einem Manne widerfuhr, dem sie Dank schuldig zu sein glaubte, kaum minder schmerzlich als wenn sie ihr selbst angethan worden wäre. Und auch in den Fällen, in denen es so weit nicht kam und von einem Stellenverluste die Rede nicht sein konnte, war doch die schroffe und verletzende, ja manchmal sogar höhnische Sprache, deren sich Joseph nicht selten gegen Männer bediente, welche schon un ihrer hervorragenden Verdienste willen vor einer solchen gesichert sein sollten, der Kaiserin gründlich zuwider.

Um dieß zu beweisen, soll hier nur eines einzigen derartigen Falles Erwähnung geschehen. Nicht lange Zeit nachdem er den Kaiserthron Deutschlands bestiegen, versuchte Joseph in einer Streitfrage, die sich mit der Republik Genua über das Reichslehen San Remo entspann, die Gerechtsame des Reichsoberhauptes zur Geltung zu bringen. Bei der nachdrücklichen Unterstützung, welche Frankreich den Genuesen gewährte, bei der theilnahmslosen Apathie, die im deutschen Reiche herrschte, dachte Kaunitz nicht mit Unrecht, der Kaiser werde mit seinen Ansichten nicht durchdringen können. Joseph war der entgegengesetzten Meinung und brachte sie in einer von ihm verfaßten Denkschrift in schroffster Weise zum Ausdruck. Für ihn selbst

habe es ihr wehgethan, schrieb Maria Theresia über die letztere, daß sie aus ihr die Befriedigung entnehmen mußte, die es ihm verursache, Andere zu demüthigen und zu kränken. Es sei dieß gerade das Gegentheil von dem, was sie immer gethan. Sie habe es vorgezogen, die Menschen durch gute Worte zum Gehorsam zu vermögen, sie zu überreden statt sie zu zwingen. Sie habe sich jederzeit wohl dabei befunden, und sie wünsche, er möge in seinen Ländern und bei seinen Staatsdienern die gleiche Beihülfe finden, welche ihr zu Theil geworden sei. Und wie es schon in ihrer Art lag, fuhr die Kaiserin, an ihren eigenen Worten sich erhitzend, in immer schärferen Ausdrücken fort, ihrem Sohne den Ton und Inhalt der von ihm verfaßten Denkschrift zu verweisen. „Glaubst Du Dir", sagt sie ihm wörtlich, „in solcher „Weise brauchbare Leute zu erhalten? Ich fürchte, Du wirst in die „Hände von Schurken fallen, welche, um an ihr Ziel zu gelangen, „Alles dasjenige dulden, was eine edle und wahrhaft anhängliche „Seele niemals ertragen kann. Urtheile über meine Lage Kaunitz „gegenüber. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß „er schmerzlich erregt war und nichts als die Worte sagte: „„Ich „„habe nicht geglaubt diese Vorwürfe zu verdienen"". Welche Wir„kung wird Deine Denkungsweise auf Starhemberg hervorbringen? „Und am meisten war ich betroffen zu sehen, daß Du keineswegs in „der ersten Aufregung gehandelt. Vierundzwanzig Stunden nachdem „Du die Depeschen empfingst, also nach reiflicher Ueberlegung erfreust „Du Dich daran, den Dolch ins Herz zu stoßen, mit ironischen „Worten und mit viel zu übertriebenen Vorwürfen gegen Leute, welche „Du selbst als die besten ansiehst und die zu erhalten Du bemüht „warst. Fast möchte ich glauben, daß Du damals nicht aufrichtig „gewesen bist. Wie sehr fürchte ich, daß Du niemals Freunde finden „wirst. Wer wird auch Joseph anhänglich sein, auf den Du doch so „große Stücke hältst, denn es ist weder der Kaiser noch der Mitregent, „von welchem diese beißenden, ironischen, ja böswilligen Züge aus„gehen, sondern von dem Herzen Josephs, und das ist es was mich „beunruhigt, das ist es was das Unglück Deines Lebens bilden und „das der Monarchie und unser Aller nach sich ziehen wird. Ich werde „nicht mehr auf Erden sein, aber ich schmeichelte mir, nach meinem

Die Erwartung, von welcher die Kaiserin ausgehen mochte, daß es ihr in solcher Weise gelingen werde, die einander entgegengesetzten Anschauungen allmälig näherzubringen und zu vereinen, erfüllte sich jedoch nicht. Für die Partei, zu der Joseph sich zählte und welche die ansehnliche Vermehrung des Kriegsheeres verlangte, führte Lacy, für ihre Gegner aber, denen es vor Allem um die Herstellung eines geordneten Zustandes der Finanzen zu thun war, Kaunitz das Wort. In so freimüthiger Weise geschah dieß von Seite des Letzteren, daß er endlich selbst bat, Maria Theresia möge eine seiner Denkschriften unterdrücken, weil er besorge, die in derselben enthaltenen Aeußerungen könnten das Mißfallen Josephs erregen. „Ich folge seinen rath", antwortete hierauf Maria Theresia, „die sache zu suprimirn bis auff „andre zeit, indeme gahr wohl das decouragement anderer einsehe, „umb so mehr als es selbsten bin" [327]).

Aus dem ganzen Verfahren Josephs in dieser Angelegenheit ist neuerdings ersichtlich, mit welchem Eifer und mit welchem Interesse er dem Kriegswesen seine gespannteste und nie ermüdende Aufmerksamkeit zuwandte, und wie er darüber sogar seine sonstigen Grundsätze der Sparsamkeit aus den Augen verlor. Mit Recht sprach daher auch der venetianische Botschafter Renier zu jener Zeit von Josephs ausgesprochener Vorliebe für das Militär. „Voll Freundlichkeit redet er", sagt Renier von dem Kaiser, „nicht allein mit den Offizieren, sondern „auch mit den Soldaten. Fast täglich erscheint er bei der Parade, „und sehr gern unterhält er sich über Alles, was zum Militärsystem „gehört. Er ermüdet nicht, seinen eigenen Körper in höchstem Maße „abgehärtet und geübt zu erhalten und sich dadurch jenes kriegerische „Wesen zu bewahren, welches an ihm so sichtlich hervortritt" [328]).

Aber man würde doch dem Kaiser sehr Unrecht thun, wenn man sich zu der Meinung verleiten lassen wollte, er habe nur für militärische Einrichtungen und höchstens noch für die Finanzen Sinn und Verständniß besessen. Im Gegentheile, auch allen übrigen Zweigen des Staatslebens trug er das regste Interesse entgegen. In demselben Berichte, in welchem Renier von der Vorliebe des Kaisers für das Kriegswesen spricht, sagt er von ihm: „Dieser Monarch zeigt sich

„begierig, alle Dinge kennen zu lernen. Er macht sich für Jedermann „zugänglich, weil er darin das beste Mittel zur Erreichung dieses „Zweckes erblickt. Leute, welche nicht mit vollster Offenheit zu ihm „reden, sind ihm keineswegs willkommen. Bis in die kleinsten Neben„umstände wünscht er nicht allein die Dinge, die seine eigenen „Länder angehen, sondern auch diejenigen zu wissen, welche die frem„den Staaten betreffen. Begierig greift er nach allen Schriften, welche „die Unterthanen ihm überreichen, sie mögen sich auf Gnaden und „Begünstigungen oder auf Vorschläge beziehen, die darauf abzielen, „die alten Einrichtungen zu verbessern oder neue zu schaffen. Mit „Bestimmtheit weiß ich, daß ihm eine ausführliche, in vier Abschnitte „getheilte Schrift überreicht wurde, die sich auf die Hauptgrundlagen „seiner Staaten bezog, auf die Finanzen, das Kriegswesen, den Handel „und die politischen Fragen; schwerwiegende Betrachtungen über jeden „dieser vier Punkte waren darin enthalten. Die Schrift wurde ins„geheim dem Kaiser übergeben; nachdem er sie gelesen, zeigte er sich „ungemein huldvoll gegen den Ueberreicher. Er ermuthigte ihn, seine „Studien fortzusetzen, und fügte hinzu, daß bei sich ergebender Ge„legenheit einige seiner Vorschläge ausgeführt werden würden. Ueber„dieß versicherte er ihn seiner Erkenntlichkeit und Geneigtheit" [329]).

Nicht völlig übereinstimmend mit der allgemeinen Ansicht über die Thätigkeit und die Wirksamkeit Josephs war seine eigene Mutter. Anfänglich billigte allerdings auch sie die Art seines Auftretens. Die Unermüdlichkeit und Selbstaufopferung, die er an den Tag legte, nöthigten ihr Ausdrücke vollster Zustimmung ab. „Ich bin sehr zu„frieden mit dem Kaiser", schrieb Maria Theresia wenige Wochen nach dem Tode ihres Gemals, „aber auch für den geringsten Trost „bin ich fühllos, und Alles widert mich an" [330]). Allmälig traten jedoch die im tiefsten Grunde ihres beiderseitigen Charakters wurzelnden Meinungsverschiedenheiten zwischen Mutter und Sohn immer unverkennbarer an den Tag. Die unbezähmbare Sucht des Letzteren, die bestehenden Einrichtungen, auch wenn dieselben zweckmäßig und heilsam sein mochten, verwerflich zu finden und sie durch neue ersetzen zu wollen, mußte die Kaiserin verletzen, von der manche dieser

Einrichtungen herrührten. Mit Recht hob sie in oftmals sich wiederholenden Fällen hervor, daß nicht jederzeit das Neuere besser und wünschenswerther als das bisher Bestehende, daß daher das erstere nur dann an Stelle des letzteren zu setzen sei, wenn man nach reiflicher Ueberlegung an der günstigen Wirkung einer solchen Veränderung nicht zweifeln dürfe.

Vielleicht mehr noch als Josephs nach ihrer Meinung überhastigen Drang nach durchgreifender Veränderung der bestehenden Staatseinrichtungen mißbilligte Maria Theresia die Art und Weise, in der er diese Umwandlungen ins Werk setzen wollte. Selbstverständlich wurden durch dieselben nicht selten alte und verdiente Männer aus ihren Stellungen verdrängt und dadurch am Abende eines arbeitsamen, dem Staate geweihten Lebens aufs tiefste verletzt. Maria Theresia, zu deren Tugenden diejenige der Dankbarkeit in ganz besonderem Maße gehörte, empfand eine Zurücksetzung, welche einem Manne widerfuhr, dem sie Dank schuldig zu sein glaubte, kaum minder schmerzlich als wenn sie ihr selbst angethan worden wäre. Und auch in den Fällen, in denen es so weit nicht kam und von einem Stellenverluste die Rede nicht sein konnte, war doch die schroffe und verletzende, ja manchmal sogar höhnische Sprache, deren sich Joseph nicht selten gegen Männer bediente, welche schon um ihrer hervorragenden Verdienste willen vor einer solchen gesichert sein sollten, der Kaiserin gründlich zuwider.

Um dieß zu beweisen, soll hier nur eines einzigen derartigen Falles Erwähnung geschehen. Nicht lange Zeit nachdem er den Kaiserthron Deutschlands bestiegen, versuchte Joseph in einer Streitfrage, die sich mit der Republik Genua über das Reichslehen San Remo entspann, die Gerechtsame des Reichsoberhauptes zur Geltung zu bringen. Bei der nachdrücklichen Unterstützung, welche Frankreich den Genuesen gewährte, bei der theilnahmslosen Apathie, die im deutschen Reiche herrschte, dachte Kaunitz nicht mit Unrecht, der Kaiser werde mit seinen Ansichten nicht durchdringen können. Joseph war der entgegengesetzten Meinung und brachte sie in einer von ihm verfaßten Denkschrift in schroffster Weise zum Ausdruck. Für ihn selbst

habe es ihr wehgethan, schrieb Maria Theresia über die letztere, daß sie aus ihr die Befriedigung entnehmen mußte, die es ihm verursache, Andere zu demüthigen und zu kränken. Es sei dieß gerade das Gegentheil von dem, was sie immer gethan. Sie habe es vorgezogen, die Menschen durch gute Worte zum Gehorsam zu vermögen, sie zu überreden statt sie zu zwingen. Sie habe sich jederzeit wohl dabei befunden, und sie wünsche, er möge in seinen Ländern und bei seinen Staatsdienern die gleiche Beihülfe finden, welche ihr zu Theil geworden sei. Und wie es schon in ihrer Art lag, fuhr die Kaiserin, an ihren eigenen Worten sich erhitzend, in immer schärferen Ausdrücken fort, ihrem Sohne den Ton und Inhalt der von ihm verfaßten Denkschrift zu verweisen. „Glaubst Du Dir", sagt sie ihm wörtlich, „in solcher „Weise brauchbare Leute zu erhalten? Ich fürchte, Du wirst in die „Hände von Schurken fallen, welche, um an ihr Ziel zu gelangen, „Alles dasjenige dulden, was eine edle und wahrhaft anhängliche „Seele niemals ertragen kann. Urtheile über meine Lage Kaunitz „gegenüber. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß „er schmerzlich erregt war und nichts als die Worte sagte: „„Ich „„habe nicht geglaubt diese Vorwürfe zu verdienen"". Welche Wir„kung wird Deine Denkungsweise auf Starhemberg hervorbringen? „Und am meisten war ich betroffen zu sehen, daß Du keineswegs in „der ersten Aufregung gehandelt. Vierundzwanzig Stunden nachdem „Du die Depeschen empfingst, also nach reiflicher Ueberlegung erfreust „Du Dich daran, den Dolch ins Herz zu stoßen, mit ironischen „Worten und mit viel zu übertriebenen Vorwürfen gegen Leute, welche „Du selbst als die besten ansiehst und die zu erhalten Du bemüht „warst. Fast möchte ich glauben, daß Du damals nicht aufrichtig „gewesen bist. Wie sehr fürchte ich, daß Du niemals Freunde finden „wirst. Wer wird auch Joseph anhänglich sein, auf den Du doch so „große Stücke hältst, denn es ist weder der Kaiser noch der Mitregent, „von welchem diese beißenden, ironischen, ja böswilligen Züge aus„gehen, sondern von dem Herzen Josephs, und das ist es was mich „beunruhigt, das ist es was das Unglück Deines Lebens bilden und „das der Monarchie und unser Aller nach sich ziehen wird. Ich werde „nicht mehr auf Erden sein, aber ich schmeichelte mir, nach meinem

„Tode in Deinem Herzen fortzuleben, und daß Deine zahlreiche Familie, „Deine Staaten durch mein Hinscheiden nichts verlieren, sondern im „Gegentheile nur gewinnen werden. Kann ich das hoffen, wenn Du „Dich zu einem Tone hinreißen lassest, der alle Liebe und Freund- „schaft verbannt? Die Nachahmung ist nicht schmeichelhaft: dieser „Held, der so viel von sich reden gemacht hat, dieser Eroberer, besitzt „er einen einzigen Freund? Muß er nicht Jedermann mißtrauen? „Welch ein Leben, aus dem die Menschlichkeit verbannt ist! In „unserer Religion ist vor Allem die Nächstenliebe die wichtigste Grund- „lage; sie ist nicht ein Rath, der uns gegeben, sondern eine Vorschrift, „die uns ertheilt wird. Glaubst Du sie zu üben, wenn Du durch „Deine Ironie die Menschen und sogar diejenigen kränkst und ver- „letzest, welche große Dienste geleistet haben, während sie doch nur „gleich uns Allen Schwächen besitzen, welche nicht dem Staate noch „uns, sondern nur ihnen selbst zum Nachtheile gereichen? Und auch „in dem vorliegenden Falle thaten sie nur ihre Pflicht, indem sie die „Schwierigkeiten darstellten und nach einem Auswege suchten, auf „welchem dasjenige was früher gewesen, mit demjenigen was man „jetzt will, in Einklang gebracht und die zu erwartenden Hindernisse „behoben werden könnten. Und diese Vorstellung findet eine solche „Aufnahme? Wer wird noch ein zweites Mal wieder kommen und „sich anders als nothgedrungen dem aussetzen wollen, Dir eine Vor- „stellung zu machen, wenn man in solcher Weise aufgenommen wird?"

„Welche Talente Du auch besitzen magst, so ist es doch nicht „möglich, daß Dir die Erfahrung, die Erinnerung an das Vergangene „wie das Gegenwärtige so zu Gebote stehe, daß Du Alles allein zu „thun vermagst. Ein Ja, ein Nein, eine trockene Ablehnung wäre „mehr werth gewesen als dieser ganze Haufen von Ironien, in denen „Dein Herz sich entlud und sich gefiel die Gewandtheit der eigenen „Redeweise zu bewundern. Hüte Dich wohl, Dir in Böswilligkeiten „zu gefallen; Dein Herz ist noch nicht böse, aber es wird es werden. „Es ist hohe Zeit, nicht an allen diesen Wortspielen, diesen geistreichen „Redensarten Gefallen zu finden, welche nur darauf abzielen, die „Anderen zu demüthigen und sie lächerlich zu machen, dadurch aber

„alle anständigen Leute von sich zu entfernen und glauben zu machen, „daß das menschliche Geschlecht nicht verdiene, daß man es schätze und „liebe, während man doch nur durch sein eigenes Verfahren Alles „was gut ist entfernt und sich bloß die Schurken so wie die Nach-„ahmer und schmeichlerischen Bewunderer Deiner eigenen Talente er-„halten und ihnen allein die Pforte geöffnet hat. Du siehst hier das „Beispiel der Sinzendorff vor Dir. Man kann nicht läugnen daß „sie Geist, daß sie Talente, daß sie Annehmlichkeiten besitzen; aber „Niemand kann es mit ihnen aushalten. Sie sind schlechte Verwandte, „schlechte Menschen und zu keiner Dienstleistung tauglich, weder in dem „Kriege noch in der Politik. Bei einem Souverän wäre jedoch das „Uebel noch viel größer und es würde sein eigenes Unglück so wie „dasjenige seiner Unterthanen ausmachen."

„Nach dieser langen Predigt, die Du meinem Herzen verzeihen „wirst, welches Dich und meine Länder allzu innig liebt, werde ich „Dich mit all Deinen Talenten und Annehmlichkeiten einem Vergleiche „unterziehen. Du bist eine Coquette des Geistes, und wo Du diesen „zu finden glaubst, läufst Du ganz urtheilslos hinterher. Ein Wort-„spiel, ein besonderer Satz, das beschäftigt Dich, Du magst ihn in „einem Buche lesen oder von irgend Jemand hören. Dann wendest „Du ihn bei der ersten Gelegenheit an, ohne recht zu überlegen ob „er auch wirklich paßt, ungefähr so wie Deine Schwester Elisabeth „mit ihrer Schönheit. Sie mag nun dem Schweizer oder dem Fürsten „gefallen, sie ist damit zufrieden und hegt kein anderes Verlangen."

„Indem ich diesen Brief beendige, nehme ich Dich beim Kopfe, „umarme Dich zärtlich und wünsche daß Du mir die Langweile dieser „üblen Reden verzeihen mögest, indem Du nur auf das Herz siehst, „aus dem sie hervorgehen. Ich wünsche ja nichts als Dich von aller „Welt so geschätzt und geliebt zu sehen wie Du es verdienst" [331]).

Die Art und Weise, in welcher Joseph die tadelnden Worte seiner Mutter aufnahm, mußte sie eindringlicher als irgend welche Betheuerung es vermocht hätte, von der völligen Grundlosigkeit ihrer Besorgniß überzeugen, sein Herz sei entweder schon böse oder könnte

es doch werden. „Ich bin durchdrungen von Ihrer Güte", antwortete er ihr gleich in dem Augenblicke, in welchem er ihren Brief empfing, „und ich fühle wohl daß es sehr sanfte Ruthenstreiche „sind, mit denen Sie mich schlagen. Sie werden aber von Ihrem „unvergleichlichen Mutterherzen geführt, und ich küsse Ihnen dafür „demuthsvollst die Hände. Glauben Sie nicht daß das keine Wirkung hervorbringe. Ein Herz wie das meinige, eine so gefühlvolle „Seele ist mehr durch die Umarmung gerührt, mit welcher Sie einen „Sohn beehren, den Sie in diesem Augenblicke derselben unwürdig „glauben, als wenn sie von der schrecklichsten Strafe oder Drohung „gefolgt wäre. Es kommen mir darüber Thränen der Rührung, und „ich verspreche Ihnen künftighin Alles zu vermeiden, was irgend „welchen peinlichen Eindruck auf Sie hervorbringen kann, sollte ich „auch eine Gelegenheit zu glänzen aufopfern müssen."

„Verzeihen Sie, theuerste Mutter", sagt der Kaiser, später noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommend, „diesen Fehler einem „Sohne, der Sie ganz unaussprechlich liebt. Die Sachen selbst sind „freilich nur zu wahr, aber die Ausdrucksweise war zu stark. Ich „umfasse Ihre Kniee und nehme mit der größten Freude den gütigen „Kuß entgegen, den Sie mir am Schlusse Ihres Briefes ertheilen und „der mich hoffen läßt, in Ihre Gnade wieder aufgenommen zu sein".

In vielleicht noch ausgeprägterem Maße tragen die Aeußerungen, welche wohl bei einem ähnlichen Anlasse Joseph einen Monat später an die Kaiserin richtete, den Stempel kindlicher Ergebenheit und Unterwürfigkeit an sich. „Von Dankbarkeit durchdrungen", schrieb er ihr am 15. October 1766, „habe ich das gnädige Billet empfangen, „mit welchem Eure Majestät mich zu beehren geruhten. Die Kennzeichen Ihrer Güte und Ihrer Billigung beseelen allein meine Hand„lungen und belohnen sie reichlich. Sie bedürfen es nicht, theure „Mutter, meine zärtliche Liebe für Sie noch anzufachen. Welche „Menschenfeindlichkeit könnte den göttlichen und menschlichen Gesetzen, „der gesunden Vernunft, der Redlichkeit, der Pflicht, der Neigung „endlich und der Natur gegenüber Stand halten, welche mich gleichmäßig

„erfüllen und mich heißen, Ihnen allein in Unverbrüchlichkeit anhäng-
„lich zu sein. Wäre es doch der ärgste Mißbrauch der Denkkraft,
„eine Entehrung des folgerechten Verstandes, wenn man ihm Schlüsse
„zumuthen wollte, die geeignet wären, dieses so gerechte und so natür-
„liche Gefühl zu schwächen. Noch leichter würde ich den Satz ver-
„theidigen, daß um ein anständiger Mann zu sein, man derjenigen
„anhänglich sein muß, von der man geboren, erzogen und herangebildet
„wurde, und welche gleichzeitig die Herrscherin ist, als von jener Be-
„zeichnung Jedermann auszuschließen, der sich nicht zum katholischen
„Glauben bekennt. Um meine Logik, so schlecht sie auch sein mag, ist
„es doch noch nicht so übel bestellt, und sollte ich auch für immer
„der schönen Kunst, richtig zu urtheilen, entsagen müssen, so würde
„ich sie doch gerne hinopfern, wenn sie unverträglich wäre mit Allem
„was ich Ihnen schulde. Aber im Gegentheile versichere ich Sie, daß
„ich niemals vor mir selbst größer sein, und daß ich mich auf dem
„Gipfel des Ruhmes und am Ziele meiner Bestrebungen glauben
„werde, wenn ich dahin gelangt bin, nur Gott, Sie und mein Vater-
„land zu lieben, während mir alles Uebrige, von mir selbst angefangen,
„gleichgültig ist. Das, theuerste Mutter, ist der Zielpunkt nach
„welchem ich strebe; urtheilen Sie selbst, ob er nicht der christlichste,
„der anständigste und der vernünftigste ist" [332]).

Wenn auch nur leise angedeutet, so ist es doch nicht zu ver-
kennen, daß dießmal die Ursache des rasch wieder beseitigten Zwie-
spaltes zwischen der Kaiserin und ihrem Sohne durch eine Meinungs-
verschiedenheit in confessionellen Fragen herbeigeführt worden war.
Noch ungleich schroffer als auf anderen Gebieten standen in dieser
Beziehung die Anschauungen Josephs und Maria Theresia's sich ent-
gegen. Und so demüthig die Worte auch klangen, deren Joseph sich
fast immer im Verkehr mit seiner Mutter bediente, so opferte er ihr
doch dasjenige, was er für recht hielt und für klug, ebensowenig als
sie ihm gegenüber von ihren tief eingewurzelten Ueberzeugungen ab-
ging. Darum wurden die Punkte, hinsichtlich deren ihre Meinungen
einander widersprachen, immer häufiger, und diejenigen, hinsichtlich
deren sie gleicher Ansichten waren, immer seltener zwischen ihnen. Von

wesentlichen Dingen ging dieß allmälig auch auf Formfragen über, unter deren durchsichtiger Hülle jedoch ein kundiges Auge den Kern der Sache gar leicht herausfand.

So mochte es dem Fernstehenden lediglich als eine Formsache erscheinen, wenn Joseph plötzlich in den ersten Tagen des Jahres 1769 seiner Mutter erklärte, er könne Actenstücke, welche sich auf die Staatsgeschäfte bezögen, künftighin nicht mehr anders als mit einem Zusatze unterzeichnen, aus welchem für Jedermann ersichtlich gemacht werde, daß er dieß nur in Erfüllung der Pflicht, welche die Stellung eines Mitregenten ihm auferlege, nicht aber aus eigenem Antriebe thue. Ohne Zweifel wollte er damit sagen und kundthun, daß er sehr häufig die Maßregeln nicht billige, welche erst durch seine eigene Unterschrift zu Befehlen des Staatsoberhauptes wurden. „Ich bin nichts", schrieb er am 19. Jänner 1769 seiner Mutter, „und in Staatsangelegenheiten „selbst nicht einmal ein denkendes Wesen, als nur insofern ich Ihre „Anordnungen zu unterstützen und Ihnen Alles zu entdecken habe, „was ich weiß; hiezu verpflichten mich mein Gewissen, meine Vernunft „und meine Wünsche. Wenn man jedoch unter dem leeren Titel eines „Mitregenten irgend etwas Anderes verstehen wollte, so erkläre ich „hier mit jener Aufrichtigkeit, die ich mir zum Gesetze mache, und „mit jener Beharrlichkeit, welche ich mir zum Ruhme anrechne, daß „man mich nie hiezu bringen wird. Beharrlich in diesem Grundsatze, „von dessen Aufrechterhaltung meine Ruhe und mein gegenwärtiges „Glück wie mein künftiger Ruf und Ruhm abhängen, wird mich „nichts darin wankend machen. Die Unterschriften sind so unvereinbar „mit den monarchischen Gesetzen, deren Wesenheit in einem einzigen „Oberhaupte besteht und durch eine mit dem Wohle der Monarchie „und mit der gesunden Vernunft keineswegs zu vereinbarende Zu„sammenrechnung zweier Personen durchaus nicht ersetzt werden kann, „daß ich mich gezwungen sehe, mich hier zu entschuldigen und die „Unterzeichnung absolut zu verweigern. Wenn dieselbe jedoch für die „Bequemlichkeit Eurer Majestät nothwendig ist, kann ich sie nur mit „Beifügung der zwei Buchstaben E. C. oder Q. C. leisten, welche „sagen sollen, „ex consilio" oder „qua corregens"; das sind die

„beiden einzigen Methoden der Unterzeichnung, welche ich auszudenken „vermochte“ [333]).

Maria Theresia war durch diese plötzliche und ihr ganz unerwartet kommende Erklärung ihres Sohnes aufs peinlichste berührt. Aber eine Willenskraft wie die ihrige war so leicht nicht zu beugen; seinem hartnäckigen Widerstande setzte sie wenigstens in der Hauptsache einen gleichen entgegen. „Du wirst mich nicht dahin bringen“, antwortete sie ihm, „eine feierliche Vereinbarung zu ändern, welche „meinem Herzen so theuer und am 21. November 1740 *) das Werk „meiner Liebe war, während ich sie am 19. September 1765, in der „unglücklichsten Zeit meines Lebens erneuerte. Nur die Hoffnung in „Dir einen Sohn zu finden, eines solchen Vaters werth, und Dir „nützlich sein zu können, hat mich damals aufrecht erhalten und wird „dieß auch in Zukunft thun. Denn ich wünsche keinen Augenblick zu „leben, ohne von Deiner Liebe zu mir, von Deiner Achtung und „Deinem Vertrauen überzeugt sein zu können“ [334]).

Indem jedoch Maria Theresia so eindringliche Worte an Joseph richtete, dachte sie in echter Frauenart es ihm gleichwohl zu erleichtern, sich ihrem Begehren zu fügen. Sie schlug ihm den Ausweg vor, daß er künftighin nur mehr die Protokolle unterzeichnen solle, während sie selbst dieß bei den amtlichen Ausfertigungen thun werde. In solcher Weise, mochte sie denken, werde seinem Wunsche insofern willfahrt, als sie künftig nach Außen hin allein die Anordnungen der Regierung durch ihre Unterschrift decke.

Aber Joseph war noch allzusehr von seiner Meinung befangen, als daß er sich so rasch zu einem wenn auch nur theilweisen Abgehen von derselben zu entschließen vermocht hätte. Ueberhaupt ist es zur Beurtheilung des Charakters und der Denkungsart der beiden hervorragenden und einander in jeder Beziehung so nahe stehenden Personen, welche wir hier um einer anscheinend unbedeutenden Sache

---

*) An diesem Tage war Franz von Lothringen von seiner Gemalin zum Mitregenten erklärt worden.

willen in tiefem Zwiespalt begriffen sehen, von hohem Interesse, den Gang dieser Angelegenheit noch weiter zu verfolgen. In den verbindlichsten, aber auch in den bestimmtesten Ausdrücken erklärte Joseph seiner Mutter, daß er von seinem Entschlusse nicht abgehe. Er versicherte sie, derselbe wurzle eben so sehr in seiner Vernunft wie in dem Gefühle seiner Pflicht. Gern hätte er es vorgezogen, sich ihren Wünschen zu fügen, wenn ihm dieß nicht gerade die Rücksichten auf sie selbst, „seine Herrin und Wohlthäterin", untersagten. „Ja ich erkenne", schreibt er der Kaiserin, „die ganze Ausdehnung und Wahrheit dieser „Bezeichnung. Verdanke ich Ihnen nicht mein Leben, meine ganze „Erziehung, und ist das Wenige, was überhaupt an mir ist, nicht „einzig und allein die Frucht Ihrer Sorgfalt? Arbeiten Sie nicht „ohne Unterlaß daran, mir auch noch für die späteste Zukunft ein „glückliches Los zu bereiten? Sind Sie nicht meine einzige Freundin, „diejenige, welche ich allein liebe auf der Erde, für die ich Alles be„reitwilligst aufopfern würde, welche die einzige Vertraute der Gedanken „meiner Seele ist? Können Sie glauben, daß nachdem dieß Alles „meinem Gedächtnisse gegenwärtig und unauslöschlich eingegraben ist „in mein Herz, ich böse und undankbar genug sein könnte, Sie ohne „eine ganz unbesiegbare Ursache kränken zu wollen? Und trauen Sie „mir so wenig Verstand zu, daß ich die Wichtigkeit dieser Ursache nicht „nach dem furchtbaren Opfer zu beurtheilen vermag, das ich zu brin„gen im Begriffe stehe, nach dem Opfer Ihrer Gnade, welche mich „seit fast achtundzwanzig Jahren beglückt und zufrieden macht? Ist „es aber möglich, theure Mutter, daß Sie um diesen Preis etwas „verlangen, was für Sie von keiner, für mich aber von der größten „Wichtigkeit ist? Wenn ich von Ihrer Güte dieses neue Kennzeichen „Ihrer Willfährigkeit erhalte, werden Sie das Glück und die Ruhe „meines Lebens begründet haben. Zu Ihren Füßen wage ich Sie „darum zu bitten" [335]).

Jedoch auch diesen emphatischen Beschwörungen ihres Sohnes gegenüber blieb Maria Theresia standhaft. „Ich weiß wohl", antwortete sie ihm, „daß Du gut zu reden und zu schreiben verstehst „Ich hoffe sogar noch, daß Du dasjenige fühlst, was Du sagst, aber

„Deine Halsstarrigkeit und Deine Vorurtheile werden das Unglück „Deines Lebens ausmachen, wie sie jetzt das meinige verursachen. Du „selbst würdest mich verachten, wenn ich in einer so einfachen Sache „zurückweichen wollte, die bis jetzt beobachtet wurde und nun plötzlich „in Folge Deines Eigensinns abgeändert werden soll, indem Du keinen „stichhältigen Grund dafür angibst. Kehre also zurück zu Deiner „Pflicht; ich werde Dich keine Vorwürfe hören lassen; Gott allein „weiß was ich leide. Ja ich bin Deine Freundin und eine leiden„schaftliche Freundin, die aber gleichzeitig ihre Pflicht thun muß und „gegen ihre Ueberzeugung und Erfahrung in keiner Weise nachgeben „kann“ [336]).

Der Dazwischenkunft einer Mittelsperson, welche das Vertrauen beider Betheiligten genoß, des Fürsten Starhemberg ist es zuzuschreiben, daß der Conflict zwischen Mutter und Sohn etwas an Schärfe verlor. Joseph versicherte ihn, er sei keineswegs durch Unzufriedenheit mit dem Gange der Staatsgeschäfte und ihrer Behandlung von Seite seiner Mutter zu dem an sie gerichteten Begehren vermocht worden. Damit brach er nun selbst die Spitze ab, durch welche die Kaiserin am tiefsten verwundet worden war. Aber freilich fehlte es nun erst recht an einem ausreichenden Grunde für sein Verfahren, denn einem lediglich in formellen Dingen wurzelnden Verlangen würde sich Maria Theresia, wie sie selbst erklärt, gewiß nicht entzogen haben. „Ein „Wort von Dir“, so schreibt sie neuerdings an Joseph, „hätte mich „bereitwillig auf jede vernünftige Aenderung eingehen gemacht, die Du „mir vorgeschlagen haben würdest. Du kennst meine Leichtigkeit, Jeder„mann, und umsomehr Dir Vergnügen zu bereiten; tausend Zeugnisse „werden dieß beweisen. Nur aus Liebe zu Dir widme ich mich den „öffentlichen Geschäften; ich selbst werde die Früchte meiner gegen„wärtigen Arbeiten gewiß nicht mehr ernten. Für Dich also geschieht „es, daß ich mich ihnen bereitwillig unterziehe, und gerade Dich finde „ich auf meinem Wege, indem Du mir widerstrebst und mir die Ur„sache Deines eben so plötzlichen als unvorhergesehenen und mit so viel „Hartnäckigkeit festgehaltenen Entschlusses sorgfältig verhüllst. Befreie „mich also aus diesem für mich allzu peinlichen Zustande“ [337]).

willen in tiefem Zwiespalt begriffen sehen, von hohem Interesse, den Gang dieser Angelegenheit noch weiter zu verfolgen. In den verbindlichsten, aber auch in den bestimmtesten Ausdrücken erklärte Joseph seiner Mutter, daß er von seinem Entschlusse nicht abgehe. Er versicherte sie, derselbe wurzle eben so sehr in seiner Vernunft wie in dem Gefühle seiner Pflicht. Gern hätte er es vorgezogen, sich ihren Wünschen zu fügen, wenn ihm dieß nicht gerade die Rücksichten auf sie selbst, „seine Herrin und Wohlthäterin", untersagten. „Ja ich erkenne", schreibt er der Kaiserin, „die ganze Ausdehnung und Wahrheit dieser „Bezeichnung. Verdanke ich Ihnen nicht mein Leben, meine ganze „Erziehung, und ist das Wenige, was überhaupt an mir ist, nicht „einzig und allein die Frucht Ihrer Sorgfalt? Arbeiten Sie nicht „ohne Unterlaß daran, mir auch noch für die späteste Zukunft ein „glückliches Los zu bereiten? Sind Sie nicht meine einzige Freundin, „diejenige, welche ich allein liebe auf der Erde, für die ich Alles be„reitwilligst aufopfern würde, welche die einzige Vertraute der Gedanken „meiner Seele ist? Können Sie glauben, daß nachdem dieß Alles „meinem Gedächtnisse gegenwärtig und unauslöschlich eingegraben ist „in mein Herz, ich böse und undankbar genug sein könnte, Sie ohne „eine ganz unbesiegbare Ursache kränken zu wollen? Und trauen Sie „mir so wenig Verstand zu, daß ich die Wichtigkeit dieser Ursache nicht „nach dem furchtbaren Opfer zu beurtheilen vermag, das ich zu brin„gen im Begriffe stehe, nach dem Opfer Ihrer Gnade, welche mich „seit fast achtundzwanzig Jahren beglückt und zufrieden macht? Ist „es aber möglich, theure Mutter, daß Sie um diesen Preis etwas „verlangen, was für Sie von keiner, für mich aber von der größten „Wichtigkeit ist? Wenn ich von Ihrer Güte dieses neue Kennzeichen „Ihrer Willfährigkeit erhalte, werden Sie das Glück und die Ruhe „meines Lebens begründet haben. Zu Ihren Füßen wage ich Sie „darum zu bitten" [335]).

Jedoch auch diesen emphatischen Beschwörungen ihres Sohnes gegenüber blieb Maria Theresia standhaft. „Ich weiß wohl", antwortete sie ihm, „daß Du gut zu reden und zu schreiben verstehst „Ich hoffe sogar noch, daß Du dasjenige fühlst, was Du sagst, aber

„Deine Halsstarrigkeit und Deine Vorurtheile werden das Unglück „Deines Lebens ausmachen, wie sie jetzt das meinige verursachen. Du „selbst würdest mich verachten, wenn ich in einer so einfachen Sache „zurückweichen wollte, die bis jetzt beobachtet wurde und nun plötzlich „in Folge Deines Eigensinns abgeändert werden soll, indem Du keinen „stichhältigen Grund dafür angibst. Kehre also zurück zu Deiner „Pflicht; ich werde Dich keine Vorwürfe hören lassen; Gott allein „weiß was ich leide. Ja ich bin Deine Freundin und eine leiden„schaftliche Freundin, die aber gleichzeitig ihre Pflicht thun muß und „gegen ihre Ueberzeugung und Erfahrung in keiner Weise nachgeben „kann" [336]).

Der Dazwischenkunft einer Mittelsperson, welche das Vertrauen beider Betheiligten genoß, des Fürsten Starhemberg ist es zuzuschreiben, daß der Conflict zwischen Mutter und Sohn etwas an Schärfe verlor. Joseph versicherte ihn, er sei keineswegs durch Unzufriedenheit mit dem Gange der Staatsgeschäfte und ihrer Behandlung von Seite seiner Mutter zu dem an sie gerichteten Begehren vermocht worden. Damit brach er nun selbst die Spitze ab, durch welche die Kaiserin am tiefsten verwundet worden war. Aber freilich fehlte es nun erst recht an einem ausreichenden Grunde für sein Verfahren, denn einem lediglich in formellen Dingen wurzelnden Verlangen würde sich Maria Theresia, wie sie selbst erklärt, gewiß nicht entzogen haben. „Ein „Wort von Dir", so schreibt sie neuerdings an Joseph, „hätte mich „bereitwillig auf jede vernünftige Aenderung eingehen gemacht, die Du „mir vorgeschlagen haben würdest. Du kennst meine Leichtigkeit, Jeder„mann, und umsomehr Dir Vergnügen zu bereiten; tausend Zeugnisse „werden dieß beweisen. Nur aus Liebe zu Dir widme ich mich den „öffentlichen Geschäften; ich selbst werde die Früchte meiner gegen„wärtigen Arbeiten gewiß nicht mehr ernten. Für Dich also geschieht „es, daß ich mich ihnen bereitwillig unterziehe, und gerade Dich finde „ich auf meinem Wege, indem Du mir widerstrebst und mir die Ur„sache Deines eben so plötzlichen als unvorhergesehenen und mit so viel „Hartnäckigkeit festgehaltenen Entschlusses sorgfältig verhüllst. Befreie „mich also aus diesem für mich allzu peinlichen Zustande" [337]).

Nochmals kam Maria Theresia auf das von ihr schon einmal vorgeschlagene Auskunftsmittel zurück; nochmals versuchte Joseph, sie zu völliger Nachgiebigkeit zu bewegen. Ein künstliches Gebäude von Beweisen bemühte er sich vor ihr aufzuthürmen, durch das sie überzeugt werden sollte, ihr eigenes Interesse so wie dasjenige des Staates fordere die Erfüllung seines Wunsches. Ja er ließ sich jetzt näher auf die Entwicklung der Beweggründe desselben ein, die er neuerdings als ganz unbesiegbar bezeichnete. Im Wesentlichen liefen sie darauf hinaus, daß auch äußerlich kundgegeben werden müsse, seine Stellung als Mitregent sei nur eine untergeordnete und Alles hänge einzig und allein von der Entscheidung der Kaiserin ab. Wäre es anders, so würde man sich allmälig eine falsche Meinung bilden über seinen vermeintlichen Antheil an der höchsten Gewalt, und sich zu dem Glauben verleiten lassen, die Kaiserin suche sich derselben immer mehr und mehr zu entledigen und am Ende ganz auf sie zu verzichten. Gleichwohl kommt Joseph am Schlusse seiner Auseinandersetzungen so weit, daß er selbst die Möglichkeit durchschimmern läßt, er werde, wenn die Kaiserin durchaus darauf bestehe, sich im äußersten Falle zur Nachgiebigkeit entschließen und ihrem Willen gehorchen [338]).

So geschah es denn auch in der That. Maria Theresia blieb unerschüttert bei ihrer Meinung, und sie verlangte neuerdings von ihrem Sohne, daß er abstehe von seiner Weigerung, die Unterschriften in der bisher beobachteten Weise zu vollziehen. Wenigstens bis zu dem Zeitpunkte möge er dieß thun, in welchem sie sich über einen neuen und sie beiderseits befriedigenden Vorgang geeinigt haben würden [339]). Joseph unterwarf sich jetzt insofern, als er für den Augenblick nachgab und die ihm von seiner Mutter übersendeten Actenstücke so wie früher unterschrieb, aber freilich auch die Wiederholung seiner Bitte für die nächste Zukunft erwarten ließ. So endigte dieser peinliche Zwischenfall, allerdings nicht ohne in den Gemüthern der Betheiligten einen Stachel zurückgelassen zu haben, der sich noch oft und jedesmal mit gesteigertem Schmerze ihnen fühlbar machte.

Vielleicht wird es dankenswerth erscheinen, diese Darstellung der Beziehungen, in denen Joseph zu seiner Mutter sich befand, durch die

Schilderung zu ergänzen, welche wir über dieses Verhältniß im Allgemeinen und über die Persönlichkeit Josephs insbesondere, wie sie zu jener Zeit von den ihm zunächst Stehenden beurtheilt wurde, in den Memoiren des Prinzen Albert von Sachsen finden.

„Dieser Fürst war in der That", sagt Prinz Albert von dem Kaiser, „von der Natur mit allen Talenten begabt, welche geeignet „gewesen wären, einen großen Monarchen aus ihm zu machen. Sein „feiner und durchdringender Verstand, welcher Jedermanns Bewunde„rung erregen mußte, ersetzte sogar oft in ihm dasjenige, was aus „Mangel an anhaltendem Fleiße ihm abging."

„Ohne daß er sich jemals in seiner Jugend den Studien und „der Lecture mit Eifer gewidmet hätte, und ohne daher gründliche „Kenntnisse in den Wissenschaften, der schönen Literatur oder der Ge„schichte zu besitzen, hat ihn doch sein natürliches und hervorragendes „Talent in den Stand gesetzt, sich alles das einzuprägen, was er von „eigenthümlichen Zügen und bemerkenswerthen Thatsachen gelesen und „noch mehr gehört hatte. In so angenehmer und gefälliger Weise „wußte er dieß in seinem Gespräche wiederzugeben und mundgerecht „zu machen, daß er einer der liebenswürdigsten Männer gewesen wäre, „wenn nur diese Liebenswürdigkeit, welche ihm die Huldigung derjenigen „zuzog und sie in Erstaunen versetzte, die ihn nicht häufig sahen, nicht „für gewöhnlich allzu gekünstelt gewesen wäre. Und die hiemit in „Verbindung stehende und von der Eitelkeit eingegebene Sucht, in „der Gesellschaft zu glänzen, ließ ihn überdieß oft in Wiederholungen „verfallen."

„Seit seiner Jugend zu allen Rathssitzungen und Conferenzen „zugelassen, welche bei seiner Mutter gehalten wurden, hatte er sich eine „Art von Privatprotokoll über die Dinge angelegt, über welche dort „verhandelt worden war. Frühzeitig hatte er sich nicht nur Alles auf„gezeichnet, was ihm als Irrthum oder als Fehler in der Verwaltung „vorkam, sondern er hatte nicht versäumt, auch dasjenige hervorzuheben, „was ihm an den vorgebrachten Meinungen oder an den Personen, „von denen sie ausgingen, lächerlich erschien."

„Er hatte sich hiedurch eine Art zu reden angewöhnt, die er „aus den Vorträgen über peripatetische Philosophie geschöpft hatte, „welche ihm während seiner Studienzeit ertheilt worden waren. In „Folge derselben wußte er durch sophistische Beweisgründe ganz falsche „Grundsätze in einer Art zu vertheidigen, die Jeden in Verlegenheit „brachte, der, ohne tüchtige Logik und solide Grundsätze zu besitzen, „seine eigene Beweisführung derjenigen des Kaisers entgegensetzen sollte."

„Uebrigens war er voll Eifer und Thätigkeit, und da er den „Ehrgeiz besaß zu glänzen und von sich reden zu machen, so war er „immer erfüllt von Reformgedanken, von Verbesserungs- und Ver- „änderungsplanen. Diese Neigung des Kaisers besaß ohne Zweifel „ihr Gutes, denn sie brachte Leben und Bewegung in diejenigen, „welche unter ihm zu arbeiten hatten und ihn eine Menge Neuerungen „in der öffentlichen Verwaltung vornehmen machten. Wären sie immer „mit Sorgfalt und mit der erforderlichen Ueberlegung vorbereitet ge- „wesen, so würden sie seinen Unterthanen jetzt und in der Zukunft „zum Vortheil gereicht haben. So aber verfiel er oft in eine Ueber- „stürzung, welche ihn sein Ziel verfehlen ließ. In politischen Fragen „aber verleiteten seine Grundsätze ihn manchmal zu Schritten, welche „die Aufmerksamkeit der benachbarten Mächte erregten und das Ver- „trauen beeinträchtigten, das sie zu den Prinzipien und der Denkungs- „weise der Kaiserin Maria Theresia gehabt hatten."

„Joseph verband hiemit den Fehler, daß er, nachdem er nur nach „seinen eigenen Ideen zu arbeiten liebte und vor einer anhaltenden „Anstrengung zurückschrak, die viel Fleiß und Nachdenken forderte, „sein Werk nicht immer durchführte, wenn es dabei Schwierigkeiten zu „überwinden galt. Dann sprang er lieber von diesem unvollendeten „Werke auf ein anderes über, das er mit gleicher Leichtigkeit begann. „Dennoch kann man nicht läugnen, daß seine Absichten in Dingen der „öffentlichen Verwaltung immer groß gedacht waren und das allgemeine „Wohl seiner Länder bezweckten. Sicher würde er sie erreicht haben, „wenn er sich niemals in den Maßregeln getäuscht hätte, die er ergriff „um hiezu zu gelangen. Daher kann man das Lob nur als ein

„wohlbegründetes ansehen, das ihm insbesondere nach seinem Tode ge-
„zollt wurde."

„Seine Mutter, die Kaiserin, welche sich seine Fehler nicht zu „verhehlen vermochte, litt hauptsächlich unter dem, daß sie an ihm eine „Heftigkeit und eine Härte des Charakters gewahr wurde, von denen „sie die übelsten Folgen besorgte, und die sich nur zu oft gezeigt „haben, als er später zur Regierung der österreichischen Monarchie „gelangte. Aber sie bewunderte seine Talente, und lebhaft empfand „sie die Aufmerksamkeiten, mit denen er sie inmitten des Schmerzes „überhäufte, den er ihr verursachte, und welche gar oft nur den Zweck „hatten, sie auf seine Ansichten eingehen zu machen. Darum hatte sie „geglaubt, nichts Besseres thun zu können als sich auf seinen Beistand „zu stützen, und aus diesem Grunde hat sie ihn auch, so wie ihr „Gemal, der verstorbene Kaiser es gewesen, zu ihrem Mitregenten „ernannt"[340]).

# Achtes Capitel.

## Die älteren Erzherzoginnen.

Josephs Erklärung zum Mitregenten und die Versorgung ihrer Familie: diese beiden Zielpunkte hatte Maria Theresia noch in Innsbruck dem Fürsten Kaunitz gegenüber als diejenigen bezeichnet, welche nach dem Tode ihres Gemals ihr die wichtigsten waren. Den ersten derselben hatte sie rasch und ohne alle Schwierigkeit erreicht, mit dem zweiten war sie die nächsten Jahre hindurch unablässig beschäftigt. Gleich nachdem sie Witwe geworden, bestimmte sie eine Summe von acht Millionen zur Versorgung ihrer Kinder [341]), und sie verdachte es fast ihrem Gemal, daß er zu Gunsten der letzteren gar keine Verfügung getroffen und ausnahmslos Alles dem Erstgebornen zugewendet hatte [342]). So wie Joseph durch das Testament seines Vaters und die dereinstige Nachfolge in den österreichischen Ländern, so war der Großherzog von Toscana durch die für ihn geschehene Errichtung einer Secundogenitur einer Lebensstellung theilhaft geworden, welche die Fürsorge der Mutter nicht mehr erheischte. Es lag in der Natur der Sache, daß Maria Theresia dieselbe vorerst den älteren aus der Reihe ihrer sieben Töchter zuwendete, welche sich damals am Leben befanden.

Insbesondere in ihren reiferen Jahren war die Kaiserin, wie man dieß bei Frauen so häufig findet, eine eifrige Heiratsstifterin. Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit konnte sie in angelegentlichster Weise sich bemühen, für irgend ein Hoffräulein, eine bevorzugte Dienerin oder sonst Jemand, der zu ihr in näheren Beziehungen stand, eine passende Partie ausfindig zu machen. Unermüdlich war sie in dem

Bestreben, etwa sich aufthürmende Hindernisse zu beseitigen, und mit fürstlich freigebiger Hand pflegte sie zu spenden, wenn jene Hindernisse pecuniärer Natur waren. Geschah dieß schon bei Personen, denen die Kaiserin zwar wohlwollte, für welche sie jedoch nicht jenes innige, im Mutterherzen wurzelnde Interesse empfinden konnte, das sie an ihren eigenen Kindern nahm, so läßt sich daraus schließen, wie lebhaft sie sich erst mit den Gedanken und den Planen beschäftigte, welche auf die Verheiratung ihrer Töchter sich bezogen.

Nur hinsichtlich der ältesten derselben scheint Maria Theresia sich niemals ernstlich solchen Ideen hingegeben zu haben. Die Erzherzogin Marianne, im October 1738 geboren, hatte in dem Augenblicke des Todes ihres Vaters, des Kaisers Franz, das siebenundzwanzigste Lebensjahr fast vollendet, sie befand sich also schon lang im heiratsfähigen Alter. Aber sie war die einzige von Maria Theresia's Töchtern, deren Aeußeres die Natur recht stiefmütterlich bedacht hatte. Nicht so sehr von ihren Gesichtszügen läßt sich dieß sagen, denn sie waren nicht unregelmäßig und zeigten den klugen und verständigen Ausdruck, welcher der keineswegs alltäglichen geistigen Begabung der Erzherzogin entsprach. Aber ihr Körper war verwachsen und wohl in Folge dessen ihre Gesundheit zerrüttet; so oft von ihr die Rede ist, geschieht es fast nur, um von einer neuen Krankheit zu berichten, von der sie befallen wurde. Die Kaiserin hielt es daher, und gewiß mit Recht für das Beste, sie zur Aebtissin des Damenstiftes zu ernennen, welches sie vor mehreren Jahren in Prag errichtet hatte. Damals war sie der Meinung, ihrer zweiten Tochter Marie diesen Platz zu bestimmen [313]); später kam sie jedoch wieder davon ab und im November 1765 entschloß sie sich definitiv, die Erzherzogin Marianne zur Aebtissin in Prag zu ernennen. Die letztere zeigte sich schwankend, ob sie dort ihren Aufenthalt nehmen oder noch fortan in Wien an der Seite der Mutter verweilen solle. Anfangs schien sie zu Ersterem sich hinzuneigen, dann aber entschied sie sich freiwillig für Letzteres, denn die Kaiserin ließ ihr in dieser Beziehung ganz freie Hand [314]). Am 2. Februar 1766 fand in der Hofburg zu Wien die Feierlichkeit statt, durch welche die Einsetzung der Erzherzogin Marianne in ihre neue

Würde geschah[345]). Und da Maria Theresia ihre älteste Tochter wegen ihres stillen und sanften Wesens besonders liebte[346]), da sie außerdem auch wegen ihrer andauernden körperlichen Leiden tiefes Mitgefühl mit ihr empfand, so mag darin ein Beweggrund mehr gelegen haben, daß die Kaiserin die für die damalige Zeit fast übergroße Summe von zwei Millionen aus dem für ihre Familie bestimmten Fonde darauf verwendete, um aus den Renten derselben den standesgemäßen Lebensunterhalt der neuen Aebtissin sicherzustellen[347]).

Ein schönes Denkmal ihrer ungewöhnlichen geistigen Begabung und ihres regen wissenschaftlichen Sinnes hat sich Marianne selbst in einem von ihr verfaßten Werke gesetzt, welches den Titel führt: „Sammlung der unter der glorreichen Regierung der Kaiserin Königin Maria Theresia bishero geprägten Denkmünzen". Das kaiserliche Münz- und Antikencabinet verwahrt den stattlichen Folioband, in welchem die genaue Beschreibung der ungemein zahlreichen Medaillen und Münzen sowohl in deutscher als theilweise auch in französischer Sprache ganz von der Hand der Erzherzogin herrührt. Ob sie auch die mit ziemlicher Sauberkeit ausgeführten Zeichnungen selbst verfertigt habe, ist wohl als wahrscheinlich anzunehmen, läßt sich aber doch nicht mit vollster Bestimmtheit behaupten. Im Jahre 1774 legte die Erzherzogin Marianne ihr Werk der Kaiserin vor. „Glücklich würde ich mich schätzen", sagt sie in der Widmung, „wann Eüer Mayestät meinen Eyfer als ein wahres kennzeichen „meiner tiefesten verehrung und zärtlichen kindlichen liebe anzusehen „allergnädigst geruhen wolten." Die erste der in diesem Werke vorkommenden Medaillen ist diejenige, welche im Jahre 1717 auf die Geburt der Erzherzogin Maria Theresia geprägt wurde. Mit der zweihundertachtunddreißigsten Medaille im Jahre 1774 brechen die Beschreibungen ab; doch wurde die Einzeichnung der Medaillen noch bis 1779 fortgesetzt.

Ungleich freigebiger noch als gegen ihre Tochter Marianne ließ Maria Theresia sich erfinden, als es darum sich handelte, das zukünftige Schicksal der Erzherzogin Marie Christine zu sichern. Sie bald und glücklich zu verheiraten, darauf war schon seit langer Zeit

die Absicht der Kaiserin gerichtet. Und wirklich besaß die Erzherzogin Marie in nicht gewöhnlichem Maße die Eigenschaften, welche eine gewisse Bürgschaft darzubieten scheinen für eine glückliche Ehe. Ihre seltene persönliche Liebenswürdigkeit ist wohl schon durch die schwärmerische Herzensneigung ausreichend constatirt, welche ihre Schwägerin Isabella für sie empfand. Aber freilich täuschte die letztere sich auch über die Fehler nicht, welche ihr liebevoll forschendes Auge an der Erzherzogin Marie entdeckte. Insbesondere warnt sie dieselbe, sich nicht einem übertriebenen Stolze auf ihre Geburt und ihre glanzvolle Lebensstellung, so wie einer fast unweiblichen Heftigkeit hinzugeben, von welcher Marie sich in ihren Jugendjahren nicht selten allzu weit hinreißen ließ.

Es sind die Aufzeichnungen ihres späteren Gemals, des Prinzen Albert von Sachsen, aus denen wir die Mittheilung schöpfen können, daß die Erzherzogin Marie, damals etwa neunzehn Lebensjahre zählend, ihr Herz an den Prinzen Ludwig von Württemberg verschenkt hatte, einen geistvollen Mann von persönlicher Liebenswürdigkeit und einnehmender Umgangsform. Zu Berlin erzogen, hatte er dann lange Zeit in Paris verweilt und auf dieser hohen Schule weltmännischen Tones sich denselben in seltenem Maße zu eigen gemacht. Aber wie Prinz Albert behauptet, war er auch den Lastern nicht fremd geblieben, welche unter Ludwig XV. am französischen Hofe sich breit machten. Außerdem gehörte er ganz der Richtung an, welche damals in Frankreich unter der Leitung Voltaire's einen heftigen geistigen Kampf führte gegen die kirchlichen Satzungen und Vorschriften. Man kann wohl denken, daß all dieß nichts weniger als geeignet war, dem Prinzen von Württemberg das Wohlwollen der Kaiserin und ihres Gemals, der in Glaubenssachen nicht weniger streng war als Maria Theresia, zu gewinnen. Sie wünschte daher, daß Prinz Ludwig seinen Aufenthalt in Wien nicht verlängere. Er folgte ihrer Andeutung, begab sich als Freiwilliger zur Reichsarmee, verheiratete sich in Dresden mit einer ihm nicht ebenbürtigen Dame und entsagte allmälig den Grundsätzen, denen er bisher so eifrig gehuldigt hatte. Entzweit mit Voltaire und Rousseau, die er früher so glühend verehrt, verfiel er nach und

nach in die entgegengesetzte Uebertreibung. Nach dem Tode seines älteren Bruders, des Herzogs Karl Eugen zur Herrschaft über Württemberg gelangt, starb er schon siebzehn Monate später, im Mai 1795.

Durch die Verheiratung des Prinzen Ludwig von Württemberg war das Herz der Erzherzogin Marie wieder frei geworden, aber gar bald stellte ein anderer Bewerber sich ein. Prinz Albert von Sachsen, der vierte damals am Leben befindliche Sohn des Königs August III. von Polen, war in den ersten Monaten des Jahres 1761 mit seinem jüngeren Bruder Clemens nach Wien gekommen und hatte während seines Aufenthaltes am Kaiserhofe sehr großes Gefallen an der reizenden Erzherzogin gefunden, sich jedoch vor dem glücklicheren Nebenbuhler bescheiden zurückgezogen. Er setzte den Kriegsdienst bis zum Friedensschlusse fort, während Clemens den geistlichen Stand erwählte und nach der verwerflichen Sitte der damaligen Zeit, um ihn persönlich glänzend zu versorgen, eine ganze Reihe deutscher Bischofsitze erhielt und sie gleichzeitig einnahm. Zumeist durch die eifrige Verwendung der Kaiserin war dieß geschehen, welche zu jener Zeit unablässig bemüht war, sich dem kurfürstlich sächsischen Hause, das durch den Krieg gegen Preußen so schwer gelitten hatte, gefällig und erkenntlich zu bezeigen.

Nichts war daher natürlicher, als daß auch Prinz Albert mit der Hoffnung sich schmeichelte, durch die Unterstützung der Kaiserin dereinst zu einer seinen Wünschen entsprechenden äußeren Stellung zu gelangen. Eine solche hätte er in dem Großmeisterthume des deutschen Ordens erblickt, welches im Jahre 1761 durch den Tod des Kurfürsten Clemens August von Köln in Erledigung kam. Maria Theresia aber und ihr Gemal hatten dasselbe schon seit langer Zeit dem Prinzen Karl von Lothringen zugedacht. Prinz Albert mußte daher zurückstehen, aber die Art und Weise, in der ihm Maria Theresia hierüber schrieb, war ganz dazu geeignet, in ihm die Ueberzeugung zu erwecken, daß sie ihm die sprechendsten Beweise der Freundschaft, deren sie ihn versicherte, nicht schuldig bleiben werde [348]).

Und in der That war Prinz Albert in jeder Beziehung des Wohlwollens der Kaiserin werth. Im Juli 1738 geboren, hatte er zur Zeit des Abschlusses des Hubertsburger Friedens sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr fast vollendet. Er hatte eine vortreffliche Erziehung und tüchtigen Unterricht in den mannigfachen Zweigen des Wissens genossen. Reinheit der Sitten, ein offener, verläßlicher Charakter zeichneten ihn aus. Ohne gerade besonders hervorragende geistige Gaben zu besitzen, brachte näherer Umgang mit ihm doch bald die Ueberzeugung von der ganz außergewöhnlichen Gediegenheit seines Wesens hervor. Ein reger Sinn für die Kunst und ein feines Verständniß für sie waren Eigenschaften, die zu jener Zeit auch in fürstlichen Häusern keineswegs alltägliche waren.

Im September 1763 fand sich Prinz Albert, des Versprechens der Kaiserin sich erinnernd, neuerdings in Wien ein. Maria Theresia erfüllte ihre Zusage; sie ernannte ihn zum General der Cavallerie, zum Gouverneur der Festung Komorn und zum Commandanten eines Theiles ihrer Truppen, die in Ungarn im Quartier lagen. Oberster Befehlshaber derselben war damals der Feldmarschall Graf Leopold Palffy.

Von Ofen und später von Preßburg, wo er in Ausübung seines Amtes verweilte, kam Prinz Albert ziemlich häufig nach Wien, wo ihm die Kaiserin in dem an die Burg anstoßenden Palaste auf der Bastei, der später ein Eigenthum des Prinzen wurde, eine Wohnung gab. Höchst anziehend ist die Schilderung, welche Prinz Albert in jener Zeit, etwa im Mai 1764 von dem Kaiserhofe entwarf. Er habe sich damals, so meint der Prinz, in seinem höchsten Glanze befunden und es sei dieß eine der schönsten Epochen der österreichischen Monarchie gewesen.

„Von einer Fürstin regiert", sagt Prinz Albert wörtlich, „welche „sich durch ihre persönlichen Eigenschaften die allgemeine Hochachtung „und Bewunderung erworben hatte, genoß auch ihr Reich in ganz „Europa einer Achtung, die ihr den größten Einfluß auf die öffent„lichen Geschäfte, insbesondere in Deutschland verlieh."

„Die Nachfolge auf dem Kaiserthron war durch die Königswahl „dem dereinstigen Erben der österreichischen Monarchie gesichert."

„Ihre Armeen, in denen zu dienen die Fürsten aus den ersten „Häusern Deutschlands sich zur Ehre anrechneten, waren nach einem „Kriege von siebenjähriger Dauer stärker und in schönerem Zustande „nach ihren Ländern zurückgekehrt, als sie vor diesem Kriege gewesen. „Der lange und erbitterte Kampf hatte sogar nicht verhindert, daß „ihre Geldmittel gar bald das Papiergeld verschwinden machten, welches „man während des Krieges in Umlauf gebracht, und sie in den Stand „setzten, die größten Ausgaben zu bestreiten."

„Unter den Ministern, welche die Staatsgeschäfte leiteten, befand „sich Fürst Kaunitz, der durch seine hervorragenden Eigenschaften, „durch seine Weisheit und seine Redlichkeit in der Behandlung der „politischen Geschäfte sich nicht nur das Vertrauen und die Freund„schaft seiner Monarchin sowie den größten Credit bei den fremden „Ministern und ihren Höfen, sondern auch Nachsicht für Eigen„thümlichkeiten erworben hatte, welche bei jedem Anderen unerträglich „gewesen wären."

„Die militärischen Angelegenheiten wurden von dem Feldmar„schall Grafen Daun geleitet, welchem die Kaiserin die Rettung ihrer „Monarchie durch den ersten über den König von Preußen erfochtenen „Sieg verdankte. Ohne ein Mann von Genie oder großem Talente „zu sein, besaß er doch die erforderlichen Eigenschaften, um die nöthige „Ordnung in die Armee zu bringen und sie mit dem lobenswerthesten „Geiste zu durchdringen. Er verstand es, verdiente Generale und „insbesondere den Grafen Lacy in den Hofkriegsrath zu berufen, einen „Mann von ganz außerordentlicher Begabung und unvergleichlicher „Thätigkeit, der sich sowohl durch Studien als durch Praxis ganz „ungewöhnliche tactische Kenntnisse erworben hatte."

„Außerdem gab es im Kriegswesen noch einen ebenso ausgezeich„neten als verehrungswürdigen Mann, den Fürsten Joseph Wenzel von „Liechtenstein. Ebenso aufopfernd als Staatsbürger wie großartig in

„seinem äußeren Auftreten, hat er als Leiter der Artillerie dieselbe „durch seine Sorgfalt und mit Auslagen, die er theilweise aus seinen „Privatmitteln bestritt, zu jenem Grade der Ausbildung erhoben, auf „dem sie sich seither fortwährend erhielt."

„Graf Haugwitz, dem man in den deutschen Erbländern des „Hauses Oesterreich die Richtigstellung des Catasters und die Ordnung „verdankt, welche in der Einhebung der Steuern so wie in der Unter„bringung und dem Unterhalte der Truppen eingeführt wurde, stand „an der Spitze der inneren Geschäfte."

„Die Finanzangelegenheiten wurden von dem Grafen Chotek „geleitet, einem Manne von vielem Verstande, der klug genug „war sich nicht auf Speculationen und Unternehmungen einzulassen, „welche leicht die Finanzen hätten in Unordnung bringen können."

„Graf Zinzendorf, der sich auf seinen Reisen viele Kenntnisse „erworben, hatte den Plan zur Gründung einer Rechnungskammer „entworfen, eines Institutes, welches diesen Ländern bisher fremd „war."

„Es gab endlich weder in der Regierung noch am Hofe irgend „ein Departement, in welchem man nicht eine Persönlichkeit von Ver„dienst gefunden hätte, die mit Freude und mit Eifer einer Monarchin „wie Maria Theresia ihre Dienste widmete."

Dieser Schilderung ist hier nicht allein wegen des Werthes, den sie an und für sich besitzt, sondern hauptsächlich aus dem Grunde Aufnahme gegönnt worden, weil sie den wohlwollenden Sinn des Beobachters kennzeichnet, von welchem sie herrührt.

Nichts war natürlicher, als daß Prinz Albert jetzt neuerdings mit lebhaftem Interesse die Erzherzogin Marie betrachtete, welche seither noch schöner geworden war. Das Schicksal ihrer ersten Liebe und der tiefe Schmerz, den sie über den Tod ihrer geliebten Freundin und Schwägerin Isabella empfand, flößte ihm nur noch mehr Theilnahme für sie ein. Durch kleine Aufmerksamkeiten suchte er ihr dieselbe

zu beweisen und er fühlte sich glücklich, als sie allmälig immer freundlichere Aufnahme von Seite der Erzherzogin fanden. Insbesondere war dieß während des gemeinschaftlichen Aufenthaltes in Preßburg der Fall, wohin sich Marie mit ihren Eltern während der Landtagszeit begeben hatte und wo sie Prinz Albert fast täglich sah.

Es konnte nicht fehlen daß Maria Theresia, welche den Prinzen fortwährend mit größter Freundlichkeit behandelte und ihm ungemein wohlwollte, es mit mütterlichem Scharfblicke bald gewahr wurde, daß Albert eine stillverschwiegene aber desto innigere Neigung zu ihrer Tochter Marie gefaßt hatte und die letztere für dieselbe nicht unempfindlich geblieben war. Aus ihrer eigenen Erfahrung wußte Maria Theresia das den Töchtern mächtiger Fürstenhäuser so selten beschiedene Glück, sich nach ihrem Herzen vermälen zu dürfen, nach seinem ganzen Werthe zu würdigen; aufs innigste hätte sie dasselbe auch ihrer Tochter gegönnt. Es geschah daher mit ihrer Zustimmung, daß ihn einmal die Erzherzogin Marie versicherte, er brauche keine Vorwürfe zu fürchten wegen der Neigung zu ihr, die er täglich deutlicher an den Tag lege. Nur möge er fortfahren, sich bis zu dem Zeitpunkte, in welchem es möglich sein werde mit derselben offen hervorzutreten, mit äußerster Vorsicht zu benehmen.

Denn der Kaiserin war es natürlich kein Geheimniß [319]), daß ihr Gemal in Bezug auf die Erzherzogin Marie mit ganz anderen Planen sich trug. Er hegte den sehnlichen Wunsch, sie mit dem jüngeren Sohne des Königs Karl Emanuel III. von Sardinien, dem Herzoge Moriz von Chablais zu vermälen. Er war das einzige noch lebende Kind der Lieblingsschwester des Kaisers, der Prinzessin Elisabeth Therese von Lothringen, welche als Königin von Sardinien nur wenige Tage, nachdem sie diesen Sohn geboren, aus dem Leben geschieden war.

Die Wünsche des Vaters stimmten jedoch, wie man sieht, mit denjenigen der Mutter und der Tochter nicht überein. Die letztere konnte sich mit dem Gedanken nicht versöhnen, daß sie aus Gründen, welche ihr nicht mächtig genug schienen, um sich ihnen blindlings

unterzuordnen, ihre Herzensneigung widerstandslos hinopfern solle. Maria Theresia aber wußte daß der Kaiser, so willig er auch in Staatsangelegenheiten in eine untergeordnete Rolle sich fügte, doch in Dingen, welche sein Haus und seine Familie angingen, jeder etwaigen Einschränkung seines Vaterrechtes energisch widerstrebte. Gleichwohl gab sie die Hoffnung nicht auf, daß es ihr durch kluge und tactvolle Vermittlung vielleicht doch noch gelingen werde, ihre Tochter an das Ziel ihrer Wünsche zu führen. Darum rieth sie ihr fortwährend und in dringendster Weise zur Gelassenheit, zur Selbstbeherrschung, zu unverbrüchlichem Schweigen. „Das Gelingen dieser ganzen Angelegen- „heit", schrieb sie ihr einmal, „beruht auf der Beobachtung des streng- „sten Geheimnisses, insbesondere darin, daß ihm selbst niemals irgend- „welche Hoffnung gegeben werde und daß Du Niemand Dich an- „vertraust, indem ohnedieß die ganze Welt Dich belauert. Ich kenne „die Schwierigkeiten Deiner Lage und sie betrübt mich, aber ein Zwang, „den Du acht Monate hindurch Dir auferlegst, kann uns an das „erwünschte Ziel führen. Als Freundin und als Mutter beschwöre „ich Dich, Dich zu beruhigen und Alles in die Hand Gottes zu legen; „bei ihm allein kann man Ruhe finden"[350]).

Aber freilich, wenn auch Maria Theresia in ihrer Weisheit und Lebenserfahrung rasch das Richtige herausfand und es ihrer Tochter zur Beobachtung an die Hand gab, so fiel es der Letzteren darum doch nicht minder schwer, den wohlgemeinten mütterlichen Rath auch pünktlich zu befolgen. Nur allzu oft scheint ihn die Erzherzogin, wie aus den wiederholten Mahnungen der Kaiserin hervorgeht, außer Acht gelassen zu haben. Alle Fassung aber verlor sie in dem Augenblicke, in welchem sie erfuhr, daß sich der Herzog von Chablais in Innsbruck einfinden werde. Damit schien ihr jede Hoffnung zertrümmert und ihr Schicksal unwiderruflich besiegelt zu sein.

Auch Maria Theresia täuschte sich darüber nicht, daß man von nun an die etwaigen Absichten des Prinzen Albert auf die Hand ihrer Tochter wohl als vereitelt werde ansehen müssen. Aber darum suchte sie doch auch jetzt noch beruhigend und beschwichtigend einzuwirken auf deren erregtes Gemüth. „Gestalte Deine Lage nicht schwieriger als

„sie wirklich ist“, schrieb ihr damals die Kaiserin. „Wozu bietest Du „aller Welt ein Schaustück dar? Es ist ja doch immer nur die gleiche „Lage; etwas mehr, etwas weniger, und Du darfst gewiß sein, daß „man Dich in Laxenburg und noch mehr in Preßburg, wo Du so „ruhig zu sein glaubtest, nur allzu sehr errieth. In alledem bedarfst „Du der Ruhe und mußt jede Erregtheit vermeiden. Das kostet Dich „ein Opfer; es wird Dir jedoch während Deines ganzen Lebens und „insbesondere in Deiner jetzigen Lage nothwendig sein. Es ist Dein „nächster Verwandter und unser Neffe, der nach Innsbruck kömmt. „Du brauchst nicht mehr zu wissen, und je höflicher und liebenswür„diger Du bist, ohne Dich ihm an den Hals zu werfen, um so mehr „wirst Du die Leute ablenken und Dir selbst in jeder Art förderlich „sein. Dein Glück, das Du in meine Hand legst, Dein Herz, das „Du mir darbringst, ich nehme es an und werde keinen schlechten „Gebrauch davon machen und niemals gegen Deinen eigenen Willen „handeln. Aber laß Dich nicht im voraus für oder gegen die Sache „einnehmen; es geschieht ohnehin nur das was die Vorsehung über „uns verhängt; wir sind nur die Werkzeuge, deren sie sich bedient, „um uns zu unserem Ziele zu führen. Bestrebe Dich durch Deine Aufführ„rung, Deine Religiosität, Deine Andacht den Schutz Gottes zu ver„dienen, dessen Du mehr als eine Andere bedarfst, indem Du so heftig „bist, daß das auf Deine ganze Persönlichkeit, ja sogar auf Deine „Gesundheit zurückwirkt. Nur Ruhe und Muth, die Rolle zu spielen, „welche Deine Pflicht Dir vorschreibt; Du hast Begabung genug dazu, „wenn nur Dein Wille sie recht unterstützt. Keine kleinen Vertraulich„keiten oder geheime Gespräche im Vorübergehen, weder mit Deiner „Schwester noch mit wem es auch sein mag. Sprich so wenig als „Du kannst von den Prinzen überhaupt; suche sie Dir sogar aus dem „Sinne zu schlagen, auf daß Du darüber nicht beunruhigt oder damit „zu sehr beschäftigt sein mögest. Handle mit Natürlichkeit, Du kannst „es um so leichter, als in dem gegenwärtigen Augenblicke ohnedieß „Alles zu Ende ist, und ich verspreche Dir Dich aufmerksam zu machen. „Kein Mitleid mit dem Anderen, denn er hat nicht mehr noch „weniger Hoffnung als seit fünf Jahren, daher ist seine Lage noch „dieselbe. Schlage Dir sogar die Gedanken an die beiden Prinzen

„für Deinen hiesigen Aufenthalt aus dem Sinne, es ist dieß das „einzige Mittel, Dich in den erforderlichen Zustand zu versetzen, um „glücklich zu werden. Darin aber besteht das alleinige Ziel, das ich „verfolge und zu dessen Erreichung ich Dir meinen ganzen Beistand „verspreche. Rede von ihm nicht mit Joseph, weder im Guten noch „im Schlimmen. Er wird Dich auszuforschen suchen; Du hast ihm „daher nur zu antworten, daß Du ihn bittest, Dich, wenn er Dich „liebt, in Ruhe zu lassen. Deine Lage sei ohnedieß grausam genug „und Du müßtest gar sehr vor ihm auf der Hut sein, seitdem er Dir „zu so oft wiederholten Malen seine Meinung kundgab, Du würdest „Dich in den Herzog verlieben sobald Du ihn nur erblicktest" [351]).

Hiezu kam es nun allerdings nicht, aber die Lage der Erzherzogin Marie in Innsbruck, dem ihr von ihrem Vater bestimmten und demselben theuren, ihr aber gleichgültigen Manne gegenüber scheint in der That eine peinliche gewesen zu sein. Wir wissen nicht ob es ihr zum Troste gereichte oder ihre Verlegenheit vermehrte, daß auch Prinz Albert auf ausdrückliches Begehren der Kaiserin und gegen seinen eigenen Wunsch dort anwesend war. Und in der That schien die Vergleichung desselben mit dem Herzoge von Chablais, der durchaus kein einnehmendes Aeußeres besaß, selbst den Kaiser allmälig der Bewerbung des Prinzen Albert, dem er ohnedieß wohlwollte, günstiger zu stimmen. Prinz Karl von Lothringen, der bekanntlich sehr großen Einfluß auf den Kaiser besaß und die Erzherzogin Marie, die ihn in ihr Geheimniß eingeweiht hatte, ganz besonders liebte, wirkte gleichfalls in diesem Sinne auf seinen Bruder. Aber weder in der einen noch in der anderen Richtung war eine definitive Entscheidung getroffen, als plötzlich der Tod des Kaisers Franz die Plane vollends zertrümmerte, welche zu Gunsten einer Vermälung des Herzogs von Chablais mit der Erzherzogin Marie gesponnen worden waren.

Auch Joseph soll, wie wenigstens Prinz Albert versichert, noch bei Lebzeiten seines Vaters dem Projecte einer Verheiratung seiner Schwester mit ihm den Vorzug gegeben haben vor einer Vermälung desselben mit dem Prinzen von Chablais. War er nicht schon früher

dieser Meinung, so wurde er wenigstens zu ihr bekehrt, nachdem er in Innsbruck die persönliche Bekanntschaft des letzteren gemacht hatte. So kam es ihm natürlich keinen Augenblick in den Sinn, Widerspruch zu erheben, als Maria Theresia aus eigenem Antriebe den Entschluß faßte, den Herzenswunsch ihrer Tochter zu erfüllen und sie mit Albert zu vermälen. Im Gegentheile, die Art in welcher Joseph diese Vorgänge seinem Bruder Leopold beschreibt, zeigt deutlich, welch herzlichen Antheil er an der Freude der Beglückten nahm, die er selbst als eine „unaussprechliche" bezeichnet. Er war zugegen als Maria Theresia ihren Entschluß der Erzherzogin kundgab; dem Prinzen aber theilte ihn Joseph persönlich, und zwar, wie Prinz Albert bezeugt, in der freundlichsten Weise von der Welt mit. In einem Garten, welchen der Kaiser damals in einer der Vorstädte von Wien, der Josephstadt besaß und wohin er sich häufig in Begleitung des Prinzen Albert begab, fand diese Eröffnung statt. „Lange Zeit wollte er nicht glauben", schreibt der Kaiser an Leopold, „daß ich im Ernste zu ihm rede. Als „er sich jedoch hievon überzeugte, kannst Du Dir die Augen vorstellen, „die er machte als er sah, daß seine seit sechs Jahren genährten „Wünsche in Erfüllung gehen sollten. Mir aber, dem Philosophen „Joseph konnte nichts Angenehmeres geschehen als für meine ganze „Lebenszeit einer so guten Gesellschaft versichert zu werden. Da ich in „meinem eigenen Hause keine Annehmlichkeit genieße, wird mir diese „neue Familie große Erheiterung gewähren. Bei ihr werde ich die „Augenblicke zubringen, welche meiner Erholung gewidmet sind" [352]).

Die brüderliche Zuvorkommenheit, welche in diesen Worten Josephs sich ausspricht, hat er seiner Schwester Marie und seinem zukünftigen Schwager Albert in der Angelegenheit ihrer Vermälung stets gleichmäßig bewiesen. Noch dritthalb Jahre später nennt er dieselbe das angenehmste und interessanteste Ereigniß, das seit dem Tode des Kaisers Franz am Wiener Hofe sich zutrug [353]). Und als Maria Theresia daran ging, mit einer Freigebigkeit ohne Gleichen für den Haushalt ihrer Tochter Vorsorge zu treffen, wurde ihr von Joseph trotz seiner sonstigen Sparsamkeit nur bereitwillige Unterstützung und ausgiebige Förderung zu Theil.

Von dem zur Versorgung ihrer Kinder gewidmeten Fonde von acht Millionen bestimmte die Kaiserin die Hälfte, somit vier Millionen zur Dotation der Erzherzogin Marie. Um jedoch die letztere vor allen Wechselfällen des Schicksals möglichst sicher zu stellen, trat Joseph seiner Mutter sämmtliche Güter, welche sein verstorbener Vater besessen, zu einem dem Rechte und der Billigkeit entsprechenden Schätzungswerthe ab. Maria Theresia aber gab das Herzogthum Teschen, dann die Güter Mannersdorf in Niederösterreich und Deutsch-Altenburg in Ungarn ihrer Tochter Marie und dem Prinzen Albert; was von dem Werthe von vier Millionen abging, legte sie in Capitalien zu [354]).

Damit war jedoch die Fürsorge der Kaiserin für ihr geliebtes Brautpaar noch bei weitem nicht erschöpft. Eine glanzvolle Lebensstellung wollte sie ihm schaffen und ihren zukünftigen Schwiegersohn, den sie mütterlich liebte, den sie wahrhaft hochachtete und von dessen geistiger Begabung sie eine über die Wirklichkeit wohl noch hinausgehende, ungemein günstige Meinung hegte, in einen großartigen Wirkungskreis versetzen, in welchem er ihr ausgezeichnete Dienste zu leisten, sich selbst aber jenes Ansehen in der Welt zu erwerben vermöchte, zu dem sie ihn für wohlberechtigt hielt. Sie ernannte ihn daher nicht nur zum Feldmarschall in ihrem Heere und zum Generalcommandanten ihrer Truppen in Ungarn, sondern sie benützte den Anlaß, welchen der vor kurzem erfolgte Tod des Palatins Batthyany ihr darbot, um die Statthalterschaft über dieses Königreich, die einst ihr eigener Gemal innegehabt, jetzt in Alberts Hände zu legen. Endlich sicherte sie ihm und ihrer Tochter die gemeinschaftliche Anwartschaft auf den Posten zu, welchen jetzt Prinz Karl von Lothringen als Generalgouverneur der österreichischen Niederlande bekleidete.

Aber nicht nur ihr eigenes Interesse sowie dasjenige ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes hatte Maria Theresia im Auge, als sie den Letzteren zum Statthalter von Ungarn ernannte; sie war fest überzeugt, hiedurch auch zum Wohle des Landes zu handeln. Denn darüber konnte sie sich lang schon keinem Zweifel mehr hingeben, daß die noch an das Mittelalter erinnernden staatlichen Einrichtungen desselben durchaus nachtheilige geworden waren, indem sich mit ihnen die

vornehmsten Zwecke des modernen Staatslebens, der Regierung Ansehen und Kraft, der Bevölkerung aber geistige und materielle Wohlfahrt zu schaffen, unmöglich erreichen ließen. Diesen Einrichtungen das einzige Schicksal, das sie in Wahrheit verdienten, das ihrer durchgreifenden Umgestaltung zu Theil werden zu lassen, daran hinderte die Kaiserin der Krönungseid, den sie auf dem Preßburger Landtage des Jahres 1741 geleistet hatte. Es blieb ihr also nichts übrig, als ohne offenbare Verletzung der Staatseinrichtungen Ungarns das Land so gut als möglich zu regieren und daselbst ohne Mitwirkung, ja fast gegen den Willen seiner gesetzmäßigen Repräsentanten allmälig durch eigene Machtvollkommenheit diejenigen Verbesserungen der daselbst herrschenden, der weitaus überwiegenden, jedoch politisch rechtlosen Mehrzahl der Bevölkerung fast unerträglich gewordenen Zustände herbeizuführen, welche das Wohl des Landes dringendst erforderte.

Daß die Bevölkerung Ungarns wirklich nicht länger des Willens und im Stande zu sein schien, die Tyrannei der privilegirten Stände gleichmüthig zu ertragen, hatte sich gerade während der verhältnißmäßig kurzen Frist, die seit dem letzten ungarischen Landtage verflossen war, recht schlagend gezeigt. Ohne Zweifel trug hiezu am meisten der Umstand bei, daß der Landtag vorübergegangen war, ohne dem steuerzahlenden Volke irgendwelche Erleichterung seiner bedrängten Lage zu bringen, indem die hierauf abzielende Anregung der Regierung von den privilegirten Ständen unbeachtet blieb. Aufs Aeußerste getrieben durch den Druck, den sie erlitt, rottete auf verschiedenen Punkten die bäuerliche Bevölkerung sich zusammen. Sie verweigerte den Grundherren und den mit ihnen in engstem Zusammenhange stehenden Comitatsbeamten den Gehorsam, verließ die Dörfer und zog sich in die Wälder zurück. Zu Fuß legten ihre Abgesandten den weiten Weg nach Wien zurück; die Kaiserin flehten sie an um Hülfe und Rettung. Nicht fruchtlos nahmen sie ihre Zuflucht zu ihr. Freilich hatten sich gleichzeitig die Repräsentanten der vornehmsten Adelsfamilien nach Wien verfügt und sie dringend gebeten, jeden Act der Widersetzlichkeit der Bauern mit Waffengewalt zu Boden zu schlagen. Aber Maria Theresia wies dieses Begehren weit von sich ab. Allerdings wollte auch sie die

Unterthanen zum Gehorsam zurückgeführt, aber gleichzeitig den Beschwerden, die sich als begründet erweisen würden, Abhülfe gebracht sehen. Und daß sie dieß wirklich waren, wurde durch die Untersuchung, welche die Kaiserin einleiten ließ, ausreichend dargethan. „Sie werden", schrieb sie eigenhändig der Gräfin Enzenberg, „von den Unruhen in „Ungarn reden gehört haben; sie sind nicht von Bedeutung. Es sind „einzig und allein die Grausamkeiten der Grundherren, welche diese „armen Leute aufs Aeußerste getrieben haben. Sollten Sie es glauben, „daß der verstorbene Palatin, der Fürst Batthyany, die Esterházy in „diesen Unterdrückungen am weitesten gegangen sind? Das macht mich „schaudern" [355]).

Gewiß war es kein unberechtigter Gedanke, wenn man der Erwartung sich hingab, die Absendung einer Tochter der Kaiserin nach Ungarn und die Uebertragung der Statthalterschaft in diesem Lande an den Gemal derselben werde nicht wenig beitragen zu allmäliger Beseitigung jener grellen und bedauernswerthen Mißstände, welche zu solchen Ereignissen führten. Der persönlichen Einwirkung der Erzherzogin und des Prinzen Albert werde es nach und nach gelingen, den ungarischen Adel und die Geistlichkeit zu wenigstens theilweiser Nachgiebigkeit hinsichtlich ihrer Standesprivilegien und zu menschlicherer Behandlung ihrer Unterthanen zu vermögen. Die letzteren aber würden aus der Anwesenheit von Mitgliedern der kaiserlichen Familie in ihrem Lande Grund zur Ermuthigung und zu der Ueberzeugung schöpfen, daß die Kaiserin keineswegs gewillt sei, sie schutzlos preiszugeben ihren Unterdrückern.

Noch im November 1765 hatte Prinz Albert sich auf Befehl der Kaiserin nach Preßburg begeben, um das dortige Schloß, seinen künftigen Wohnsitz zu besichtigen und die erforderlichen Vorbereitungen zu baldigster Uebernahme der Statthalterschaft zu treffen. Erst am 26. Dezember erfolgte in der Wiener Hofburg die feierliche Uebertragung dieses Amtes an ihn. Es berührte die Kaiserin peinlich, daß sich gerade aus den vornehmsten Adelskreisen Ungarns Gegenvorstellungen gegen diese von ihr persönlich ausgegangene Verfügung erhoben. Mitglieder derselben erklärten ihr, sie müßten es als eine Demüthigung

für ihr Land betrachten, daß nur ein sächsischer Prinz und nicht ein österreichischer Erzherzog an die Spitze desselben gestellt werde. Maria Theresia aber erwiederte, sie sehe in dem Prinzen Albert ihren Sohn; den Ungarn möge er somit gleichfalls als solcher und daher so viel wie ein Erzherzog gelten. Damit beruhigten sich denn auch die Beschwerdeführer, und am 7. Jänner hielt Prinz Albert von Sachsen als neu ernannter Statthalter Ungarns seinen feierlichen Einzug in Preßburg. Er wurde in einer Weise dort empfangen, daß man darin wohl überzeugende Symptome der Zufriedenheit der Bevölkerung, ihn in ihrer Mitte zu besitzen, zu erkennen vermochte[356]).

Die Abwesenheit des Prinzen Albert von Wien zog natürlich die Folge nach sich, daß derselbe sowohl mit der Kaiserin als mit seiner Braut einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Die Schreiben der Ersteren sind wie immer, so auch jetzt wieder ein treues Spiegelbild ihres Wesens; eine gleich rege Sorgfalt für die öffentlichen Angelegenheiten wie für das Wohl der ihr nahe stehenden Personen tritt darin überall zu Tage. In ersterer Beziehung dringt sie unabläſſig darauf, daß man dem aufrührerischen Landvolke gegenüber mit Langmuth und Nachsicht verfahre und sich nur im äußersten Falle der bewaffneten Macht wider dasselbe bediene. Die Männer, die sich ihr Vertrauen erwarben, wie Festetics, Ürmenyi und Andere empfiehlt sie dem Prinzen aufs wärmste; für ihn selbst und seine Braut aber überströmt sie in Ausdrücken der Zärtlichkeit und Liebe[357]).

Und wirklich war sie zu jener Zeit mit der bevorstehenden Vermälung ihrer Tochter unabläſſig beschäftigt. Nicht nur einen reichen und glänzenden Haushalt wollte sie ihr schaffen, sondern weit mehr noch ihr ein glückliches Los als Gattin bereiten und sie gleichzeitig in den Stand setzen, den hervorragenden Platz, auf den sie die Erzherzogin zu stellen im Begriffe war, in einer Weise auszufüllen, welcher den von ihr gehegten Erwartungen vollständig entsprach.

Man kennt die wohldurchdachten, wahrhaft mütterlichen Rathschläge und Lehren, welche Maria Theresia ihrer Tochter auf den neuen Lebensweg mitgab. Wohlbekannt mit ihren guten wie mit ihren

nicht immer lobenswerthen Eigenschaften, ermahnt sie die Erzherzogin zum Gehorsam, zur Unterordnung unter ihren Gatten. Sie predigt ihr Mäßigung in den äußeren Kundgebungen ihrer Liebe zu ihm, Gleichheit des Betragens und eifriges Bemühen, sich sein unbeschränktes Zutrauen zu erwerben. In diesem und in wechselseitiger Willfährigkeit bestehe das ganze Glück der Ehe; denn bald genug verflüchtige sich die leidenschaftliche Liebe. Man müsse sich gegenseitig hochachten und sich nützlich, ja wahrhaft und treu befreundet sein, dann besitze man das Geheimniß, in der Ehe glücklich zu werden und gemeinschaftlich die Heimsuchungen zu ertragen, welche das Leben immer mit sich bringt. Angelegentlich wird vor der Eifersucht gewarnt; sie ziehe immer die Wirkung nach sich, den Gatten mehr und mehr zu entfremden, statt ihn enger an sich zu ketten.

Sittsamkeit in der Kleidung, Ordnung im Haushalt, stete Beschäftigung mit nützlichen und belehrenden Dingen hebt Maria Theresia ihrer Tochter gegenüber als die Punkte hervor, auf welche sie besonderes Gewicht legen solle. Immer kommt jedoch die Kaiserin wieder auf die Nothwendigkeit zurück, daß die Erzherzogin ihrem Gemal sich vollständig widme, sich niemals über ihn erhebe, sondern ihren Stolz und ihre eigentliche Aufgabe darin finde und erblicke, seinen Willen zu thun, ihm gefällig zu sein und es in solcher Weise dahin zu bringen, daß sein eigenes Haus für ihn jederzeit der ihn am meisten beglückende Aufenthaltsort sei.

Nicht ohne dem Andenken der verstorbenen Erzherzogin Isabella, die sie eine Heilige nennt, einige wehmuthsvolle Worte der Rückerinnerung zu weihen, schließt Maria Theresia den für ihre Tochter Marie bestimmten Aufsatz mit der Hinweisung auf Gott, der ihr die erforderlichen Eigenschaften gegeben und sie sichtlich dazu ausersehen habe, das Glück und den Lebensreiz ihrer Familie zu bilden. „Ich „hoffe“, so lauten die letzten Worte der Kaiserin, „daß der Herr sein „Werk auch vollenden und Dich glücklich machen wird, wenn Du Dich „nur niemals von ihm entfernst und meine Rathschläge befolgst, „deren Du ebensowenig als meiner Zärtlichkeit jemals entbehren „wirst“ [358]).

Nüchterner vielleicht, aber kaum weniger heilsam waren die Vorschriften, welche die Kaiserin ihrer Tochter für das Verhalten gab, das sie in ihrer neuen Stellung gegen Außen hin beobachten solle. Angelegentlich trägt sie ihr auf, nicht nur die Mitglieder des hohen Adels, sondern auch Leute von geringerer Geburt in ihre Gesellschaft zu ziehen und zur Tafel zu laden; sie möge aufmerksam und freundlich für sie sein und hie und da einige Worte an dieselben richten. In Ungarn fänden sich unter dem geringeren Adel begabtere und der Regierung ergebenere Männer als unter den Magnaten [359]). Ein Tag in der Woche, und wenn nöthig auch ein zweiter wären zu Audienzen zu bestimmen, Durchreisende aber zu jeder Stunde zu empfangen und mit Artigkeiten zu überhäufen; darin bestehe das einzige Mittel, die Leute an sich zu ziehen [360]). Im Winter sollten Feste gegeben werden, denn man müsse den Leuten Vergnügen bereiten und sich ihnen in solcher Weise bekannt machen [361]).

Die Empfangnahme von Bittschriften wurde der Erzherzogin gestattet, doch durfte sie nicht selbst über dieselben entscheiden, sondern sie hatte sie dem Oberst von Kempelen zu übergeben, welcher dem Prinzen Albert als Vertrauensperson der Kaiserin beigegeben war. Maria Theresia bezeichnet ihn als einen redlichen Mann, voll Wahrheitsliebe und Anhänglichkeit [362]). Wenn es um Almosen sich handle, werde der Beichtvater Lechner das Geeignete vorzukehren haben. Die übrigen Bittschriften hätten den Weg der Behörden zu gehen und nöthigenfalls der Kaiserin selbst zur Entscheidung vorgelegt zu werden.

Die Erzherzogin möge sich im Lateinischen und im Ungarischen üben, um in diesen Sprachen mit den Bewohnern des Landes wenigstens einige Worte wechseln zu können. Das werde einen guten Eindruck hervorbringen und sie habe genug Zeit dazu. Auskünfte aber, die sie über die eine oder die andere Persönlichkeit zu erhalten wünsche, möge sie immer bei dem Judex Curiä Grafen Nicolaus Palffy einholen [363]).

Am 2. April 1766 fand die feierliche Werbung des Prinzen Albert von Sachsen um die Hand der Erzherzogin Marie Christine statt. Erizzo's Nachfolger Polo Renier sagt bei diesem Anlasse von

ihr, daß sie mit ungewöhnlicher Schönheit, mit großer Lebhaftigkeit des Geistes und mit einem wahrhaft gewinnenden Wesen begabt sei. Prachtvoll gekleidet und mit Diamanten bedeckt, bot sie einen reizenden Anblick dar. Der Bräutigam aber war ein Gegenstand des Neides, denn gar Vielen erschien er als ganz außerordentlich begünstigt vom Glücke [364]).

Auch nach der Vermälung, welche am 8. April 1766, und zwar wegen der Trauer um den verstorbenen Kaiser ohne feierliches Gepränge zu Schloßhof, nahe der ungarischen Grenze stattfand, fuhr Maria Theresia fort, ihrer Tochter Rathschläge und Vorschriften zu ertheilen. Gleich in einem ihrer ersten Briefe scheint die Erzherzogin sie um solche gebeten zu haben. Die Kaiserin antwortet ihr, sie möge alle Menschen sehen und anhören, die ihr etwas vorzutragen hätten. „Du bist meine Tochter", fügt sie hinzu, „Du kannst Dich daher „dessen nicht entschlagen, aber niemals", so sagt sie auch jetzt wieder, „darfst Du eine Entscheidung fällen" [365]). Jedesmal solle sie antworten, daß sie mit ihrem Gemal, dem Statthalter sprechen, daß man an ihn sich wenden solle. Sie möge hinzufügen, daß sie die Absichten ihrer Mutter kenne. Das Wohl des Staates und das jedes einzelnen Unterthans liege derselben am Herzen [366]), die Erzherzogin werde ihr daher von Allem getreue Mittheilung machen. Den Leuten, denen sie nicht zu helfen vermöge, solle sie wenigstens eine liebreiche Trösterin sein, selbst wenn es sie manchmal langweilen würde. Denn darin bestehe sowohl ihre spezielle Aufgabe als überhaupt diejenige so hochgestellter Personen [367]). Vor Allem möge sie jederzeit in engstem Einverständnisse mit ihrem Gatten handeln. Dadurch würden alle Intriguen beseitigt und es wäre auch nicht schicklich für eine Tochter der Kaiserin, ohne jede Kenntniß von den öffentlichen Geschäften zu bleiben.

Wie fast immer, so benützt auch jetzt wieder Maria Theresia diese Gelegenheit, um ihre Tochter mit wahrhaft rührenden Beweisen mütterlicher Liebe zu überhäufen. Der Abschied war Beiden recht schwer geworden, denn Marie hatte in der That die Lehren ihrer verstorbenen Schwägerin Isabella zu benützen und sich nach dem Tode

Nüchterner vielleicht, aber kaum weniger heilsam waren die Vorschriften, welche die Kaiserin ihrer Tochter für das Verhalten gab, das sie in ihrer neuen Stellung gegen Außen hin beobachten solle. Angelegentlich trägt sie ihr auf, nicht nur die Mitglieder des hohen Adels, sondern auch Leute von geringerer Geburt in ihre Gesellschaft zu ziehen und zur Tafel zu laden; sie möge aufmerksam und freundlich für sie sein und hie und da einige Worte an dieselben richten. In Ungarn fänden sich unter dem geringeren Adel begabtere und der Regierung ergebenere Männer als unter den Magnaten[359]). Ein Tag in der Woche, und wenn nöthig auch ein zweiter wären zu Audienzen zu bestimmen, Durchreisende aber zu jeder Stunde zu empfangen und mit Artigkeiten zu überhäufen; darin bestehe das einzige Mittel, die Leute an sich zu ziehen[360]). Im Winter sollten Feste gegeben werden, denn man müsse den Leuten Vergnügen bereiten und sich ihnen in solcher Weise bekannt machen[361]).

Die Empfangnahme von Bittschriften wurde der Erzherzogin gestattet, doch durfte sie nicht selbst über dieselben entscheiden, sondern sie hatte sie dem Oberst von Kempelen zu übergeben, welcher dem Prinzen Albert als Vertrauensperson der Kaiserin beigegeben war. Maria Theresia bezeichnet ihn als einen redlichen Mann, voll Wahrheitsliebe und Anhänglichkeit[362]). Wenn es um Almosen sich handle, werde der Beichtvater Lechner das Geeignete vorzukehren haben. Die übrigen Bittschriften hätten den Weg der Behörden zu gehen und nöthigenfalls der Kaiserin selbst zur Entscheidung vorgelegt zu werden.

Die Erzherzogin möge sich im Lateinischen und im Ungarischen üben, um in diesen Sprachen mit den Bewohnern des Landes wenigstens einige Worte wechseln zu können. Das werde einen guten Eindruck hervorbringen und sie habe genug Zeit dazu. Auskünfte aber, die sie über die eine oder die andere Persönlichkeit zu erhalten wünsche, möge sie immer bei dem Judex Curiä Grafen Nicolaus Palffy einholen[363]).

Am 2. April 1766 fand die feierliche Werbung des Prinzen Albert von Sachsen um die Hand der Erzherzogin Marie Christine statt. Erizzo's Nachfolger Polo Renier sagt bei diesem Anlasse von

ihr, daß sie mit ungewöhnlicher Schönheit, mit großer Lebhaftigkeit des Geistes und mit einem wahrhaft gewinnenden Wesen begabt sei. Prachtvoll gekleidet und mit Diamanten bedeckt, bot sie einen reizenden Anblick dar. Der Bräutigam aber war ein Gegenstand des Neides, denn gar Vielen erschien er als ganz außerordentlich begünstigt vom Glücke [364]).

Auch nach der Vermälung, welche am 8. April 1766, und zwar wegen der Trauer um den verstorbenen Kaiser ohne feierliches Gepränge zu Schloßhof, nahe der ungarischen Grenze stattfand, fuhr Maria Theresia fort, ihrer Tochter Rathschläge und Vorschriften zu ertheilen. Gleich in einem ihrer ersten Briefe scheint die Erzherzogin sie um solche gebeten zu haben. Die Kaiserin antwortet ihr, sie möge alle Menschen sehen und anhören, die ihr etwas vorzutragen hätten. „Du bist meine Tochter“, fügt sie hinzu, „Du kannst Dich daher „dessen nicht entschlagen, aber niemals“, so sagt sie auch jetzt wieder, „darfst Du eine Entscheidung fällen“ [365]). Jedesmal solle sie antworten, daß sie mit ihrem Gemal, dem Statthalter sprechen, daß man an ihn sich wenden solle. Sie möge hinzufügen, daß sie die Absichten ihrer Mutter kenne. Das Wohl des Staates und das jedes einzelnen Unterthans liege derselben am Herzen [366]), die Erzherzogin werde ihr daher von Allem getreue Mittheilung machen. Den Leuten, denen sie nicht zu helfen vermöge, solle sie wenigstens eine liebreiche Trösterin sein, selbst wenn es sie manchmal langweilen würde. Denn darin bestehe sowohl ihre spezielle Aufgabe als überhaupt diejenige so hochgestellter Personen [367]). Vor Allem möge sie jederzeit in engstem Einverständnisse mit ihrem Gatten handeln. Dadurch würden alle Intriguen beseitigt und es wäre auch nicht schicklich für eine Tochter der Kaiserin, ohne jede Kenntniß von den öffentlichen Geschäften zu bleiben.

Wie fast immer, so benützt auch jetzt wieder Maria Theresia diese Gelegenheit, um ihre Tochter mit wahrhaft rührenden Beweisen mütterlicher Liebe zu überhäufen. Der Abschied war Beiden recht schwer geworden, denn Marie hatte in der That die Lehren ihrer verstorbenen Schwägerin Isabella zu benützen und sich nach dem Tode

derselben zum Lieblinge ihrer Mutter zu machen gewußt. Daß sie das wirklich war, gibt ihr die Kaiserin mit den zärtlichsten Ausdrücken kund. „Ich glaube daß ich mich wohl befinde", so schreibt sie ihr, „aber ich bin nicht ruhig; mein Herz hat eine Erschütterung erlitten, „die es empfindet, insbesondere an einem Tage wie heute. Binnen „acht Monaten verliere ich den anbetungswürdigsten Gatten, einen „Sohn, der meine volle Liebe verdient, und eine Tochter, welche nach „dem Tode ihres Vaters mein ganzes Glück ausmachte, meinen Trost, „meine Freundin. Heute Nachmittags war ich recht kindisch; als ich „um drei Uhr Deine Schwestern durch mein Zimmer gehen hörte, „glaubte ich einen Augenblick, daß auch meine liebe Mimi erscheinen „werde. Aber sie war gerade beschäftigt, zu Hause die Honneurs zu „machen und sich der Gegenwart ihres zärtlichen Gemals zu erfreuen. „Das ist die Frucht all meiner Sorgen, die mich seit zwei Jahren „beschäftigten. Ich kann Gott nicht genug danken, sie zu einer so „glücklichen Lösung geführt zu haben, und ich hoffe von seiner Gnade „und von Euch selbst die Fortsetzung dieses Glückes, welches von Tag „zu Tag ein größeres werden wird" [368]).

Man darf jedoch nicht glauben, daß Maria Theresia sich durch ihre Vorliebe für ihre Tochter Marie derart habe verblenden lassen, daß sie nicht ihre Fehler bemerkte und sie hinsichtlich derselben, wenn sie es für nothwendig hielt, mit eindringlichen Worten zurechtwies. Gerade der so eben angeführte Brief liefert hiefür einen recht deutlichen Beweis. Die Erzherzogin scheint sich irgend welcher Ausdrücke bedient zu haben, aus denen die Kaiserin schloß, daß sie von ihrer alten Sünde, dem Hochmuthe keineswegs geheilt sei. Insbesondere war dieß der Mutter empfindlich, weil solches im Hinblick auf ihre übrigen Töchter geschah. „Ich war ganz erbaut", schrieb Maria Theresia in demselben Briefe, in welchem sie ihre Tochter mit Zärtlichkeiten überhäufte, „von Deiner Demuth in Bezug auf Deine sechs „Schwestern. Ich habe geglaubt, daß Dein neuer Stand Dich schon „so vervollkommnet hat, aber das dauerte nicht lange, denn Du erhebst Dich über alle Anderen; das macht mich lachen" [369]).

Aber freilich muß man auch zugestehen, daß Maria Theresia nur selten oder gar nicht mehr Anlaß zu ähnlichen Rügen fand. Immer inniger und freundschaftlicher gestaltete sich ihr Verhältniß zu ihrer Tochter und deren Gemal. „Die beiden Neuvermälten zusammen zu „sehen", schreibt die Kaiserin am 1. Mai 1766 an die Gräfin Enzenberg, „ist wirklich eine Freude, wenn ich nur eine solche noch zu „empfinden vermöchte. Wie oft erinnern sie mich an die erste Zeit „meiner eigenen Ehe" [370]).

„Obgleich meine verheiratete Tochter", sagt Maria Theresia ein anderes Mal, „mir wahrhaften Trost gewährt, bin ich doch für „einen solchen nicht mehr zugänglich; Alles ist mir gleichgültig. Ich „lebe weil ich muß, aber ohne jedes Interesse, und ich werde so schwach „an Körper und an Geist, daß ein völliges Zurückziehen nothwendig „wird; ich denke immer an Innsbruck" [371]).

Ganz von ihrer Schwermuth erfüllt, that sich die Kaiserin mit diesen Worten doppeltes Unrecht. Niemand außer ihr selbst machte wenigstens zu jener Zeit noch irgend eine Wahrnehmung über den geistigen und körperlichen Verfall, über welchen sie klagte. Und wenn sie sich der Gleichgültigkeit beschuldigte, mit der sie dem ehelichen Glücke ihrer Tochter gegenüber stehe, so bekundeten ihre Handlungen, ihr Verfahren gegen sie, die Briefe, die sie ihr schrieb, daß gerade das Gegentheil der Fall war. Nichts glich der Lebhaftigkeit des Verkehrs, den sie mit der Erzherzogin unterhielt. Es bestand nicht allein ein ununterbrochener Briefwechsel zwischen ihnen, sondern Maria Theresia wurde von jetzt an zur eifrigsten Besucherin von Preßburg. Oft eilte sie selbst nur für wenige Stunden dorthin, um ihre Tochter und ihren Schwiegersohn zu sehen und sich an deren ehelichem Glücke zu erfreuen.

Denn das darf bei Beurtheilung dieser innigen Beziehungen der Kaiserin zu den Neuvermälten nicht aus den Augen verloren werden, daß dem Prinzen Albert nicht das geringste, sondern vielleicht das meiste Verdienst davon zukommt. Jedermann weiß daß in hohen wie in niederen Kreisen des Lebens es eine nicht allzu häufig wieder-

kehrende Erscheinung ist, daß Schwiegersöhne in völlig befriedigendem Einvernehmen leben mit den Eltern ihrer Gattin. Bei einer Frau von der imponirenden Stellung Maria Theresia's, welche überallhin Gehorsam und Unterordnung verlangte, schien die Gefahr eines Zerwürfnisses vielleicht noch näher gerückt. Aber Prinz Albert war eine viel zu selbstlose, viel zu edel angelegte Natur, als daß eine solche Gefahr jemals auch nur einen Augenblick vorhanden gewesen wäre. Immer stand es lebendig vor seiner Seele, daß er der Kaiserin, seiner Schwiegermutter nicht nur das Glück seiner Ehe, daß er ihr außerdem eine glanzvolle Stellung verdanke. Dieses Gefühl, dasjenige der Dankbarkeit war es daher auch einzig und allein, dem er ihr gegenüber in allen Lagen seines Lebens, selbst wenn es ihn bei dem manchmal schroffen Wesen der Kaiserin nicht wenig Ueberwindung kosten mochte, einen Ausdruck zu geben wußte, durch welchen er ihr Herz sich vollständig gewann. Maria Theresia liebte ihn wie einen Sohn, und sie besaß auch Ursache, dieß zu thun. Bis an das Ende ihrer Tage hat sie ihm die treueste mütterliche Liebe gleichmäßig bewahrt.

Dieses Gefühl findet denn auch in allen Briefen, welche Maria Theresia dem Prinzen, so wie in denjenigen, die sie seiner Gemalin schrieb, den wärmsten und lebendigsten Ausdruck. Sie verlangt nicht anders als „Mutter" von ihm genannt und als solche ohne alle Ceremonien behandelt zu werden. Bei jeder Gelegenheit spendet sie ihm ermunterndes Lob, und ihrer Tochter gegenüber wird sie nicht müde, das Glück hervorzuheben und zu preisen, das derselben durch ihre Verbindung mit einem so ausgezeichneten Manne zu Theil geworden sei.

Wichtiger noch ist der Briefwechsel der Kaiserin mit Albert, insofern er so manches aufklärende Streiflicht auf die Thätigkeit der Regierung in Ungarn und auf die Eigenschaften der Männer wirft, welche an derselben sich betheiligten. Fast keiner findet sich unter ihnen, der nicht entweder lobend oder tadelnd genannt wird. Außer Festetics und Ürmenyi ist es auch Anton Brunswick, welchen Maria Theresia später in den Grafenstand erhob, über den sie nun mit Anerkennung sich ausspricht [372]. Er sei zwar etwas schwerfällig, sagt

sie von ihm, aber er scheine ihr ein redlicher und eifriger Mann. Von Koller [373]) erklärt sie, dessen Fehler zu kennen, indem sie genug mit ihm ausgestanden habe. Aber man müsse ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wahrhafte Dienste geleistet und sich stets freiwillig mit den widerwärtigsten Geschäften befaßt habe. Die Mitglieder der Familie Palffy, und zwar nicht weniger als fünf von ihnen tadelt die Kaiserin aufs schärfste, weil sie sich Vorgängen in einer Versammlung des Preßburger Comitates, die sie mißbilligte, nicht widersetzt hatten [374]).

Die große Angelegenheit aber, die zu jener Zeit der Kaiserin ganzes Interesse in Anspruch nahm, bestand in der Beschwichtigung der Unruhen, welche durch die von den Grundherren verübten Bedrückungen des Landvolkes in mehreren Comitaten, insbesondere in denen von Eisenburg und Tolna hervorgerufen worden waren. Es ist schon gezeigt worden, wie sehr Maria Theresia von Mitleid für das letztere erfüllt war und in welch hohem Grade es ihr widerstrebte, Maßregeln rücksichtsloser Strenge gegen dasselbe in Anwendung zu bringen. Aber freilich konnte sie die Gewaltthaten der Bauern gleichfalls nicht müßig mit ansehen. Derlei Ausbrüche brutaler Rohheit waren ihr überhaupt verhaßt, sie mochten von dem aufständischen Landvolke ausgehen oder von dem wider dasselbe aufgebotenen Militär. „Die vielfachen und unmenschlichen Excesse, welche in Ungarn „begangen werden", schrieb sie einmal an den Prinzen Albert, „beun„ruhigen mit Recht mein Gewissen. Ich muß ihnen um so kräftiger „vorbeugen, als ich sehe, daß man nicht die passenden Mittel an„wendet und Dinge zu entschuldigen und zu beschönigen sucht, welche „zu weit gehen und deren üble Folgen das Militär später wohl selbst „empfinden wird" [375]).

Es war schwer für die Kaiserin, einen Ausweg zu finden aus dieser Bedrängniß, in welche zwei einander entgegen wirkende, gleich verwerfliche Uebel sie versetzten. Dem Begehren der einen oder der anderen Partei ausschließlich nachzugeben, wäre ohne Zweifel eben so ungerecht als gefährlich gewesen. Sich an die königliche Curie zu wenden, hieß nicht nur die Sache ganz unverantwortlich in die Länge

ziehen, sondern schließlich auch noch einen parteiischen Urtheilsspruch hervorrufen, weil doch nur die privilegirten, nicht aber die steuerpflichtigen Classen der Bevölkerung in ihrer Mitte vertreten waren. Man beschloß daher die Absendung von Commissären nach denjenigen Comitaten, aus welchen die Beschwerden am lautesten ertönten. Sie sollten den gesetzmäßigen Umfang einer bäuerlichen Besitzung sowie die bisherigen Leistungen der Unterthanen an die Grundherren, die Uebergriffe der letzteren und die Mittel zur Abhülfe feststellen. Ihre Berichte hatten an die ungarische Hofkanzlei, von dieser aber an den Staatsrath zu gehen. Dort wollte man vorzeichnen, was der Grundherr von dem Unterthan an Robot, an Fuhrwerk, an Geld und sonstigen Leistungen überhaupt fordern dürfe. In vier Classen sollten zu diesem Ende die bäuerlichen Besitzungen, und zwar hauptsächlich nach der Fruchtbarkeit des Bodens und nach der Leichtigkeit des Absatzes der Producte getheilt werden. Daß dieß unparteiisch, nach Recht und Billigkeit geschehe, war die strenge Pflicht der Commissäre; hingegen mußten auch die Unterthanen zu den ihnen obliegenden Leistungen an die Grundherren zurückkehren.

Es ist wohl selbstverständlich, daß diese schwierige Arbeit nur allmälig vorwärts schritt. Doch waren noch nicht zwei Jahre vorübergegangen und schon konnte Joseph seinem Bruder melden, daß dieselbe in sechs oder sieben Comitaten bereits durchgeführt sei, in anderen aber begonnen werde. Diese Maßregel müsse, fügte Joseph hinzu, den Segen des Himmels auf die Kaiserin herabrufen, denn sie habe es gewagt dem ungarischen Adel zu zeigen, daß um das Gute zu thun und Gerechtigkeit zu üben, sie gar keine Hemmnisse fürchte und sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken lasse, sondern ihre Absichten mit Festigkeit durchführe. Gelinge ihr Vorhaben, woran sich wohl nicht mehr zweifeln lasse, dann werde dieses Werk den glorreichsten Zug der Regierung der Kaiserin bilden [376]).

Allerdings findet Joseph es begreiflich, daß der ungarische Adel einer Maßregel widerstrebe, durch welche nicht nur dessen bisherige uneingeschränkte Herrschaft über seine Unterthanen beengt, sondern ihm auch noch eine manchmal empfindliche Einbuße verursacht wurde. Aber

gleichwohl gibt sich in diesen wie in anderen, häufig wiederkehrenden Aussprüchen des Kaisers eine tief eingewurzelte Abneigung gegen die damaligen staatlichen Einrichtungen Ungarns kund. Daß gerade ein Land, welches im Verhältnisse zu seiner Größe, seiner Fruchtbarkeit und der Anzahl seiner Bevölkerung bei weitem am wenigsten beitrug zu den Erfordernissen der Gesammtmonarchie, gleichwohl innerhalb derselben eine sehr bevorzugte Stellung einnehmen sollte vor den übrigen, mit Steuern und sonstigen Leistungen überbürdeten Ländern, vertrug sich nur schlecht mit dem Gerechtigkeitssinne des Kaisers. Maria Theresia hingegen, welche als Frau in ihrer äußeren und inneren Politik sich manchmal mehr von ihrem Gefühl leiten ließ als von dem kalten Verstande, hat den Ungarn, so oft und so vielfachen Verdruß sie ihr auch verursachten, doch immer eine große Vorliebe bewahrt. „Ich bin eine gute Ungarin", schrieb sie einmal an den Prinzen Albert, „mein Herz ist voll Erkenntlichkeit für diese Nation[377]). Und in späteren Tagen, als es um die Einverleibung des Temeswarer Banates in Ungarn sich handelte, versicherte sie dem Prinzen, daß sie zwar ganz für diese Maßregel sei, daß dagegen Ungarn auch größere Beiträge zur Abtragung der Schulden des Staates so wie zur Bestreitung seiner sonstigen Ausgaben leisten müsse. „Das Land soll „uns", so sagt sie wörtlich, „ein beträchtliches Anerbieten machen und „mich dadurch in den Stand setzen, meine ihm günstigen Absichten „zu verwirklichen, sonst habe ich unübersteigliche Hindernisse vor mir. „Es handelt sich ja nicht um mich, die ich dabei nichts zu gewinnen „noch zu verlieren habe. Aber ich würde Unglück über Ungarn „bringen, wenn ich den Schein auf mich lüde, als ob ich es allein „begünstigen und bevorzugen wollte[378]).

## Die Erzherzogin Elisabeth.

Es ist nachgewiesen worden, daß Maria Theresia von der Gesammtsumme von acht Millionen, welche sie zur Versorgung von neun Söhnen und Töchtern gewidmet hatte, nicht weniger als sechs Millionen zur Dotirung der Erzherzoginnen Marianne und Marie verwendete.

Diese ganz unverhältnißmäßige Bevorzugung ihrer beiden älteren Töchter vor sieben anderen Geschwistern kann wohl nur dadurch erklärt werden, daß die Kaiserin von der Absicht und der Erwartung ausging, ihre fünf jüngeren Töchter in fremde souveräne Familien zu verheiraten, welche dann für deren standesmäßigen Unterhalt Sorge zu tragen hätten. Dem Erzherzog Ferdinand war als dereinstigem Generalgouverneur von Mailand und als Herzog von Modena sichere Aussicht auf eine glänzende Stellung im Leben eröffnet. Für den Erzherzog Maximilian endlich dachte man wohl auch noch eine angemessene Versorgung zu finden. Wahrscheinlicher Weise beschäftigte sich Maria Theresia schon damals mit dem Plane, ihn zum Nachfolger seines Onkels, des Prinzen Karl von Lothringen im Hochmeisterthume des deutschen Ordens zu bestimmen.

Es ist auffallend daß gerade bei der Erzherzogin Elisabeth, dem Alter nach der dritten Tochter der Kaiserin, welche damals am Leben war, die etwaige Absicht ihrer Mutter, sie in ein fremdes Fürstenhaus zu vermälen, nicht in Erfüllung ging; ja es finden sich nicht einmal Spuren einer förmlichen Verhandlung, welche die Verwirklichung eines solchen Vorhabens herbeiführen sollte. Die persönlichen Eigenschaften der Erzherzogin können es unmöglich gewesen sein, welche dem sich entgegenstellten. Es mag sein daß sie an geistiger Begabung hinter den anderen Erzherzoginnen etwas zurückstand, obgleich auch mit dieser Vermuthung nicht recht in Einklang zu bringen ist, daß ein unparteiischer Berichterstatter, der venetianische Botschafter Renier gerade von den ganz besonderen Talenten der Erzherzogin Elisabeth spricht [379]). Dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß sie in ihrer Jugend an körperlicher Schönheit wohl alle ihre Schwestern übertraf, und das wollte fürwahr nicht wenig bedeuten bei den Töchtern Maria Theresia's. Wieder ist es Renier, welcher diesen Umstand ganz besonders betont [380]), und aus den bereits citirten Worten der Kaiserin selbst*) so wie aus einem Briefe der Erzherzogin Isabella an ihre Schwägerin Marie geht Aehnliches hervor. Trotz ihrer großen Vorliebe für sie sagt ihr

*) Vergl. S. 233.

Isabella doch offen, daß ihr Verstand hinter demjenigen der Erzherzogin Marianne, ihre Schönheit aber hinter der ihrer Schwester Elisabeth zurückbleibe [381]).

Eine der Bewerbungen um die Hand der Erzherzogin Elisabeth, auf welche wir stoßen, war leider nicht von der Art, daß sie viel Aussicht darbot auf Erfolg. Stanislaus August Poniatowski, der Nachfolger Augusts III. von Sachsen auf dem polnischen Königsthrone, hegte den sehnsüchtigen Wunsch, durch eine Heirat mit einer österreichischen Erzherzogin seine Stellung mehr und mehr zu befestigen und sich der dauernden Unterstützung eines der mächtigen Nachbarstaaten zu versichern. Auf zwei verschiedenen Wegen suchte er dieses Ziel zu erreichen; durch Vermittlung des ihm persönlich befreundeten Lord Stormond, welcher von seiner Regierung erwählt worden war, als Botschafter Englands in Wien, so wie es gleichzeitig durch Absendung des Grafen Seilern nach London geschah, die so lange Zeit hindurch unterbrochene diplomatische Verbindung zwischen Oesterreich und England neu anzuknüpfen. Und außerdem sandte König Stanislaus seinen Bruder, den Grafen Andreas Poniatowski, der sich schon seit längerer Zeit in österreichischem Militärdienste befand und daselbst mehrfach ausgezeichnet hatte, nach Wien, um sowohl hinsichtlich seiner politischen Stellung im Allgemeinen als seiner Bewerbung um die Hand der Erzherzogin Elisabeth zu seinen Gunsten zu wirken.

Aber selbst durch die angelegentlichsten Bemühungen vermochte Poniatowski diesen Zweck in keiner Weise zu erreichen. Allerdings erfuhr er in Wien die zuvorkommendste Behandlung, und man erkannte darin das Bestreben des Kaiserhofes, in befriedigende Beziehungen zu dem Könige von Polen zu gelangen. Es wurde keine Einwendung dagegen erhoben, daß Poniatowski durch Kauf die Stelle eines Regimentsinhabers erwarb. Und als Joseph durch den Tod seines Vaters zur Kaiserwürde gelangte, erhob er Poniatowski gleichzeitig mit dem bisherigen Botschafter in Paris, dem Grafen Georg Starhemberg in den Reichsfürstenstand; Maria Theresia aber verlieh ihm das Großkreuz des Stephansordens. Noch weiter zu gehen und ihre eigene Tochter mit dem Könige von Polen zu vermälen, dazu

hätte sich jedoch die Kaiserin wohl nur sehr schwer entschlossen. Allzu groß mochte ihr der Unterschied der Geburt erscheinen, und eine unter den Auspizien einer Katharina von Rußland zu Stande gekommene Königswahl füllte in ihren Augen die Kluft zwischen den Häusern Oesterreich und Poniatowski nicht aus.

Hiezu kam noch, daß König Stanislaus, welcher durchaus kein glänzendes Privatvermögen besaß, seiner Gemalin weder bei seinen Lebzeiten noch für den Fall seines etwaigen Todes ein Einkommen sicher zu stellen vermocht hätte, welches dem Range ihrer Geburt und der ihr durch ihn zu Theil werdenden Königswürde irgendwie entsprach. Diesen letzteren Punkt meinte man denn auch in den Vordergrund stellen zu sollen, als es darum sich handelte, die Ablehnung der Bewerbung des Königs von Polen um die Hand der Erzherzogin in schonender Weise, jedoch ausreichend zu motiviren. Aber freilich erhoben sich auch wieder Stimmen, welche behaupteten, diese Verhandlung wäre trotz aller Bedenken schließlich doch noch zu einem glücklichen Ausgange gelangt, wenn nicht die Kaiserin von Rußland dem Könige von Polen kategorisch erklärt hätte, niemals würde sie zu einer solchen Heirat ihre Zustimmung geben. Einzig und allein durch ihre Unterstützung sei er auf den Thron Polens gelangt; er sei daher verpflichtet, sich ihrem Willen zu fügen [382]).

Wie dem aber auch sein mochte, das Project einer ehelichen Verbindung der Erzherzogin Elisabeth mit dem Könige von Polen kam in der That nicht zu Stande. Da Stanislaus damals noch nicht fünfunddreißig Lebensjahre zählte, da er viel körperliche Schönheit und feine Geistesbildung besaß, mochte wohl die Erzherzogin das Scheitern dieses Projectes, wenn sie überhaupt in dasselbe eingeweiht war, als ein ihr widerfahrenes Mißgeschick bitter empfinden. Die späteren unglücklichen Erlebnisse des Königs von Polen aber werden in Maria Theresia nicht selten ein Gefühl der Befriedigung erweckt haben, daß sie das Schicksal ihrer Tochter nicht an das seinige knüpfte.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Plane, die Erzherzogin Elisabeth mit dem Könige von Polen zu vermälen, war noch ein anderes

Heiratsproject für sie aufgetaucht. Maria Theresia, welche Alles, was sie an ihren verstorbenen Gemal erinnerte, hoch in Ehren hielt, hätte sehr gern auch nach seinem Tode noch einen von ihm mit Vorliebe gehegten Wunsch wenigstens theilweise erfüllt und wenn auch nicht die Erzherzogin Marie, so doch eine Schwester derselben mit seinem Neffen, dem Herzoge von Chablais vermält. An ihre Töchter Elisabeth und Amalie dachte sie dabei, und obwohl sie die erste als die ältere lieber unter die Haube gebracht hätte, so meinte sie doch die letztere als passender für den sardinischen Prinzen ansehen zu sollen; darum erklärte sie, die Auswahl dem Turiner Hofe anheimzustellen [383]).

Der Gesandte Graf Canal, welcher schon seit sehr langer Zeit in Wien beglaubigt war und höchst einflußreiche Verbindungen am Kaiserhofe unterhielt [384]), entwickelte in dieser Sache die äußerste Thätigkeit. Um sie zu dem erwünschten Ausgange zu bringen, begab er sich eigens nach Turin, aber es gelang ihm doch nicht, die obwaltenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Auch in diesem Falle bestanden sie darin, daß der Herzog von Chablais nicht selbst ein Ländergebiet und als jüngerer Sohn des Königs von Sardinien auch keine Aussicht auf ein solches besaß. Es wäre daher neuerdings Sache der Kaiserin gewesen, ihm eine Lebensstellung zu schaffen, wie sie wenigstens nach den damals herrschenden Begriffen einzig und allein ihres Schwiegersohnes würdig erschien. Aber es waren in der gleichen Absicht schon allzu große Opfer für den Prinzen Albert gebracht worden, als daß man sich zu einer Wiederholung derselben zu entschließen vermocht hätte. Insbesondere war Joseph mit Lebhaftigkeit dagegen, daß dem Staate irgendwelche Leistungen zugemuthet werden sollten, um einer seiner Schwestern einen eigenen Haushalt zu gründen. Gleichwohl scheint die Verhandlung niemals förmlich abgebrochen worden zu sein, und noch in den letzten Monaten des Jahres 1768 glaubte man sowohl in Turin als in Wien daran, daß sie am Ende doch noch zum Ziel führen werde [385]). Aber dieß war niemals der Fall.

Inzwischen traten noch mehrere Ereignisse ein, in Folge deren man von Heiratsprojecten für die Erzherzogin Elisabeth sprach.

Als König Karl III. von Spanien seine Gemalin, eine sächsische Prinzessin verlor, meinte man er werde sich neuerdings, und zwar mit einer österreichischen Erzherzogin, wahrscheinlich mit Elisabeth vermälen. Ja es gab Leute, welche diesem Projecte große politische Wichtigkeit beimaßen, weil sie glaubten daß es der Erzherzogin nicht schwer fallen würde, bedeutsamen Einfluß in Spanien zu erlangen[386]. Aber es kam nicht einmal zu einer förmlichen Verhandlung über dieses Project, und eben so wenig war dieß der Fall, als die Königin Marie Leßczynska von Frankreich starb und man eine Zeitlang vermuthete, Ludwig XV. werde zu einem zweiten Ehebündnisse schreiten.

Bei dem übermächtigen und für ihn selbst geradezu demüthigenden Einflusse, welchen der König von Frankreich zu allen Zeiten den Frauen, denen er gerade ergeben war, auf die öffentlichen Angelegenheiten eingeräumt hatte, beschäftigte die Frage seiner etwaigen Wiedervermälung nicht nur alle Gemüther am französischen Hofe, sondern auch fremde Regierungen wendeten ihr große Aufmerksamkeit zu. Nach dem Tode der Marquise von Pompadour hatte sich der König seiner von ihm früher so sehr vernachlässigten Gemalin wieder genähert und man glaubte auf eine allmälige Aenderung seiner bisherigen zügellosen Lebensweise hoffen zu dürfen. Als nun die Königin zu kränkeln begann und Besorgnisse auftauchten für ihr Leben, da war es natürlich daß gerade diejenigen, welche dem Könige aufrichtig wohlwollten, jene Hoffnung nicht aufgaben und sie mit dem Gedanken einer zweiten Vermälung desselben in Verbindung bringen wollten. Eine junge und schöne Gemalin werde ihn, so meinte man annehmen zu dürfen, noch leichter von den bisher betretenen Abwegen zurückhalten. In solcher Weise läßt es sich am besten erklären, wie schon geraume Zeit vor dem Hinscheiden der Königin Marie der Herzog von Choiseul in vertraulichem Gespräche mit dem Grafen Mercy, Starhembergs Nachfolger auf dem Posten eines österreichischen Botschafters in Paris, die Nothwendigkeit einer Wiedervermälung des Königs darzuthun sich bemühte. Denn durch das eingezogene Leben der jetzigen Königin habe der Hof, so behauptete Choiseul, ohnehin schon sehr viel eingebüßt von seinem früheren Glanze. Die Wiederherstellung desselben empfehle sich jedoch

aus verschiedenen Gründen, und sowohl hiezu als um den König dauernd zu fesseln, würde die Erzherzogin Elisabeth wegen der Schönheit ihrer Gestalt und der Heiterkeit und Lebhaftigkeit ihres Geistes ganz unvergleichlich sich schicken.

Bezeichnend sind die Bemerkungen, mit denen Mercy diese Betrachtungen Choiseuls begleitete, als er sie dessen ausdrücklichem Wunsche gemäß nach Wien berichtete. An und für sich könne, so meinte Mercy, dem Herzoge von Choiseul eine Wiedervermälung des Königs unmöglich willkommen sein. Denn nach dem Verfahren, welches der König seit dem vor mehr als drei Jahren erfolgten Tode der Marquise von Pompadour beobachtet habe, lasse sich zuverlässig annehmen, er werde künftighin eine förmlich declarirte Maitresse nicht mehr besitzen. Die Gunst und das Vertrauen des Königs würden daher wie jetzt, so auch fortan einzig und allein dem Herzoge von Choiseul zugewendet bleiben. Wenn trotzdem Choiseul einer zweiten Heirat des Königs das Wort rede, so müsse er eine so große Neigung desselben zu einer solchen wahrgenommen haben, daß er überzeugt sei, Gegenvorstellungen würden nichts fruchten. Choiseul suche daher den Schein zu retten und sich das Ansehen zu geben, als ob er selbst die Wiedervermälung des Königs wünsche und in diesem Sinne auf ihn wirke. Dadurch trachte er sich schon im Voraus ein großes Verdienst um die künftige Königin zu erwerben und sich beliebt bei ihr zu machen [387]).

Maria Theresia und Kaunitz zeigten sich tactvoller als Choiseul, indem sie, so lang die Königin von Frankreich noch lebte, in keine Erörterung der Frage sich einließen, wer dereinst ihre Nachfolgerin sein würde. Aber es konnte doch nicht anders als einen befremdenden Eindruck auf sie hervorbringen, wenn von dem Augenblicke angefangen, in welchem Marie Leßczynska gestorben war, Choiseul über eine etwaige Wiedervermälung des Königs von Frankreich kein Wort mehr verlauten ließ. Mercy erhielt den Auftrag, in vorsichtigster Weise Nachforschungen über den Stand dieser Angelegenheit und über die etwaige Absicht des Königs zu pflegen, zu einer zweiten Vermälung zu schreiten [388]). Er meldete hierauf daß die Gerüchte, welche noch

zu Lebzeiten der verstorbenen Königin verbreitet gewesen, seither verstummt seien. Im Volke wünsche man allerdings eine Wiedervermälung des Königs, weil man der Meinung sei, durch eine solche könnte der Verschwendung am Hofe Einhalt gethan und eine geordnetere Wirthschaft und Lebensweise daselbst eingeführt werden. Der König selbst aber, dessen Aeußeres sichtlich verfalle [389]), würde höchstens dann zu einem zweiten Ehebündnisse schreiten, wenn Gewissensscrupel ihn dazu brächten seinem bisherigen Lebenswandel zu entsagen; hiezu sei jedoch wenig Aussicht vorhanden. Sollte ihn, dessen Unentschlossenheit bekannt sei, irgend Jemand, der Einfluß auf ihn übe, recht nachdrücklich dazu drängen, so würde er vielleicht auch noch einen solchen Entschluß fassen. Aber daran sei nicht zu denken, fügte Mercy hinzu, denn wie er schon einmal gesagt, so bewahrheite es sich jetzt, daß Choiseul und die übrige Umgebung des Königs sich im Gegentheile bemühen würden, ihn von einer Wiedervermälung abzuhalten statt ihn zu einer solchen zu bereden. Von dem Auftauchen eines neuen Einflusses würden sie die Schmälerung ihres eigenen besorgen.

Gar bald trat jedoch ein ganz unvorhergesehenes Ereigniß ein, welches all diese Berechnungen durchkreuzte.

Ein nicht abzuläugnendes Kennzeichen der tiefen Verworfenheit, von welcher zu jener Zeit die höhere Gesellschaftsclasse in Frankreich, insbesondere aber der Hofadel ergriffen war, liegt in der Thatsache, daß Männer aus den vornehmsten Familien des Landes sich bemühten, den schon bejahrten König neuerdings in die Netze einer lasterhaften Frau zu verstricken, um durch ihren Einfluß denjenigen des Herzogs von Choiseul zu beseitigen und sich selbst zur Geltung zu bringen. Im October 1768 erwähnt Mercy zum ersten Male den Namen der Madame Dubarry und die Leidenschaft, welche der König zu ihr gefaßt habe [390]). Er schildert ihr verwerfliches Vorleben, ihre geistige Bedeutungslosigkeit, und er glaubt hieraus schließen zu dürfen, daß die auffallende Gunst, welche der König ihr zuwende, nur eine vorübergehende sein werde. Er habe dieses Ereigniß, fügt er hinzu, für passend gehalten, um bei dessen Besprechung einflußreichen Personen

gegenüber die Bemerkung fallen zu lassen, eine zweite Vermälung des Königs würde der ganzen Intrigue wohl ein rasches Ende bereiten und die Besorgniß beseitigen, der König könnte sich neuerdings unter das Joch einer anerkannten Maitresse begeben.

In Wien mochte man wohl die Richtigkeit der Betrachtungen Mercy's einsehen. Aber der Stolz der Kaiserin sträubte sich dagegen, einem Manne gegenüber, der noch in seinem Alter auf solche Abwege gerieth, irgend etwas zu thun, woraus man auf das Vorhandensein ihres Wunsches hätte schließen können, ihm ihre Tochter zu vermälen. Mercy erhielt den Auftrag, keinerlei Hindeutungen auf eine etwaige Heirat des Königs und auf die Erzherzogin Elisabeth mehr fallen zu lassen; er möge sich von nun an nur mehr abwartend verhalten [391]).

Inzwischen war die Stellung, welche der König der Madame Dubarry einräumte, eine immer auffallendere geworden. Sie erhielt eine bleibende Wohnung im Schlosse von Versailles und einen glänzenden Haushalt. Sie begann von den öffentlichen Geschäften zu reden und man glaubte bald den Augenblick nicht mehr fern, in welchem sie bei Hofe vorgestellt und förmlich in den Platz eingesetzt werden würde, den vor ihr Frau von Pompadour so lange Zeit hindurch eingenommen hatte.

Je eifriger eine Partei am französischen Hofe sich bemühte, es wirklich dahin zu bringen, um so peinlicher fühlte der Mann sich betroffen, welcher bisher den maßgebendsten Einfluß daselbst ausgeübt hatte. Aber nicht nur der Herzog von Choiseul, sondern auch andere Personen, insbesondere die Töchter des Königs wollten es um jeden Preis hintertreiben, daß Madame Dubarry förmlich zur Maitresse des Königs erklärt werde und als solche zu einer Art Herrschaft über ihn gelange, von welcher man die übelsten Folgen vorhersah. Das wirksamste Mittel, um den König abzuhalten von einem solchen Schritte, erblickten sie nun in einer zweiten Heirat desselben, und so kam es, daß gerade diejenigen, welche früher einer solchen am meisten entgegen gearbeitet hatten, jetzt am lebhaftesten für sie eingenommen waren.

Man beurtheilte diese Angelegenheit vollkommen richtig, wenn man ihr eine Bedeutung beimaß, welche weit hinausreichte über eine bloß höfische Intrigue. Da die Leiter derselben nichts Geringeres beabsichtigten als den Sturz des Herzogs von Choiseul, so hielten diejenigen sich für bedroht, welche ein Interesse hatten an der Aufrechthaltung des von ihm vertretenen politischen Systems. Die Höfe von Madrid und von Wien standen hiebei in vorderster Reihe. Der erstere hielt das Hauptwerk Choiseuls, den Familienvertrag, der letztere aber die Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich für ernstlich gefährdet. Der spanische Botschafter in Frankreich, Graf Fuentes setzte Himmel und Erde in Bewegung, um die Dubarry zu stürzen, oder wenn dieß nicht erreichbar wäre, den König wenigstens abzuhalten, sie zu seiner Maitresse zu erklären. Er verfiel zu diesem Ende auf einen Kunstgriff, welcher auf die zu jener Zeit in allen Staaten herrschende Gewohnheit gegründet war, die Depeschen der fremden Gesandten insgeheim zu öffnen und den Inhalt derselben zu entziffern. Er schrieb einen amtlichen Bericht nach Madrid, in welchem er in drastischen Farben die Verwerflichkeit des Charakters der Madame Dubarry und die so weitgehende Verirrung des Königs so wie die tiefe Bestürzung schilderte, welche darüber in Frankreich herrschte. Eine Entweihung des Königthums müsse man in diesem Vorgange erblicken, welche von der verderblichsten Wirkung sein könnte.

Man zweifelte nicht daran, ja Choiseul traf selbst die erforderlichen Vorkehrungen, daß diese Depesche geöffnet, entziffert und ihr Inhalt dem Könige von Frankreich mitgetheilt werde. In solcher Weise dachte man ihn über die Lage zu enttäuschen, in die er sich begeben, und über den verhängnißvollen Schritt, den er zu thun im Begriffe stand [392]).

Um den Eindruck noch zu verstärken, welchen der Bericht des Grafen Fuentes auf den König von Frankreich hervorbringen sollte, entschloß sich Mercy in dem gleichen Sinne zu handeln. Er schrieb an Kaunitz und sprach ihm nicht nur von dem peinlichen Aufsehen, welches das Verfahren des Königs gegen die Dubarry überall in

Frankreich errege, sondern auch von der Wahrscheinlichkeit, daß die ganze Intrigue von den Gegnern Choiseuls angesponnen sei, um denselben zu stürzen. Man vermuthe deßhalb mit Grund, daß auch die englische Regierung sich hieran betheilige[393]). Auch dieser Bericht war in leicht auflösbaren Ziffern geschrieben und wurde durch die Post versendet, um dessen Inhalt zur Kenntniß des Königs gelangen zu lassen.

Allsogleich schlossen sich Maria Theresia und Kaunitz dem Verfahren an, welches Fuentes und Mercy gemeinschaftlich beobachteten. Nur kurze Zeit war der Bericht des Letzteren in den Händen des Staatskanzlers, als dessen ebenfalls chiffrirte Antwort durch die Post nach Paris abgesendet wurde. Er schilderte die schmerzliche Empfindung, mit welcher die Kaiserin Maria Theresia die aus Frankreich eingelangte Nachricht aufgenommen habe. Gerade weil sie dem Könige so freundschaftlich ergeben sei, könne sie sich der ernstesten Besorgnisse für seinen Ruhm und seine Ehre, ja für seine Gesundheit nicht entschlagen. Sehnlichst wünsche sie, er möge die Ursache dieser Besorgnisse recht bald wieder von sich entfernen. Und außerdem müsse die Vermuthung, daß es auf eine Gefährdung der Stellung des Herzogs von Choiseul abgesehen sei, die größte Beunruhigung erregen. Allerdings habe sich derselbe nicht selten gegen die österreichische Regierung „etwas hart" benommen, aber es könne wohl sein, daß er hiezu nur durch einen vielleicht allzu weit gehenden Diensteifer für seinen königlichen Herrn getrieben worden sei. Andererseits fielen jedoch die allbekannten und großen Eigenschaften des Herzogs von Choiseul mit solchem Gewichte in die Wagschale, daß dessen Entfernung von den Geschäften nicht nur für die Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich, sondern für den letzteren Staat insbesondere um so nachtheiliger erscheine, je seltener Staatsmänner von der Begabung und den Vorzügen des Herzogs von Choiseul anzutreffen seien. Auf der Kaiserin persönlichen Befehl erhalte daher Mercy den Auftrag, sich so viel als nur immer möglich zu bemühen, daß die dem Herzoge von Choiseul drohende Gefahr abgewendet werde. Aber freilich müsse er dabei mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, um den Verdacht und den Vorwurf

zu vermeiden, man wolle sich in die inneren Angelegenheiten fremder Regierungen einmischen[394]).

Inzwischen waren jedoch nicht nur die Schritte der Grafen Fuentes und Mercy erfolglos geblieben, sondern die Besorgnisse für die Stellung des Herzogs von Choiseul immer dringender geworden. Mercy berichtete nach Wien, die Herzoge von Aiguillon und Lavauguyon stünden an der Spitze der gegen Choiseul gerichteten Intrigue, welche ihn durch Emporbringung der Dubarry zu stürzen suche. Man wisse jetzt gewiß, daß auch England in diesem Sinne thätig sei, und Stimmen würden laut, die ein Gleiches von dem Römischen Stuhle und den Jesuiten behaupteten[395]). So vielen und mächtigen Gegnern schien Choiseul Anfangs freiwillig weichen zu wollen; Mercy schreibt jedoch sich und dem Grafen Fuentes das Verdienst zu, ihn bewogen zu haben, das Aeußerste in Geduld abzuwarten und sich zu keinem Schritte gegen die Dubarry zu verstehen, welcher einer Demüthigung gleichkäme[396]).

Insofern es um das Verbleiben oder den Sturz Choiseuls sich handelte, stand natürlich die politische Seite der ganzen Angelegenheit weit im Vordergrunde. Für die Töchter des Königs war es dagegen ungleich mehr noch der persönliche Gesichtspunkt, welcher entscheidende Wichtigkeit besaß. Ganz unerträglich war ihnen der Gedanke, es mit ansehen zu sollen, wie ihr Vater noch in seinen späteren Lebensjahren Schimpf und Schande über sein Haupt bringe. Das einzige Mittel, ihn hievon abzuhalten, in einer zweiten Heirat des Königs erblickend, meinten seine Töchter daß keine Prinzessin passender für ihn wäre als die Erzherzogin Elisabeth. Mit inständigen Bitten drangen sie in ihren Vater, sich um deren Hand zu bewerben.

König Ludwig war Anfangs etwas erstaunt und verlegen über das ungestüme Begehren seiner Töchter. Aber bald nahm er die Miene an, als ob er keineswegs weit davon entfernt sei, sich ihren Wünschen zu fügen. Er sagte ihnen, bei seinem Alter und in seiner Stellung sei eine zweite Heirat nicht ganz ohne Bedenken. Gleichwohl habe er schon selbst daran gedacht, und da sie es so angelegentlich

wünschten, so könnte er sich wohl hiezu entschließen. Und da die Prinzessinnen neuerdings und noch lebhafter in ihn drangen, so gab er ihnen endlich, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das Aeußere der Erzherzogin Elisabeth ihm nicht mißfiele, das förmliche Versprechen dieselbe zur Gemalin zu verlangen [397]).

Damit hatte sich freilich der König eine Ausflucht gesichert, von der er ganz nach seinem Belieben immerdar Gebrauch machen konnte. Denn er war ohne Zweifel genau davon unterrichtet, daß die Blatternkrankheit, welche die Erzherzogin Elisabeth in der zweiten Hälfte des Jahres 1767 überstand, ihre frühere Schönheit fast spurlos zerstört hatte [398]). Gleichwohl gaben die Prinzessinnen der Hoffnung sich hin, daß dieß nicht bis zu einem Grade geschehen sei, um alle Hoffnung, die Erzherzogin könnte dem Könige gefallen, fahren zu lassen. Eifrigst bemühten sie sich, einen geschickten Maler ausfindig zu machen, welcher nach Wien gesendet werden sollte, um Elisabeths Bildniß zu verfertigen.

Indem Mercy diese Einzelnheiten berichtete, konnte auch er den Verdacht nicht mit Stillschweigen übergehen, den er hegte, es sei dem Könige von Frankreich gar nicht Ernst mit seiner Zusage, und er habe sie nur gegeben um Zeit zu gewinnen, seine Töchter zu beschwichtigen und sie zu vermögen, keine so feindselige Haltung gegen die Dubarry anzunehmen wie bisher, ja wohl gar ihrer Vorstellung am Hofe nicht länger zu widerstreben.

Der Standpunkt, welchen die Kaiserin Maria Theresia in dieser Angelegenheit einnahm, war ein von vorneherein gegebener und konnte kaum ein anderer sein. Allerdings war die bisherige Lebensweise des Königs von Frankreich eine solche, daß wenn man sie allein ins Auge gefaßt hätte, kaum irgend eine Mutter die Verheiratung ihrer Tochter an ihn für wünschenswerth ansehen mochte. Aber viele und überwiegende Gründe existirten, welche diese Betrachtung offenbar weit überwogen. Unendlich gern hätte wohl Maria Theresia auch ihrerseits mitgewirkt, daß dem für alle Monarchen so demüthigenden Aergernisse ein Ende gemacht werde, welches seit einer so langen Reihe von

Jahren der König von Frankreich durch seine zügellosen Ausschweifungen gab. Dann lag der Kaiserin gar viel an der Beseitigung der Gefahren, welche die Stellung des Herzogs von Choiseul bedrohten, in dem sie mit Recht die kräftigste Stütze der ihr so theuer gewordenen Allianz mit Frankreich erblickte. Die Berufung einer ihrer Töchter auf den französischen Königsthron hätte gleichfalls zu wesentlicher Stärkung dieses Bündnisses gedient. Außerdem mag Maria Theresia nicht unempfindlich gewesen sein für den Glanz der Stellung, welche der Erzherzogin Elisabeth, für die sich sonst kaum mehr eine Aussicht darbot auf standesmäßige Versorgung, durch die Heirat mit dem Könige von Frankreich zu Theil geworden wäre. Und endlich mußte die Kaiserin aufs dringendste wünschen, daß ihrer jüngsten Tochter Antonie, deren baldige Vermälung mit dem Dauphin damals schon festgesetzt war, an der älteren Schwester Elisabeth eine Leiterin und verläßliche Freundin zu Theil werde, auf daß sie nicht allein und vereinsamt dastehe auf dem schlüpfrigen Boden des Hofes von Versailles, und dort nicht mit einem verworfenen Weibe wie die Dubarry verkehren, ja ihr vielleicht in gewissem Sinne huldigen müsse.

Aus all diesen Gründen verfolgte Maria Theresia die Entwicklung einer Angelegenheit, welche sie selbst und zwei ihrer Töchter, ja wie sie meinte, den Staat Oesterreich so nahe anging, mit dem lebhaftesten Interesse. Und in der That waren die Phasen, welche dieselbe durchmachte, eigenthümlich genug. Daß der König sich wirklich mit Heiratsgedanken trug, wurde durch den Umstand bestätigt, daß in seinem Auftrage der Maler Ducreux nach Wien kam, um nicht nur das Bildniß der Erzherzogin Antonie, sondern diejenigen aller Mitglieder der kaiserlichen Familie zu verfertigen. Gleichzeitig erhielt man jedoch aus Paris die Nachricht von der steigenden Gunst der Dubarry und von der sich mehrenden Wahrscheinlichkeit, daß dieselbe demnächst bei Hofe förmlich präsentirt werde. Und wie um die Verwirrung noch zu steigern, sprach der König seinen Töchtern wiederholt von seiner zweiten Heirat. Dem Herzoge von Choiseul aber schrieb er eigenhändig in dem gleichen Sinne. Er wünsche nur, fügte er hinzu, die Erzherzogin früher zu sehen, um sicher zu sein daß sie ihm gefalle.

Choiseuls Verfahren dem Könige gegenüber ist ein Beweis der Hochherzigkeit seines Charakters. Freimüthig sagte er ihm, daß sich der König in einem schwer zu lösenden Widerspruche befinde. Wie könne er glauben, daß eine so gottesfürchtige Frau wie Maria Theresia ihm eine ihrer Töchter in einem Augenblicke zur Frau geben werde, in welchem er im Begriffe stehe, eine Dubarry zu seiner Maitresse zu erklären? So eifrig die Kaiserin auch darauf ausgehe, ihre Töchter glänzend zu versorgen, so weit werde sie doch davon entfernt sein, dieß durch Hinopferung einer derselben erkaufen zu wollen [399]).

Um jedoch sein Spiel nicht schon von vorneherein verloren zu geben, bestärkte Choiseul den König von Frankreich in dem Wunsche, die Erzherzogin Elisabeth sehen zu können, ehe er um ihre Hand sich bewerbe. Wahrhaft erfinderisch waren Choiseul und Fuentes in der Entwerfung von Projecten, um dieß möglich zu machen. Anfangs dachten sie die Kaiserin solle sich nach Brüssel begeben, um unter dem Vorwande, die österreichischen Niederlande zu besuchen, dem Könige die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit der Erzherzogin Elisabeth zu gewähren. Und als Mercy ihnen die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Schrittes erklärte, meinte Choiseul, der Kaiser möge seine Schwester Antonie bis an die Grenze Frankreichs geleiten; es würde dann nicht allzu sehr auffallen, wenn auch die Erzherzogin Elisabeth sich in der Gesellschaft befinde. Und endlich könnte vielleicht die Letztere ihre Tante, die Prinzessin Charlotte in den Niederlanden besuchen und der König sie bei dieser Gelegenheit sehen.

Mercy war jedoch keineswegs geneigt, das Begehren des Herzogs von Choiseul bei der Kaiserin zu unterstützen. Noch immer glaubte er nicht an den Ernst der Zusage des Königs, sich ein zweites Mal zu vermälen; die Abgötterei, welche derselbe gleichzeitig mit der Dubarry trieb, schien ihm allzusehr dagegen zu sprechen. Außerdem zweifelte er nicht daran, daß die Kaiserin eine vorläufige Zusammenkunft ihrer Tochter mit dem Könige von Frankreich niemals zugeben würde. Er rieth dem Herzoge von Choiseul, diesen Gedanken dem Könige auszureden.

Mercy's Verfahren wurde in allen Punkten von der Kaiserin gebilligt. Er möge dem Herzoge von Choiseul, ließ sie durch Kaunitz ihm schreiben, jede Hoffnung auf eine solche Zusammenkunft benehmen. Denn niemals würde sie sich entschließen, irgend etwas zuzugestehen, was mit ihrem Ansehen, ja mit dem gewöhnlichen Anstande nicht völlig vereinbar erscheine [400]).

Hiebei blieb es denn auch, und alles fernere Andringen, insbesondere des Grafen Fuentes, auf Veranstaltung einer Zusammenkunft des Königs mit der Erzherzogin Elisabeth brachte keine Wirkung auf Maria Theresia hervor. Aber freilich nahm auch die Angelegenheit, welche sie so sehr interessirte, einen für sie unerwünschten Verlauf. Denn die Vorstellung der Madame Dubarry am französischen Hofe ging wirklich vor sich, und immer zweifelhafter wurde es, ob der Herzog von Choiseul sich ihrem Einflusse und den Bemühungen ihrer Anhänger gegenüber auf seinem Posten werde behaupten können. Gleichwohl entsagte man noch immer nicht gänzlich der Hoffnung, der König werde der ungebildeten und auch geistig höchst unbedeutenden Frau bald überdrüßig werden und sie dann von seiner Person und vom Hofe entfernen. Ja manche Aeußerungen des Königs, insbesondere gegen seine Töchter und den Bischof von Orleans, welch letzterem er im Tone aufrichtiger Reue von seiner festen Absicht sprach, dem bisherigen, seinem Alter so wenig angemessenen Lebenswandel ein Ende zu machen und sich eine zweite Gemalin zuzugesellen, der er sein Herz und sein ganzes Vertrauen würde schenken können [401]), waren ganz dazu angethan, dieser Hoffnung neue Nahrung zu verleihen. Allerdings meinte Joseph, aus Mercy's Bericht gehe hervor, der Wunsch Choiseuls, daß der König sich neuerdings vermäle, sei lebhafter als der des Letzteren selbst. Aber man dürfe doch nicht außer Acht lassen, wie wünschenswerth es wäre, daß die Erzherzogin Elisabeth eine so glanzvolle Versorgung finde, ohne daß dieselbe dem Staate zur Last falle. Was man daher, ohne sich bloßzustellen, nur immer thun könne um die Sache zu dem erwünschten Ziele zu führen, möge eben so sehr aus politischen wie aus persönlichen Beweggründen geschehen. Nur möge man seine eigene Person nicht in dieselbe hineinziehen und ihm nicht

etwa zumuthen, seine Schwester nach Frankreich zu begleiten; dieß würde ihm weder passend noch nützlich erscheinen. Anders wäre es, wenn sie sich einmal ein Jahr daselbst befände; dann würde er sie mit tausend Freuden dort besuchen [402]).

Joseph billigte auch die Erklärung, welche Mercy im Namen seines Hofes dem Herzoge von Choiseul gegenüber abzugeben hatte. Man freue sich darüber, so lautete sie, daß der König auf eine vorläufige Zusammenkunft mit der Erzherzogin Elisabeth verzichtet zu haben und sich mit der Uebersendung ihres Bildnisses begnügen zu wollen scheine. Was jedoch die Sache selbst angehe, brauche man wohl nicht erst zu betonen, daß man von Wien aus auch nicht von fern einen Schritt thun, sondern daß die Kaiserin etwaige nähere Vorschläge an sich kommen lassen werde. So viel sei übrigens gewiß, daß Maria Theresia ohne vorhergehende Verabredungen, und insbesondere ohne gänzliche Entfernung nicht nur der Madame Dubarry, sondern auch aller übrigen zweideutigen Frauenspersonen aus der Umgebung des Königs, so erwünscht ihr es auch sonst wäre, die zwischen den Häusern Oesterreich und Bourbon bestehende Freundschaft noch mehr zu befestigen, sich doch nimmermehr entschließen würde, ihm ihre Tochter Elisabeth zur Gemalin zu geben [403]).

Es scheint wohl daß Mercy gar nicht in die Lage kam, von dieser Erklärung Gebrauch zu machen. Immer seltener sprach der König von seiner Absicht, sich ein zweites Mal zu vermälen, immer höher stieg Madame Dubarry in seiner Gunst, und der Herzog von Choiseul wußte sich dieß nicht anders zu erklären als durch die Behauptung, daß der König, der sich sonst von seinen Maitressen habe leiten lassen, glücklich sei nun eine zu besitzen, welche sich seiner Führung unterwerfe. Allmälig suchte sich endlich auch Choiseul der Dubarry zu nähern und Mercy stellte die Anfrage, was er zu thun habe, wenn die Vertreter der fremden Mächte aufgefordert würden, mit ihr in Verkehr zu treten. Er möge, wurde ihm hierauf erwiedert, einen solchen Schritt thunlichst verzögern; sei er aber unvermeidlich, sich endlich doch, und zwar in der Art dazu bequemen, daß er, wie

Maria Theresia eigenhändig bemerkte, „keineswegs der erste, auch nicht „der letzte seye“ [404]), solches zu thun.

Durch die Befestigung der Herrschaft der Marquise Dubarry am französischen Hofe zerrann das Project einer Heirat des Königs mit der Erzherzogin Elisabeth allmälig in nichts. Auch sonst ergab sich keine Gelegenheit mehr für diese Prinzessin, sich zu vermälen. Nicht geringes Herzleid scheint es ihr bereitet zu haben, daß gerade für sie keine solche Lebensstellung sich fand, während dieß bei ihren jüngeren Schwestern der Fall war und zwei derselben sogar mit Königskronen geschmückt wurden [405]).

Ehe die Verhandlungen zur Darstellung gelangen, durch welche dieß geschah, wird es nothwendig sein, die damalige Stellung des Mannes, durch den sie geführt wurden, zur Kaiserin etwas näher ins Auge zu fassen.

## Neuntes Capitel.

### Entlassungsgesuch des Fürsten Kaunitz.

Es wäre kaum zu verwundern gewesen, wenn der unbefriedigende Ausgang des siebenjährigen Krieges die amtliche Stellung des Mannes erschüttert hätte, der so viel dazu beitrug, daß derselbe überhaupt geführt wurde. Aber nicht die leiseste Andeutung tritt zu Tage, welche darauf schließen läßt, daß auch nur die geringste Schmälerung des fast entscheidenden Einflusses, welchen Kaunitz auf die öffentlichen Angelegenheiten übte, bemerkbar geworden wäre. In den Kreisen des Hofes und des Adels, in denen Kaunitz nichts weniger als beliebt war, ja selbst in denjenigen der übrigen Bevölkerung mag wohl der Umstand, daß all die glänzenden Erwartungen, die man an diesen Krieg geknüpft, unerfüllt geblieben, daß die unermeßlichen Opfer für denselben fruchtlos dargebracht waren, dazu beigetragen haben, ihm die Herzen der Menschen noch mehr zu entfremden als es ohnedieß schon der Fall war. Denn das eitle und hochfahrende Wesen des Staatskanzlers, das mit seinen sonstigen, wahrhaft großartigen Eigenschaften so schwer in Einklang zu bringen ist, verletzte nur allzu leicht die Menschen, die mit ihm in persönliche Berührung geriethen, und entfernte sie von ihm statt sie für ihn zu gewinnen. So Mancher mochte daher jetzt mit einer Art von Schadenfreude auf des Staatskanzlers Haupt wenigstens einen Theil all des Unglückes wälzen, welches der siebenjährige Krieg nicht nur über Deutschland, sondern man kann sagen über ganz Mitteleuropa gebracht hatte. Nur von einer Person kann mit vollster Bestimmtheit behauptet werden, daß solche Gedanken und

Betrachtungen nie Eingang bei ihr fanden, und das war keine Geringere als Maria Theresia selbst.

Die Worte sind angeführt worden, in denen die Kaiserin nach dem Tode ihres Gemals dem Staatskanzler für seine bisherigen treuen und erleuchteten Rathschläge dankte und ihn aufs dringendste bat, ihr auch künftighin hülfreich zur Seite zu stehen *). Es liegt kein Grund vor, in ihnen nicht den wahrhaften Ausdruck der innersten Gedanken der Kaiserin zu erblicken. Aber darum konnte doch Maria Theresia sich der Beobachtung nicht vollständig verschließen, daß allmälig die Spannkraft des Geistes, von welcher Kaunitz bisher so außerordentliche Proben gegeben, von ihrer früheren Frische etwas verlor. Nicht als ob sein Urtheil jetzt weniger scharf und zutreffend, sein Rath weniger erleuchtet gewesen wäre. Aber seine Langsamkeit und Umständlichkeit bei der Abmachung von Geschäften, deren schleunigere Erledigung dem raschen Sinne der Kaiserin besonders erwünscht gewesen wäre, erregte gar oft ihre Ungeduld, der sie übrigens dem Staatskanzler gegenüber, aus Furcht ihn zu verletzen, niemals Ausdruck zu geben wagte. Aber sie sah sich darum doch nicht minder nach einem Auskunftsmittel um, diesen Uebelstand zu beseitigen, der ihr keineswegs als ein geringfügiger erschien. Ihrer Meinung nach konnte es darin gefunden werden, daß eine jüngere und energischere Kraft dem Staatskanzler zugesellt werde, um unter seiner Leitung die amtlichen Arbeiten mit größerer Raschheit zu besorgen. Starhemberg war in ihren Augen der rechte Mann hiezu. Insgeheim und ohne daß Kaunitz darum wußte, trat sie mit ihm in Erörterung dieser Frage. Sie freute sich, als Starhemberg bereitwillig einging auf ihre Gedanken. Er hielt es Anfangs für das Beste, ihn dem Fürsten Kaunitz als Vicekanzler oder auch ohne irgend einen Titel als Gehülfen beizugeben; er meinte, daß es ihm kaum schwer fallen könnte, den Staatskanzler für dieses Project zu gewinnen. Später aber schlug er der Kaiserin vor, sie möge ihn zum Staats- und Conferenzminister ernennen. Diesen Posten bekleidend, könnte er ihr wohl am besten

*) S. 167.

diejenigen Dienste leisten, welche sie von ihm wünsche, und sich selbst in die Geschäfte einweihen, die ihm zum Theile noch fremd wären [406]).

Ohne Zweifel beabsichtigte Maria Theresia nichts Anderes als die Ausführung dieses Vorschlages, als sie nach dem Tode des Grafen Haugwitz dem Fürsten Kaunitz ihren Entschluß mittheilte, der Mission Starhembergs in Frankreich ein Ende zu machen und ihn nach Oesterreich zurückkehren zu lassen, um sich seiner hervorragenden Fähigkeiten in einem anderen als seinem bisherigen Wirkungskreise zu bedienen. „Kunte staremberg geschriben werden", so lauteten die Zeilen, welche sie am 14. Jänner 1766 eigenhändig an Kaunitz richtete, „das des „haugwitz stelle in staatsrath ersetzen wolte und ihme darzu auserseheh. „er solle aber selbsten errinern, wie und wan er glaubte aus „Franckreich abkommen zu können, ohne das mein dienst dardurch ley-„dete oder ein auffsehen machete."

Es scheint fast als ob nun Starhemberg einige Scheu getragen hätte, in solcher Weise und ohne daß die Anregung hiezu von Kaunitz selbst ausgegangen war, nach Wien berufen zu werden. Er mochte fürchten, der Staatskanzler könnte in ihm einen Rivalen erblicken und das wollte er ohne Zweifel um jeden Preis vermeiden. Daher zeigte er sich jetzt weniger bereitwillig als zuvor, mitzuwirken zur Ausführung eines Vorschlages, der wenigstens zum Theile von ihm selbst ausgegangen war. In eindringlichen Worten machte er darauf aufmerksam, daß es wohl am ersprießlichsten wäre, wenn er in seiner gegenwärtigen Anstellung noch länger verbliebe. Nicht in einer ihm keineswegs eigenen besonderen Befähigung, sondern nur in der aus zwölfjährigem ununterbrochenen Aufenthalte in Frankreich geschöpften genauen Kenntniß des Landes, seiner politischen und Personal-Verhältnisse, so wie aller zwischen den Höfen von Wien und Versailles gepflogenen Verhandlungen müsse die Ursache hievon gesucht werden. Hiezu komme noch die Wahrscheinlichkeit, daß sowohl der König von Frankreich als dessen Minister seine Abberufung nur mit einigem Mißfallen aufnehmen würden. Der König und dessen Familie seien seit langer Zeit an ihn gewöhnt, die Minister aber von seiner Redlichkeit und seinem aufrichtigen Verlangen überzeugt, das gute

Einvernehmen zwischen beiden Regierungen aufrecht zu erhalten. Endlich sei er so glücklich gewesen, sich bei dem Herzoge von Choiseul und dessen Schwester, der Herzogin von Gramont, bei den meisten Personen am Hofe und bei einem Theile der Bevölkerung viele Freundschaft und Achtung so wie großes Zutrauen zu erwerben. Es könne daher kaum anders kommen, als daß seine Abberufung einiges Aufsehen, ja sogar Argwohn erregen und manche schädliche Wirkung nach sich ziehen werde.

Andererseits sei es jedoch natürlich, daß die Anstellung eines seiner Regierung wenngleich noch so nützlichen Repräsentanten im Auslande nach so langen Jahren endlich einmal aufhören müsse. Hiezu komme noch daß der König von Frankreich gerade jetzt den Entschluß gefaßt habe, seinen bisherigen Botschafter in Wien, den Grafen du Chatelet abzuberufen und ihn nur mehr durch einen Gesandten zu ersetzen. Man möge daher, wenn man wirklich an dem Gedanken festhalte, ihn nach Wien zurückkehren zu lassen, diese Gelegenheit benützen und die beabsichtigte Maßregel in einer Weise treffen, daß die von derselben zu besorgende nachtheilige Wirkung auf das geringste Maß zurückgeführt werde und von so kurzer Dauer als nur immer möglich sei.

Das beste Mittel hiezu bestehe ohne Zweifel in der Wahl seines Nachfolgers. So schwer dieselbe auch an und für sich sein möge, so befinde er sich doch in der glücklichen Lage, einen Mann bezeichnen zu können, welcher in reichlichem Maße alle Eigenschaften besitze, um den gewiß schwierigen Posten, um welchen es sich handle, ausfüllen zu können. Kaunitz kenne die trefflichen Eigenschaften des Gemüthes und des Verstandes, welche Graf Mercy besitze, allzu genau, als daß eine besondere Anrühmung derselben nothwendig sei. Seine vollkommene Kenntniß aller europäischen Staatsangelegenheiten, des von Oesterreich befolgten politischen Systems, des Landes Frankreich und der französischen Nation komme ihm gleichfalls zu Statten. Endlich habe Mercy, fuhr Starhemberg fort, durch seine preiswürdige Haltung in St. Petersburg und Warschau sich die Achtung und das Vertrauen des französischen Ministeriums in hohem Grade erworben. Wenn man

daher gleichzeitig mit seiner eigenen Abberufung auch Mercy's Ernennung zu seinem Nachfolger in Frankreich ankündige, so werde dieß wenigstens zum Theile den üblen Eindruck wieder verwischen, welchen die erstere Maßregel wahrscheinlich hervorbringen werde.

Was ihn selbst angehe, sagt Starhemberg zum Schlusse, so müßte er sich, um ohne allzu große Verluste die Auflösung seines Hausstandes in Frankreich bewerkstelligen zu können, eine Frist von wenigstens drei Monaten dringend erbitten. Dann wünsche er die Heilquellen von Spaa zu gebrauchen; nach Ablauf des hiezu nöthigen Zeitraumes sei er zum Antritte seiner neuen Bestimmung bereit [407]).

Schon wenige Tage nach Erstattung dieses weitläufigen Berichtes kam Starhemberg neuerdings auf die ihn selbst so nahe angehende Frage seiner Abberufung zurück. Von sicherster Hand sei ihm, so meldete er dem Staatskanzler, die Andeutung gemacht worden, daß die Bestätigung des sich dort verbreitenden Gerüchtes, er werde Frankreich verlassen, am französischen Hofe den ungünstigsten Eindruck hervorbringen, daß sie dem Könige und den Ministern höchst mißfällig sein würde [408]). Und er versicherte daß man den Gedanken, keinen Botschafter mehr nach Oesterreich zu senden und den neuen Repräsentanten Frankreichs nur zum bevollmächtigten Minister zu ernennen, schon wieder aufgegeben habe.

Sowohl diese Meldungen Starhembergs als die übrigen Gründe, die er gegen seine beabsichtigte Zurückrufung zur Geltung zu bringen sich bemühte, wurden von Maria Theresia reiflich erwogen. Gleichwohl blieb sie bei ihrer früheren Anschauung, und auch der Staatskanzler meinte, Starhembergs Aufenthalt in Frankreich könne ja doch nicht immerfort dauern. Auch sei es in dessen eigenem Interesse gelegen, je eher je besser einer bleibenden Stellung theilhaft zu werden und sich noch in einem Alter, in welchem man leichter in bisher fremdgebliebene Gegenstände eindringe, mit den nur schwer zu durchschauenden inneren Verhältnissen Oesterreichs recht gründlich bekannt zu machen. Gern sei er bereit, fügte Kaunitz hinzu, ihm hiebei hülfreich zur Seite zu stehen [409]). „finde alles sehr wohl verfast", schrieb Maria

Theresia eigenhändig auf des Staatskanzlers Bericht [410]), „besonders „das schreiben in particulare, wo er ihme seine anleytung antraget, „die er sehr wird nöthig haben, ohne selber nichts guttes thun kan „oder mir gefälliges, indeme auch gedencke, ihme zum conferentz- „ministre zu declarirn, wan er hieher komt."

Wenngleich dem Fürsten Starhemberg die Abberufung aus Frankreich, wo er so lange Zeit hindurch in hochangesehener Stellung gelebt und gewirkt und sich fast eingebürgert hatte, nicht gerade willkommen war, so gereichte es ihm doch zu nicht geringem Troste, sich von dem ganz ungewöhnlichen Werthe überzeugen zu können, welchen Maria Theresia selbst auf seine Rückkehr legte. Mit gerührten Worten sprach er ihr seinen Dank, jedoch auch zugleich die Besorgniß aus, daß sie sich von seiner Befähigung allzuviel erwarte. Dagegen werde er es nicht an Eifer und an Ergebenheit fehlen lassen. Er bitte sie nur um die Erlaubniß, jederzeit mit dem Freimuthe zu ihr reden zu dürfen, welchen sie bisher von ihm verlangt habe. Er wisse wohl daß man es gewöhnlich nicht für rathsam ansehe, Monarchen gegenüber mit voller Offenheit zu sprechen, und ihm selbst liege wirklich die Gefahr nahe, sich durch sein Pflichtgefühl allzu weit hinreißen zu lassen. Aber er wisse auch daß Maria Theresia weit emporgehoben zu werden verdiene über die gewöhnliche Classe der Regenten. Daher werde sie wohl seiner Meinung zustimmen, für einen redlichen Mann sei ein hervorragender Posten im Staate nur dann von Werth, wenn er die Aufgaben desselben in einer seinem Charakter entsprechenden Weise erfüllen dürfe [411]).

Es ist schwer zu beurtheilen, ob Kaunitz der von der Kaiserin zuerst in Anregung gebrachten Berufung Starhembergs nach Wien auch freudigen Herzens beigestimmt, oder ob er herausgefühlt habe, daß zu derselben doch eigentlich nur eine Art Unzufriedenheit mit der Form seiner eigenen Geschäftsführung die Veranlassung bot. Wahrscheinlich blieb ihm dieser Zusammenhang nicht fremd, und derselbe mochte wohl eine gewisse Verstimmung des Staatskanzlers nach sich ziehen, wenn er sie gleich nicht äußerlich kundgab. Hiezu kam noch daß Kaunitz zu jener Zeit auch das energische Eingreifen Josephs in

die Staatsangelegenheiten manchmal peinlich empfinden mochte. Wenn sich der Kaiser auch vor der Hand noch hütete, die auswärtigen Geschäfte in den Bereich seiner Thätigkeit zu ziehen, so ließ der Scharfblick des Staatskanzlers ihn wohl nicht bezweifeln, daß dieß nur mehr eine Frage der Zeit sei. Und selbst wenn er keine Einmischung des Kaisers in die ihm speziell zugewiesene Wirkungssphäre zu besorgen gehabt hätte, so mußte doch Kaunitz schon jetzt den gewaltigen Unterschied wahrnehmen, der zwischen der Betheiligung des verstorbenen Kaisers an den Staatssachen und derjenigen Josephs obwaltete. Durch die letztere sah Kaunitz seinen bisherigen Einfluß auf die inneren Geschäfte beträchtlich geschmälert. Und er mag endlich auch nicht angenehm davon berührt gewesen sein, daß ein Mann, der zu seinen ausgesprochenen Gegnern gehörte, daß Lacy vielleicht am höchsten in dem Vertrauen des Kaisers stand. Man weiß daß die Ursache des Gegensatzes zwischen Kaunitz und Lacy in der lebhaften Bevorzugung lag, welche der Staatskanzler Lacy's kriegsgewandterem Nebenbuhler Laudon hatte zu Theil werden lassen. Durch Josephs Einwirkung und durch Lacy's eigene Tüchtigkeit faßte jedoch der Letztere jetzt auch bei der Kaiserin immer festeren Fuß, und nicht ganz ohne Mißmuth mag Kaunitz dieses Anwachsen eines ihm feindseligen Einflusses mit angesehen haben.

Wohl mochte auch Maria Theresia diese Verstimmung des Staatskanzlers bemerken; wenigstens ließ sie es, um dieselbe wieder zu zerstreuen, nicht daran fehlen, ihm in schmeichelhaften Ausdrücken, in denen sie ihm schrieb oder zu ihm sprach, ihr unbeschränktes Zutrauen, ihre Bewunderung seiner Leistungen zu erkennen zu geben. Und sie benützte noch außerdem den Anlaß, welchen die Vermälung ihrer Tochter Marie mit dem Prinzen Albert ihr darbot, um Kaunitz auch vor aller Welt einen ebenso glänzenden als seltenen Beweis ihrer Huld und ihrer Dankbarkeit zu Theil werden zu lassen. An dem Tage der feierlichen Werbung um die Hand der Erzherzogin überraschte sie ihn mit den ungemein reich in Gold und Brillanten gefaßten Decorationen der Großkreuze des Marien-Theresien- und des Stephansordens; der Werth derselben wurde auf zwanzigtausend

Gulden geschätzt [112]). In dem eigenhändig niedergeschriebenen Briefe, mit welchem sie diese kostbaren Geschenke begleitete, versicherte Maria Theresia den Staatskanzler, daß die Dankbarkeit, die sie ihm schon seit so langer Zeit schulde, nur mit ihrem Leben erlöschen werde [113]).

Wenn die Kaiserin wirklich zu diesem Schritte durch das Bestreben, die Verstimmung des Staatskanzlers zu zerstreuen, vermocht worden war, so konnte sie sich der Erreichung dieser Absicht nicht rühmen. Denn bald trat ein Ereigniß ein, welches Kaunitz zwar schmerzlich empfinden mochte, das ihn aber unter anderen Verhältnissen wohl kaum zu dem Entschlusse gebracht hätte, welchen er hieran knüpfte. Dennoch liegt in demselben ein deutlicher Beweis für die Vortrefflichkeit seines Gemüthes, indem sich dadurch zeigte, daß er den Männern, mit denen zusammen er zu arbeiten hatte und die unter seiner Leitung ihre besten Kräfte dem Staatsdienste widmeten, auch ein persönlicher Freund, ein jederzeit eifrig für sie eintretender Beschützer und Gönner war. Seine innige Anhänglichkeit an Binder ist bekannt, und daß er auch gegen andere hervorragende Mitglieder der Staatskanzlei ähnliche Gesinnungen hegte, beweisen die gefühlvollen Worte, mit denen er der Kaiserin am 27. April 1766 Meldung erstattete von dem an diesem Tage erfolgten Tode des Hofrathes und Referenten für die niederländischen Angelegenheiten Johann Jakob von Dorn [114]).

„In der Betrübniß meines Herzens", so lauten sie, „muß ich „Eurer Majestät allerunterthänigst hinterbringen, daß Dero Nieder„ländischer Referendarius Chevalier von Dorn diesen Nachmittag „zwischen zwei und drei Uhr selig verschieden sei. Er ist gestorben „als ein ehrlicher Mann, treuer Diener seiner allergnädigsten Frau „und als ein guter Christ. Ich kenne was Eure Majestät an ihm „verloren haben, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, „daß er nicht mehr zu ersetzen sei."

„Ich schäme mich nicht, freimüthig zu gestehen, daß ich mich „durch diesen Verlust bis aufs Innerste gerührt befinde. Hiezu kommt „nun noch der mir schmerzhaft fallende Umstand, daß der welsche „Referendarius Abbate Giusti an einem hitzigen Fieber gefährlich

„krank darnieder liegt und ihm schon viermal zur Ader gelassen „werden mußte."

„Diese Zufälle verursachen mir vieles Nachdenken, und ich habe „mir schon einen Plan ausgedacht, welcher meines gehorsamsten Er„messens mit Eurer Majestät Allerhöchstem Dienst am allermeisten „übereinkommt. Da ich mir aber zu dessen ehrerbietigster Eröffnung „fünf bis sechs Wochen vorbehalten muß, so erbitte ich mir von Eurer „Majestät angelegentlichst die Gnade, mir diese Frist aus angestammter „Allerhöchster Milde zu gönnen und inzwischen gar keine Entschließung „wegen Ersetzung der erledigten Stelle zu fassen."

Unverzüglich und mit eigener Hand antwortete Maria Theresia auf diese Mittheilung des Staatskanzlers:

„ich bedaure unendlich Dorn; ich hoffe das er wird sein ver„sehen worden. ein grosser verlurst wäre auch Giusti, das gröste „aber ist daß er*) dardurch von so vertrauten ehrlichen leuten privirt „wird. sein hertz ist mir bekant, wie schwär und zwar bilig er sein „vertrauen gibt. all dis macht mich umb so mehr besorgt vor seine „eygne gesundheit, an der mir alles ligt. ich vergönne ihme gantz „gern die sechs wochen und hätte niemahls nur gedacht auff ein „arrangement, ohne es von ihme ehender abzufordern. ich befinde „mich gar zu wohl mit seinen diensten, das nur ein gedancken haben „kunte was anders als was er mir einrathet zu thun."

Schon fünf Tage später mußte Kaunitz auch Giusti's [115]) Ableben melden. Gleichzeitig bat er die Kaiserin, nachdem sie ihm zur Ausarbeitung des von ihm vorzulegenden Planes eine Frist von sechs Wochen zugestanden habe, die Geschäfte Giusti's einstweilen durch den Hofrath von Sperges besorgen lassen zu dürfen [116]).

„bedaure ihme, mich und dem staatt", antwortete Maria Theresia auch jetzt wider eigenhändig, „vor beede so ehrlich als christlich und „gutte diener verlohren zu haben; placet wegen Sperges."

---

*) Kaunitz.

Noch war die Frist, welche Kaunitz sich selbst erbeten hatte, nicht verflossen, als er mit dem der Kaiserin angekündigten Plane hervortrat. Er begann die Auseinandersetzung desselben mit der Erklärung, daß er nichts Verderblicheres kenne als die Halbheiten. Darum wolle er auch den Schritt, den er als nothwendig ansehe, ganz und vollständig thun. Den für ihn unschätzbaren Werth des Vertrauens, welches ihm Maria Theresia stets gleichmäßig geschenkt, empfinde er aufs tiefste. Immerdar habe er sein einziges Glück in dem Bewußtsein gefunden, ihr und dem Staate in befriedigender Weise zu dienen. Es sage ihm aber auch, daß er ihr jetzt nur mehr durch den Rücktritt von allen seinen Aemtern jenen Dienst leisten könne, welcher allein seinem Eifer und der Reinheit seiner Absichten entspreche. Er bitte sie daher auf seinen Knieen und beschwöre sie bei ihrem Mitgefühl, ihrer Seelengröße und Güte, sie möge ihm gestatten, sich ausnahmslos und vollständig für den ganzen Rest seines Lebens aller seiner Aemter zu entledigen. Die Stellen eines Conferenzministers, eines Staatsministers, eines Hof- und Staatskanzlers, eines Vorstehers des niederländischen und des italienischen Departements, ja sogar eines Kanzlers des Marien-Theresien-Ordens wolle er niederlegen und er rathe ihr, dieselben sämmtlich dem Fürsten von Starhemberg zu übertragen.

Er kenne, fuhr Kaunitz fort, der Kaiserin großsinniges Herz, und er begreife daher, daß seine Bitte sie im ersten Augenblicke in Erstaunen versetzen könnte. Sie möge aber auch seine Beweggründe vernehmen und sie mit jener rein menschlichen und edlen Denkungsweise prüfen, die ihr eigen sei.

Um sich nicht dem Vorwurfe falscher Bescheidenheit auszusetzen, gestehe er offen, daß er das Glück gehabt habe, der Kaiserin und dem Staate sehr große und sehr wichtige Dienste zu leisten. Ja er glaube sogar, daß es nie einen Minister gegeben habe und vielleicht keinen mehr geben werde, der seinem Gebieter mit größerer Treue und Anhänglichkeit an seine Person gedient habe als er. Er hoffe noch überdieß, daß die Kaiserin während der fünfundzwanzig Jahre, die er ihr diene, niemals Ehrgeiz oder Herrschsucht, Mißgunst oder Feindseligkeit,

Neid, Hang zur Verfolgung oder zur Intrigue, daß sie niemals Habsucht oder Bestrebungen, sich selbst oder die Seinigen auf Kosten des Staates zu bereichern und zu erheben, an ihm gefunden haben werde.

Aus dem Bewußtsein, frei von allen diesen Fehlern zu sein, und aus dem stets gleichmäßigen Zutrauen der Kaiserin habe er jene Kaltblütigkeit und jenen unerschütterlichen Muth geschöpft, deren er in den Unglücksfällen, die ihn betrafen, und in den gefährlichen Lagen, in denen nicht nur der Staat, sondern auch seine eigene Person sich befand, nothwendiger Weise bedurfte. Er täusche sich aber auch über seine Fehler, seine Unvollkommenheiten nicht, und er werde sich niemals über dasjenige, was er in Anbetracht seiner täglich mehr und mehr in Verfall gerathenden Gesundheit nicht mehr zu leisten vermöge, einer irrigen Auffassung hingeben. Ja er würde sich als den verächtlichsten Menschen betrachten, wenn er im Stande wäre, durch Beibehaltung seiner Aemter die Kaiserin in die Lage zu versetzen, nur mehr mittelmäßig bedient zu werden, während sie es künftighin ebenso gut und vielleicht besser sein könnte als bisher.

Daß er trotz seiner der Kaiserin wohlbekannten Kränklichkeit ihr werthvolle Dienste zu leisten vermochte, danke er zum Theile auch der Einrichtung, die er den ihm untergeordneten Aemtern gegeben habe. In allen drei ihm anvertrauten Departements hätten nicht nur Beamte von erprobtester Rechtlichkeit und hervorragender Befähigung gedient, sondern sie wären so tief und so eifrig eingegangen in seine Grundsätze und in sein ganzes Arbeitssystem, daß ihm dadurch die Leitung außerordentlich erleichtert worden sei. Alle seine Bureaux hätten sich in einem vielleicht einzig dastehenden Zustande der Vollkommenheit befunden. So groß sei die Eintracht und so herzlich das Einverständniß zwischen den einzelnen Beamten gewesen, daß die drei Referenten sich wechselseitig unterstützt und so einmüthig zusammengewirkt hätten, daß nie auch nur die geringste Klage, nie auch nur der Schatten eines Zwiespaltes vorgekommen sei. Niemand werde die Wahrheit dieser Versicherung und des Satzes bestreiten können, daß man mit eben so verwendbaren als gut angewendeten Werkzeugen Vieles und Großes zu vollbringen vermöge.

Es habe jedoch Gott gefallen, diesen wohleingerichteten Amtskörper aus den Fugen zu heben. Binnen sechs Tagen seien zwei der Amtsvorstände gestorben, der dritte aber, Binder, besitze eine sehr schwankende Gesundheit, zähle schon fast sechzig Jahre und sei dermaßen erschöpft durch allzu vieles Arbeiten, daß wenn man ihn nicht binnen kurzem erliegen sehen wolle, man die ungeheure Menge von Geschäften, mit denen er sich mit eben so viel Eifer als gutem Willen bisher freiwillig belud, nicht nur nicht vermehren dürfe, sondern sie ihm vollständig abnehmen müsse. „Seit dreißig Jahren", sagt Kaunitz wörtlich, „haben wir uns niemals getrennt und ich habe so viel Hoch„achtung und innige Freundschaft für ihn, daß ich den Gedanken „nicht ertragen kann, unter der Last der Arbeit einen Mann erliegen „zu sehen, welcher so große Verdienste um den Staat sich erwarb."

Ganz unerläßlich sei es daher, fährt der Staatskanzler fort, eine vollständig neue Einrichtung zu treffen. Nach reiflicher Prüfung des Zustandes seines Geistes und seines Körpers fühle er sich jedoch nicht mehr im Stande, weder neue Referenten heranzubilden noch selbst der Kaiserin so gut zu dienen wie bisher. Er wiederhole daher die Bitte um seine vollständige Entlassung, und den Vorschlag, daß sie Starhemberg zu seinem Nachfolger ernenne. Die Kaiserin kenne dessen Talente; die wichtigen Dienste, die ihr derselbe bisher zu leisten so glücklich gewesen, könnten Bürgschaft für diejenigen gewähren, welche sie in Zukunft von ihm zu erwarten habe. Er befinde sich in der Vollkraft seines Alters und müsse wohl in der ganzen Monarchie als der Tauglichste zur Leitung der wichtigen Aemter angesehen werden, um welche es sich handle. „Er wird mich nicht nur ersetzen", fügte Kaunitz hinzu, „sondern ich wünsche herzlich und hoffe sogar, daß er mich weit übertreffen wird."

Kaunitz führt noch des Breiteren aus, daß er allerdings bereit sei, dem Fürsten Starhemberg alle nur immer möglichen Aufklärungen zu geben und ihn einzuführen in die Geschäfte; eine etwaige Zweitheilung derselben halte er jedoch für durchaus verwerflich. Er sei glücklich, die ihm anvertrauten Aemter in einem ganz anderen als in jenem zerrütteten Zustande übergeben zu können, in welchem die

äußeren wie die inneren Angelegenheiten der Monarchie vor dreizehn Jahren sich befanden. Zu seiner größten Befriedigung seien sie in diesem Zeitraume derart verbessert worden, daß man in Wahrheit von ihnen sagen könne, sie bildeten für ganz Europa einen Gegenstand gerechter Bewunderung.

Der Staatskanzler bemüht sich ferner, die etwaige Besorgniß der Kaiserin zu zerstreuen, daß man im Auslande und hauptsächlich an den befreundeten Höfen seinen Rücktritt als ein Zeichen eines politischen Systemwechsels ansehen könnte. Es werde nicht schwer fallen, es überallhin einleuchtend zu machen, daß derselbe nicht durch eine Ungnade der Kaiserin, sondern durch seine eigene Bitte veranlaßt worden sei. Durch fortwährende Beweise ihres Wohlwollens könne Maria Theresia Jedermann überzeugen, daß ihr nichts ferner als eine Sinnesänderung liege. Und endlich habe ja Starhemberg selbst als das Werkzeug gedient zur Einführung des neuen Systems; man könne daher gerade in seiner Berufung unmöglich ein Zeichen der Absicht erblicken, von demselben wieder abweichen zu wollen.

„Eure Majestät kennen", mit diesen Worten schließt Kaunitz seine umfangreiche Schrift[417], „den tiefsten Grund meines Herzens, „und Sie vermögen daher leicht zu beurtheilen, wie viel mich der „Entschluß kostet, für den Rest meines Lebens den Dienst einer Herr„scherin zu verlassen, die mich mit Güte überhäufte und an welche „ich weit mehr noch als durch Pflicht, durch Dankbarkeit, durch Be„wunderung ihrer Tugenden und durch jene Bande gekettet bin, welche „jeden getreuen Staatsbürger an den besten Monarchen fesseln sollen. „Da ich aber mir selbst gegenüber davon überzeugt bin, daß meine „Pflicht und mein Gewissen mir diesen Schritt zum Gesetz machen, „habe ich keinen Augenblick zögern können ihn zu thun, obgleich mein „Vermögen nur ein mittelmäßiges und der Zustand meiner häuslichen „Angelegenheiten ein sehr zerrütteter ist, ich auch außerdem nicht ver„hehlen will, wie peinlich es für mich sein würde, wenn ich für die „kurze Zeit, die ich überhaupt noch am Leben bleiben werde, meinen „Haushalt und meine Ausgaben einschränken müßte. Aber gleichzeitig „fühle ich, daß ähnliche Betrachtungen einen ehrlichen Mann und

„einen treuen Diener nicht zurückhalten dürfen, und daher vertraue „ich mich blindlings der Vorsehung Gottes und der Milde Eurer „Majestät."

Je lebhafter der Wunsch der Kaiserin gewesen war, größere Beschleunigung in die Geschäftsbehandlung der Staatskanzlei zu bringen, um so sehnlicher mochte sie darauf hoffen, daß des Staatskanzlers eigene Vorschläge gleichfalls darauf abzielen würden. Nicht ohne Absicht mochte sie in die Worte, die sie nach dem Ableben Dorns an Kaunitz richtete, die Andeutung aufgenommen haben, daß sie nur diejenigen Aenderungen in der Staatskanzlei vornehmen werde, zu denen er selbst ihr rathe. Wahrscheinlich erwartete sie, er werde darauf antragen, daß ihm, wie Maria Theresia insgeheim es wünschte, Starhemberg als Gehülfe beigegeben werde. Daß Kaunitz weit hinausging über diesen Gedanken, daß er all seiner Aemter sich entledigen und den Staatsdienst völlig verlassen wollte, dieser Entschluß mochte die Kaiserin unvorbereitet treffen und sie aufs peinlichste überraschen. Sie gibt diesem Gefühle und dem Schmerze, welchen sie über die Idee empfand, daß Kaunitz sich ganz von ihr trennen wolle, in einem eigenhändig niedergeschriebenen Briefe kund, welcher allzu bezeichnend ist für sie selbst und ihr ganzes Wesen, als daß er hier nicht seinem vollen Umfange nach Aufnahme finden sollte.

„Sie haben mich", schrieb Maria Theresia an den Staatskanzler [118]), „vierundzwanzig Stunden recht bitter verleben gemacht. Da „mein Herz zu schwer betroffen war, wollte ich nicht meiner ersten „Eingebung folgen und ich habe mir daher Zeit gelassen, auf daß „meine Vernunft mir zu Hülfe kommen könne. Nach reiflicher Ueber„legung sende ich Ihnen nun als Monarchin und als Ihre Freundin „dieses Papier zurück und will für alle Zukunft dessen Inhalt nicht „kennen. Denn als Monarchin kann ich Ihnen einen solchen Schritt „nicht gestatten, wogegen ich Ihnen gleichzeitig alle nöthige Beihülfe „und jegliche Schonung anbiete, um Ihr kostbares Leben zu erhalten. „Aus diesem Grunde habe ich Ihre beiden Schüler Starhemberg und „Pergen hieherkommen lassen, um uns zu helfen und um Jemand „hier zu haben, der nach unseren Grundsätzen noch weiter ausgebildet

„werden könnte. Wenn ich sie nicht für geeignet hielte, würde ich „mir nicht diese Mühe gegeben haben, und wenn mir nicht Ihre Er- „haltung am Herzen läge, hätte ich nicht diejenigen gewählt, die Sie „selbst heranbildeten und allzeit als die Besten erkannten. Sie sind „mir die Gerechtigkeit schuldig, daß mein Vertrauen zu Ihnen niemals „vollständiger war als jetzt. Sie haben gesehen, daß in dem schreck- „lichen Zustande, in welchem ich mich befand, meine erste Sorge darauf „gerichtet war und mir nichts mehr am Herzen lag, als bei meinem „Sohne Ihren Credit gerade so zu befestigen als er es bei mir ist. „Es ist mir das vollständig geglückt, wenn ich auch gestehen muß, „daß er Anfangs nicht günstig für Sie gestimmt war, wodurch auch „die ersten Gerüchte veranlaßt worden sind. Und in diesem Augen- „blicke wollen Sie mich verlassen, Sie, der so oft mir vorgepredigt „hat die Zügel der Regierung nicht aus den Händen zu geben. „Geschah das um mich zehn Monate später ohne irgend welchen aus- „reichenden Grund im Stiche zu lassen? Ich erkenne Ihre frühere „Anhänglichkeit, Ihr Herz nicht mehr! Ist es Eifersucht, ist es „Verdacht? Sind böse Zungen oder falsche Gerüchte daran Schuld? „Sind es meine eigenen Fehler? Und wenn, warum sagen Sie mir „das nicht? Ihnen gegenüber sind sie gewiß nicht so groß, daß ich „um ihretwillen verdiene, daß Sie mich verlassen ohne mich zu hören. „Sie können nur von meinem Verfall, von meiner Niedergeschlagen- „heit stammen, aber niemals in einer Sinnesänderung, in meinem „Charakter wurzeln. Sie wissen wie oft ich Ihnen auftrug, mir „meine Fehler zu sagen. Allerdings habe ich mich zu beklagen, daß „Sie es nicht so oft gethan haben als es nothwendig gewesen wäre, „denn nur ihnen kann ich es zuschreiben, daß Sie mich jetzt plötzlich „verlassen wollen, ohne mich auch nur im Geringsten darauf vor- „zubereiten oder sich näher zu erklären. Der einzige Grund, welchen „Sie angeben, der Ihrer Gesundheit kann in dem gegenwärtigen „Augenblicke und bei all der Beihülfe, die ich Ihnen anbiete und „jederzeit angeboten habe, nicht eine solche Ueberstürzung herbeiführen; „in dieser Beziehung habe ich nichts mehr beizufügen. Hat Kaunitzens „Herz von niedriger Eifersucht ergriffen werden, hat es an dem meini- „gen zweifeln, irgend eine Sinnesänderung fürchten und an seichtes

„Geschwätz glauben können? Urtheilen Sie wie sehr mein Gemüth
„und meine Denkungsart sich gedemüthigt und gekränkt fühlen, daß
„Sie mich in dieser Beziehung auch nur des geringsten Fehlers gegen
„Sie für fähig erachten! Das aber ist mein Schicksal; niemals finde
„ich Erwiederung bei meinen Freunden; immer sehe ich mich von ihnen
„verlassen, und in meinem traurigen Leben habe ich genug Ungemach
„erfahren, welches durch die Entfremdung derjenigen bezeichnet wurde,
„denen ich mich vollständig anvertraut hatte. Erweisen Sie mir den
„großen Dienst, mir zu entdecken, woher mir dieses Mißgeschick kommt.
„Ehe Sie meiner überdrüßig werden, sollten Sie mir die Ursachen
„davon sagen; Sie hatten um so mehr Recht dazu, als ich Ihnen
„die Geheimnisse meines Herzens, meine Schwächen, meine Fehler ver-
„traute; ich lebte ruhig, indem ich auf das Ihrige zählte."

„Wie unglücklich sind wir doch, daß wir keinen wahren Freund
„haben können! Ich meinte einen zu besitzen; ich war ruhig und zu-
„frieden; urtheilen Sie über meine Enttäuschung. Bei einer Anderen
„würden Sie, ich wage es zu behaupten, gar viel aufs Spiel setzen,
„nicht aber bei mir, welche Zeit genug hatte die Menschen kennen zu
„lernen. Ich bin nachsichtig und gutmüthig, ja ich kann sogar ver-
„sichern daß ich unfähig bin zu grollen, und die Sachen vollständig
„vergessen kann. In diesem Falle befinde ich mich jetzt. Ich biete
„Ihnen wie früher meine ganze Freundschaft und mein volles Ver-
„trauen. Niemals sollen Sie von meiner Seite Vorwürfe hören; ich
„habe jetzt Alles gesagt und mein Aerger ist vorüber; ich kann nicht
„auch sagen meine Kränkung, aber ich werde damit ans Ziel kommen.
„Die einzige Bedingung, die ich aufstelle, ist die, daß Sie sich jederzeit
„mündlich oder schriftlich Aufklärung holen über die Zweifel, die Ihnen
„hinsichtlich der Geschäfte oder meiner Person noch etwa bleiben könn-
„ten, und daß Sie darüber niemals Andere hören. Sie bedürfen
„dieser Ruhe, um im Stande zu sein, dem Staate nützlich zu dienen,
„mich zu unterstützen und Leute heranzubilden, welche nach unserem
„Tode dem Staate eben so ersprießliche Dienste zu leisten vermögen,
„als wir uns bemüht haben es zu thun. Lassen Sie uns sterben
„mit den Waffen in der Hand oder verbergen wir uns in den düsteren

„Gebirgen von Tirol, um dort unser trauriges Leben zu enden, ver-
„lassen und vergessen von all den Unsrigen und von der ganzen Welt.
„Das allein vermag Ihre Herrin und Ihre aufrichtige Freundin
„Ihnen zu rathen oder zuzugestehen."

„Maria Theresia."

Am 4. Juni hatte Kaunitz sein Entlassungsgesuch an die Kaiserin gerichtet, drei Tage später, am 7. erhielt er die Antwort derselben. Er war von der letzteren, wie aus seinen eigenen Worten hervorgeht, ungemein peinlich berührt; sowohl die Zurückweisung seiner Bitte als die Art, in der sie geschah, verletzten ihn tief. Aber auch Kaunitz hütete sich mit Sorgfalt vor einer Uebereilung; er ließ mehrere Tage vorübergehen und dann erst suchte er sich mit der Kaiserin mündlich auseinanderzusetzen. Da er sie aber zufälliger Weise in der Hofburg nicht antraf, sprach er am 11. Juni sich schriftlich näher gegen sie aus. Er versicherte sie daß die Art, in der sie seine Bitte aufgefaßt, die einzige überhaupt mögliche sei, die er nicht vorhergesehen habe und an welche er niemals gedacht hätte. Er sei daher aufs höchste über sie erstaunt und von ihr schmerzlichst betroffen worden.

Er habe sie um seine Entlassung, und zwar zweiundzwanzig Jahre später als er dieß zum ersten Male gethan, und einzig und allein aus dem Grunde gebeten, weil er sich nicht mehr im Stande fühle, seine Dienstleistung fortzusetzen [419]). Ausdrücklich habe er hinzugefügt, daß er nur dann zurücktreten wolle, wenn man ihm einen Nachfolger gegeben haben werde, dem er noch überdieß mit größter Aufrichtigkeit jegliche Unterstützung versprach. In einem so einfachen und nur von wirklich vorhandener Nothwendigkeit veranlaßten Schritte erblicke jedoch die Kaiserin eine Handlung der Undankbarkeit; sie schreibe sie einem Ueberdrusse oder Verdachte, dem Neide und der niedrigsten Eifersucht, kurz den verwerflichsten Gefühlen zu, die man nur der schwärzesten Seele zumuthen könne.

Er sei nicht im Stande zu verhehlen, daß er sich von der Kaiserin eines solchen Urtheils niemals versehen, sondern geglaubt habe, es um seiner Grundsätze und seiner Denkungsart willen nicht verdient zu

haben, mit der gewöhnlichen Menge gemeiner Seelen zusammengeworfen, ja sogar den allerverächtlichsten beigezählt zu werden. Wenn Maria Theresia nur noch irgendwelche gute Meinung von ihm hege, und wenn sie sich vor Allem des reinsten Pflichteifers und der unerschütterlichsten Anhänglichkeit an ihre Person erinnere, von denen er ihr seit fünfundzwanzig Jahren von Tag zu Tag ununterbrochene Proben gegeben habe, so werde sie begreifen, bis zu welchem Grade er gedemüthigt und gekränkt sei, indem er sehe, wie jene Gefühle und ein Verfahren, das sich immer gleich geblieben, ihm nicht einmal so viel Achtung bei ihr erworben hätten, um ihn vor jedem Verdachte sicher zu stellen. Eigentlich sollte er sich jetzt, nachdem die Kaiserin solche Gedanken von ihm zu hegen vermochte und er derselben inne geworden, wenn es auch seine Gesundheit erlauben würde, doch für untauglicher halten als je, ihr noch nützlich zu dienen. Denn nach dem Geschehenen müsse er glauben, daß sie ihn nicht mehr mit ihrem Vertrauen beehre, und ohne dasselbe hätte seine Dienstleistung nicht den mindesten Werth. Um ihr jedoch zu beweisen, wie wenig er ihr Mißtrauen verdiene, wolle er annehmen, daß sie ihm nur in der ersten Aufregung geschrieben, welche ein so unvorhergesehenes und unerwartetes Ereigniß ihr verursachte. Er habe es daher über sich gewonnen, nach einem Mittel zu suchen, um ihren Wünschen zu entsprechen und ihr hiedurch einen neuen Beweis seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit zu geben.

Die Kaiserin wolle, daß er die oberste Leitung der ihm bisher übertragenen Geschäfte beibehalte und außerdem Starhemberg und Pergen als diejenigen heranbilde, welche dereinst dem Staate nützliche Dienste zu leisten vermöchten. Gegen seine anfängliche Hoffnung glaube er nun einen Ausweg gefunden zu haben, der den Absichten der Kaiserin sowohl als seinem eigenen Eifer für das Beste ihres Dienstes entspreche. Allerdings würde die Ausführung dieses Planes ihm die größte Selbstaufopferung zumuthen, aber er sei hiezu bereit, wenn er um diesen Preis die Kaiserin zu beruhigen vermöge. Weit davon entfernt, sie verlassen zu wollen, hoffe er ihr durch Vorlegung des von ihm entworfenen Planes einen ganz außerordentlichen Dienst

zu erweisen. Er bitte sie um die Erlaubniß, ihr denselben wenigstens in seinen Umrissen so rasch als möglich mittheilen zu dürfen[420]).

„Ich habe gar sehr bedauert", antwortete Maria Theresia dem Staatskanzler, „daß man mir gestern gesagt hat, Sie seien in der „Burg gewesen, um mich zu sprechen. Ihr Billet hat meiner „Seele die Ruhe wiedergegeben; ich bin über nichts in Angst, wenn „ich nur sehe, daß Sie an der Spitze stehen. Alles Uebrige wird „und muß sich machen, und meine erste Sorge soll sein, Ihnen jeg„liche Unterstützung zu gewähren. Auf meine Dankbarkeit und Freund„schaft können Sie vollständig zählen."

Daß Kaunitz sich in mündlicher Unterredung leicht mit der Kaiserin verständigte, geht aus dem Berichte hervor, welchen er auf ihren Befehl schon am 13. Juni über den ganzen Vorfall an Joseph erstattete[421]). Denn der Kaiser befand sich gerade auf der schon seit einiger Zeit beabsichtigten militärischen Bereisung des Nordens von Böhmen und Mähren, und es kann wohl sein, daß Kaunitz diesen Augenblick abgewartet hatte, um sein Anliegen vorzubringen. Er mochte geglaubt haben, mit demselben während der Abwesenheit Josephs bei Maria Theresia eher durchdringen zu können. Jetzt meldete er dem Kaiser, daß er sich habe bereit finden lassen, die oberste Leitung der bisher von ihm besorgten Geschäfte noch durch so lange Zeit fortzuführen, bis Starhemberg und Pergen sich die erforderlichen Kenntnisse erworben hätten, um den ihnen zugedachten Aemtern in befriedigender Weise vorzustehen. Er sei daher der Meinung, daß er selbst zum Obersten Kanzler, Starhemberg aber zum Staats- und Conferenzminister, dann zum Kanzler der Hof- und Staatskanzlei, des niederländischen und des italienischen Departements, endlich des Theresienordens ernannt werden sollte. Dem Grafen Pergen wäre die Würde eines Staatsministers und die Stelle eines Vicekanzlers der Staatskanzlei so wie der zwei mit ihr in Verbindung stehenden Departements zu verleihen.

Kaunitz fügte diesem Vorschlage eine dreifache Bitte bei. Er selbst wolle nur mehr ein oder höchstens noch zwei Jahre das Amt

eines Obersten Kanzlers bekleiden und jetzt schon die bestimmte Zusicherung erhalten, daß dann seinem Rücktritte nichts mehr im Wege stehe. Er wünsche eine offene und wahrheitsgetreue Verlautbarung des ganzen Vorganges, indem sonst Starhembergs Ernennung zum Kanzler die ungegründetsten Vermuthungen und widersinnigsten Gerüchte hervorrufen könnte. Endlich möge aus den gleichen Ursachen wie ihm selbst, auch Binder gestattet werden, das Amt eines Staatsreferendars niederzulegen und ihm nur noch so lang an die Hand zu gehen, als er die Stelle eines Obersten Kanzlers bekleide.

Maria Theresia war froh, einstweilen in der Hauptsache ihren Willen durchgesetzt zu haben. Ihr war es insbesondere darum zu thun, Zeit, recht viel Zeit zu gewinnen; dann werde sich wohl noch Alles in zufriedenstellender Weise beilegen lassen. Auch konnte sie nicht läugnen, daß ihr bei Binder, und zwar weit mehr noch als bei Kaunitz selbst, eine bedauerliche Abnahme der physischen und geistigen Kräfte bemerkbar geworden sei [422]). Daher willigte sie in sämmtliche Begehren des Staatskanzlers, und auch von Seite Josephs war dieß der Fall; nur gegen die Absicht des Fürsten Kaunitz, sich binnen einem oder längstens zwei Jahren völlig zurückzuziehen, erhob er lebhafte Vorstellung. Für alle Zukunft müsse das ihm eigene scharfsinnige Urtheil, welches ihn jederzeit das Wahre erkennen und den richtigen Weg einschlagen lasse, der Kaiserin und dem Staate geweiht sein. Die gewöhnlichen Geschäfte seiner Departements könnten immerhin Anderen anvertraut werden, aber sein Geist allein müsse der leitende bleiben, und niemals würden ihn Alter oder Krankheit dermaßen schwächen können, daß seine Dienste zu nutzlosen würden. „Entledigen Sie sich „also", so schloß Joseph seinen Brief, „aller materiellen Arbeit, mein „lieber Fürst. Lesen und schreiben Sie nichts mehr, aber denken Sie „für das Wohl des Staates und den Dienst seiner Beherrscher, welche „Sie lieben und denen Sie es nicht abschlagen werden, ihnen Ihre „Talente auch fernerhin zu widmen. Ich kenne Sie allzu genau, „um daran zu zweifeln, und Sie kennen mich gut genug, daß ich „das denke was ich sage, so wie daß ich Sie hochschätze, ehre „und aufrichtigst liebe" [423]).

Es ist recht tief begründet in der menschlichen Natur, daß das in so warmen Worten ausgesprochene Lob des jungen Monarchen, von dessen ihm günstiger Gesinnung Kaunitz weit weniger überzeugt war als von der seiner Mutter, eine viel tiefere Wirkung auf ihn hervorbrachte als die ihm schon fast zur Gewohnheit gewordenen Aussprüche lebhafter Anerkennung und tief empfundener Dankbarkeit der Kaiserin. Die Antwort des Staatskanzlers an Joseph gibt davon Zeugniß. In bewundernden Worten bringt er die Freude zum Ausdruck, mit der er gewahr werde, daß Joseph die Eigenschaften eines großen Mannes mit denen eines guten Fürsten in sich vereinige. Er habe wenig Menschen gekannt, welchen in einem weit vorgerückteren Alter jene seltenen Gaben des Verstandes und des Herzens eigen gewesen wären, welche Joseph besitze; seines Wissens sei dieß im Alter des Kaisers noch niemals der Fall gewesen. Dem Vaterlande und der Menschheit wünsche er dazu Glück, und er bitte den Kaiser, dieses überströmende Gefühl nicht etwa als Schmeichelei ansehen zu wollen, die ihm vollständig fernliege. Er geht dann auf eine erneuerte Auseinandersetzung der Vortheile des von ihm vorgelegten Planes über, und verharrt wenigstens vor der Hand noch bei dem Gedanken, sich binnen der von ihm schon früher bestimmten Frist vollständig zurückzuziehen. Nur die Gewißheit, daß er dieß könne, werde ihm die Seelenruhe verleihen, deren er bedürfe um die Pflichten seines Amtes noch eine Zeit lang genügend zu erfüllen [424]).

Es scheint daß für den Augenblick wenigstens weder Maria Theresia noch Joseph fernere Vorstellungen hiegegen erhoben. Sie mochten wohl denken und mit der Hoffnung sich schmeicheln, daß vielleicht allmälig bei Kaunitz selbst eine Sinnesänderung eintreten werde. Und binnen kurzem gab auch der Staatskanzler zu, daß sein Plan nicht ganz so ausgeführt werden könne, wie er ihn entworfen. Schon die Stellung, welche nun Starhemberg zu seiner Berufung nach Wien einnahm, ließ solches nothwendig erscheinen.

Am letzten Mai 1766 hatte Starhemberg die Hauptstadt Frankreichs verlassen. Er befand sich in Spaa, als ihm Mercy dorthin

20*

auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin umständliche Nachricht von den Vorgängen in Wien, dem Entlassungsgesuche des Staatskanzlers, den Antworten, welche Maria Theresia und Joseph darauf ertheilt hatten, und dem Plane überbrachte, mit dem nun Kaunitz in Folge der Erklärungen der Kaiserin und ihres Sohnes hervorgetreten war.

Gewiß wäre es eine ganz ungerechte Verdächtigung Starhembergs, wenn man in der Antwort, die er auf diese Eröffnungen gab, etwas Anderes als den Ausdruck seiner tiefsten Ueberzeugung erblicken wollte. Immer habe er, schrieb er am 15. Juli an Maria Theresia, den Tod oder den Rücktritt des Staatskanzlers als das größte politische Unglück betrachtet, welches sie selbst und Oesterreich treffen könnte[125]). Um so weniger vermöge er hieran zu zweifeln, als er klar erkenne, wie ganz unzulänglich seine eigene Begabung sei, um Kaunitz in würdiger Weise zu ersetzen. Und am allerwenigsten könnte das in einem Augenblicke der Fall sein, in welchem zwei der ausgezeichnetsten Mitarbeiter des Staatskanzlers, Dorn und Giusti gestorben seien, der dritte aber, Binder zurücktrete. Statt sich jedoch selbst mit der Ausfüllung dieser Lücken zu beschäftigen, wolle Kaunitz diese Sorge seinem Nachfolger, einem Neuling überlassen und sich darauf beschränken, denselben mit Instructionen und Aufklärungen zu versehen. Aber auch hiezu lasse er sich nur um den Preis herbei, daß der so ehrenvolle Posten eines Staatskanzlers gerade in dem Augenblicke, in welchem Starhemberg ihn antreten solle, nicht nur zu einer untergeordneten Anstellung herabgesetzt, sondern ihm gleichzeitig auch noch ein Vicekanzler beigegeben werde. Der Letztere hätte jedoch ebenfalls Staatsminister und in dieser Eigenschaft dem Kanzler gleichgestellt, in der Staatskanzlei aber ihm wieder untergeordnet zu sein. Sei schon dieses amtliche Verhältniß auf die Dauer nicht haltbar, so liege noch außerdem die Unmöglichkeit am Tage, daß Pergen trotz seines bekannten Eifers und Fleißes sowie seiner sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften für sich allein und noch überdieß in einem Augenblicke, in welchem er sich die hiezu nöthige spezielle Geschäftskenntniß noch nicht erworben haben könne, mit der bisherigen Arbeit von drei überaus tüchtigen Departementchefs belastet werde.

Besondere Lebhaftigkeit entwickelt Starhemberg in der Schilderung der wenig beneidenswerthen Stellung, welche der neue Staatskanzler einnehmen würde. Einerseits dürfe er keine Depesche absenden, ohne sie früher seinem Chef, dem Obersten Kanzler vorgelegt und dessen Zustimmung eingeholt zu haben. Andererseits sei er verpflichtet, sich in Allem und Jedem des Vicekanzlers zu bedienen. Welche Achtung und welches Vertrauen könnten die fremden Regierungen zu der Person und dem Credite eines Staatsmannes haben, gegen den der eigene Hof die Anwendung neuer, bisher noch niemals gebrauchter und ihn vielfach beschränkender Vorsichtsmaßregeln für nothwendig halte? Welche Verzögerung würde in der Erledigung der Geschäfte eintreten, wenn der Staatskanzler seine eigene Meinung jederzeit mit derjenigen des Obersten Kanzlers und des Vicekanzlers in Einklang bringen müßte? Welche Eifersucht, welcher Zwiespalt würden zwischen drei Ministern entstehen, die alle mit einem und demselben Geschäfte betraut wären? Nicht sechs Monate hindurch könnte eine solche Einrichtung dauern; nachdem man sie jedoch einmal geschaffen, würde man wieder in sehr großer Verlegenheit sein, sie beseitigen zu müssen.

An die weitläufige Entwicklung der Gründe, in Anbetracht deren er den von dem Fürsten Kaunitz entworfenen Plan für ganz unausführbar ansieht, reiht Starhemberg einen doppelten Vorschlag, welchen er der besonderen Erwägung der Kaiserin empfiehlt. Entweder bleibe man bei dem ursprünglichen Gedanken, daß er selbst sich nach Wien verfüge, und ohne den Titel eines Staatskanzlers anzunehmen, den Fürsten Kaunitz in seinen Arbeiten unterstütze, während gleichzeitig die Anstellung und Ausbildung drei neuer Departementschefs ins Auge gefaßt werde. Er schwöre der Kaiserin, fügt Starhemberg hinzu, auf seine Ehre und sein Gewissen, daß wenn diese Einrichtung auch zwanzig Jahre hindurch fortbestehen sollte, er unverdrossen und unermüdlich sein würde in seiner Arbeit, wenn er dadurch Einiges beizutragen vermöchte, um ihr selbst und dem Staate eine so unersetzliche Stütze wie Kaunitz zu erhalten. Bestehe man aber durchaus auf dem Entschlusse, fährt Starhemberg fort, ihn selbst zum Staatskanzler zu ernennen, dann müsse er dringend wünschen, daß dieser Posten, nach

welchem er sich durchaus nicht sehne, in jeder Beziehung derjenige bleibe, der er jetzt sei. Das Gleiche müßte auch mit der sonstigen Einrichtung der Staatskanzlei, insbesondere mit der Erhaltung der drei Departements, wie sie gegenwärtig bestünden, und der Anstellung neuer Chefs für dieselben geschehen. Schon der Rückblick auf die vortrefflichen Dienste, welche die Staatskanzlei in dieser Zusammensetzung geleistet, müsse genügen, um jede Abänderung derselben als nachtheilig erscheinen zu lassen. Selbstverständlich würde er in diesem letzteren Falle freudig bereit sein, sich der Leitung des Fürsten Kaunitz vollständig unterzuordnen und in allen wichtigen Fällen seinen Andeutungen zu folgen. Und um Kaunitz eine seinen bisherigen Diensten entsprechende Stellung zu Theil werden zu lassen, könnte er ja, meinte Starhemberg, zum Premierminister ernannt werden [426]).

So weit auch die geistige Begabung des Fürsten Kaunitz im Allgemeinen diejenige Starhembergs überragte, so läßt sich doch kaum bezweifeln, daß in dem gegebenen Falle der Letztere die praktische Seite der Frage richtiger auffaßte als Kaunitz. Seine Kritik des Projectes, durch dessen Entwerfung der Staatskanzler der Kaiserin einen ganz außerordentlichen Dienst geleistet zu haben glaubte, zeigte die Schwächen desselben in deutlichster Weise. Allerdings kleidete Starhemberg in dem Briefe, den er gleichzeitig an Kaunitz schrieb [127]), seine Auseinandersetzung in noch rücksichtsvollere Worte als er sich deren in seinem Berichte an Maria Theresia bedient hatte. So klug und bescheiden war diese Mittheilung abgefaßt, daß sie auch Kaunitz als solche der Kaiserin gegenüber ausdrücklich bezeichnete. Gleichzeitig trug er darauf an, daß dem Wunsche Starhembergs willfahrt und er ohne zum Staatskanzler ernannt zu werden, bloß als Staats- und Conferenzminister nach Wien berufen werde, um daselbst in der Staatskanzlei zu arbeiten, sich mit deren Geschäften bekannt zu machen und allmälig zu seinem Nachfolger auszubilden. Gleichzeitig erneuerte er jedoch das Begehren, daß ihm Pergen als Vicekanzler beigesellt werde [128]).

Gerade diesen letzteren Punkt aber hatte Starhemberg in seinem Briefe an die Kaiserin mit ganz besonderem Nachdrucke und wohl auch mit stichhältigen Gründen bekämpft. Daß Pergen unmöglich die Arbeiten

von drei ausgezeichneten Departementchefs auf sich nehmen könne, schien klar, und noch immer beharrte Kaunitz auf der Meinung, daß dieselben nicht wieder ersetzt werden sollten und Pergen ihre Geschäfte zu versehen habe. Wenn er sich jedoch binnen kurzem von der Unausführbarkeit dieses Gedankens überzeugen würde, welcher Art sollte dann Pergens Stellung in der Staatskanzlei, und insbesondere zu Starhemberg sein? Maria Theresia gab daher wohl Pergens Einberufung zu, doch meinte sie, man solle ihm einstweilen von seiner Ernennung zum Vicekanzler nichts mittheilen [429]). Und als Kaunitz sie hierauf bat, ihm wenigstens ihren Willen deutlich zu erkennen zu geben [430]), sprach sie mit Bestimmtheit die Ansicht aus, daß auch für Pergen die einstweilige Ernennung zum Staatsminister genüge. Er sowohl als Starhemberg sollten vorderhand nach Wien kommen, unter Kaunitz sich auszubilden, wobei Pergen allerdings dazu bestimmt werden könne, die Feder zu führen [431]).

Wenn die Kaiserin sich gleichzeitig darüber beklagte, daß Kaunitz Zweifel zu hegen scheine an der Aufrichtigkeit ihres Verfahrens, so mochte dieser Verdacht des Staatskanzlers durch den Umstand rege geworden sein, daß sowohl Maria Theresia als Joseph sich sorgfältig enthielten, ihm die verlangte förmliche Versicherung zu ertheilen, daß er binnen längstens zwei Jahren von allen seinen Aemtern zurücktreten dürfe. Kaunitz suchte nun zu dieser Zusage auf einem Umwege zu gelangen, indem er der Kaiserin den Entwurf zu einem Rundschreiben an ihre Gesandtschaften im Auslande vorlegte [432]). Darin war eine Darstellung der Ursachen, durch welche die Berufung Starhembergs und Pergens nach Wien herbeigeführt worden, und gleichzeitig die Erwähnung der ausdrücklichen Bitte des Staatskanzlers enthalten, daß er binnen zwei Jahren alle seine Aemter niederlegen dürfe.

Maria Theresia mochte besorgen, daß wenn sie dem Entwurfe des Rundschreibens ihre Genehmigung versage, Kaunitz hiedurch neuerdings in dem Verdachte bestärkt werden könnte, man wolle nur Zeit gewinnen und ihm dereinst den ersehnten Rücktritt wieder nicht gestatten. Sie bewilligte daher die Absendung des Rescriptes, jedoch, wie sie eigenhändig hinzufügte, „allein zu seiner beruhigung, weillen

„die gantze sache gahr nicht nutzlich einsehe und all meine freündschafft „vor seine person mus zusam nehmen, umb es zu accordirn.“

Stimmte jetzt, wenn auch nur widerwillig, die Kaiserin zu, so kam nun der Widerspruch von ihrem Sohne. Am 18. August, dem ersten Todestage ihres Gemals, zeigte ihm Maria Theresia das Rundschreiben, dessen Ausfertigung Kaunitz verlangte. Aber Joseph erklärte sich mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit gegen die Erwähnung eines festgesetzten Termines, nach dessen Ablauf der Rücktritt des Fürsten Kaunitz stattfinden werde; er wünschte vielmehr die Anwendung eines weit unbestimmteren Ausdruckes. In dem gleichen Sinne sprach er sich auch, und zwar mit solcher Entschiedenheit gegen den Staatskanzler aus, daß derselbe endlich nachgab. Aber dieß geschah doch nur eigentlich in Bezug auf die Form, an dem Wesen der Sache hielt er mit Zähigkeit fest. In den verbindlichsten Ausdrücken der Kaiserin ankündigend, daß er ihrem Willen und dem des Kaisers sich unterwerfe, bat er sie neuerdings, ihm nur mit zwei Worten von ihrer Hand die Versicherung zu geben, daß sie ihm schon jetzt die förmliche Erlaubniß ertheile, sich binnen zwei Jahren vollständig vom Dienste zurückzuziehen, wenn er sich nicht zu jener Zeit ausreichend gestärkt fühle, um in demselben noch länger zu verweilen [433]).

„Das ist“, antwortete Maria Theresia eigenhändig, „das größte „Kennzeichen meiner Freundschaft für Sie, daß ich mich gestern, an „dem unglücklichsten Tage, den es jemals gab, mit Ihnen zu beschäf„tigen vermochte. Ich schmeichle mir, daß ich binnen zwei Jahren „nicht mehr leben oder wenigstens nicht mehr in der Lage sein werde, „über das Schicksal eines Mannes zu entscheiden, welcher dem Staate „so nothwendig ist. In diesem Augenblicke aber hege ich kein anderes „Gefühl als das der Freundschaft für Sie und des Wunsches, Ihnen, „so viel es von mir abhängt, die ersehnte Freiheit zu verschaffen. „Darin besteht mein ganzer Groll über eine Angelegenheit, die mir „schon so viel Kummer verursacht hat und noch verursachen wird. „Hier ist das Billet, das Sie verlangen, welches jedoch so wie der „ganze Bericht nur für Sie selbst ist“.

Das ebenfalls eigenhändig niedergeschriebene Billet, welches Maria Theresia dem Fürsten Kaunitz gleichzeitig übersandte, lautet folgendermaßen:

„Ich bewillige Ihnen von heute an, da Sie es so wollen, Ihre „vollständige Entlassung nach Ablauf von zwei Jahren unter der „Voraussetzung, daß Ihnen dann Ihre Gesundheit nicht gestattet, die „Last der Geschäfte, welche Sie mit eben so viel Geschicklichkeit und „Eifer geführt haben, noch länger zu tragen."

Mit lebhafter Freude sah endlich Kaunitz seinen Wunsch erfüllt und in den wärmsten Worten sprach er noch an demselben Tage der Kaiserin seine Dankbarkeit aus. Voll tiefer innerer Bewegung antwortete ihm hierauf unverzüglich Maria Theresia:

„Ich verdanke Ihnen so vieles und bin damit so zufrieden, daß „ich nichts wünsche als die Fortsetzung Ihrer Achtung und daß Sie „meinem Herzen und meiner Denkungsweise nicht Unrecht thun mögen. „Der leiseste, selbst nur vorübergehende Verdacht hierüber würde mich „aufs Aeußerste verletzen. Und da ich auch Ihnen Gerechtigkeit wider„fahren lasse, so wünsche ich nichts anderes als daß Sie sich bei dem „geringsten Zweifel gegen Ihre beste Freundin mit Offenheit erklären. „Darin besteht das einzige Mittel, um in Ruhe zu leben, während „man die Uebrigen denken und reden läßt was sie wollen."

Noch eine Streitfrage war zu schlichten; sie bezog sich auf die Kundmachung der Veränderungen, welche man auf dem Punkte stand, in der Staatskanzlei eintreten zu lassen. Während Maria Theresia und Joseph das nach ihrem Wunsche modifizirte Rundschreiben an die österreichischen Gesandtschaften als genügend ansahen, wünschte Kaunitz noch immer der Sache die größtmögliche Publizität zu verleihen. Nicht nur an den Obersthofmeister Ulfeld sollte ein Handschreiben ergehen, sondern auch den Conferenzministern, den Chefs der obersten Staatsbehörden, endlich den Repräsentanten der fremden Mächte in Wien förmliche und ausführliche Mittheilung von dem Geschehenen gemacht werden. Auch jetzt wieder war es Joseph, welcher

sich diesem Antrage energisch widersetzte, und so ungern auch Maria Theresia dem Wunsche des Staatskanzlers entgegentrat, so konnte sie sich doch nicht zu dessen Genehmigung entschließen. „Keine weitere „Kundmachung hat es nicht noth", schrieb sie an Kaunitz, „besonders „auff die arth, die nie gebräuchlich ware. Das Publicum zweyffelt „so nicht an mein Vertrauen auff Eure person, von welchen meine „eygenhändige Billiets euch Bürge sein können"[434]).

Hiebei scheint es denn auch sein Bewenden gehabt zu haben. In den ersten Tagen des September traf Starhemberg in Wien ein und nun erst begannen die mündlichen Verhandlungen über seine und Pergens künftige Beschäftigung. Obgleich er die Ernennung des Letzteren zum Vicekanzler nicht hatte durchsetzen können, so beharrte Kaunitz doch auf dem Vorhaben, sich ihn zur Erleichterung seiner eigenen Geschäftslast und zur Uebernahme derjenigen der früheren Departementchefs zuzugesellen. Die Kaiserin hatte ihm das gewissermaßen schon versprochen; Starhemberg aber fand, und wohl nicht mit Unrecht, daß dann für ihn kein schicklicher Platz in der Staatskanzlei sei. Endlich kam man überein, daß Starhemberg zwar nicht daselbst arbeiten, jedoch von Allem, was dort vorkomme, in Kenntniß gesetzt werden solle. Hiegegen werde Pergen nach seiner Ankunft in Wien dem Fürsten Kaunitz zur Verfügung gestellt und von demselben in der beabsichtigten Weise gebraucht werden[435]).

Obgleich nicht, wie Kaunitz gewünscht hatte, den Würdenträgern des Hofes, den obersten Staatsbeamten und den Vertretern der fremden Mächte förmliche Mittheilung über die Einberufung Starhembergs und Pergens gemacht worden war, so erregte dieser Vorgang darum doch nicht geringeres Aufsehen. Insbesondere wurden an Starhembergs Uebersiedlung nach Wien große Erwartungen geknüpft. Denn ohne Zweifel war er ein Mann von sehr hervorragender geistiger Begabung, und er hatte in den verwickeltsten politischen Verhandlungen besondere Gewandtheit gezeigt und reiche Erfahrung erworben. Diese Eigenschaften, in Zusammenhang gebracht mit seiner erlauchten Geburt, auf welche bekanntlich damals ganz außerordentlicher Werth gelegt wurde, und mit den in Oesterreich so mächtigen Familienverbindungen,

die er besaß, ließen mit Bestimmtheit erwarten, daß er in kurzer Zeit eine sehr bedeutungsvolle Stellung am Kaiserhofe einnehmen werde [436]).

Der huldvolle Empfang, den Starhemberg bei Maria Theresia und Joseph fand, konnte nur zur Bekräftigung dieser Vermuthung dienen. Und sehr großen Eindruck brachte es hervor, als die Kaiserin ihm den Palast als Wohnung einräumte, welchen früher ihr Schwager Karl von Lothringen und dann Prinz Albert von Sachsen innegehabt hatten. Auf der Bastei, unmittelbar neben der Hofburg gelegen, stand dieses Gebäude mit derselben, wie es auch heut zu Tage noch der Fall ist, in directer Verbindung. Man zog aus diesem Schritte der Kaiserin den wohl nicht unberechtigten Schluß, es sei darauf abgesehen, daß Starhemberg mit ihr selbst in steten und der Außenwelt wenig bemerkbaren Verkehr trete [437]).

Ein ähnliches Verfahren beobachtete Maria Theresia auch gegen Pergen, welcher etwas später als Starhemberg nach Wien kam. Hatte der Letztere sich insbesondere während seiner langjährigen und bedeutungsvollen Mission in Frankreich hervorgethan und in dieser dienstlichen Verwendung auch eine nicht gewöhnliche Kenntniß der inneren Verhältnisse der übrigen großen Höfe Europa's erlangt, so war Pergen bisher fast ausschließlich in den deutschen Geschäften gebraucht worden. In die oft recht verwickelten Angelegenheiten der deutschen Regierungen hatte er sich mit Klugheit und Scharfsinn hineinzufinden gewußt und dabei eine gewisse Biegsamkeit des Charakters gezeigt [438]), welche in der diplomatischen Laufbahn oft mehr gilt und rascher zu höheren Stufen erhebt als Stärke und Geradheit desselben.

Nachdem er seinen Wunsch erreicht und es durchgesetzt hatte, daß ihm Pergen zur Erleichterung seiner Dienstesverrichtungen beigegeben werde, ging Kaunitz daran, der in dieser Beziehung eingetretenen Aenderung auch die sonstigen Einrichtungen der Staatskanzlei anzupassen.

Auf seine Verwendung hatte Maria Theresia den bisherigen Staatsreferendar Freiherrn von Binder zum Staatsrathe ernannt und

er war also der Form nach aus der Staatskanzlei getreten, während er in Wirklichkeit noch immer dort arbeitete. Er kam damit nur einem Wunsche des Staatskanzlers nach, welcher die zuversichtliche Erwartung aussprach, Binder werde sich auch künftighin in wichtigeren Geschäften verwenden lassen, von denen er eine so ausgebreitete Kenntniß besitze. In dieser eigenthümlichen Stellung, in der sich Binder von nun an befand, mochte wohl auch die entscheidende Ursache liegen, weßhalb Kaunitz so hartnäckig an dem Gedanken festhielt, die Plätze der drei früheren Referendare nicht mehr zu besetzen. Denn hinsichtlich des Postens, welchen Binder bisher eingenommen hatte, konnte dieß nicht geschehen, weil Binder sich zwar nicht dem Namen, wohl aber der Sache nach eigentlich noch immer auf demselben befand. Gab es aber bei dem wichtigsten der drei Departements, welche Kaunitz untergeordnet waren, der Staatskanzlei selbst keinen Referendar, so wollte Kaunitz auch bei dem niederländischen und dem mailändischen Departement keinen solchen haben. Dennoch konnte er die Richtigkeit der zuerst von Starhemberg ausgesprochenen Ansicht nicht verkennen, daß Pergen unmöglich die früher von drei tüchtigen Männern besorgte Arbeit auf sich allein nehmen könne. Er betraute ihn daher mit einer Art von Staatssecretariat, von Oberaufsicht über die einzelnen Departements, und half sich außerdem damit, daß er dem Hofrathe von Sperges nach wie vor die Arbeiten beließ, welche früher in Giusti's Händen gelegen waren, während August von Lederer, vom Hubertsburger Frieden her bekannt, die niederländischen Geschäfte besorgte.

Wenn der Hubertsburger Frieden genannt wird, so muß man Collenbachs sich erinnern, der jetzt in den deutschen Angelegenheiten seine Verwendung fand, während Elias von Hochstättern, Laudons vertrautem Freunde, Alles zugewiesen war, was sich auf den Orient bezog.

Es möge gestattet sein, aus den Reihen des untergeordneten Personals der Staatskanzlei wenigstens drei Männer hervorzuheben, von welchen zwei in späterer Zeit zu großer politischer Bedeutung gelangten, während der Dritte eine hochachtbare Stellung in der Gelehrtenwelt einnahm. Dem damaligen Range nach der Letzte, seiner

späteren Bedeutsamkeit nach aber bei weitem der Erste aus ihnen ist Franz Maria Thugut, welcher zu jener Zeit auf dem bescheidenen Posten eines Dolmetsches mit einem Jahresgehalte von eintausend Gulden sich befand. Seiner leidenden Gesundheit wegen hatte er seinen Platz bei der Internuntiatur in Constantinopel verlassen müssen und war einige Zeit in Siebenbürgen als sprachlicher Vermittler zwischen den dortigen Behörden und denjenigen der angrenzenden türkischen Länder verwendet worden. Da er, wie Kaunitz sich ausdrückte, „nicht „nur verschiedene Sprachen, sondern auch gute Studia und Fähigkeit" besaß, schlug der Staatskanzler vor, Thugut möge zum Hofdolmetsch ernannt, gleichzeitig aber, da ihn die Arbeiten eines solchen nicht ausreichend beschäftigen würden, als jüngster Hofsecretär in der Staatskanzlei angestellt werden.

Aelter im Range als Thugut war Anton Spielmann, welcher zwar niemals zu einer so hervorragenden äußeren Stellung und zu so tief einschneidender staatsmännischer Wirksamkeit gelangte wie Jener, aber gleichwohl in dem letzten Decennium des verflossenen Jahrhunderts großen politischen Einfluß ausübte.

„Gute Studia" waren endlich auch noch einem anderen Mitgliede der Staatskanzlei nachzurühmen, dem Doctor der Rechte Franz Ferdinand Schrötter, welcher gleichfalls die Stelle eines Hofsecretärs einnahm. Kaunitz berichtet über ihn, daß er, ein Oesterreicher von Geburt, vielfache Kenntnisse in der deutschen Reichsgeschichte sich angeeignet, das österreichische Staatsrecht zum Gegenstande seiner gelehrten Arbeiten erkoren und erst vor kurzem zu seiner vollsten Zufriedenheit eine „geheime Schrift" verfaßt habe, über welche eine abgesonderte Meldung erstattet werden solle. Ohne Zweifel war dieß die beste der staatsrechtlichen Arbeiten Schrötters: „Von der Erbfolgeordnung, „Minderjährigkeit und Vormundschaft in dem vereinigten Erzhause „Habsburg-Lothringen".

Daß Kaunitz sich mit Männern zu umgeben bemüht war, welche schon damals und noch später so Hervorragendes leisteten, ist gewiß bezeichnend für den Scharfblick, mit welchem er seine Hülfsarbeiter

auszuwählen verstand. Und charakteristisch für seine Auffassung des eigenen Berufes ist auch der Werth, welchen er auf die Anlegung einer dem Bedürfnisse entsprechenden Bibliothek bei der Staatskanzlei legte. Wo irgend welche Ersparungen gemacht werden konnten, trachtete er die erübrigte Summe zur Anschaffung von Büchern zu verwenden. Und als diese Zuflüsse nicht ausreichten, erbat er sich von der Kaiserin die Bewilligung eines mäßigen Betrages zu alljährlicher Bestreitung dieser stets wiederkehrenden Ausgabe. Die gesammten Kosten der Staatskanzlei, des Fürsten Kaunitz eigene Besoldung von dreißigtausend Gulden mit eingerechnet [439]), beliefen sich auf ungefähr siebzigtausend Gulden [440]).

# Zehntes Capitel.

## Krankheiten und Todesfälle.

---

Man weiß daß schon seit einer Reihe von Jahren sowohl in Wien als in Madrid der Plan beharrlich verfolgt wurde, den zweiten Sohn Karls III. von Spanien, den König Ferdinand von Neapel mit einer österreichischen Erzherzogin zu vermälen. Maria Theresia hatte hiezu ihre fünfte damals am Leben befindliche Tochter, die Erzherzogin Josepha auserſehen und der König von Spanien sich mit dieser Wahl vollkommen einverstanden erklärt. Am 19. März 1751 geboren, war Josepha nur um etwas mehr als zwei Monate jünger als der ihr bestimmte Bräutigam. Als solcher durfte Ferdinand von Neapel schon füglich bezeichnet werden, denn von beiden Seiten wurde die getroffene Verabredung als feststehend angesehen und man harrte nur des Zeitpunktes, in welchem man mit Rücksicht auf das Alter der Brautleute die Heirat vollziehen konnte.

Wie sehr Maria Theresia überzeugt war von der Unerschütterlichkeit der hiefür getroffenen Verabredung, beweist wohl am besten die Instruction, welche sie schon am 13. October 1763 der Gräfin Maria Walburga von Lerchenfeld ertheilte. Die letztere, eine geborne Gräfin Trauttmansdorff, bekleidete die Stelle einer Erzieherin, oder da man in Wien die spanische Bezeichnung dieses Amtes anzuwenden gewohnt war, einer Aja und später einer Obersthofmeisterin bei der Erzherzogin Josepha.

„Ich habe immer", so beantwortete die Kaiserin das Begehren derselben um Ertheilung einer Richtschnur, nach welcher sie bei der ferneren Erziehung der damals in ihrem dreizehnten Lebensjahre stehenden Erzherzogin zu Werke gehen sollte, „ich habe immer Ihren Ta„lenten Gerechtigkeit widerfahren lassen, und mein Zutrauen zu Ihnen „war vollständig. Mit dem gleichen Vertrauen übergebe ich Ihnen „meine Tochter; zählen Sie jederzeit auf mich. Es handelt sich nicht „bloß um die Erziehung einer meiner Töchter, sondern um eine, welche „berufen sein könnte, binnen vier Jahren einen Thron einzunehmen „und daher nicht nur ein ganzes Königreich, sondern auch ihren „Gatten, und was noch das Wenigste wäre, sich selbst glücklich oder „unglücklich zu machen. Es handelt sich um ihr Glück und vor Allem „um ihr Seelenheil. Sie wird einen jugendlichen Gatten besitzen, der „seit seiner frühesten Lebenszeit Niemand Höheren als sich und gar „keine Schranken kennt, der bis zu dieser Stunde sich mit gar nichts „beschäftigt, der nur von Schmeichlern und noch dazu von Italienern „umgeben ist, was die Gefahr noch vermehrt. Ich arbeite unter der „Hand an dem Hofe von Spanien, daß man mir erlaube, eine oder „zwei Personen mit meiner Tochter zu senden; aber ich zweifle daran; „und wo finde ich solche, die zu Rathgebern geeignet sind? Sie wür„den die Zielscheibe aller Uebrigen sein und bei den jungen Leuten „vielleicht nicht Gehör finden. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß „ich die Vortheile dieser Verbindung erkenne, aber mein Mutterherz „ist doch durch dieselbe aufs höchste beunruhigt. Ich betrachte die „arme Josepha als ein Opfer der Politik. Wenn sie übrigens nur „ihre Pflichten gegen Gott und ihren Gatten erfüllt und für ihr „Seelenheil sorgt, dann würde ich zufrieden sein, selbst wenn sie un„glücklich würde" [441]).

„Der junge König zeigt keine feststehende Neigung als für die „Jagd und das Schauspiel; er ist ungemein kindisch, lernt nichts und „kann nichts als das schlechte Italienisch des Landes, und hat sogar „bei manchen Gelegenheiten Beweise von Strenge und Härte gegeben. „Er ist gewohnt nur seinem eigenen Willen zu folgen, und er besitzt „Niemand der ihm eine Erziehung geben könnte oder wollte; das ist

„die unglückliche Lage dieses Prinzen. Man sagt er sei zart, von „weißer Gesichtsfarbe und gleiche ganz der sächsischen Familie*); ich „wünschte er hätte auch ihr Herz. Alles was ich Ihnen hier sage, „gehört nur für Sie allein und soll Ihnen als Richtschnur dienen, „um Sie leichter in den Stand zu setzen, meiner Tochter die Tugen„den und Gesinnungen einzuprägen, welche ihr nothwendig sein werden, „um an jenem Hofe ihr Glück oder doch wenigstens nicht ihren Unter„gang zu finden. In Folge Ihrer Talente und Ihrer Erfahrung „werden Sie besser als Andere dieses Ziel zu erreichen verstehen. „Trachten Sie vor Allem jenen Geist der Andacht zu nähren, welchen „sie früher wenigstens äußerlich an den Tag legte. Sie möge erkennen, „daß es in dieser Welt keine andere Stütze und keinen anderen wahr„haften Trost gibt als das Gebet; niemals möge sie sich schämen „dasselbe vor Allen zu verrichten. Sie soll sanft sein und gefällig; „ihre Gesichtszüge sind nicht einnehmend und ihr Betragen ist es „eben so wenig; sie hat etwas Rauhes an sich. In jenem Lande legt „man großen Werth auf sanfte Behandlung, und Sie wissen wie „sehr vom ersten Augenblicke angefangen die verstorbene Königin in „Neapel verhaßt war, da sie nicht freundlich genug schien.“

„Ich wünsche daß meine Tochter nicht eigensinnig sei; sie besitzt „einigen Hang dazu. Sie ist äußerst verschlossen, und das hat ins„besondere in jenem Lande gewiß sein Gutes, aber man darf es nicht „zu weit treiben, auf daß es nicht Einfluß gewinne auf den Charakter „und in Falschheit ausarte. Denn es wäre dann zu besorgen, daß „sie rechtlichen Menschen mißtraue und unbedeutenden Leuten ihr Ver„trauen zuwende. Man muß ihr Sanftmuth predigen und fröhliche „Laune, und daß sie in sich selbst die Quelle finde, sich durch Arbeiten „aller Art, durch Lecture, durch Malerei, Musik und dergleichen zu „unterhalten. Sie wird in Neapel außer bei besonderen Anlässen nur „sehr wenig Leute sehen; sie muß sich daher daran gewöhnen, sich „selbst zu genügen, und es lernen sich mit sich selbst zu zerstreuen. „Denn der Müßiggang“, fügt Maria Theresia etwas später hinzu, „ist für alle Menschen, jedoch am meisten für junge Eheleute Gift“.

*) Seine Mutter war eine sächsische Prinzessin.

Maria Theresia verbreitet sich noch weiter über die einzelnen Fehler, die sie an ihrer Tochter bemerkt zu haben glaubt, und deren allmälige Ablegung sie von der Einwirkung der Gräfin Lerchenfeld erwartet. Um so nachdrücklicher empfiehlt sie ihr die junge Erzherzogin, als die letztere selbst in dringendster Weise verlangt hatte, unter die Obhut und Leitung der Gräfin Lerchenfeld zu kommen [442]). Inwiefern es gelang, das Ziel zu erreichen, welches der Kaiserin bei dieser Maßregel vorschwebte, darüber sind wir nicht näher unterrichtet. Nur das können wir anführen, daß die Kaiserin in späterer Zeit, freilich unter dem Eindrucke des frühen Verlustes dieser Tochter von ihr sagte, sie habe ihr niemals Verdruß, sondern immer nur Befriedigung verursacht [443]).

Es war übrigens nicht nur Maria Theresia selbst, welche sehr großen Werth legte auf das Zustandekommen der beabsichtigten Heirat; der König von Spanien stand ihr hierin in keiner Weise nach. Wie sehr es ihm um den raschen Abschluß dieser Verbindung zu thun war, beweist am besten der Umstand, daß er schon im Jänner 1767, als Ferdinand eben sein sechzehntes Lebensjahr zurückgelegt und somit nach dortigem Gesetze die Großjährigkeit erlangt hatte, die schriftliche Werbung um die Hand der Erzherzogin an die Kaiserin richtete.

Maria Theresia beabsichtigte wohl einen allgemein erkennbaren Beweis ihrer besonderen Freundschaft für die bourbonischen Höfe zu geben, indem sie befahl, daß derjenige Theil der Festlichkeiten, mit dem die Vermälung ihrer Tochter in Wien gefeiert werden sollte, mit ganz außerordentlicher Pracht zu begehen sei [444]). Aber indem man sich anschickte, hiezu die Vorbereitungen zu treffen, trat eine Reihe erschütternder Ereignisse ein, welche ein gleichzeitiger Berichterstatter nicht mit Unrecht die Ilias des Hauses Oesterreich nannte [445]).

Der Zeitfolge nach das erste derselben war der am 17. Mai 1767 erfolgende Tod einer kleinen Prinzessin, welche die Erzherzogin Marie erst am Tage zuvor in sehr schwerer und schmerzlicher Geburt zur Welt gebracht hatte. Wer die innige, und man möchte sagen, sich fortwährend noch steigernde Zärtlichkeit, mit der Maria Theresia gerade

an dieser Tochter hing, sich ins Gedächtniß zurückruft, der kann die Aufregung sich vorstellen, mit welcher die Kaiserin die bangen Stunden durchlebte, während deren ihre geliebte Tochter in dem Geburtsacte begriffen war. Die Freude, die Erzherzogin gerettet zu sehen, mochte lindernd einwirken auf den Schmerz, den Maria Theresia über den Tod der kaum gebornen Enkelin empfand [446]). Ungleich tiefer würde sie ihn gefühlt haben, wenn sie geahnt hätte, daß der Erzherzogin das Glück, Mutter zu werden, welches sie selbst so außerordentlich hoch schätzte, nie mehr zu Theil werden sollte.

Noch stand die Kaiserin ganz unter dem peinlichen Eindrucke dieser Begebenheit, als ein neuer Vorfall sich zutrug, welcher sie gleichfalls aufs schmerzlichste berührte.

Es ist bereits erzählt worden, wie eifrig Maria Theresia die Wiedervermälung Josephs gewünscht, und wie thätig sie beizutragen sich bemüht hatte, daß seine Wahl, nachdem Josephs beabsichtigte Verbindung mit der zweitgebornen Infantin von Parma nicht zu Stande gekommen und nichts geschehen war, eine solche mit der nunmehrigen Großherzogin von Toscana herbeizuführen, auf eine der beiden Prinzessinnen Kunigunde von Sachsen oder Josepha von Baiern falle. Allerdings hatte sie, nachdem endlich die Letztere zur Gemalin ihres Sohnes erkoren worden, ein bitteres Vorgefühl empfunden, daß damit ein Schritt geschehen sei, welcher dessen Lebensglück nicht zu verbürgen, sondern es leicht zu gefährden vermöchte. Und seitdem sie täglich vollauf Gelegenheit besaß, sich persönlich davon zu überzeugen, wie unbefriedigt Joseph sich fühlte in der ihm fast aufgedrungenen Ehe, da mochte Maria Theresia ihr damaliges Verfahren schon oftmals bereut haben. Aber nicht nur gegen ihre Angehörigen, auch gegen sich selbst war sie streng; nur in sich suchte und fand sie daher ein etwaiges Verschulden, und niemals dachte sie es auf Andere, am wenigsten aber auf ihre Schwiegertochter zu überwälzen. Denn als höchste Ungerechtigkeit wäre es ihr erschienen, dieselbe dafür verantwortlich zu machen, daß sie in jeder Beziehung reizlos war und aller der Eigenschaften völlig entbehrte, welche nöthig gewesen wären, um den durch seine wahrhaft bezaubernde erste Gemalin so verwöhnten

Kaiser an sich zu fesseln. Und außerdem konnte Maria Theresia ihrer Schwiegertochter das Zeugniß nicht versagen, daß sie ihrer Hochachtung vollkommen würdig war. Endlich empfand sie in echt weiblichem Zartgefühl tiefes Mitleid mit der bedauernswerthen jungen Frau, welche den ihr angetrauten Gatten leidenschaftlich liebte und sich nicht nur ganz außer Stande sah, seine Gegenliebe zu gewinnen, sondern sich überdieß eine oft recht auffallende Vernachlässigung von ihm gefallen lassen mußte.

Mit welcher Gleichgültigkeit Joseph seiner Gattin gegenüberstand, geht aus vielfachen kleinen Zügen ganz unwiderleglich hervor; es mag hier an der Anführung eines einzigen genügen. Einen Brief an dieselbe sendet er im Juli 1766 seiner Mutter zur Bestellung. „Weit „lieber wäre es mir", fügt er hinzu, „und ich wäre ungleich weniger „verlegen, an den Groß-Mogul zu schreiben, denn sie stellt sich mit „bloß respectvollen Gefühlen nicht zufrieden und sie hat mir das schon „zum Vorwurfe gemacht. Sagen Sie selbst, liebe Mutter, was ich „ihr schreiben soll, denn wo zum Teufel vermag ich ein anderes Gefühl „für sie herzunehmen? Entschuldigen Sie diesen Ausdruck, welcher „nur derjenige der Wahrheit ist. Mein Brief beschränkt sich darauf, „den Empfang des ihrigen zu bestätigen, sie meiner Gesundheit und „des glücklichen Fortganges meiner Reise zu versichern, ihr ein Gleiches „zu wünschen und ihr am Ende der Seite zu erklären, daß ich mir „eine Ehre daraus mache, ihr ergebenster Gatte zu sein" [447]).

Nur kurze Zeit nach dem Tage, an welchem das neugeborne Töchterchen der Erzherzogin Marie verschieden war, fühlte die Kaiserin Josepha sich unwohl. Noch war man über die Natur der Krankheit nicht im Klaren, da besuchte Maria Theresia ihre Schwiegertochter, und zwar gerade in dem Augenblicke, in welchem die Aerzte nach der damaligen Heilmethode der Kranken Blut nehmen wollten. Als die Kaiserin Josepha zu diesem Ende den Arm entblößte, war es Maria Theresia, die zuerst jener verhängnißvollen Flecken gewahr wurde, welche die Vorboten der Blattern sind. Eine genauere Untersuchung ergab den bereits erfolgten Ausbruch derselben. Maria Theresia, welche zu jeder Zeit sehr große Scheu vor dieser Krankheit

hegte, war von der gemachten Entdeckung aufs Aeußerste bestürzt [448]). Aber sie bezwang sich; trotz der drohenden Ansteckungsgefahr umarmte und küßte sie ihre Schwiegertochter und kündigte ihr in den schonendsten Ausdrücken an, daß die Gattung ihrer Krankheit eine völlige Absonderung von der kaiserlichen Familie nothwendig mache [449]). Denn weder Maria Theresia noch ihre Töchter Elisabeth und Josepha und ihre Söhne Ferdinand und Maximilian hatten bisher die Blattern gehabt.

Nachdem Maria Theresia sich aus dem Krankenzimmer entfernt hatte, wurde die Absperrung vollzogen, aber für die Kaiserin selbst kam diese Vorsichtsmaßregel zu spät. Sie war in jener Zeit um so lebhafter und schmerzlicher aufgeregt, als ihre Tochter Marie vier Tage nach ihrer Entbindung von einem so heftigen Fieber ergriffen wurde, daß die Aerzte neuerdings fürchteten für ihr Leben. Dadurch mochte die Disposition der Kaiserin, die Ansteckung in sich aufzunehmen, nicht unbeträchtlich gefördert worden sein. Schon am 23. Mai wurde auch sie von sehr starkem Fieber und von argen Schmerzen im Kopfe und in den Nieren ergriffen. Auch jetzt wandten die Aerzte einen reichlichen Aderlaß an, welchem sie, da sie hievon eine günstige Wirkung zu verspüren glaubten, bald einen zweiten nachfolgen ließen. In der Nacht vom 26. auf den 27. Mai brachen jedoch die Blattern, und zwar gleichfalls in ungemein heftiger Weise aus. Man hegte um so ernstere Besorgnisse für das Leben der Kaiserin, als sie bereits fünfzig Lebensjahre zurückgelegt und in der letzten Zeit so starke und peinliche Gemüthsbewegungen zu überstehen gehabt hatte [450]).

Die innige und tief eingewurzelte Anhänglichkeit an die Kaiserin, welche damals alle Classen der Bevölkerung Oesterreichs gleichmäßig durchdrang, war Ursache daß Jedermann von regstem Antheil erfüllt war an ihrem Schicksale. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von ihrer Erkrankung und sie fand überall die lebendigste Theilnahme. Während man zwischen Furcht und Hoffnung schwebte und mit banger Sorge der entscheidenden Wendung entgegensah, besserte sich allmälig der Zustand der Erzherzogin Marie, die man in Unkenntniß erhielt über die Natur des Uebels, von dem ihre Mutter

befallen worden. Dagegen verschlimmerte sich sichtlich die Krankheit der Kaiserin Josepha, welche das über sie gekommene Leiden mit demüthiger Ergebung in die Fügung Gottes ertrug [451]). Schon am 25. Mai wurde sie auf ihr Verlangen mit den Sterbsacramenten versehen, und so rasch und verheerend waren die Fortschritte der furchtbaren Krankheit, daß ihr Josepha am Morgen des 28. Mai 1767 erlag [452]).

Daß dieses Ereigniß geringeren Eindruck hervorbrachte als es sonst wohl geschehen wäre, daran trug hauptsächlich die ganz unbeschreibliche Spannung Schuld, mit welcher Alles den Gang der Krankheit der Kaiserin Maria Theresia beobachtete [453]). Auf die ersten überaus betrübenden Anzeichen war eine Wendung zum Besseren gefolgt; die Nachricht von dem Tode ihrer Schwiegertochter, über deren Befinden Maria Theresia fortwährend wahrheitsgetreue Berichte verlangte [454]), führte jedoch neuerdings eine bedenkliche Verschlimmerung herbei. Mit der ihr eigenen Seelenstärke gab Maria Theresia selbst Befehl, daß das Leichenbegängniß der Kaiserin Josepha mit den ihrem Range entsprechenden Feierlichkeiten zu vollziehen sei.

Am Abende des 30. Mai fanden dieselben statt; an diesem Tage gab auch der Zustand der Kaiserin Maria Theresia zu gesteigerten Besorgnissen Anlaß. Ihr ganzer Körper war mit Blattern völlig übersäet; am dichtesten waren sie an den Händen und Füßen, am spärlichsten im Gesichte, jedoch auch dort noch so reichlich vorhanden, daß sie der Augen und des Mundes sich nur schwer zu bedienen vermochte. Aber fortwährend behielt sie ihr volles Bewußtsein und ihre ruhige Fassung; unablässig war sie ihrer Familie, ihres Staates eingedenk, und Joseph versichert daß sie davon so richtig und so unbefangen urtheilte und sprach, wie in ihrem gewöhnlichen Zustande. „Es gibt nur eine einzige Maria Theresia", sagt er in einem Briefe an Kaunitz, „und ich bin von ihr begeisterter und entzückter als je" [455]).

Allmälig nahmen bei der schwerkranken Kaiserin Schmerz und Beängstigung in bedenklichster Weise zu, und am 1. Juni verlangte sie öffentlich mit den Sterbsacramenten versehen zu werden.

Unbeschreiblich war die Bestürzung, welche diese Nachricht in allen Kreisen der Bevölkerung hervorbrachte; schaarenweise strömten die Menschen nach der Hofburg und Alles legte seine Betrübniß in wahrhaft ergreifender Weise an den Tag [456]). Um fünf Uhr Abends fand die erschütternde Ceremonie statt; der Cardinal-Fürsterzbischof von Wien, Graf Migazzi, reichte der Kaiserin die Sacramente; Kaiser Joseph, die Erzherzoginnen Marianne und Amalie, die Prinzen Albert und Clemens von Sachsen wohnten der Feierlichkeit bei. Und die Kirchen waren überfüllt mit Menschen jedes Alters, jedes Standes, welche zu dem Allmächtigen flehten um die Erhaltung des Lebens der geliebten Monarchin.

Am 2. Juni hatte es noch keineswegs den Anschein, als ob diese Gebete Erhörung finden sollten; sie wurden daher mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt. „Wer es mit ansieht", schreibt der venetianische Botschafter Renier, „wie diese ganze Stadt in Gebeten, in Prozessionen „für die Kaiserin sich ergeht, wie dieselben unaufhörlich und unter „Thränen fortgesetzt werden, dem wird es klar, wie sehr diese Fürstin „um ihrer Tugenden willen von ihren Unterthanen geliebt wird" [457]).

Am 3. Juni trat endlich die so heiß ersehnte Besserung ein. Am 5. Juni war Maria Theresia schon so weit, daß sie mit zitternder Hand einen Brief an ihre Tochter Marie zu unterzeichnen vermochte, welchen auf ihr Geheiß und nach ihren Andeutungen ihr Secretär Pichler zu Papier brachte. „Es gereicht mir zu großer Befriedigung", so lauten diese Zeilen, „daß ich Dir gleichzeitig mit meiner „Erkrankung auch meine fast gänzliche Wiederherstellung anzeigen „kann. In Folge der von mir gebilligten Anordnungen hat man „Dir bisher, und um Dich in Deinem gegenwärtigen Zustande nicht zu „beunruhigen, den Charakter meiner Krankheit verschwiegen. Nun „verlange ich von Dir als einen überzeugenden Beweis Deiner „Zärtlichkeit und selbst Deines Gehorsams, Dich nicht in Unruhe zu „versetzen, wenn Du hörst daß ich die Blattern gehabt habe. Danke „vielmehr dem gütigen Gotte, daß er mich aus einer Krankheit gerettet, „welche ihrer Natur nach nur eine gefährliche sein konnte, und daß er „meine Lebenstage verlängerte, an deren Fortdauer, wie ich weiß,

„meine Familie und meine Unterthanen den herzlichsten Antheil „nehmen. An Dir ist es nun, meine geliebte Tochter, meine völlige „Wiedergenesung durch die Ruhe zu fördern, welche Du Dir auch „dann erhältst, wenn Du jetzt von meinem Zustande in Kenntniß „gesetzt bist, denn Du hast in der That Ursache zufrieden zu sein. „Ich würde Dir eigenhändig geschrieben haben, wenn die Aerzte mir „nicht widerrathen hätten, meinen Augen durch eine vorzeitige An„strengung zu schaden [458]). Ein wahrer Balsam wird es für mein „Herz sein, Dich außer aller Unruhe und im Wohlsein zu wissen. Gib „diesen hochwillkommenen Trost einer Mutter, die Dich liebt und „zärtlich umarmt" [459]).

Unermeßlich war der Jubel, mit welchem die Wiedergenesung der Kaiserin in ganz Oesterreich begrüßt wurde [460]). Nicht leicht aber mag dieses Gefühl der Freude von irgend Jemand tiefer und inniger empfunden worden sein, als dieß von Seite Josephs und des Fürsten Kaunitz geschah.

Es ist nirgends verzeichnet, ob und in welcher Art der Kaiser bei der Erkrankung und dem Tode seiner Gemalin seine Theilnahme an den Tag gelegt habe; ja er wohnte nicht einmal ihrem Leichenbegängnisse bei. Wie ganz anders benahm er sich doch während der Krankheit seiner Mutter! Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß er sich fortwährend in ihrem Zimmer oder in der nächsten Nähe desselben aufhielt [461]), daß er insbesondere während der Nächte, in denen das Uebel seinen Höhepunkt erreicht hatte, ununterbrochen bei ihr wachte [462]), und daß er sich aufs tiefste durchdrungen zeigte von dem sehnsuchtsvollen Wunsche, sie möge die ihr drohende Gefahr glücklich überstehen.

„Ich lasse Sie selbst urtheilen", schrieb er am Abende des 1. Juni an Kaunitz, „was ein Sohn und der getreueste aller Unter„thanen fühlt, indem er auf dem Punkte steht, seine liebende Mutter „und würdige Monarchin verlieren zu können. Dieser unglückliche „Nachmittag, der schrecklichste den ich jemals erlebte, hat mich in diese „Lage versetzt. Die Steigerung des Fiebers, etwas Irrereden und

„die Athmungsbeschwerden haben die Kaiserin zu dem Wunsche ver=„mocht, sich versehen zu lassen. Sie hat diese fromme Function und „die letzte Oelung mit der Ruhe des Gerechten und jenem Muthe „überstanden, welcher ihr so natürlich ist. Sie hat die Güte gehabt, „mir mit Ausdrücken und mit einer Klarheit zu sprechen, welche, „indem sie mich in Erstaunen versetzten, mich gleichzeitig in die tiefste „Betrübniß versenkten. Meine Zärtlichkeit hat gesiegt und meine Ver=„nunft war nicht stark genug, meine Thränen zu unterdrücken. Ich „frage Sie nicht wie es Ihnen geht, und schreibe auch nichts über „meinen Zustand. Man muß die Kaiserin lieben und kennen wie wir, „um sich ihn vorzustellen" [463]).

Der Staatskanzler Kaunitz, an welchen diese Herzensergießungen Josephs gerichtet waren, befand sich während jener Tage in der pein=lichsten Stimmung. Denn zu der Furcht, die geliebte Herrin zu verlieren, gesellte sich bei ihm auch diejenige vor der Ansteckung durch die schreckliche Krankheit, die sie befallen hatte. Und ein sprechenderes Zeugniß für den tiefen Eindruck, welchen jene Begebenheit auf Kaunitz hervorgebracht, kann nicht gedacht werden, als die so eigenthümliche Anordnung, die er noch nach mehreren Jahren traf. Unter ausdrück=licher Berufung auf die Todesgefahr, in welcher die Kaiserin geschwebt, bat er alle ihm untergeordneten Beamten, ihn das Wort „Blattern" niemals mehr hören zu lassen. So oft er es vernehme, verlege es ihm den Athem und ein Zittern überfalle ihn, das ihm unglaubliches Unbehagen verursache. Man möge daher weder dieses Wort noch irgend etwas auf jene Krankheit sich Beziehendes je vor ihm aus=sprechen. Finde sich jedoch dasselbe in einem Buche oder in einer Schrift, so möge man sorgfältig darauf achten, es nur ja gewiß zu übergehen [464]).

Am 14. Juni 1767 fand unter ungeheurem Zulauf der Be=völkerung in der Cathedralkirche zu St. Stephan der feierliche Gottes=dienst statt, durch welchen dem Himmel die Danksagung für die Rettung der Kaiserin dargebracht wurde. In allen anderen Kirchen von Wien geschah unter ähnlicher Theilnahme des Volkes das Gleiche. Maria Theresia aber erließ an dasselbe eine Kundmachung, in welcher

sie ihm ihren Dank aussprach für den Antheil, den es an ihrer Erkrankung und Genesung genommen. Sie versicherte es ihrer mütterlichen Sorgfalt und ihres Bestrebens, dessen Wohlfahrt möglichst zu fördern [465]).

Das Verdienst, welches Joseph sich während der Erkrankung seiner Mutter um sie erwarb, indem er sich fast ununterbrochen um sie aufhielt, soll durch die Anführung des Umstandes nicht geschmälert werden, daß er die Blattern schon überstanden hatte und die Gefahr einer Ansteckung daher für ihn kaum vorhanden war. In minder günstiger Lage befand sich ein Anderer, der seine eigene Person in gleicher Weise bloßstellte wie Joseph. Es war dieß Prinz Albert von Sachsen, welcher sich ebenfalls eifrigst bemüht hatte, der Kaiserin seine Theilnahme und seine Sorgfalt zu bezeigen. Aber er wurde dadurch zur Veranlassung eines gewaltigen Schreckens für sie, denn schon am 17. Juni erkrankte er und drei Tage später brachen auch bei ihm die natürlichen Blattern aus. Und so heftig war die Wirkung dieser Nachricht auf Maria Theresia, daß sie neuerdings von einem sehr starken Fieber befallen wurde [466]).

Das drohende Unheil ging jedoch glücklicher Weise ohne ernste Folgen vorüber. Obgleich auch Prinz Albert über und über mit Blattern bedeckt war, so waren sie doch nicht gerade bösartig zu nennen. Die Krankheit nahm einen regelmäßigen und befriedigenden Verlauf; die günstigen Nachrichten aber, welche sie über das Befinden ihres Schwiegersohnes erhielt, bildeten das beste Heilmittel für die Kaiserin selbst. Sie erholte sich rasch, und um ihre Genesung zu vollenden, brachte sie einige Zeit in Laxenburg zu.

In Wien und in ganz Oesterreich fuhr man inzwischen unablässig fort, kirchliche Feste zu veranstalten als Danksagung für die Wiederherstellung der Kaiserin. Ursprünglich einem tief empfundenen Bedürfnisse schwer bedrängter und dann laut aufjubelnder Herzen entstammend, arteten diese Feierlichkeiten besonders in der Hauptstadt allmälig in ein nicht gerade lobenswerthes, sondern wohldienerisches Bestreben aus, durch den Prunk derselben sich gegenseitig zu überbieten

und in solcher Weise die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich zu ziehen [467]). Den Abschluß bildete der Tag, an welchem Maria Theresia sich zum ersten Male wieder dem Volke öffentlich zeigte. Am 22. Juli 1767 begab sie sich in festlichem Aufzuge nach der Kirche von St. Stephan, und es wurde behauptet, man habe in Wien noch nie eine so große Menschenmenge versammelt gesehen, als damals herbeiströmte, um die Kaiserin zu erblicken und ihr die allgemeine Freude über ihre Genesung recht deutlich zu zeigen. Auf dem Rückwege von der Kirche nach der Hofburg ließ Maria Theresia durch ihren Kammerzahlmeister Mayer silberne Denkmünzen auswerfen unter das Volk. Als einen Beweis seines ordnungsliebenden Sinnes betrachtete man es, daß keinerlei Ausartung dabei vorkam. Bei Hofe war feierlicher Empfang der fremden Gesandten und des österreichischen Adels; Allen erwies Maria Theresia sich liebreich und huldvoll [468]). Zahlreiche Orden wurden vertheilt; unter den neu ernannten Commandeuren des Stephansordens befand sich auch der Leibarzt van Swieten, welchen Maria Theresia als ihren Lebensretter ansah.

Wohl Niemand aus all denjenigen, die gehobenen Herzens diesen Festlichkeiten beiwohnten, mochte dem Gedanken Raum geben, daß sie nur eine kurze Unterbrechung sein sollten der langen Reihe der Heimsuchungen, welche damals der Kaiserin und ihrer Familie beschieden waren. Wie weit man von solchen Befürchtungen entfernt war, zeigte am besten die eifrige Wiederaufnahme der Vorbereitungen zu prachtvoller Feier der Vermälung der Erzherzogin Josepha mit dem Könige von Neapel. Sowohl auf die Hoffeste, deren Veranstaltung beabsichtigt wurde, als auf die Ausstattung der Braut bezog sich dieß. Gegen ihre sonstige Gewohnheit ließ Maria Theresia die reichsten Stoffe und die kostbarsten Stickereien in Frankreich kaufen und nach Wien bringen. Die Anschaffung von nicht weniger als hundert Kleidern hatte die Prinzessin Charlotte, die Tante der Braut, für die Letztere zu besorgen. Als diese Gewänder in Wien eintrafen, wurden sie als etwas, das man hier noch nicht gesehen hatte, den Schaulustigen zur Besichtigung und Bewunderung ausgestellt. Aber das Mißgeschick hatte es gewollt, daß viele der kostspieligen Stoffe und insbesondere

und insbesondere die von Sammt auf dem Transporte wesentlich gelitten hatten. Die österreichischen Fabrikanten und Kaufleute erhoben laute und nicht unberechtigte Klagen, daß sogar die eigene Monarchin, an welche sie schwere Steuern bezahlen mußten, die so selten wiederkehrende Gelegenheit unbenützt vorübergehen lasse, ihnen reichlicheren Absatz zu gewähren, sondern ihn dem Auslande zuwende[469]).

Wie es zu jener Zeit im Kaiserhause fromme Gewohnheit war, begab sich die Erzherzogin Josepha, als die Zeit ihres Abschiedes von der Heimat und ihrer Abreise nach Italien immer näher heranrückte, nach dem Wallfahrtsorte Maria Zell. Ihr Bruder Joseph, welcher diese Schwester vor allen übrigen liebte, geleitete sie dorthin, und er beabsichtigte auch, ihr Reisebegleiter nach ihrem neuen Bestimmungsorte zu sein. Alle Anordnungen hiezu, alle Vereinbarungen über die bald zu vollziehende Vermälung wurden getroffen, und am 30. August fand der feierliche Einzug des neapolitanischen Botschafters Duca di Santa Elisabetta in Wien, am 8. September aber die Werbung desselben um die Hand der Erzherzogin statt. Zum Zeichen der Verlobung befestigte die Obersthofmeisterin der Braut, die Gräfin Lerchenfeld, an dem Kleide derselben das Bildniß des Königs von Neapel.

Mit dieser Ceremonie begannen die prunkreichen Feste, durch welche die bevorstehende Vermälung der Erzherzogin Josepha verherrlicht werden sollte. Zum ersten Male seit dem Tode ihres Gemals wohnte die Kaiserin selbst den glanzvollen Versammlungen, den Bällen und Concerten bei, welche nun in buntester Reihe auf einander folgten. Aber in wahrhaft schreckenerregender Weise wurden sie durch die plötzliche und schwere Erkrankung der Braut unterbrochen. Am 4. October fühlte sie zum ersten Male sich unwohl; rasch steigerte sich das Fieber und schon am folgenden Tage war es nicht mehr zu bezweifeln, daß auch sie von den Blattern befallen sei. Reichlich brachen sie hervor und insbesondere war ihr früher so einnehmendes Gesicht über und über mit Blattern bedeckt.

Unbeschreiblich war die Verwirrung und die Bestürzung, in welche dieses unvorhergesehene Ereigniß die kaiserliche Familie, den Hof,

ganz Wien versetzte. Die Kaiserin selbst war von tiefster Betrübniß erfüllt, ihr Schmerz wurde jedoch noch fast überboten von demjenigen Josephs, der ganz untröstlich sich zeigte über die Lebensgefahr seiner geliebten Schwester [470]).

Einen Augenblick gewann es den Anschein, als ob die Befürchtungen, die man für die Erzherzogin hegte, sich vielleicht doch nicht verwirklichen sollten. Am 10. October war sie auf ihr Verlangen mit den Sterbsacramenten öffentlich versehen worden; man meinte daß dieß gerade noch zu rechter Zeit geschehen sei, denn am folgenden Tage befand sie sich außerordentlich schlecht. Aber am 12. und mehr noch am 13. October glaubte man eine wenn auch nur geringe Besserung zu bemerken. Gerade in dem Augenblicke jedoch, in welchem man wieder Hoffnung zu schöpfen begann, verschlimmerte sich neuerdings der Zustand der Kranken; die Gefahr nahm zu und alle Aussicht auf Rettung verschwand. Am 15. October gegen sieben Uhr Abends verschied die jugendliche Prinzessin, die erst sechzehnjährige Braut.

Daß sie dieß gewesen, daß sie auf dem Punkte gestanden war, in einem der schönsten Länder Europa's einen Königsthron zu besteigen, als sie plötzlich durch ein unerbittliches Schicksal abgerufen wurde aus dem Leben, diese Umstände steigerten natürlich den Schmerz, welchen man um die Erzherzogin Josepha empfand. Aber man sollte sich demselben nur kurze Zeit hindurch ungestört hingeben dürfen. Vier Tage nach dem Tode Josepha's fühlte ihre Schwester Elisabeth sich von einem anscheinend nur leichten Unwohlsein ergriffen. Sie dachte dasselbe zu überwinden, um am folgenden Tage dem Gottesdienste beiwohnen zu können, welcher für das Seelenheil der Verstorbenen abgehalten wurde. Sie that dieß auch wirklich, aber gar bald unterlag sie; sie fühlte sich ernstlich erkrankt und am 22. October zeigten sich auch bei ihr die natürlichen Blattern.

Auch bei der Erzherzogin Elisabeth trat die furchtbare Krankheit mit so großer Heftigkeit auf, daß man, noch muthloser gemacht durch die Verheerungen, welche sie soeben angerichtet hatte inmitten des Kaiserhauses, fast unzugänglich sich zeigte für das Gefühl der Hoffnung,

und die Erzherzogin schon von vorneherein für verloren gab. Daß sie sich bereits im vierundzwanzigsten Lebensjahre befand, wurde gleichfalls als eine Steigerung der Gefahr betrachtet. Aber es erhoben sich doch auch Stimmen, welche behaupteten, die größte Bedrohung des Lebens der Kranken liege in der Behandlungsweise, welcher die Hofärzte trotz all der unglücklichen Erfahrungen, die sie gemacht hatten, doch mit Hartnäckigkeit treu blieben. Man müsse der Natur nicht Gewalt anthun und nicht diejenigen Absonderungen verhindern wollen, durch welche sie sich Luft zu machen suche. Man sollte sich vielmehr darauf beschränken, ihr zu Hülfe zu kommen und sie zu unterstützen[471]).

Niemand wagte es jedoch, bei der Kaiserin selbst Einsprache gegen das durch van Swieten angewendete Heilverfahren zu erheben. Ihr schon früher ganz unbeschränktes Vertrauen zu ihrem Leibarzte war in ihrer eigenen Krankheit wo möglich noch verstärkt worden, und sie würde ohne Zweifel jede Einwendung entschieden zurückgewiesen haben. Daher glich auch die Behandlung der Erzherzogin Elisabeth ganz derjenigen, welche man in den früheren Fällen der Erkrankung durch Blattern befolgt hatte. Auch jetzt wurden starke Aderlässe vorgenommen und die gewohnten Arzneien gegeben. Aber freilich meinte auch fast Jedermann jenem tödtlichen Ausgange der Krankheit entgegen sehen zu müssen, welchen sie bei Josephs zweiter Gemalin und bei seiner soeben verstorbenen Schwester genommen hatte.

Der ungemein kräftige Körper der Erzherzogin widerstand jedoch der furchtbaren Krankheit, und wenn man die Behauptung Reniers wiederholen darf, auch dem übel angewendeten Heilverfahren der Aerzte. Ihre gesunde Natur blieb Siegerin in diesem doppelten Kampfe[472]), und als einmal die eigentliche Lebensgefahr überstanden war, erholte sie sich rasch. Die Stimmung aber, in welcher Maria Theresia sich befand, drückt sich wohl am besten in den Worten aus, welche sie am 5. November 1767 an die Gräfin Enzenberg richtete.

„Ich schreibe Ihnen", so lauten sie, „diese Zeilen nur um Sie „zu versichern daß ich lebe, und daß wir heute das Te Deum für „Elisabeth abhielten. Nur in Thränen vermochte ich es zu beten und

„das De profundis hinzuzufügen. Ich fürchte immer daß jetzt meine „Söhne nachfolgen, und ich bekenne daß ich nicht mehr die Kraft „besitze, einen solchen Schlag zu ertragen. Uebrigens befinde ich mich „wohl, aber niedergeschlagen und der Welt noch überdrüßiger als je" [473]).

Auch in einem Briefe, den die Kaiserin in jenen Tagen nach Florenz schrieb, gab sie den gleichen Besorgnissen Raum. „Fünfzig „Jahre mußte ich alt werden", ruft sie in ihrer Herzensangst aus, „um jetzt meine Kinder vor mir sterben zu sehen" [474]). Aber diese Befürchtung ging wenigstens insofern nicht in Erfüllung, als die Blatternkrankheit keine neuen Opfer mehr forderte in ihrer Familie. Ihre beiden jüngeren Söhne blieben von ihr verschont; die Verheerungen aber, welche sie angerichtet hatte, brachten wenigstens das Gute mit sich, daß man jetzt aufhörte, sich der Inoculation mit Menschenblattern, wie sie insbesondere in England seit mehreren Jahrzehnten mit großem Erfolge geübt wurde, in Oesterreich noch länger zu widersetzen. Dem störrischen Sinne des berühmten Arztes de Haen, welcher im Jahre 1754 auf van Swietens Vorschlag aus dem Haag an die Wiener Universität berufen worden war, schrieb man es zu, daß dieß nicht schon früher geschehen. In verschiedenen Schriften hatte er die Einimpfung der natürlichen Blattern mit Heftigkeit bekämpft; vor den erschreckenden Ereignissen im Schoße der kaiserlichen Familie mußte jedoch sein wissenschaftlicher Eifer zurückweichen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß es gleichfalls auf van Swietens Betreiben geschah, wenn Maria Theresia sich im September 1768 entschloß, die Inoculation bei ihren beiden jüngeren Söhnen vornehmen zu lassen. Und Joseph befahl, daß das gleiche Verfahren auch bei seinem eigenen Töchterchen angewendet werde [475]).

Der berühmte Chemiker und Arzt Johann Ingenhouß, welcher zu diesem Ende eigens nach Wien berufen worden war, nahm am 10. September die Inoculation an den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian und an der Erzherzogin Therese vor. Mit höchster Spannung verfolgten nicht nur Maria Theresia und Joseph [476]), sondern Alle die um den Vorgang wußten, diesen Proceß. Fünf Tage nach der Einimpfung machte sich etwas Fieber bemerkbar und am 18.

zeigten sich die ersten Blattern. Bis zum 24. hielt die Eiterung an und am 29. begann das Verdorren der Blattern. Mit großer Verwunderung sah man, wie die Geimpften sich nicht zu Bett zu legen brauchten, sondern entweder zu Wagen oder zu Fuß sich häufig im Freien bewegten. Und so ungemein großen Werth legte man auf die Sache, daß nach ihrer glücklichen Beendigung in der Schloßcapelle zu Schönbrunn das Te Deum gesungen wurde.

Maria Theresia hatte dafür Sorge getragen, daß außer ihren Söhnen und ihrer Enkelin eine größere Anzahl von Kindern meist unbemittelter Eltern geimpft wurde. Als dieß gleichfalls in vollkommen befriedigender Weise geschehen war, wurden alle betheiligten Kinder, fünfundsechzig an der Zahl, von der Kaiserin nach Schönbrunn zu Tische geladen. Am 5. October fand in dem großen Saale des dortigen Schlosses dieses reizende Fest statt. An sieben verschiedenen Tischen nahmen die Geladenen Platz, und es erlustigte die Kaiserin und ihre Söhne und Töchter, den Kindern die Speisen vorlegen zu können. Was übrig blieb durften sie mit sich nehmen.

So großes Aufsehen erregte der günstige Ausgang der Inoculation der kaiserlichen Kinder, daß man in Wien fast von nichts Anderem sprach, und nun auch die Mitglieder der vornehmsten Adelsfamilien, welche sich bisher zuwartend verhalten hatten, allmälig begannen ihre Kinder dem gleichen Verfahren zu unterziehen [477]. Maria Theresia war so eingenommen für dasselbe, daß sie darauf drang, es möge auch an ihrem Sohne Leopold angewendet werden, der die Blattern noch nicht gehabt hatte. Bereitwillig fügte sich der Großherzog dem Wunsche seiner Mutter, und die Kaiserin fühlte sich glücklich, als ihr Sohn die Impfung ebenfalls in zufriedenstellender Weise überstand.

Was man auch schon damals und noch seither für oder gegen die Inoculation sagen mochte, daran ist doch nicht zu zweifeln, daß durch sie den furchtbaren Verheerungen Einhalt geschah, welche vor ihrer Einführung die Blattern in allen Kreisen der Bevölkerung, und in ganz besonderem Maße im Schoße der kaiserlichen Familie

angerichtet hatten. Aber freilich, weder in der Impfung noch in irgend einem anderen Heilmittel gab es eine Sicherstellung gegen Krankheit und Tod. Nach den schmerzlichen Ereignissen des Jahres 1767 hatte übrigens Maria Theresia, wenn man den erst im Jahre 1780 erfolgten Tod ihres Schwagers Karl von Lothringen hier nicht in Betracht zieht, nur mehr den Verlust eines einzigen ihr besonders nahestehenden Mitgliedes ihrer eigenen Familie zu beklagen, den ihrer erstgebornen Enkelin, welche den gleichen Namen wie sie selbst trug.

Wer sich vergegenwärtigt, wie sehr Kaiser Joseph bis ans Ende seines Lebens das Andenken an seine erste Gemalin in Ehren hielt, der kann sich wohl vorstellen, mit welch inniger Liebe er an dem Einzigen hing, was ihm von ihr übrig geblieben war, an dem Töchterchen, das sie ihm geboren. Es gibt eine Schrift von ihm, aus den letzten Tagen des Februar 1766[478]) herrührend, in welcher er sich über die Methode ausspricht, die er bei der Erziehung dieses Kindes beobachtet zu sehen wünscht. Doch ist ihr nicht viel Anderes als die Behauptung zu entnehmen, daß die Charaktere der Kinder, weich und biegsam wie sie sind, sich ganz nach denjenigen richten, die sie erziehen. Für seine Tochter bedürfe er daher einer Dame in mittleren Jahren, welche neben einem fleckenlosen Charakter viel Verstand und den feinen Ton der guten Gesellschaft besitze; an dem Beispiele, das sie durch ihre eigene Person und ihr eigenes Benehmen der kleinen Erzherzogin gebe, möge die Letztere sich heranbilden. Er kenne übrigens nicht drei Personen am Hofe und in Wien, welche diese Eigenschaften wirklich besäßen. Außer der Gräfin Salmour, Obersthofmeisterin der Erzherzogin Marianne, wisse er nur die Marquise d'Herzelle zu nennen, der er sie zutraue.

Philippine von Trazegnies, Witwe des Marquis d'Herzelle, welcher die Stelle eines Generaldirectors der Finanzen und Domänen in den österreichischen Niederlanden bekleidet hatte, wurde bald nach dem im Jahre 1759 erfolgten Tode ihres Gemals von der Kaiserin nach Wien berufen, um die Stelle einer Obersthofmeisterin bei der Erzherzogin Elisabeth zu übernehmen. Jedoch schon im Jahre 1763

kehrte sie, da ihr das Wiener Klima nicht zusagte, nach ihrer Heimat zurück. Ihr Aufenthalt am Hofe hatte übrigens doch lang genug gedauert, um den Kaiser Joseph mit Hochachtung für sie und mit dem lebhaften Wunsche zu erfüllen, sie möge sich mit der Erziehung seiner Tochter befassen. Die Tante des Kaisers, die Prinzessin Charlotte von Lothringen übernahm es, hierüber mit der Marquise d'Herzelle zu unterhandeln. Obwohl die Letztere erst gegen Ende des Jahres 1765 den ihr kundgegebenen Wunsch der Kaiserin, sie möge nach Wien zurückkehren, mit der Bitte beantwortet hatte, ihr dieses Opfer nicht aufzuerlegen, so fügte sie sich doch jetzt dem in so dringender Weise ausgesprochenen Begehren des Kaisers. Mit lebhafter Freude begrüßte Joseph diese Willfährigkeit. Sei es doch, schrieb er seiner Tante, seine Pflicht, alles nur immer Mögliche anzuwenden, auf daß dieses geliebte und einzige Pfand seiner theuersten Erinnerungen in der wünschenswerthesten Weise sich ausbilde. „Ich kann nicht läugnen", fügt er hinzu, „daß ich nicht davon überzeugt bin, die bisher übliche „Art der Erziehung der Erzherzoginnen sei die beste gewesen; ich wage „es daher, nach einer anderen zu streben. Allzu schwach und viel zu „beschäftigt, um sie selbst zu übernehmen, glaubte ich eine Frau aus„wählen zu sollen, deren Beispiel und gewinnender Verstand größeren „Eindruck hervorbringen und angenehmer nachzuahmen sein wird als „die abstoßende Weisheit der schnurrbärtigen Matronen am Hofe. Ich „bin glücklich, wenn ich Frau von Herzelle erhalten kann, welche ich „schätze und verehre, und deren Vorschriften, weit mehr aber noch ihr „Beispiel viel leichter zu befolgen sein werden als diejenigen der An„deren. Wenn sie sich mit unbeschränktem Vertrauen und mit voll„ständiger Freiheit sowohl hinsichtlich der ihr untergebenen Leute als „ihrer eigenen Person zufrieden stellt, dann soll ihr willfahrt werden, „denn das entspricht meinem System" [479]).

Nicht eher als im Herbste 1767 scheint die Marquise d'Herzelle ihr neues Amt angetreten und die kleine Erzherzogin aus den Händen ihrer bisherigen Aja, der Gräfin Rosalie Cavriani übernommen zu haben. Frau von Herzelle stand damals in ihrem achtunddreißigsten Lebensjahre, die Erzherzogin aber zählte fünf und ein halbes Jahr.

Unzufriedenheit mit der bisherigen Art der Erziehung der Erzherzoginnen, welche er auf sein eigenes Kind nicht angewendet sehen mochte, hatte Joseph als den Hauptbeweggrund angegeben zur Berufung der Marquise d'Herzelle. Vollste Freiheit hatte er ihr bei Erfüllung ihrer Aufgabe versprochen; nur dasjenige möge sie thun oder lassen, was sie selbst für passend oder für nachtheilig ansehe. Aber es schien fast, als ob nach beiden Richtungen hin die Absichten des Kaisers sich nicht so vollständig verwirklichen ließen, als er selbst es wünschte und vorhatte. Bald nach dem Antritte ihres Amtes erhielt Frau von Herzelle von der Kaiserin eine Instruction, welche die für die kleine Erzherzogin zu beobachtende Tagesordnung mit Genauigkeit vorzeichnete. Selbstverständlich glich sie so ziemlich den Vorschriften, welche Maria Theresia hinsichtlich ihrer eigenen Töchter ertheilt hatte. Dadurch wurde jedoch das bei den Letzteren beobachtete Erziehungssystem auch für die Tochter Josephs als Richtschnur aufgestellt, und mit der völligen Freiheit, ganz nach eigenem Gutdünken zu handeln, welche der Marquise d'Herzelle in Aussicht gestellt worden, war es wohl für alle Zukunft vorbei.

Allerdings läßt sich gegen die von der Kaiserin aufgestellte Tagesordnung nicht leicht eine andere gegründete Einwendung erheben als daß für ein noch nicht sechsjähriges Kind täglich viermaliges Gebet, der Unterricht im Katechismus und in der Religionslehre nicht gerechnet, wohl zu viel ist. Der erstere wurde von einer Kammerfrau, der letztere von dem Beichtvater Gürtler ertheilt. Außerdem erhielt die kleine Erzherzogin noch Unterricht im Schreiben und in der französischen Sprache; der bei weitem größte Theil des Tages war, ihrem Alter angemessen, kindlichen Spielen und der Bewegung in freier Luft gewidmet [489]).

Wie übrigens diese Vorschriften auch lauten mochten, das Beste in der Sache scheint wohl, wie Joseph mit Recht voraussetzte, durch die persönliche Einwirkung der Erzieherin geschehen zu sein. Denn daß die Frucht ihrer Bemühungen den gehegten Wünschen wirklich entsprach, geht aus verschiedenen Bemerkungen der Kaiserin und Josephs ganz unzweideutig hervor. „Ich kann Sie", schreibt ihr der Letztere im

April 1768, „nicht im Unklaren lassen über die Befriedigung, welche „mir die Kaiserin aus Anlaß des meiner Tochter gemachten Besuches „zu erkennen gab. Sie meldet mir ihre volle Zufriedenheit, und was „mehr ist, sie läßt Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren, von der ich „ohnehin schon durchdrungen bin. Ich habe also Recht gethan, sage ich „zu mir selbst, gegen Sturm und Fluth anzukämpfen für diese Flamän„derin, während das ganze so schrecklich verehrungswürdige Corps der „Aja's und Obersthofmeisterinnen nur darauf wartete, daß ich das „Schnupftuch auswerfe und Eine von ihrer Art wähle" [481]).

Auch in diesem Briefe gibt Joseph seiner innigen Liebe zu seinem Töchterchen lebhaften Ausdruck. Ein Jahr später, als er gleichfalls abwesend war, nennt er es „sein anderes Ich" und läßt durch die kleine Erzherzogin deren Großmutter die glückwünschenden Zeilen übergeben, die er zu ihrem Geburtstage an die Letztere richtet [482]). Dagegen hing auch das Kind mit schwärmerischer Zuneigung an seinem Vater. Als große Vergünstigung erbittet sich die Kleine die Erlaubniß, dem Kaiser schreiben zu dürfen [483]). Und wie sehr sie an ihm hing, machte sich bald bei einem traurigen Anlasse in recht schmerzlicher Weise geltend.

In den ersten Tagen des Jänner 1770 erkrankte die kleine Erzherzogin an einem starken Husten, zu dem sich bald Seitenstechen und ein sich allmälig steigerndes Fieber gesellten. Am 15. Jänner wurde ihr Blut genommen und sie fühlte sich dadurch wenigstens scheinbar erleichtert. Da aber bald darauf die Krankheitserscheinungen mit vermehrter Heftigkeit auftraten, meinte man am 18. Jänner zu einem zweiten Aderlaß schreiten zu sollen. Auch jetzt war die Wirkung die gleiche: augenblickliche Erleichterung und später eintretende Steigerung der Krankheit, die man nun als Entzündung der Lunge bezeichnete.

Unsäglich war die Besorgniß, welche Großmutter und Vater empfanden um das noch nicht achtjährige Kind. Ein ganz eigenthümlicher Umstand trat hinzu, der die Lage Josephs, mochte dieß auch an und für sich seinem Vaterherzen schmeicheln, doch zu einer höchst pein-

lichen gestaltete. Sein Töchterchen wollte weder Speise noch Heilmittel aus irgend einer anderen Hand als aus der seinigen nehmen. Da die kleine Erzherzogin, sonst so fügsam, sich jetzt jeglicher Vorstellung ganz unzugänglich zeigte, blieb dem Kaiser nichts übrig als Tag und Nacht ununterbrochen an dem Bettchen seines todtkranken Kindes zu verweilen[484]). Mit angstvoller Spannung beobachtete er die wechselnden Zustände des Leidens; mit Jubel begrüßte er jede anscheinende Besserung, und tiefem Schmerze gab er sich hin, sobald wieder eine Verschlimmerung eintrat. Ganz untröstlich aber war er, als endlich am 23. Jänner um fünf Uhr Morgens sein Töchterchen sanft hinüberschied. So gewaltsam war der Ausbruch des Schmerzes, daß er unter dem ersten Eindrucke desselben erklärte, er wolle den Mann, der es nicht verstand, sein einziges Kind am Leben zu erhalten, er wolle van Swieten niemals mehr sehen[485]).

In wahrhaft rührender Weise spricht jedoch Joseph seinen Schmerz über den Verlust seiner Tochter in einem Briefe aus, den er noch an dem Todestage derselben an ihre Erzieherin richtete. „Wenn „die Schicklichkeit es gestatten würde", schreibt er an Frau von Herzelle, „so möchte ich nur bei Ihnen all der Betrübniß freien Lauf „lassen, von welcher meine Seele durchdrungen ist. Ich habe aufge„hört Vater zu sein; das ist mehr als ich zu ertragen vermag. Trotz „meiner Ergebung kann ich mich nicht abhalten, jeden Augenblick zu „sagen und zu denken: Mein Gott, gib mir meine Tochter, gib sie „mir zurück. Ich höre ihre Stimme, ich sehe sie vor mir. Betäubt „von dem furchtbaren Schlage, habe ich erst nach der Rückkehr in „meine Wohnung die ganze Schrecklichkeit desselben gefühlt, und ich „werde sie Zeit meines Lebens empfinden, denn meine Tochter wird „mir überall abgehen. Nachdem ich jedoch die Pflichten eines Vaters, „und wie ich glaube, eines guten Vaters erfüllt habe, bleibt mir noch „eine übrig, von der ich zu hören meine, daß meine Tochter sie mir „aufträgt: es ist diejenige der Dankbarkeit. Wo wollen Sie, daß ich „beginnen soll? Alle Ihre Bemühungen, alle Ihre Sorgen, sie sind „ganz unbezahlbar. Aber ich würde mich vor mir selbst nicht recht„fertigen können, wenn ich nicht wenigstens die Bitte an Sie zu

„richten mir erlauben würde, die hier beigefügte Schuldverschreibung „als ein Zeichen der Erinnerung an all dasjenige, was ich Ihnen „schulde, und als ein Unterpfand dessen anzunehmen, was ich für Sie „thun möchte. Wenn außerdem die aufrichtige Hochachtung und die „wahre Freundschaft, die ich Ihnen gelobte, hiezu gleichfalls beitragen „können, so zählen Sie darauf, daß dieselben unerschütterlich sein „werden. Eine einzige Gnade wage ich von Ihnen zu verlangen; sie „besteht darin, daß selbst wenn wir allein sind, indem ich darauf „rechne, daß wir noch recht oft von dem geliebten Kinde sprechen und „es gemeinschaftlich beweinen werden, von meiner Gabe niemals die „Rede sei. Sonst würden Sie mich die Pflichterfüllung bedauern „machen, die ich soeben vollbringe."

Das gleiche Begehren stellt Joseph durch Vermittlung der Frau von Herzelle an die Gräfin Chanclos, welche derselben in der letzten Zeit bei der Erziehung der kleinen Erzherzogin zur Seite gestanden war, und für die er ebenfalls eine Staatsschuldverschreibung beifügte. Von den Schmucksachen seiner Tochter verlangte der Kaiser nur die Diamanten zurück; alle übrigen Edelsteine, alle Gegenstände von Gold und Silber überließ er Frau von Herzelle zu angemessener Vertheilung. „Um Eines möchte ich Sie jedoch bitten", sagte er zu ihr, „das ist um ihr weißes Hauskleid von Wollstoff, mit Blumen gestickt, „so wie um einige ihrer Schriften; ich besitze diejenigen ihrer Mutter, „ich will sie zusammenlegen" [486]).

Auch von Seite der Kaiserin empfing Frau von Herzelle die wärmsten Versicherungen der Huld und der Freundschaft. An sie knüpften sich wie von selbst die Ausdrücke der tiefsten Betrübniß um die entseelte Enkelin. „Dieser schreckliche Schmerz", so schreibt ihr Maria Theresia, „begleitet mich überallhin; kaum vermag ich es zu „glauben, daß ich das geliebte Kind niemals mehr sehen soll" [487]).

Zwei Tage nach dem Tode seiner Tochter kündigte Joseph der Marquise d'Herzelle an, daß er ihr mit Zustimmung seiner Mutter die in Brillanten gefaßten Porträte seiner Eltern zum Geschenk mache, welche die Verstorbene besessen; nur wolle er die Bildnisse selbst gegen

das seinige und das seiner Tochter vertauschen. „Ich habe", so fügte er, auch jetzt wieder seinem Schmerze freien Lauf lassend, noch hinzu, „den größten Verlust erlitten, welcher einem Vater, einem Fürsten „und einem Sterblichen jemals auferlegt wurde. Darum halte ich mich „auch für den unglücklichsten und den bedauerungswürdigsten der „Menschen" [488]).

# Elftes Capitel.

## Caroline von Neapel.

Die Betrübniß, welche man am Wiener Hofe über den allzu frühen Tod der Erzherzogin Josepha empfand, wurde noch durch die Besorgniß gesteigert, daß hiedurch der seit so langer Zeit gehegte und fast schon zur Ausführung gelangte Plan der Verheiratung einer österreichischen Prinzessin mit dem Könige von Neapel gefährdet werden könnte. Den lebhaftesten Wunsch hegte man, in dieser Beziehung eine Schwester der Verstorbenen an deren Stelle treten zu sehen. An demselben Tage, an welchem Josepha verschied, zeigte Maria Theresia ihren Tod dem Könige von Spanien an. Und obgleich sie in diesem Schreiben von dem Wunsche, der sie beseelte, keine Erwähnung that, so wurde doch der österreichische Gesandte in Madrid, Graf Franz Colloredo, ein Sohn des Reichsvicekanzlers, in die Absichten der Kaiserin eingeweiht. Sorgfältig darauf bedacht, in dieser Sache nicht den ersten Schritt zu thun, möge er doch insgeheim dahin wirken, daß man in Spanien auf den Gedanken verfalle, die Hand der Erzherzogin Caroline, welche dem Alter nach unmittelbar auf ihre verstorbene Schwester Josepha folgte und um ungefähr siebzehn Monate jünger war als sie, für Ferdinand von Neapel zu begehren[489]).

Es bedurfte jedoch durchaus keiner Bemühung von Seite Colloredo's, um den König von Spanien für eine Idee zu gewinnen, welche allzu nahe lag, als daß nicht gleichsam Jedermann auf dieselbe verfallen mußte. Auch für ihn besaß ja die nähere Verbindung mit dem

österreichischen Kaiserhause einen sehr hohen Werth. Er hatte dessen auch durchaus kein Hehl, sondern sprach es schon in dem ersten Briefe, den er gleich nach Empfang der Todesnachricht an die Kaiserin richtete, mit offenen Worten aus. Er sei ihr so aufrichtig ergeben und seine Freundschaft wie sein Vertrauen zu ihr seien so groß, daß er ohne zu schwanken und einen Augenblick zu verlieren, sie um die Hand einer ihrer anderen Töchter für den König von Neapel bitte [490]).

In der Zwischenzeit war übrigens Maria Theresia wenigstens theilweise wieder auf andere Gedanken gerathen. Nach reiflicher Ueberlegung schien es ihr jetzt wünschenswerther zu sein, ihre Tochter Amalie, welche um mehr als fünf Jahre älter war als die Erzherzogin Caroline, früher als die letztere zu vermälen. Bei der scharfen Umschau, die sie fortwährend in den königlichen Familien Europa's hielt, konnte Maria Theresia nirgends einen besser geeigneten Bräutigam für dieselbe entdecken als den König von Neapel.

Allerdings war auch einen Augenblick davon die Rede gewesen, Amalien mit dem Herzoge von Chablais zu vermälen und dem Letzteren in Tirol eine ähnliche Stellung einzuräumen [491]), wie sie Prinz Albert von Sachsen in Ungarn besaß. Maria Theresia selbst erwähnt mehrmals dieses Gedankens. Aber die Gründe, welche gegen ein solches Project, als es zuerst mit einer Vermälung der Erzherzogin Elisabeth in Verbindung gebracht worden war, entscheidend in die Wagschale fielen, sprachen auch dagegen, als es um deren jüngere Schwester Amalie sich handelte. Man wollte größere Geldopfer vermeiden, und außerdem lagen die politischen Nachtheile der Einsetzung eines sardinischen Prinzen in die Statthalterschaft von Tirol zu nahe, als daß man sich leicht zu einem solchen Wagniß zu entschließen vermocht hätte.

Es existiren die schriftlichen Beweise, daß Maria Theresia zu jener Zeit eine Vermälung ihrer Tochter Amalie mit dem jungen Herzoge von Parma schon sehr ernstlich ins Auge gefaßt und darüber einstweilen ohne Vorwissen des Hofes zu Madrid mit dem Könige von Frankreich vorläufige Unterhandlung gepflogen hatte. Da jedoch Ferdinand von Parma um etwas mehr als ein halbes Jahr jünger

war als sein gleichnamiger Vetter von Neapel, so mochte dieser an und für sich wohl geringe Unterschied des Alters doch die Kaiserin zunächst auf die an und für sich gewiß zweckmäßige Idee gebracht haben, es sei passender, ihre ältere Tochter mit dem älteren und die jüngere mit dem jüngeren Freier zu vermälen. Auch scheint sie in letzter Zeit, und zwar zunächst durch die Schwiegertochter des Staatskanzlers, die Gräfin Leopoldine Kaunitz, welche mit ihrem Gatten, dem österreichischen Gesandten in Neapel mehrere Jahre daselbst zugebracht hatte, nicht allzu günstige Nachrichten über den Charakter, die Sitten und das Benehmen des Königs Ferdinand erhalten zu haben [492]). Dadurch mochte ihr die Betrachtung nahegerückt worden sein, eine etwas ältere und gereiftere Gemalin sei passender für ihn als die erst fünfzehnjährige und überaus lebhafte Erzherzogin Caroline. Bei der übergroßen Jugend und dem leicht erregbaren Temperamente derselben [493]) lag die Gefahr nicht fern, daß sie mitgezogen werden könnte auf die Irrwege, von denen man behauptete, daß der ihr bestimmte Gemal, obwohl noch kaum dem Knabenalter entwachsen, sie doch bereits betrete.

Von diesen Beweggründen geleitet, antwortete Maria Theresia dem Könige von Spanien, daß sie ihm die Auswahl freistelle zwischen ihren beiden Töchtern Amalie und Caroline. Daß die äußeren Vorzüge der Ersteren in dem Briefe der Kaiserin besonders betont wurden [494]), darin lag die einzige Hindeutung auf ihren Wunsch, der Erzherzogin Amalie möge der Vorzug gegeben werden. Dem Könige von Spanien wurden außerdem die Bildnisse der beiden Prinzessinnen übersendet; Colloredo aber erhielt den Auftrag, so viel als der zu beobachtende Anstand es zulasse, dahin zu wirken, daß die Wahl auf die ältere Erzherzogin falle [495]).

In der Vermuthung, daß der Erfüllung ihres Wunsches kein entscheidendes Hinderniß sich in den Weg stellen werde, konnte Maria Theresia auch durch ein Schreiben des Königs von Neapel bestärkt werden, in welchem er sie bat, ihm diejenige ihrer Töchter zur Gemalin zu geben, welche sie selbst hiezu bestimmen werde [496]). Hiemit im Widerspruche befand sich jedoch die Antwort, welche die Kaiserin aus Spanien erhielt. Karl III. erklärte ihr neuerdings, er würde ihr

für jede ihrer beiden Töchter, unter denen sie ihm erlaube eine Gemalin für seinen Sohn auszuwählen, zu wärmstem Danke verpflichtet sein. Der Umstand jedoch, daß die Erzherzogin Amalie um fast fünf Jahre älter sei als der König von Neapel, und der in lebhaftester Weise ausgesprochene Wunsch des Letzteren, keine andere als die Erzherzogin Caroline zur Gemalin zu erhalten, müßten ihn für diese entscheiden. Er bitte daher sie seinem Sohne zu bestimmen, und er richte gleichzeitig an den Kaiser dasselbe Begehren[497]).

Auch Colloredo versicherte, es wäre wohl möglich gewesen, den König von Spanien dahin zu bringen, daß er seine Wahl auf die Erzherzogin Amalie und nicht auf deren jüngere Schwester lenke. Allerdings sei der Unterschied des Alters zwischen der Ersteren und seinem Sohne für ihn stets ein Stein des Anstoßes gewesen, aber er würde sich darüber wohl hinausgesetzt haben, wenn nicht Ferdinands ausdrückliche und dringende Bitte ihn vermocht hätte, der Erzherzogin Caroline den Vorzug zu geben. Und in so verbindlichen Ausdrücken geschah diese Mittheilung und das Begehren um die Hand der jüngeren Erzherzogin, daß man in Wien nichts Anderes thun konnte, als sich jeglichen Widerspruches zu enthalten und volle Bereitwilligkeit zu zeigen, dem Wunsche des Königs von Spanien rasch und vollständig zu entsprechen.

Wie es in der Natur der Sache gelegen und so ziemlich bei allen Töchtern der Kaiserin Maria Theresia der Fall ist, weiß man von der eigentlichen Kinderzeit der Erzherzogin Caroline nur wenig. Sowohl bei ihr als bei ihrer jüngeren Schwester Antonie, an der sie mit zärtlichster Liebe hing, befand sich die Gräfin Marie Judith von Brandis als Erzieherin, während der Domherr von St. Stephan, Anton Bernhard Gürtler die Stelle eines Beichtvaters bekleidete. Tagesordnung und Lehrplan waren so ziemlich dieselben wie bei den übrigen Töchtern der Kaiserin: reichliches Gebet und häufige Andachtsübungen, strengste Befolgung der Fastengebote und sonstigen kirchlichen Vorschriften, daneben aber ziemlich spärlich bemessener und oberflächlicher Unterricht; so wuchsen die österreichischen Erzherzoginnen in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts heran. Was später aus ihnen wurde, das

verdankten sie sich selbst, dem eigenen Wunsche nach fernerer Ausbildung. Doch kann derselbe nur bei einer aus ihnen, der Erzherzogin Marie ein wirklich lebhafter genannt werden. Freilich läßt sich bei ihr der wohlthätige Einfluß ihres Gemals nicht verkennen, während bei den in das bourbonische Königshaus verheirateten Erzherzoginnen eine Einwirkung der Männer, an die sie vermält waren, entweder gar nicht vorhanden oder eine durchaus schädliche war.

Eine gewisse Selbsterkenntniß muß übrigens die Erzherzogin Caroline schon in ihrer Mädchenzeit gehabt haben. Denn in den Tagen, in welchen die Abreise ihrer Schwester Josepha schon ziemlich nahe bevorstand, drang sie in die Kaiserin, sie möge sie der bisherigen Leitung der Gräfin Brandis, aus der sie so wenig Nutzen zu schöpfen vermocht habe, entziehen und derjenigen der Gräfin Lerchenfeld anvertrauen. Maria Theresia willfahrte gern diesem Wunsche ihrer Tochter, und in den Worten, welche sie hierüber an Carolinen schrieb, sind auch die einzigen Anhaltspunkte gelegen, welche wir zur Beurtheilung der damaligen Eigenschaften der Erzherzogin besitzen. Aber freilich darf man, indem man sie liest, nicht vergessen, daß Mütter solche Anlässe nicht mit Unrecht zu benützen pflegen, um die tadelnswerthen Eigenschaften ihrer Töchter zu besprechen und zur Aenderung und Besserung zu mahnen, während sie dasjenige, was etwa zu loben wäre, mit Stillschweigen übergehen.

„Du wünschest so sehr", schrieb Maria Theresia am 19. August 1767 ihrer Tochter Caroline, „Deine Trennung von der Brandis, „und begehrst so dringend, Frau von Lerchenfeld anvertraut zu wer„den, daß ich einwillige und glauben will, daß es aus Hochachtung „für die Letztere geschieht, welche bei Deinen Schwestern ihre Aufgabe „so sehr glücklich löste. Ich denke nicht daran, Dich noch als Kind „zu behandeln: Du zählst fünfzehn Jahre, und wenn Du die Talente, „welche Gott Dir in ausreichendem Maße gegeben, gut anwenden und „heilsamen Rathschlägen folgen willst, deren jeder Mensch in jedem „Alter bedarf, dann kannst Du die volle Billigung Deines Benehmens „sowohl von Seite Deiner Familie als des Publicums erwerben. „Hiezu gehört jedoch vor Allem, daß Dein Inneres, Dein Gewissen

„sich ganz in Ordnung befinde. Zu meinem großen Erstaunen habe „ich nicht nur von der Brandis, sondern auch von Deinen anderen „Frauen und sogar von Fremden vernehmen müssen, daß Du Deine „Gebete sehr ungezwungen verrichtest, ohne Ehrfurcht, ohne Aufmerk„samkeit und noch weniger mit Inbrunst. Wundere Dich nicht, wenn „nach einem solchen Beginnen des Tages Alles nur schlecht von statten „geht. Selbst Vorstellungen nützen dann nichts bei Dir, sie verleiten „Dich nur zu rauhen Worten und zu übler Laune. Ohnedieß hast „Du Dich schon seit einiger Zeit gewöhnt, Deine Damen in solcher „Weise zu behandeln; ich weiß es sogar von Fremden, welche betroffen „darüber waren, was Dir zu großem Nachtheile gereicht. Beim An„kleiden bist Du nicht weniger übellaunig; in diesem Punkte lasse ich „Dir weder Vergessenheit noch die geringste Entschuldigung hingehen. „Du mußt Deine Frauen mit Sanftmuth behandeln, sonst wirst Du „von ihnen nicht geachtet und noch weniger geliebt: auch ist es nur „eine üble Gewohnheit, welche Dich auf diesen Irrweg verleitet. Deine „Stimme, Deine Aussprache sind schon an und für sich recht unan„genehm; Du mußt Dich also eifriger bemühen als eine Andere, sie „zu verbessern, und Dich hüten, Deine Stimme allzu sehr zu erheben. „Mit Pünktlichkeit wirst Du Deine Uebungen in der Musik, der „Malerei, in der Geschichte, der Geographie, im Lateinischen und in „jeder Art von Arbeiten fortsetzen. Nie wirst Du müßig sein, denn „der Müßiggang ist für Jedermann, am meisten aber für Dich ge„fährlich, deren Kopf beschäftigt werden muß, um Dich abzuhalten, „Kindereien auszuhecken, unpassende Bemerkungen zu machen und Dich „ganz übermäßig nach unvernünftigen Unterhaltungen zu sehnen."

„Du wirst nichts von dem erzählen, was Du in Deiner Kind„heit gethan, gesehen oder gehört hast; diese Geschichten verleiten leicht „zu Uebertreibungen und sind selten wahr. Da ich gern das Ver„gangene vergessen will, in der Erwartung, daß Du mir keinen An„laß gibst, mich daran zu erinnern oder Dich als Kind zu behandeln, „fordere ich gleichzeitig, daß Du selbst nicht mehr daran denkst und „genau dasjenige befolgst, was Frau von Lerchenfeld Dir räth. Du „schuldest der Brandis die vollste Erkenntlichkeit für die unermüdliche

„Sorgfalt, welche sie in Deinen Krankheiten für Dich gehabt hat. „Du verdankst ihr Alles, was Du im Schreiben, in der Musik und „im Malen erlernt hast, und nur die geringe Anerkennung, die Du „ihr zollst, ist die Quelle Eurer gegenseitigen Unzufriedenheit.“

„Da ich Dich als herangewachsene Person behandeln will, so „verständige ich Dich, daß Du von Deiner Schwester vollständig ge- „trennt werden wirst. Ich verbiete Dir jede Heimlichthuerei, jedes „Einverständniß, jedes Gespräch mit ihr; wenn die Kleine hiezu wieder „den Anfang machen sollte, hast Du es nicht zu beachten oder „es der Lerchenfeld oder Deinen Damen zu sagen. All der Klatsch „wird somit unverzüglich aufhören. Denn diese Geheimnisse bestehen „ja ohnehin in nichts Anderem als in Bemerkungen gegen Euren „Nächsten, gegen Eure Angehörigen oder Eure Damen. Ich mache „Dich darauf aufmerksam, daß Du genau beobachtet werden wirst, „und daß ich mich an Dich als die ältere und daher vernünftigere „halten werde, um Deine Schwester hievon wieder abzubringen. Ver- „meide jede Geheimnißkrämerei, jedes vorübergehende Gespräch in der „Kirche, bei Tische, in der Wohnung. Sei anhänglich an Deine „Schwester Amalie [498]), flieh jene kindische Neugierde, welche die An- „deren ungeduldig macht; sei mehr mit Dir selbst als den Uebrigen „beschäftigt. Nur über drei Punkte verlange ich Bericht: über das „Gebet, über die Laune, und wie Du Dich mit Deinen Schwestern „und Brüdern benimmst; nichts ist unbedeutend in Deinem Alter.“

„Im künftigen Jahre bist Du gerade so alt als jetzt Deine „Schwester Josepha. Da Du unmittelbar nach Amalien den Rang „einnimmst, fordert derselbe auch größere Aufmerksamkeit. In Laxen- „burg war ich mit Deinem Betragen zufrieden; Du hast dort wenig „gesprochen, was nichts macht, aber ich hoffe Du hast das Gleiche „auch in Deinem Zimmer gethan.“

„Wenn Du“, so schließt die Kaiserin ihr ausführliches Schreiben, „Dich bemühst meine Rathschläge zu befolgen, welche von meinem „Herzen kommen das all meine Kinder mit Liebe umfaßt und nur „damit beschäftigt ist ihr Glück zu gründen, so weit das überhaupt

„in dieser Welt geschehen kann, dann wirst Du Dich überzeugen, daß „der einzige Pfad, um es zu erreichen, derjenige der Tugend ist. Mit „Gottes Hülfe vermag man viel, aber man muß sie durch unschulds„volles Leben verdienen. Dir wird jegliche Unterstützung hiezu ge„boten; Du mußt nur wollen und Dich ein wenig zusammennehmen. „Dann wirst Du sehen, um wie viel jene innere Freude und Befrie„digung süßer und bleibender ist als all die lärmenden Vergnügungen „dieser Welt, welche ermüden und nichts als eine schreckliche Leere „zurücklassen. Zähle vor Allem auf meinen Beistand und meine Liebe; „nur mit meinem Leben werden sie endigen."

Es ist nicht leicht mit einiger Bestimmtheit zu sagen, inwiefern die Gräfin von Lerchenfeld in der sehr kurzen Frist von neun Monaten den in sie gesetzten Erwartungen zu entsprechen, und welche Resultate sie hinsichtlich der ihr anvertrauten Ausbildung der jungen Erzherzogin zu erreichen vermochte. Nur das ist gewiß, daß sie sich die Liebe, die Anhänglichkeit der letzteren in vollstem Maße gewann. Wiederholt versichert Caroline auch noch in späterer Zeit, daß sie die wenigen guten Eigenschaften, die geringen Kenntnisse, die sie überhaupt besitze, nur der Gräfin Lerchenfeld verdanke. Lebhaft bedauert sie, nur so kurze Zeit unter ihrer Leitung gestanden und auch diese bei weitem nicht so gut angewendet zu haben, als es wünschenswerth und nothwendig gewesen wäre.

Nachdem einmal der König von Spanien sich dafür erklärt hatte, daß die Erzherzogin Caroline und nicht deren ältere Schwester mit seinem Sohne Ferdinand vermält werde, dachte Maria Theresia an nichts mehr als an die möglichst rasche Verwirklichung dieses Projectes. Noch unter dem Eindrucke des schmerzlichen Verlustes, welchen die kaiserliche Familie durch den Tod der Erzherzogin Josepha erlitten, entsagte man der Absicht, die man früher gehegt hatte, die Vermälung durch besonders prunkvolle Feste zu feiern. Joseph gab den Gedanken auf, den er in seiner Vorliebe für seine Schwester Josepha gefaßt, dem Könige von Neapel seine zukünftige Lebensgefährtin persönlich entgegenzuführen. Der Feldmarschall Marquis Pallavicini, der schon

lange Zeit hindurch in Bologna zurückgezogen lebte, trat noch einmal in das öffentliche Leben, indem er den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Erzherzogin Caroline nach Neapel zu geleiten. Die Gräfin Paar, Schwiegertochter der Obersthofmeisterin der Kaiserin, bekleidete die erste Stelle in dem weiblichen Hofstaate, welcher sich an die Erzherzogin anschloß.

Was sie selbst betraf, so scheint sie sich wohl für das angesehen zu haben, wie ihre eigene Mutter fünf Jahre früher ihre Schwester Josepha bezeichnet hatte, als ein Opfer der Politik. Willenlos und mit Unterwürfigkeit unter das Gebot ihrer kaiserlichen Mutter fügte sie sich in das ihr Auferlegte, aber nicht ein einziges Anzeichen wird sichtbar, daß sie ihrer neuen Bestimmung anders als mit sehr schwerem Herzen entgegengegangen wäre.

Auch Maria Theresia war, das läßt sich nicht verkennen, von dem gleichen Gefühle der Bangigkeit durchdrungen. Um nur ja nichts zu versäumen, was der Erzherzogin von Nutzen sein konnte, überhäufte sie dieselbe mit schriftlichen Rathschlägen und Instructionen. Deren Befolgung würde es ihrer Tochter erleichtern, so glaubte die Kaiserin hoffen zu dürfen, sich in die ungemein schwierige Lage zu finden, der sie entgegenging.

Für die Charakteristik der Kaiserin und wohl auch für diejenige ihrer Tochter wäre es von sehr hohem Werthe, wenn die umfassende Denkschrift, welche Maria Theresia der Erzherzogin Caroline in dem Augenblicke ihrer Abreise von Wien übergab, ihrem ganzen Umfange nach hier mitgetheilt werden könnte. Die mütterliche Sorgfalt der Ersteren, ihre Denkungsweise, die Grundsätze, von denen sie jederzeit gleichmäßig ausging, ihr richtiges Urtheil über Menschen, Dinge und Verhältnisse treten hiebei in wahrhaft glänzender Weise ans Licht. Die übergroße Ausdehnung jener Denkschrift macht es jedoch zur Nothwendigkeit, hier nur diejenigen Theile derselben hervorzuheben, welche für ihre Verfasserin in ganz besonderem Maße bezeichnend erscheinen.

„Niemals habe ich irgend etwas unternommen", mit diesen Worten beginnt die von Maria Theresia entworfene Instruction für ihre Tochter, „was mich in höherem Grade interessirt und beschäftigt „hätte und mir gleichzeitig mehr Gegenstand des Nachdenkens und des „Vergnügens gewesen wäre als die Sorge, mit der ich mich belud, „Dich durch Rathschläge für Deinen zukünftigen Stand zufrieden zu „stellen. Man muß ihn aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten; „der eine bezieht sich auf Deinen ehelichen Stand und der andere auf „Deine Stellung als Königin. Ich werde mich bemühen, Dir so wie „meine Liebe zu Dir und meine Erfahrung es mir eingibt, wenigstens „allgemeine Grundsätze vorzuzeichnen über diese beiden Punkte. Obgleich „es so viele Bücher gibt, welche diesen Gegenstand gründlich und besser „behandeln als ich es zu thun vermöchte, so genügt mir doch Dein „Vertrauen, um mich diese Arbeit unternehmen zu lassen, obgleich sie „mich einige Mühe kostet. Ich habe Gott eifrigst angefleht, mir genug „Erleuchtung zu verleihen um Dir gute Rathschläge geben und hie- „durch zu Eurem wechselseitigen Glücke beitragen zu können, das den „Zielpunkt der Bestrebungen einer Mutter bildet, die Dich aufs zärt- „lichste liebt. Ich werde mit Deinen Pflichten als Königin und als „Gattin beginnen und mit denjenigen schließen, welche sich auf Deine „Person insbesondere beziehen."

Wir übergehen die Vorschriften, welche Maria Theresia ihrer Tochter hinsichtlich der Andachtsübungen ertheilt, deren pünktliche Beobachtung sie ihr um so dringender empfiehlt, als dieselbe als Königin ein Beispiel für Andere geben müsse. Insbesondere sei dieß nothwendig in einer so verderbten Zeit, in welcher die Großen sich schämten es zu zeigen, daß sie zur katholischen Religion sich bekennen, die Mehrzahl des Volkes jedoch in Aberglauben versenkt sei. „Man darf", sagt die Kaiserin hinsichtlich des letzteren, „es nicht geradezu vor den „Kopf stoßen, aber man muß sich bemühen, es allmälig auf vernünf- „tigere Gedanken, und zwar durch Einsetzung eifriger Pfarrer und „guter Schulmeister zu bringen. Diese sollen wenigstens die Jugend „unterrichten, da es schwer ist, Menschen eines gewissen Alters noch „zu ändern" [499]).

Ausführlich erörtert die Kaiserin die Stellung, welche ihre Tochter dem Beichtvater einräumen solle. Wiederholt habe sie denselben daran zu erinnern, daß er ihr gegenüber keinen anderen Maßstab anwenden dürfe als bei jeder anderen Frau. Sie möge seine Aussprüche und Rathschläge mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit aufnehmen, auf daß er sich davon überzeuge, die Stimme der Wahrheit sei ihr willkommen. Niemals aber solle sie sich seiner in anderen Angelegenheiten bedienen, noch ihn Theil nehmen lassen an ihrem Privatleben oder sich auf einen vertraulichen Fuß mit ihm stellen.

Wie lebhaft Maria Theresia ihrer Tochter weibliche Tugend empfahl, versteht sich wohl selbst bei einer Mutter, welche ihr Leben lang ein Muster davon war. Freigebigkeit gegen die Armen ist ein anderer Punkt, auf den sie ihre Aufmerksamkeit lenkt; doch wird ihr hierin ein gewisses Maßhalten als wünschenswerth bezeichnet. Ganz besonderen Nachdruck legt jedoch Maria Theresia auf die Nothwendigkeit, daß Caroline sich nicht in höherem Grade in die öffentlichen Angelegenheiten mische, als der König es wünsche und sie selbst glaube, ihm nützlicher sein zu können als irgend jemand Anderer. „Es ist „dieß", so sagt die Kaiserin wörtlich, „ein sehr heiklicher Punkt. Eine „andere Mutter würde Dich aneifern, nach Theilnahme an den Ge„schäften zu streben; ich aber kenne allzu sehr ihre Last und die da„mit verbundene Gefahr, um Dich da hineinziehen zu wollen. Wenn „Du es thun kannst, bist Du verpflichtet Deinem Nächsten zu dienen „und ihm nützlich zu sein. Er möge wenigstens dadurch Linderung „seines Kummers bei Dir finden, daß Du ihn anhörst und tröstest; „nichts aber darf ohne die Zustimmung und Billigung des Königs „geschehen. Selbst wenn er Dich an seiner Regierung Theil nehmen „lassen, Dich in die Geschäfte einweihen, Dir über sie sprechen und „Dich zu Rathe ziehen will, darfst Du es niemals nach Außen hin „zeigen. Ihm laß' vor der ganzen Welt die Ehre und begnüge Dich „mit seiner Liebe und seinem Vertrauen: darin bestehe Dein einziges „Gut; es ist für Dich von unschätzbarem Werth."

„Bist Du einmal durch passendes Betragen, durch Pünktlichkeit „in Erfüllung Deiner Pflichten, durch Sanftmuth, durch Freundlichkeit

„im Verkehr, endlich durch Deinen Eifer, all seinen Wünschen zuvor-
„zukommen, dahin gelangt, Deinem Gatten zu gefallen und ihm nützlich
„zu sein, dann wird alles Uebrige leicht sein und ohne Schwierigkeit
„erreicht werden können."

Ernstlich wird die Königin vor Günstlingen gewarnt. Wenn sie aber dennoch irgend Jemand zu bevorzugen finde, so solle auch dieß nur in Uebereinstimmung mit ihrem Gemal geschehen. Besondere Rücksicht möge sie den im Lande ziemlich zahlreich vorhandenen Deutschen widmen. „Du wirst niemals vergessen, daß Du von Geburt eine
„Deutsche bist, und wirst Dich bemühen, Dir die guten Eigenschaften
„zu bewahren, welche unser Volk charakterisiren, die Herzensgüte und
„Redlichkeit, und darum mußt Du auch diese Leute durch Deine Ver-
„wendung unterstützen" [509]).

„Ich hoffe daß der König denjenigen Gnade zu Theil werden
„lassen wird, welche der letzte Krieg unglücklich gemacht hat. Bei jeder
„Regierung gibt es jedoch Unzufriedene, und man behauptet wirklich,
„in Neapel seien unter dem Adel und der Geistlichkeit deren viele vor-
„handen, weil sie jetzt etwas strenger als zu der Zeit gehalten werden,
„in welcher mein Haus dieses Königreich besaß, wo sie fürwahr allzu
„mächtig und despotisch waren, ohne darum meinem Hause anhäng-
„licher zu sein. Man wird Dich daher mit Beschwerden in Menge
„überfluten. Hüte Dich jedoch, Dich davon allzu sehr einnehmen zu
„lassen. Höre die Leute ohne Unterschied an, wenn der König es
„erlaubt; gib ihnen gute Worte und laß' sie hoffen, daß Du dem
„Könige von ihnen sprechen wirst. Das ist aber auch Alles, was Du
„für sie thun kannst."

„Wenn man Dir gegenüber irgend Jemand eines Unrechtes oder
„eines Fehlers beschuldigt, so stelle vorerst dem Ankläger mit Sanft-
„muth vor, daß er sich wohl überlegen möge was er sage, weil Du die
„von ihm vorgebrachte Thatsache aufzuklären gedächtest. Würde er auf
„einer Unwahrheit oder Verläumdung betreten, dann wäre ihm Deine
„Gnade und der Zutritt zu Dir für alle Zukunft verloren, ja Du würdest
„sogar dem Könige davon reden. Spräche er jedoch die Wahrheit, dann

„möge er nichts fürchten, sondern Deiner Unterstützung gewiß sein. „Darin besteht das einzige Mittel, so viel als möglich die Wahrheit „zu erfahren und den Intriguen ein Ende zu machen.“

„Gestatte niemals daß man, und vielleicht gar auf Kosten „Deines Gatten Dich lobe oder Dir schmeichle. Wen er liebt oder „auszeichnet, den behandle ebenfalls so, auf daß vor der Welt kein „Unterschied zwischen Euren Gesinnungen hervortrete. Sein Geschmack, „ja selbst seine Launen müssen Dir als Gesetze erscheinen; dem ersteren „mußt Du Dich anpassen und die letzteren entschuldigen. Nur solchen „darf man sich nicht fügen, welche gegen das Gewissen oder den An- „stand sind, aber auch da darfst Du nicht schroff gegen sie auftreten. „Schweigen und sich das Ansehen geben als ob man sie nicht bemerke, „darin besteht das einzige Mittel, welches in diesem Falle uns bleibt.“

„Die Italiener sind lebhafter und selbst geistreicher als unsere guten „Deutschen; man muß daher ungemein vorsichtig mit ihnen sein. Du „besitzest die entgegengesetzte Eigenschaft, und sie ist nur eine Folge „Deines Alters und Deiner geringen Erfahrung. Du mußt daher „mehr als eine Andere auf Deiner Hut sein.“

Um den inneren Frieden des Hauses zu erhalten, sei es nöthig, räth die Kaiserin ihrer Tochter, sich keine geheimen Berichte erstatten zu lassen und Klatschereien nicht zu erlauben. „Du brauchst nur“, fügt sie hinzu, „ein oder zwei Mal zu zeigen daß sie Dir mißfallen, „und den Leuten, welche sich damit befassen, jedoch ohne ärgerlich zu „werden, Stillschweigen aufzuerlegen, und Du hast Alles gewonnen. „Suche immer und in jeder Sache die Wahrheit zu ergründen; man „soll wissen daß Du sie durchaus erfahren willst und daß Du un- „nachsichtig bist gegen Schurken und falsche Zuträger. Dann wirst „Du sie fernhalten von dem Throne, der stets von solchen Leuten „umgeben ist“ [501]).

„Versprechungen und Protectionen sind ebenso wie Feindselig- „keiten und Eifersüchteleien in Italien mehr an der Tagesordnung „als hier. Nur durch eine feste und sich jederzeit gleichbleibende, aber

„auch von Gutmüthigkeit, ja von so viel Großmuth zeugende Haltung, „als Deine Verhältnisse es Dir erlauben, wirst Du dahin gelangen, „die Herzen aller Leute zu gewinnen und nicht bloß Deine Umge= „bung, sondern auch Deine übrigen Unterthanen glücklich zu machen. „Ahme das Beispiel Deines Bruders Leopold und seiner Gemalin nach."

„Wenn Du irgend Jemand, sei es ein Minister oder eine Dame, „finden solltest, den Du in Folge seiner religiösen Gesinnung, seiner „sittlichen Grundsätze und wegen anderer guter Eigenschaften Deines „Vertrauens für würdig hältst, dann prüfe vorerst reiflich, ob er die= „selben wirklich besitzt. Zweifelst Du nicht mehr daran, dann schenke „ihm auch Dein ganzes Vertrauen. Du kannst niemals zu viel thun, „ihn eng an Dich zu fesseln und hievon die ganze Welt zu überzeugen. „Ich rathe Dir jedoch, nicht mehr als Eine solche Vertrauensperson „zu haben, denn sie sind selten. Findet man jedoch eine, so ist das „ein Glück und das beste Geschenk Gottes, nach welchem man mit „Eifer suchen und es sich mit Sorgfalt erhalten soll. Nur die gute „Meinung, die sie von unserem Charakter hegen, fesselt sie an uns, „nicht Eigennutz oder Ehrgeiz. Hüte Dich vor denjenigen, welche nur „aus solchen Gründen Dir anhänglich sind. Die Leute unseres Ge= „folges, unserer Umgebung sind gewöhnlich dieser Art; bei allen Herr= „schern und Großen ist dieß der Fall. Diejenigen aber, welche Deiner „eigenen Person anhänglich sind, Carolinen und nicht der Königin, „welche Dir die Wahrheit sagen, sie mag Dir gefallen oder nicht, die „mußt Du heranziehen und Dir erhalten. Du kannst es jedoch nur „durch passendes Benehmen gegen sie, durch das Vertrauen, das Du „ihnen zeigst, und durch die Befolgung ihrer Rathschläge."

Nochmals auf die Deutschen zurückkommend, empfiehlt Maria Theresia ihrer Tochter, dieselben den Neapolitanern nicht vorzuziehen und sie nicht besser zu behandeln als jene. „Du mußt Dich", so schreibt sie ihr, „vollständig anpassen dem Geschmacke jener Nation. „Du bist dazu bestimmt, ihre Königin zu sein; Du mußt daher so „viel als nur immer möglich ihre Gewohnheiten annehmen, um ihr „Vertrauen zu gewinnen. Deine reizende Schwägerin, die wir ver= „loren haben, rühmte sich von dem ersten Augenblicke an, in dem sie

„meine Länder betrat, eine Oesterreicherin zu sein. Sie trachtete Alles „und selbst höchst unbedeutende Dinge sich anzueignen und zu lernen, „welche unseren Gewohnheiten entsprachen, und dadurch hat sie sich „alle Herzen gewonnen. Du mußt daher vollständig zur Neapolitanerin „werden und darfst ihre Eigenthümlichkeiten nicht lächerlich finden, „deren jede Nation, ja sogar jeder einzelne Mensch besitzt."

„Erzähle auch nicht viel von unseren Ländern und stelle keine „Vergleichungen an zwischen den Zuständen hier und dort. Jedes „Land hat sein Gutes und sein Schlechtes, je nachdem die Vorsehung „ihre Gaben vertheilte. In Deinem Herzen sei durch die Redlichkeit „Deiner Gesinnung immer eine Deutsche; in Allem was bedeutungslos, „aber in nichts was schlecht ist, mußt Du als Neapolitanerin er„scheinen" [502]).

Ganz besonderen Nachdruck legt die Kaiserin darauf, daß ihre Tochter Caroline ihrem zukünftigen Schwiegervater, dem Könige von Spanien die größte Aufmerksamkeit beweise. Wenn sie dessen Schutz und Wohlwollen genieße, werde sie die günstige Wirkung hievon überall verspüren, aber sie müsse dieselben durch ihr Benehmen verdienen. „Er ist", sagt Maria Theresia von Karl III., „der beste Vater, der „beste Freund, der ehrenhafteste Mensch, und beharrlich in seiner „Freundschaft" [503]).

Mit dem hier Angeführten sind noch bei weitem die Rathschläge nicht erschöpft, welche Maria Theresia ihrer Tochter in Bezug auf deren künftige Stellung als Königin ertheilen zu müssen glaubte. Was sie ihr über ihre Pflichten als Gattin sagt, ruft dasjenige ins Gedächtniß zurück, was sie darüber vor etwa zwei Jahren an ihre Tochter Marie schrieb, als dieselbe sich mit dem Prinzen Albert vermälte. Wie damals der älteren, so wird jetzt der jüngeren Schwester Unterwürfigkeit gegen ihren Gemal, pünktliche Befolgung seiner Anordnungen und Wünsche, Sanftmuth und Willfährigkeit gegen ihn gepredigt. Auch ihren Leuten gegenüber möge die Königin sich mild und nachsichtig zeigen. Wahrhaft mütterliche Sorgfalt solle sie ihnen

beweisen, denn nur auf diesem Wege werde sie ihre Anhänglichkeit, ihre Ergebenheit gewinnen.

Diese Betrachtung führt die Kaiserin natürlicher Weise auf die persönlichen Eigenschaften ihrer Tochter. Ungefähr dieselben Fehler hebt sie tadelnd hervor, deren sie in jenem Schreiben vom vergangenen Jahre gedachte, in welchem sie ihr mittheilte, daß sie die Gräfin Lerchenfeld mit der Vollendung ihrer Erziehung betraue. Unbesonnenheit im Reden und Handeln, Hang zur Neugierde, Hochmuth und Selbstüberhebung, Herrschbegierde, Uebellaunigkeit und unfreundliches Benehmen gegen ihre Untergebenen hält sie ihr vor, und dringend räth sie ihr diese üblen Eigenschaften nach und nach abzulegen. Vor anderen Fehlern warnt sie, indem sie gleichzeitig zugibt, daß Caroline sich von denselben bisher freizuhalten gewußt habe. „Vermeide die „Coquetterie", sagt sie zu ihr; „Du hast sie hier immer verabscheut. „Wisse daß bei einer verheirateten Frau nicht alles dasjenige un„schuldig ist, was bei einem Mädchen keinen Anstoß gibt, obwohl beide „sich nur verächtlich machen durch das niedrige Bestreben, durch außer„gewöhnliche Kleidung gefallen zu wollen. Und es schickt sich eben so „wenig, allzu sehr mit seinem Anzuge beschäftigt zu sein und ganze „Stunden bei der Toilette zu verweilen. Ich hoffe zwar daß das „niemals bei Dir vorkommen wird, aber ich meinte doch Dich warnen „zu sollen. Denn Du bist jung und könntest gar leicht in diesen „Fehler hineingezogen werden, ohne daß Du es selbst gewahr wirst."

Es ist unmöglich, hier noch all der übrigen Vorschriften Erwähnung zu thun, welche Maria Theresia ihrer Tochter ertheilt und in denen sie viele, vielleicht an und für sich nur unbedeutende Nebenumstände gleichfalls nicht unbeachtet läßt. „Da bin ich nun", mit diesen Worten schließt sie ihre sehr umfangreiche Denkschrift, „ange„langt an dem Ende meiner Rathschläge. Ich würde niemals damit „aufhören, wenn ich meinem Herzen freien Lauf lassen könnte. Allem „möchte ich vorbeugen und mich daher ununterbrochen mit Dir unter„halten. Meine Liebe zu Dir hat mich zu vielen Wiederholungen ver„leitet; nimm meine Arbeit hin als ein Kennzeichen meines zärtlichen „Mutterherzens, das tief bewegt ist, indem es sein liebes Kind verliert.

„Ich beruhige mich, indem ich in Allem die göttliche Vorsehung be-
„wundere und Dich und mich und mein ganzes Sein dem Willen
„Gottes unterwerfe. Ich endige mit dem womit ich begann. Wenn
„Du auf dem Pfade der Tugend bleiben, wenn Du pünktlich sein
„wirst in Erfüllung der Pflichten Deiner Religion, dann wirst Du
„glücklich sein hier und in der anderen Welt. Liebe Deinen Gatten
„und sei ihm recht anhänglich; das ist das einzige wahre Glück auf
„dieser Erde. Sei von Nutzen Deinem Könige und Deinen Völkern;
„darin besteht die einzige Belohnung der Herrscher. Vergiß niemals
„Deine Familie und diejenigen, die Dir Gutes gethan haben. Liebe
„mich und denke oft an eine Mutter, der Du immer vor Augen sein
„wirst, die jederzeit mit Dir beschäftigt sein und keine anderen Augen-
„blicke des Trostes haben wird als diejenigen, welche Du ihr bereitest.
„Niemals wird sie aufhören, Gott zu bitten, daß er Dich erleuchte,
„Dich unterstütze und Dich in seiner heiligen Obhut bewahre. So
„lang meine Augen offen stehen, betrachte mich immer als Deine treue
„und zärtliche Mutter und Freundin."

Am 7. April 1768 wurde in der Augustinerkirche zu Wien die Trauung der Erzherzogin Caroline durch den päpstlichen Nuntius, den Cardinal Vitaliano Borromeo mit großer Feierlichkeit vollzogen; ihr jüngerer Bruder Erzherzog Ferdinand vertrat die Stelle des Königs von Neapel. Unmittelbar nach der Rückkehr aus der Kirche warf die junge Königin sich in die Reisekleidung, blau mit goldenen Borden, welche sie und ihr ganzes Gefolge trugen. Auf Befehl ihrer Mutter begab sie sich über Steiermark, durch das Pusterthal und über den Brenner nach Innsbruck, um in dem Sterbezimmer ihres Vaters ihre Andacht zu verrichten, ehe sie Oesterreich für immer verließ.

Wir wissen daß zwischen Maria Theresia und ihrer Tochter Caroline ein sehr eifriger Briefwechsel gepflogen wurde, lebhafter noch als derjenige, wie es scheint, welcher zwei Jahre später zwischen der Kaiserin und ihrer jüngsten Tochter begann. Diese Correspondenz ist jedoch vollständig verloren gegangen oder doch wenigstens bis jetzt noch nirgends ausfindig gemacht worden. Man muß sich daher auf die Wahrnehmungen beschränken, welche aus anderen Briefen der Kaiserin

sich ergeben; sie beweisen die besondere Vorliebe, welche Maria Theresia für die Königin von Neapel hegte, und man wird wohl nicht irregehen wenn man annimmt, daß sie der Mutter in deren späteren Lebensjahren nächst der Erzherzogin Marie die theuerste aus all ihren Töchtern war. „Ich liebe diese Tochter sehr", schrieb einmal die Kaiserin der Gräfin Enzenberg über sie; „sie verdient es auch, denn sie ge„währt mir sehr großen Trost" [504]). Und sie behauptete nicht nur, daß Caroline von all ihren Töchtern ihr selbst am ähnlichsten sehe [505]), sondern sie versicherte, daß ihr, die Erzherzogin Marie allein ausgenommen, die Königin Caroline die meisten Beweise kindlicher Liebe und des Gehorsams für die ihr ertheilten Rathschläge gebe [506]).

In der That mußten das rasche, lebendige Wesen der jungen Königin, ihr leicht erregbarer Sinn, vor Allem aber ihre wirklich rührende Anhänglichkeit an die Mutter und die Geschwister, an ihr Vaterland und an diejenige, welche während ihrer Kindheit und Jugend ihr nahegestanden und sich Verdienste um sie erworben hatten, in ganz besonderem Grade das Herz der Kaiserin an sie fesseln, indem sie in den Empfindungen ihrer Tochter ihre eigenen wiederfand. Und daß Caroline wirklich von denselben beseelt war, läßt sich zwar nicht aus den Briefen an ihre Mutter, da wir dieselben nicht besitzen, wohl aber aus denjenigen darthun, welche sie während ihrer Reise und der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Neapel an die Gräfin Lerchenfeld richtete [507]). Und von großem Interesse ist auch die innige Liebe zu ihrer jüngeren Schwester Antonie, welche in diesen Briefen zu wiederholten Malen einen fast schwärmerischen Ausdruck findet.

„Schreiben Sie mir", so bittet Caroline in ihrem ersten Briefe aus Innsbruck vom 17. April die Gräfin Lerchenfeld, „schreiben Sie „mir auch die geringfügigsten Dinge über meine Schwester Antonie, „Alles was sie sagt, was sie thut und fast auch was sie denkt. Ich „beschwöre und bitte Sie, sie nur ja recht zu lieben, denn ich interessire „mich ganz schrecklich für sie. Alles was Sie für sie thun werden, „wird mir gethan sein. Glauben Sie mir, daß Sie auf einem „fruchtbaren Gebiete arbeiten, das Ihnen dereinst sehr viel Ehre „machen und den guten Ruf mehren wird, den Sie schon besitzen.

„Beschreiben Sie mir die ganze Ceremonie der Uebergabe, in welchem „Zimmer sie geschah und was meine liebe Mutter, was Sie selbst, „was Antonie und die Brandis gesagt haben“ [508]).

Von Florenz schreibt die junge Königin, daß sie die Stadt ungemein schön und die Gebäude ganz prächtig finde. „Ich aber bleibe“, so fügt sie hinzu, „meinem lieben Wien getreu. Die Dinge sind hier „schöner als dort, aber sie haben nicht jenen Reiz und jene Anzie„hungskraft für mich wie Wien“ [509]).

Es ist schon gesagt worden, daß Kaiser Joseph die ernste Absicht gehegt hatte, seine Lieblingsschwester Josepha auf ihrer Brautreise zu geleiten und sie dem ihr bestimmten Gemal zuzuführen. Alle Vorbereitungen hiezu waren bereits getroffen, überallhin war die bevorstehende Ankunft des Kaisers angekündigt, jedoch auch dringend verlangt worden, keinerlei feierlichen Empfang, keine Festlichkeiten zu veranstalten, sondern ihn Personen und Dinge in ihrem Alltagsgewande, wenn man so sagen darf, und nicht mit dem Deckmantel vorübergehender Ausschmückung sehen zu lassen. Der unerwartete Tod der Erzherzogin hatte diesen Plan vernichtet, und Joseph war nicht gesonnen, ihn aus Anlaß der Reise seiner jüngeren, ihm ferner stehenden Schwester neuerdings aufzunehmen. Er erklärte vielmehr, daß er sich nicht jetzt, sondern wahrscheinlich im kommenden Jahre, und zwar allein nach Italien zu begeben gedenke.

Aus zwei verschiedenen Gründen scheint Maria Theresia mit diesem Entschlusse ihres ältesten Sohnes nicht einverstanden gewesen zu sein. Vorerst mochte sie besorgen, daß die bourbonischen Höfe, welche in der Absicht des Kaisers, in eigener Person die dem Könige von Neapel bestimmte Gemalin dorthin zu geleiten, wohl eine ihnen selbst widerfahrende Ehrenbezeigung erblickten, durch dessen Sinnesänderung sich verletzt fühlen könnten. Und von noch viel größerem Gewichte mochte für Maria Theresia die Betrachtung sein, wie wünschenswerth es für ihre Tochter wäre, wenigstens in dem Augenblicke ihres Zusammentreffens mit dem Könige und während der ersten Wochen ihres Aufenthaltes in Neapel einen Rathgeber zur Seite zu

haben, dem sie ihr vollstes Vertrauen schenkte, und der gleichzeitig nicht ihr Untergebener, sondern als älterer Bruder und als Haupt der Familie ihr sogar in gewissem Sinne übergeordnet war und gerechten Anspruch auf ihren Gehorsam besaß. Da aber Joseph sich durchaus nicht zur Reise nach Italien entschloß, bat Maria Theresia den Großherzog von Toscana, an die Stelle des Kaisers zu treten und seine Schwester nach Neapel zu geleiten. Mit größter Bereitwilligkeit kam Leopold dem Wunsche seiner Mutter nach. Außer ihm schloß sich auch seine Gemalin, die Großherzogin Louise der Reisegesellschaft an. Rosenberg aber eilte nach Neapel voraus, um dort der jungen Königin die Pfade zu ebnen und Alles zu schlichten, was etwa noch ins Reine zu bringen war. Aus den Berichten, welche Leopold seiner Mutter erstattete, ist nicht nur sein Urtheil über das Benehmen der Schwester, sondern auch eine umständliche Darstellung der Vorkommnisse während der Reise nach Neapel und der ersten Wochen des dortigen Aufenthaltes zu entnehmen.

Der Königin ertheilt er zu wiederholten Malen, und wie es scheint, aus aufrichtiger Ueberzeugung das wärmste Lob. Man wird ihm hiebei um so eher Glauben schenken dürfen, als er auch mit dem Tadel nicht zurückhält und der von ihm gepriesenen vortrefflichen Grundlage ihres Charakters, ihrem guten Herzen und ihrer gewinnenden Freundlichkeit auch ihre Unerfahrenheit, ihre Unbesonnenheit und allzu weitgehende Lebhaftigkeit gegenüberstellt [510]).

Am 3. Mai fand der Aufbruch von Florenz statt; über Siena und Ronciglione ging die Fahrt durch Rom, wo die Reisenden nur die Peterskirche besuchten, jedoch den Papst nicht sahen. Von Marino schrieb Caroline neuerdings an Frau von Lerchenfeld. Sie beneidete die Menschen, welche Rom mit einiger Muße betrachten können, denn es war ihr ganz prächtig erschienen. „Ich befinde mich wohl", fügte sie hinzu, „aber mein Herz ist betrübt, da ich dem Orte meiner Be„stimmung schon so nah bin. In drei Tagen sind wir in Terracina, „wo die Uebergabe stattfinden wird, und von da sind nur noch neun„zehn oder zwanzig Stunden Weges bis Caserta. Mehr als jemals „wünschte ich in mein Vaterland zurückkehren und meine Familie so

„wie meine theuren Landsleute wiedersehen zu können. Ich bitte Sie „meiner Schwester zu sagen, daß ich sie außerordentlich liebe" [511]).

Ungefähr in dem gleichen Sinne berichtet auch Leopold an seine Mutter. Er schreibt ihr daß je näher der Tag der Zusammenkunft heranrücke, desto unruhiger werde seine Schwester; sie könne die Furcht nicht überwinden, ihrem Gemal zu mißfallen und in Folge dessen unglücklich zu werden. „Sie ist oft so aufgeregt", sagt Leopold von ihr, „daß sie manchmal kaum weiß was sie spricht. Sie ist schrecklich „lebhaft und rasch, aber das geht bald wieder vorüber. Sie fährt „fort, alles zu thun was wir ihr sagen, aber Rathschläge, welche „an Hofmeisterei erinnern, sind ihr zuwider. Ihr Benehmen in der „Oeffentlichkeit, einige Kindereien abgerechnet, ist gut, und es hängt „Alles von den Händen ab, in welche sie kommt. Sie ist eben außer„ordentlich jung, und wenn ich es offen sagen darf, sie wurde nicht „dazu erzogen, Königin von Neapel zu sein. Sie war niemals dazu „bestimmt, und ihre Erziehung war keineswegs die beste. Frau von „Brandis trat mit Schroffheit ihrem lebhaften Charakter entgegen „und mochte sie nicht ausstehen; außerdem gab sie ihr nicht und wußte „ihr nicht die nöthigen Kenntnisse zu geben, um in der Welt aufzu„treten. Ich kann versichern, daß die Königin selbst dieß Alles ein„sieht, und wenn sie nur noch ein Jahr länger bei Frau von Lerchen„feld geblieben wäre, so würde man gar bald den Unterschied gewahr „geworden sein" [512]).

Am 12. Mai trafen die Reisenden endlich in Terracina ein. Nicht ohne tiefes Mitgefühl berichtet Leopold, daß in dem Augenblicke, in welchem man in dieses Grenzstädtchen einfuhr, seine Schwester von einem so heftigen Zittern befallen wurde, daß man eine Ohnmacht besorgte [513]). Und sie zeigte sich ganz untröstlich darüber, sich so bald schon von ihrem deutschen Gefolge, insbesondere von der Gräfin Renate Trauttmansdorff, der Schwester der Gräfin Lerchenfeld trennen zu müssen, welche sie ungemein liebte.

Noch an demselben Tage fand in Terracina die Uebergabe statt. Sowohl Caroline selbst als ihr Bruder berichten, daß diese Ceremonie

ungemein ergreifend gewesen sei. Der Letztere fügt hinzu, die Königin habe ihrem scheidenden Gefolge die rührendsten Dinge gesagt, so daß Alle in Thränen zerflossen seien. Während der Fahrt nach Portella, dem ersten neapolitanischen Städtchen, bemühte Leopold sich eifrigst, der Zagenden Muth einzusprechen. In Portella erwartete sie der König. „Er ist sehr häßlich“, berichtet Caroline über den ersten Eindruck, den ihr Gemal auf sie hervorbrachte, „aber man gewöhnt sich „daran. Was übrigens seinen Charakter betrifft, so ist Alles besser „als man es sagt“ [514]). Doch tadelt sie sein kindisches, zu Unarten neigendes Betragen, und gleich darauf fügt sie hinzu: „Am ungedul„digsten macht mich, daß er sich für schön und gewandt hält, während „er doch weder das Eine noch das Andere ist. Ich muß es einge„stehen, daß ich ihn nur aus Pflichtgefühl liebe. Aber ich thue alles „Mögliche, um ihn glauben zu machen, daß ich leidenschaftlich in ihn „verliebt bin. Ich benehme mich mit sehr großer Sanftmuth und „Geduld; er sagt, daß er mich ungemein liebt, aber er thut nichts „von dem was ich will“ [515]).

Daß die Königin eifrigst bemüht war, ihren Gemal für sich zu gewinnen, und daß sie sich durch sein wenig verbindliches, ja oft abstoßendes Betragen hievon nicht zurückschrecken ließ, wird von ihrem Bruder Leopold gleichfalls bestätigt. Aber er sagt auch, daß sie traurig und niedergeschlagen, daß sie unzufrieden sei mit ihrem Schicksal, und er spricht die Besorgniß aus, daß dieser Zustand ihre Gesundheit gefährden könnte [516]).

Was Caroline während der ersten Monate ihrer Ehe empfand, geht aus einem ihrer späteren Briefe [517]) an die Gräfin Lerchenfeld deutlich hervor. Gleichzeitig sind ihre Worte darum von ganz besonderem Interesse, weil sie ihre innige Liebe zu ihrer jüngeren Schwester Antonie sowie ihre dankbare Anhänglichkeit an ihre Erzieherin, die sie einmal ihre geistige Mutter nennt, deutlich beweisen.

„Durch gar keine Reichthümer der Welt“, schreibt sie ihr am 13. August, „vermöchte ich die guten, ja ausgezeichneten Dienste zu „vergelten, die Sie mir leisteten. Denn das Wenige, wodurch ich hier

„wie meine theuren Landsleute wiedersehen zu können. Ich bitte Sie „meiner Schwester zu sagen, daß ich sie außerordentlich liebe" [511]).

Ungefähr in dem gleichen Sinne berichtet auch Leopold an seine Mutter. Er schreibt ihr daß je näher der Tag der Zusammenkunft heranrücke, desto unruhiger werde seine Schwester; sie könne die Furcht nicht überwinden, ihrem Gemal zu mißfallen und in Folge dessen unglücklich zu werden. „Sie ist oft so aufgeregt", sagt Leopold von ihr, „daß sie manchmal kaum weiß was sie spricht. Sie ist schrecklich „lebhaft und rasch, aber das geht bald wieder vorüber. Sie fährt „fort, alles zu thun was wir ihr sagen, aber Rathschläge, welche „an Hofmeisterei erinnern, sind ihr zuwider. Ihr Benehmen in der „Oeffentlichkeit, einige Kindereien abgerechnet, ist gut, und es hängt „Alles von den Händen ab, in welche sie kommt. Sie ist eben außer„ordentlich jung, und wenn ich es offen sagen darf, sie wurde nicht „dazu erzogen, Königin von Neapel zu sein. Sie war niemals dazu „bestimmt, und ihre Erziehung war keineswegs die beste. Frau von „Brandis trat mit Schroffheit ihrem lebhaften Charakter entgegen „und mochte sie nicht ausstehen; außerdem gab sie ihr nicht und wußte „ihr nicht die nöthigen Kenntnisse zu geben, um in der Welt aufzu„treten. Ich kann versichern, daß die Königin selbst dieß Alles ein„sieht, und wenn sie nur noch ein Jahr länger bei Frau von Lerchen„feld geblieben wäre, so würde man gar bald den Unterschied gewahr „geworden sein" [512]).

Am 12. Mai trafen die Reisenden endlich in Terracina ein. Nicht ohne tiefes Mitgefühl berichtet Leopold, daß in dem Augenblicke, in welchem man in dieses Grenzstädtchen einfuhr, seine Schwester von einem so heftigen Zittern befallen wurde, daß man eine Ohnmacht besorgte [513]). Und sie zeigte sich ganz untröstlich darüber, sich so bald schon von ihrem deutschen Gefolge, insbesondere von der Gräfin Renate Trauttmansdorff, der Schwester der Gräfin Lerchenfeld trennen zu müssen, welche sie ungemein liebte.

Noch an demselben Tage fand in Terracina die Uebergabe statt. Sowohl Caroline selbst als ihr Bruder berichten, daß diese Ceremonie

ungemein ergreifend gewesen sei. Der Letztere fügt hinzu, die Königin habe ihrem scheidenden Gefolge die rührendsten Dinge gesagt, so daß Alle in Thränen zerflossen seien. Während der Fahrt nach Portella, dem ersten neapolitanischen Städtchen, bemühte Leopold sich eifrigst, der Zagenden Muth einzusprechen. In Portella erwartete sie der König. „Er ist sehr häßlich", berichtet Caroline über den ersten Eindruck, den ihr Gemal auf sie hervorbrachte, „aber man gewöhnt sich „daran. Was übrigens seinen Charakter betrifft, so ist Alles besser „als man es sagt" [514]). Doch tadelt sie sein kindisches, zu Unarten neigendes Betragen, und gleich darauf fügt sie hinzu: „Am ungedul„digsten macht mich, daß er sich für schön und gewandt hält, während „er doch weder das Eine noch das Andere ist. Ich muß es einge„stehen, daß ich ihn nur aus Pflichtgefühl liebe. Aber ich thue alles „Mögliche, um ihn glauben zu machen, daß ich leidenschaftlich in ihn „verliebt bin. Ich benehme mich mit sehr großer Sanftmuth und „Geduld; er sagt, daß er mich ungemein liebt, aber er thut nichts „von dem was ich will" [515]).

Daß die Königin eifrigst bemüht war, ihren Gemal für sich zu gewinnen, und daß sie sich durch sein wenig verbindliches, ja oft abstoßendes Betragen hievon nicht zurückschrecken ließ, wird von ihrem Bruder Leopold gleichfalls bestätigt. Aber er sagt auch, daß sie traurig und niedergeschlagen, daß sie unzufrieden sei mit ihrem Schicksal, und er spricht die Besorgniß aus, daß dieser Zustand ihre Gesundheit gefährden könnte [516]).

Was Caroline während der ersten Monate ihrer Ehe empfand, geht aus einem ihrer späteren Briefe [517]) an die Gräfin Lerchenfeld deutlich hervor. Gleichzeitig sind ihre Worte darum von ganz besonderem Interesse, weil sie ihre innige Liebe zu ihrer jüngeren Schwester Antonie sowie ihre dankbare Anhänglichkeit an ihre Erzieherin, die sie einmal ihre geistige Mutter nennt, deutlich beweisen.

„Durch gar keine Reichthümer der Welt", schreibt sie ihr am 13. August, „vermöchte ich die guten, ja ausgezeichneten Dienste zu „vergelten, die Sie mir leisteten. Denn das Wenige, wodurch ich hier

„gefalle, verdanke ich nur Ihnen, und ich beneide meine Schwester
„Antonie, daß sie das Glück haben wird, längere Zeit als ich unter Ihrer
„Leitung zu stehen; sie wird daher auch zu größerer Vollkommenheit
„gelangen. Mit Vergnügen habe ich erfahren, daß mein geliebter
„Bruder, der Kaiser, sie mit sich in seine Loge nahm. Ich weiß
„welche Freude solche kleine Auszeichnungen gewähren, und nichts wird
„mir größeres Vergnügen bereiten, als wenn ich hören werde, daß
„man erkennt wie liebenswürdig meine Schwester ist, und wenn man
„ihr Lob singen wird. Immer habe ich für sie eine ganz besondere
„Zärtlichkeit empfunden, und wenn ich mir vorstelle, daß ihr Schicksal
„vielleicht dem meinigen gleichen wird, möchte ich ihr ganze Bände
„darüber schreiben. Ich wünschte sehr, daß sie gleich mir wenigstens
„für den Anfang einen Rathgeber besäße. Ohne einen solchen ist es,
„offen gestanden, zum verzweifeln, und man erduldet ein wahres
„Martyrium, welches um so größer ist, als man nach Außen hin Zu-
„friedenheit zeigen soll. Ich weiß was das ist und ich bedauere innig
„diejenigen, denen dieser Anfang noch bevorsteht. Ich wenigstens habe
„dessen kein Hehl, daß ich weit lieber sterben als noch einmal ertragen
„möchte, was ich im Anfang erdulden mußte. Jetzt ist Alles gut,
„und darum darf ich davon reden. Es ist aber keine Uebertreibung
„wenn ich es ausspreche: wenn mir die Religion nicht gesagt hätte,
„denk' an Gott, ich hätte mich getödtet, denn acht Tage so zu leben,
„schien mir eine Hölle, und dringend wünschte ich mir zu sterben.
„Wenn einmal meine Schwester in die gleiche Lage kommen sollte,
„werde ich viele Thränen vergießen, indem ich mir vorstellen werde,
„was sie leiden wird" [518]).

Man sieht daß die junge Königin von Neapel sich langsam, aber doch allmälig in die neue Lage zu schicken verstand, die ihr Anfangs so schrecklich erschienen war. Man findet in ihren Briefen keinen Tadel, keine Klage mehr über ihren Gatten, ja sie beginnt endlich sogar Gutes von ihm zu reden. Sie spendet ihm Lobeserhebungen, rühmt sich des angenehmen Haushaltes, den sie mit ihm führt, und so oft sie seiner gedenkt, geschieht es in Worten voll warmer Anerkennung der erfreulichen Eigenschaften, welche sie nach und nach an ihm entdeckt.

Um so übler ist sie jedoch auf den Hof von Neapel, auf den Adel und die Bevölkerung dieses Landes zu sprechen. Unerschöpflich ist sie in Berichten der ungünstigsten Art über sie. Bereitwillig gibt sie die unvergleichliche Schönheit des Landes zu, bei der Schilderung seiner Bewohner taucht sie jedoch ihren Pinsel in die schwärzesten Farben. Und in Ausdrücken höchster Sehnsucht spricht sie von ihrer Mutter, ihrer Familie, von ihrer ehemaligen Wiener Umgebung, von ihrem „angebeteten" Vaterlande. Als einmal der Kaiser einen Jungen mit Hunden, die er dem Könige schenkt, nach Neapel sendet, bereitet ihr dessen Ankunft ein wahres Fest. Sie selbst und die mit ihr dort anwesenden Deutschen hätten ihm, so schreibt sie, jede nur immer mögliche Ehre erwiesen, denn ein Deutscher zu sein, sei die beste Empfehlung bei ihr. Erst im fremden Lande erkenne man so recht die großen Vorzüge des deutschen Charakters [519]).

Jeder ihrer Briefe gibt Zeugniß, wie tief und wie aufrichtig die so lebhaft empfindende Königin die Versicherungen fühlte, welche sie niederschrieb. Immer kommt sie auf die unauslöschliche Dankbarkeit zurück, welche sie der Gräfin Lerchenfeld für all dasjenige, was sie für sie gethan, schuldig zu sein erklärt. Immer preist sie von neuem die Bemühungen derselben, die schlechte Erziehung, die man ihr gegeben, im letzten Augenblicke noch so viel als möglich zu verbessern. Der Schwester der Gräfin, zahlreicher anderer Damen, ihrer ehemaligen Dienerinnen gedenkt Caroline fortwährend in treuester Anhänglichkeit. Und eine wahrhaft drastische Wirkung bringen ihre Worte hervor, wenn sie so recht aus Herzensgrund versichert, sie wäre glücklich, wenn sie in Gesellschaft ihres Gatten das irdische Paradies Neapel mit all seinen übrigen Einwohnern verlassen und statt dessen in Hernals, einem der reizlosesten Vororte Wiens, ihren bleibenden Wohnsitz aufschlagen dürfte. Denn bis zur Verrücktheit liebe sie ihr Vaterland und ihre Landsleute [520]).

Es muß uns selbstverständlich versagt bleiben, die Königin Caroline noch ferner zu begleiten auf den vielfach verschlungenen Pfaden ihres bewegten Lebens. Denn wir dürfen ja überhaupt das letztere nur insofern in den Kreis unserer Darstellung ziehen, als die Mutter

der Königin, die Kaiserin Maria Theresia hiebei in Betracht kommt. Und da können wir mit vollster Bestimmtheit versichern, daß in all den Verlegenheiten, ja man darf wohl sagen in all den Bedrängnissen, welche entweder die Königin durch ihr unbesonnenes, heftiges und leidenschaftliches Wesen sich selbst bereitete oder in die sie gar oft auch ohne eigenes Verschulden durch ihren nicht nur unwissenden und ungebildeten, sondern auch rohen und ausschweifenden Gatten, durch ihre sittenverderbte Umgebung gebracht wurde, sie den Rath und die Hülfe der liebreichen Mutter gesucht hat. So groß war die Zufriedenheit der Letzteren mit Carolinen, daß sie dieselbe ihrer Tochter Antonie, als sie mit dem Dauphin sich verheiratete, als Beispiel aufstellte, dem sie nacheifern solle. Maria Theresia wünschte, daß Antonie in Briefwechsel mit Carolinen trete, welche ihr nur „Vernünftiges und Nützliches" mittheilen werde. „Durch ihren Verstand und ihre Fügsamkeit hat sie", schrieb Maria Theresia von ihr, „alle Schwierigkeiten „überwunden, so groß dieselben auch waren; sie gereicht mir zum „Troste und hat sich auch den allgemeinen Beifall erworben" [521]).

Dieß war die Gesinnung der Kaiserin für ihre Tochter Caroline, sie hat ihr dieselbe auch fortan unverändert bewahrt. Fünf Jahre waren seit deren Abreise von Wien verflossen, als Maria Theresia dem Grafen Mercy schrieb, sie sei immer gleichmäßig zufrieden mit der Königin von Neapel; ja in mancher Beziehung habe Caroline ihre Erwartungen noch übertroffen. Sie wolle sich zwar dem Gedanken nicht schon von vorneherein widersetzen, daß man die Königin irgend welchen Antheil an den Geschäften nehmen lasse, aber sie liebe sie viel zu sehr, um ihr eine so dornenreiche Laufbahn zu wünschen. Denn die Königin würde dadurch ein Zielpunkt der Intriguen vieler Parteien werden, und auf sie müßte auch ein Theil der Unzufriedenheit fallen, welche die Neapolitaner über ihre so wenig erfreulichen öffentlichen Zustände empfänden. Sie kenne „dieses heikliche und un„dankbare Handwerk", fügte Maria Theresia hinzu, und sie wünsche nicht, daß eine ihrer Töchter sich mit demselben befasse. Am liebsten wäre es ihr, wenn der König selbst Geschmack an den Geschäften gewänne. Aber es sei keine Aussicht hierauf vorhanden, nachdem man

es vernachlässigt, ihn dazu heranzubilden, und er sich allzu sehr an die Zerstreuungen gewöhnt habe [522]).

So wenig als Maria Theresia, so wenig ließ auch Caroline im Laufe der Jahre irgend eine Aenderung in ihren wechselseitigen Beziehungen eintreten. Dafür wurden ihr denn auch von Seite der Kaiserin die wärmsten Lobsprüche gezollt. Noch in den letzten Jahren ihres Lebens, wenn Maria Theresia sich hie und da über eine Vernachlässigung von Seite ihrer Tochter Marie Antoinette beklagen zu sollen glaubte, wies sie auf den großen Unterschied hin, der zwischen ihr und der Königin von Neapel obwalte [523]). Auch noch ein anderes Mal sagt sie, Caroline habe sie durch ihre Aufmerksamkeiten verwöhnt [524]).

Durch das gewiß unverdächtige Zeugniß der eigenen Mutter wird somit bewiesen, daß welche Vorwürfe man auch gegen die Königin Caroline von Neapel vielleicht erheben kann, man ihr doch den Ruhm nicht wird streitig machen dürfen, daß sie eine in jeder Beziehung musterhafte Tochter war.

## Zwölftes Capitel.

### Amalie von Parma.

Mit dem Entschlusse des Königs von Spanien, nach dem Tode der Erzherzogin Josepha nicht die Hand ihrer älteren Schwester Amalie, sondern diejenige der nächstjüngeren Erzherzogin Caroline für seinen Sohn, den König Ferdinand von Neapel zu begehren, war auch das zukünftige Schicksal Amaliens so ziemlich entschieden. Denn zwischen der Kaiserin Maria Theresia und den zwei großen bourbonischen Höfen war es wenigstens damals kaum mehr ein Gegenstand des Zweifels, daß diejenige der beiden Erzherzoginnen, welche nicht nach Neapel vermält werden würde, dem Infanten Ferdinand von Parma zu Theil werden solle.

Freilich war der Letztere nicht auch der einzige Freier, der sich darbot, um die Erzherzogin Amalie zu werben. Gerade in den Tagen, in welchen Caroline allmälig sich anschickte zu baldiger Abreise nach Neapel, im Beginne des März 1768 wendete der kurpfälzische Gesandte von Ritter sich im Auftrage seines Herrn an Kaunitz mit der Bitte, sich bei der Kaiserin zu verwenden, daß dem Prinzen Karl von Zweibrücken die Hand der Erzherzogin Amalie zu Theil werde. Wie sehr es dem Kurfürsten Ernst war mit diesem Wunsche, beweisen am besten die umständlichen Vorschläge, mit denen er in Bezug auf den Unterhalt des künftigen Ehepaares hervortrat. In Neuburg an der Donau sollte es seinen Wohnsitz aufschlagen, und es ist charakteristisch für die damalige Zeit, daß der Kurfürst sich anheischig machen wollte, nicht nur einen angemessenen Hofstaat und zwar zum Theile aus dem

Adel von Neuburg zu bilden, sondern „zur Belustigung" des Prinzen auch ein Infanterieregiment dorthin zu verlegen [525]).

Prinz Karl von Zweibrücken, ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, etwa um sieben Monate jünger als die Erzherzogin Amalie, befand sich seit dem December 1767 in Wien und wurde sehr gefeiert am Kaiserhofe. Es gelang ihm die Augen der Erzherzogin Amalie auf sich zu ziehen [526]), und dieselbe hätte wohl weit lieber ihm als dem Herzoge von Parma, der im Vergleiche zu ihr fast noch ein Knabe war, ihre Hand gereicht. Auch sonst schienen die äußeren Verhältnisse des Prinzen von Zweibrücken nicht der Art zu sein, um seine Bewerbung als eine ganz unwillkommene erscheinen zu lassen. Hatte doch Joseph selbst vor wenigen Jahren, als er ihn in Frankfurt zum ersten Male sah, von ihm gesagt, er wolle sich ihn genau betrachten, denn er sei berufen, eines Tages eine sehr große Rolle in Deutschland zu spielen. Die Kurfürstenthümer von Baiern und der Pfalz werde er mit der Oberpfalz, der Nachfolge in Cleve und Berg und dem Herzogthum Zweibrücken in sich vereinigen. Sein Ländergebiet dürfte sodann kaum weniger ausgedehnt sein als das des Königs von Preußen; er hoffe nur, daß er nicht auch dessen Kopf haben werde [527]).

Als Joseph seiner Mutter diese Worte schrieb, war er jedoch entweder selbst nicht eingeweiht in die Geheimnisse der österreichischen Politik, oder dieselbe hatte zu jener Zeit noch einen der Zielpunkte nicht ins Auge gefaßt, den sie später verfolgte. Der letztere bestand bekanntlich darin, bei dem als wahrscheinlich vorherzusehenden Aussterben des Mannesstammes des kurfürstlich baierischen Hauses Ansprüche auf einen Theil dieses Landes zur Geltung zu bringen. Schon damals erkannte man, daß eine Vermälung der Erzherzogin Amalie mit dem Prinzen von Zweibrücken ziemlich gleichbedeutend sei mit dem Entschlusse, ihm dereinst die Kurfürstenthümer von Baiern und der Pfalz ungeschmälert zu Theil werden zu lassen [528]). Der Kaiserin hiezu zu rathen, davon war jedoch Niemand weiter als Kaunitz entfernt. Er fand vielmehr den von dem Kurfürsten von der Pfalz ausgehenden Vorschlag so absurd, daß man Mühe habe, sich über denselben nicht zu ärgern. Zum

Glücke sei er jedoch gleichzeitig so komisch, daß man sich darauf beschränken könne, über ihn zu lachen. Denn die glänzende Aussicht, welche sich dem Prinzen von Zweibrücken angeblich eröffnen solle, müsse in Anbetracht des keineswegs vorgerückten Alters der beiden Kurfürsten, und der Möglichkeit, daß sie noch männliche Nachkommenschaft erhalten könnten, als eine ziemlich getrübte erscheinen. Dieß vorausgesetzt, könne der Bewerber um die Hand der Erzherzogin kaum als ein mittelmäßig dotirter Privatmann angesehen werden.

Dieß sind die Gründe, welche Kaunitz hervorhob und in Anbetracht deren er von Maria Theresia und Joseph den Auftrag erhielt, dem pfälzischen Gesandten von Ritter eine ablehnende Antwort zu ertheilen. Nach dem Willen der Kaiserin und ihres Sohnes sollte sie zwar in bestimmtem, jedoch auch in verbindlichem Tone gehalten sein. Daß auch noch andere und zwar politische Motive und Projecte maßgebend waren für diesen Entschluß, davon wird trotz des streng vertraulichen Charakters des Berichtes, welchen Kaunitz an die Kaiserin schrieb, darin mit keinem Worte etwas erwähnt [529]).

Es versteht sich wohl von selbst, daß die schonende Weise, in welcher die Verweigerung der Hand der Erzherzogin stattfand, der Thatsache dieser abschlägigen Erklärung nichts von ihrer Herbheit benahm. Prinz Karl von Zweibrücken wenigstens gehörte von jenem Tage an zu den eifrigsten Gegnern des Hauses Oesterreich in Deutschland. Zehn Jahre vergingen, da bot sich ihm der Anlaß, diese Feindschaft durch den Widerspruch zu bethätigen, den er gegen die Verabredungen Oesterreichs mit dem Kurfürsten von der Pfalz über die Nachfolge in Baiern erhob. Wer es übrigens aus diesem Grunde für einen Fehler der österreichischen Politik ansehen wollte, daß man sich durch Verweigerung der Hand der Erzherzogin Amalie den Prinzen von Zweibrücken zum Feinde gemacht habe, der muß sich vergegenwärtigen, daß man sich seiner Anhänglichkeit wohl nur durch das Aufgeben der Projecte auf Baiern hätte versichern können. Würde man ihm die Erzherzogin zur Gemalin gegeben und gleichwohl seinerzeit Ansprüche auf Baiern erhoben haben, so würde die Feindseligkeit

des Prinzen, weil durch getäuschte Hoffnung verstärkt, wohl nur noch erbitterter gewesen sein.

Aber nicht allein die äußere Politik, sondern der entschiedene Gegensatz derselben, das innerste Denken und Fühlen des Menschen kam bei dieser Sache ins Spiel. Einem verläßlichen Gewährsmanne, dem Prinzen Albert von Sachsen zufolge fiel es der Erzherzogin Amalie schwer, ihrer Neigung zu dem Prinzen Karl von Zweibrücken zu entsagen [530]). Gleichwohl vermochte diese Wahrnehmung, welcher Maria Theresia sich natürlicher Weise nicht entziehen konnte, die Kaiserin nicht, ihren Entschluß zu ändern und den Verhandlungen Einhalt zu thun, welche über die Vermälung ihrer Tochter Amalie mit dem Infanten Ferdinand von Parma mit den Höfen von Frankreich und Spanien gepflogen wurden.

Der Vater des Infanten, Herzog Philipp von Parma, war am 18. Juli 1765, und zwar in dem Augenblicke, in dem er seine Tochter Maria Louise zu deren Vermälung mit dem Prinzen von Asturien nach Spanien begleiten wollte, zu Alessandria an den Blattern gestorben. Bemerkenswerth ist der Brief, in welchem Maria Theresia dem Sohne und Nachfolger Philipps, dem damals erst vierzehnjährigen Herzoge Ferdinand ihr Beileid kundgab. „Zweifeln Sie nicht", schrieb sie ihm, „daß ich ebenso lebhaft als aufrichtig den Schmerz mit„empfinde, der Sie in diesem schrecklichen Augenblicke zu Boden drücken „muß. Seien Sie auch überzeugt, daß ich bereitwilligst die Eigenschaft „einer zärtlichen Mutter annehme, welche Sie beizulegen mir die Ge„rechtigkeit widerfahren lassen; ich werde die damit verbundenen „Pflichten bei jeder Gelegenheit mit der größten Befriedigung erfüllen. „Darf ich es wagen, Ihnen einen Rath zu ertheilen? Halten Sie fest „an den Leuten, welche Ihr verstorbener Großvater und Ihr geliebter „Vater verwendeten, insbesondere an dem getreuen du Tillot, diesem „unvergleichlichen Manne, und an jenen Beiden, die er Ihnen zuge„sellte; niemals würden sie etwas Besseres finden, und nur Wenige, „die ihnen gleichen" [531]).

Diese warme Empfehlung du Tillots aus dem Munde der Kaiserin Maria Theresia ist um so wichtiger, als gerade er der Urheber jener vielfachen Reformen, insbesondere auf kirchlichem Gebiete war, welche schon in der letzten Zeit der Regierung des Herzogs Philipp denselben in schroffen Conflict mit dem heiligen Stuhle gebracht hatten. Vertreibung der Jesuiten, Abschaffung der Inquisition, Schmälerung der Kirchengüter, Aufhebung der Klöster, in diese vier Punkte lassen die einschneidendsten Maßregeln sich zusammenfassen, welche du Tillot, vom Herzoge Philipp zum Marquis von Felino ernannt, trotz alles heftigen Widerspruches von Rom in Parma durchführte. Aber wenn er auch hiefür der Gutheißung des Herzogs sicher war, so fand du Tillot doch in dem Ländchen, das er im Namen desselben regierte, bei einer starken Partei hartnäckigen Widerstand. Darum hielt es Maria Theresia für nothwendig, seine Stellung dadurch zu stützen, daß sie seine Beibehaltung dem Herzoge Ferdinand dringendst empfahl.

Die beiden Anderen, von denen sie ihm sprach, waren wohl die zwei Lehrer und Erzieher des jungen Herzogs, die Brüder Gabriel Bonnot de Mably und Stephan Bonnot de Condillac. Beide waren Priester, beide Philosophen der damaligen französischen Schule, obwohl Mably mehr zu den historischen Studien sich hinneigte als sein jüngerer und noch berühmterer Bruder. Beide waren ohne Zweifel große Gelehrte, aber wie es scheint, recht schlechte Erzieher. Mably war bekannt wegen seiner schwärmerischen Vorliebe für die Geschichte der Alten, für ihre Sitten und Gebräuche, für ihre staatlichen Einrichtungen. Es bringt fast einen komischen Eindruck hervor, wenn man ihn sich vergegenwärtigt, wie er seinem Zöglinge zuruft, er möge ein Minos oder Lycurg, das heißt ein friedliebender und gesetzgebender Fürst und kein Eroberer wie Cyrus oder Alexander sein. Damit hatte es ja doch wirklich bei dem zukünftigen Herzoge von Parma gar keine Gefahr. Und wenn Condillac und Mably versicherten, sie würden bei der Ausbildung des jungen Prinzen denselben Weg einschlagen, welchen der menschliche Geist bei der Schaffung der Künste und Wissenschaften verfolgte, so erweckt ein so unklarer Satz die Vermuthung,

daß sie über ihre Aufgabe und die Art, in der sie sich ihrer entledigen wollten, wohl selbst nicht ganz im Reinen sein mochten.

Wie nüchtern man aber auch jetzt so hochtönende Worte beurtheilen will, damals brachten sie ohne Zweifel einen ganz gewaltigen Eindruck hervor. Schon die Thatsache, daß der Herzog von Parma zwei so weitberühmte Männer zur Erziehung seines Sohnes berufen hatte, erweckte die größten Erwartungen. Man begann die Resultate zu loben, noch ehe sie wirklich erzielt waren. Auch nach Wien gelangten sehr günstige Schilderungen über die Ausbildung und den Charakter des jungen Prinzen. Bei der Wahrscheinlichkeit, daß derselbe in nicht allzu ferner Zeit mit einer ihrer Töchter vermält werden würde, mußten sie Maria Theresia angenehm berühren [532]).

Es kann nicht behauptet werden, daß die großen bourbonischen Höfe schon von vorneherein besonders geneigt gewesen wären, diese Heirat zu stiften. Hatte sich doch erst vor wenigen Jahren das Gerücht erhoben, König Karl III. beabsichtige sich neuerdings zu vermälen und seine Wahl sei auf die Erzherzogin Amalie gefallen [533]). Und was Frankreich anging, so hatte man es nicht nur im Verdacht, sondern man meinte die Beweise dafür zu besitzen, daß es darnach strebe, den Vertrag, welchen Maria Theresia mit dem Herzoge von Modena wegen Vermälung seiner Enkelin mit ihrem Sohne Ferdinand abgeschlossen hatte, zunichte zu machen und die Hand der jungen Prinzessin für Ferdinand von Parma zu gewinnen.

Auf das Vorhandensein eines solchen Planes meinte man wenigstens die von französischer Seite oftmals wiederkehrende Behauptung zurückführen zu sollen, das dereinstige Erbe der modenesischen Prinzessin sei äußerst gering und keineswegs zureichend, um ihr und einem österreichischen Erzherzog ein passendes Einkommen zu sichern. Der größere Theil des Estensischen Besitzthums bestehe aus Reichslehen, welche dem Kaiser anheimfielen. Und außerdem hob man den immerhin beträchtlichen Altersunterschied hervor, welcher zwischen der Prinzessin und dem ihr bestimmten Bräutigam obwaltete. Mit Salbung bemerkte

man, es habe sich noch immer gerächt, wenn man der Natur Gewalt anthun wolle.

Aber in Dingen, von welchen die von ihr gewünschte Verheiratung eines ihrer Kinder abhing, war Maria Theresia nicht so leicht zu erschüttern. Ganz unzugänglich ließ sie sich für die französischen Vorstellungen erfinden, und sie wurde in dieser Haltung von ihren vertrautesten Rathgebern nur bestärkt. Ja es erhoben sich sogar Stimmen, welche den Verdacht aussprachen, es könnte Frankreich gelingen, durch glänzende Zugeständnisse den Vater der Braut, den Erbprinzen Hercules von Modena auf seine Seite zu bringen. Um die junge Prinzessin vor einem Gewaltstreiche zu sichern, zu dessen Ausführung der eigene Vater gar leicht die Hand bieten könnte, wäre es zweckmäßig, sie nach Wien führen und bis zur Vollziehung der Heirat im Belvedere wohnen zu lassen.

Das Auffällige eines solchen Schrittes und die Kosten, welche mit dessen Ausführung verbunden gewesen wären, ließen es jedoch räthlich erscheinen, diesen Gedanken fallen zu lassen. In der Sache selbst aber hielt man mit so großer Entschiedenheit an der Ablehnung jedes Vorschlages fest, der auf Aenderung der mit Modena bestehenden Verabredungen hinausging, daß man endlich auch in Frankreich hievon abließ. Denn man begriff, daß über dieser doch nur in zweiter Linie stehenden Angelegenheit das für Frankreich so ungemein werthvolle Bündniß mit Oesterreich nicht nur erschüttert, sondern vielleicht ganz zertrümmert werden könnte. Ja man trat jetzt selbst mit jenem Vorschlage hervor, durch dessen Annahme der Natur noch mehr Gewalt angethan wurde als durch die beabsichtigte Vermälung des Erzherzogs Ferdinand mit der um vier Jahre älteren Prinzessin Beatrix von Modena [534]).

Um mehr als fünf Jahre älter war die Erzherzogin Amalie als der Herzog von Parma, für welchen im Spätherbste 1768 die Botschafter Frankreichs und Spaniens zu Wien im Namen ihrer Könige um ihre Hand sich bewarben. Ohne Zweifel war der Kaiserin, welche

die Verheiratung ihrer Töchter aufs lebhafteste wünschte, dieser Schritt der beiden Höfe äußerst willkommen. Aber Maria Theresia konnte sich doch der Besorgniß nicht entschlagen, daß es dem Herzoge von Parma, dessen Land nur klein und dessen Einkommen daher nur ein geringfügiges war, kaum möglich sein werde, seiner zukünftigen Gemalin den standesmäßigen Unterhalt sicherzustellen, auf welchen nach der Ansicht der Kaiserin eine ihrer Töchter, eine österreichische Erzherzogin den vollsten Anspruch besaß. Und wenn auch Maria Theresia selbst, zu deren Tugenden diejenige der Sparsamkeit gerade nicht gehörte, vielleicht nicht ganz abgeneigt gewesen wäre, das hiezu fehlende von österreichischer Seite zu ergänzen, so mochte sie wohl im voraus überzeugt sein, daß eine solche Absicht bei Joseph auf ganz unbesiegbaren Widerstand stoßen würde. War bei Maria Theresia zumeist noch die ältere und patriarchalische Anschauung vorherrschend, der zufolge sie alles Besitzthum des Staates, alles öffentliche Einkommen als ihr persönliches Eigenthum ansehen und damit nach Gutdünken verfügen durfte zu ihrem eigenen Besten und zu demjenigen der Ihrigen, so mochte Joseph wohl dem Grundsatze unbeschränktester souveräner Machtvollkommenheit, auf welchen diese Auffassung sich stützte, gleichfalls nicht fernstehen. Aber bei der Anwendung desselben war die Ueberzeugung bei ihm maßgebend, die ihn aufs tiefste durchdrang, daß der Staat bei weitem das Höchststehende sei, daß hinter dem, was ihm nöthig, alles Andere tief in den Hintergrund treten müsse, und daß daher, um das Los einer Erzherzogin günstiger zu gestalten, an eine etwaige Herbeiziehung von Staatsgeldern, welche ohnedieß bei weitem nicht zureichten zur Bestreitung der ganz unvermeidlichen Ausgaben des Staates, auch nicht von fern gedacht werden dürfe. Deßhalb wurde denn auch auf die Werbung um die Hand der Erzherzogin Amalie für den Herzog von Parma zwar eine zusagende Antwort ertheilt, aber doch darauf hingewiesen, wie nöthig es sei, daß Frankreich und Spanien recht ausgiebige Vorsorge träfen, um jene Besorgniß aus dem Wege zu räumen[535]).

Der Herzog von Choiseul, welcher seit dem April 1766 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wieder übernommen

hatte, indem sein Vetter, der Herzog von Praslin damals zum Marineminister und Präsidenten des Rathes der Finanzen ernannt worden war [536]), zeigte sich eifrig bemüht, Alles zu thun was in seinen Kräften stand, auf daß dem Wunsche der Kaiserin willfahrt werde. Er hielt es zu diesem Ende für zweckmäßig, daß die Verhandlung über den Ehevertrag nicht in Wien, sondern in Paris gepflogen werde. Er deutete darauf hin, daß die Botschafter Frankreichs und Spaniens in Wien, der Marquis von Durfort und Graf Mahoni nicht gerade im engsten Vertrauen ihrer Höfe stünden. Leicht könnte es sein, daß sie sich um die letzteren ein Verdienst erwerben wollten, indem sie trachteten, sich nur zu möglichst ungünstigen Bedingungen für die Erzherzogin zu verstehen, während in Paris zwischen ihm selbst, dem Grafen Mercy und dem spanischen Botschafter Grafen Fuentes diese Angelegenheit viel leichter in einer für alle Betheiligten befriedigenden Weise ins Reine gebracht werden könnte.

Bereitwillig ging Maria Theresia auf diesen Vorschlag ein, aber er kam gleichwohl nicht zur Ausführung. Im Februar 1769 überreichten Durfort und Mahoni dem Fürsten Kaunitz den Entwurf des Ehevertrages. Derselbe gab wohl zu verschiedenen Ausstellungen Anlaß, aber nach längerer Verhandlung einigte man sich zuletzt doch, und im Juni 1769 gelangte man zum Abschlusse. Ohne Zweifel wäre dieß rascher geschehen, wenn nicht auch die päpstliche Dispensation wegen des zwischen den Brautleuten obwaltenden Verwandtschaftsgrades überlang auf sich hätte warten lassen. Anfangs war es wohl Abneigung des Papstes Clemens XIII., der mit dem Herzoge von Parma in erbitterter Fehde begriffen war, weßhalb dieselbe so lang nicht ertheilt wurde. Und als der Papst in den ersten Februartagen des Jahres 1769 starb, da mußte die Wahl seines Nachfolgers abgewartet werden, ehe die Ausfertigung der Dispensation erfolgen konnte. Sie geschah erst nachdem am 19. Mai 1769 Cardinal Ganganelli als Clemens XIV. zum Papste erwählt worden war. Daß ein physisches Leiden der Erzherzogin, durch Kummer über das Scheitern des Projectes ihrer Vermälung mit dem Prinzen Karl von Zweibrücken herbeigeführt, den langen Aufschub verursacht habe [537]), für die Glaub-

würdigkeit dieser Angabe hat sich selbst in den vertraulichsten Schriftstücken aus jener Zeit ein Beweis nicht entdecken lassen.

Am 21. Juni 1769 fand die feierliche Anwerbung um die Hand der Erzherzogin Amalie, und am 27. ihre Vermälung durch Procuration statt, bei welcher neuerdings Erzherzog Ferdinand die Stelle des Bräutigams vertrat. Am 1. Juli erfolgte Amaliens Abreise nach Parma.

Es ist fast selbstverständlich, daß auch sie die Reise nicht antrat, ohne gleich ihren Schwestern von der Kaiserin eine ausführliche Instruction für ihr künftiges Benehmen zu erhalten. In sehr vielen Punkten glichen natürlicher Weise die Vorschriften, welche Maria Theresia ihrer Tochter Amalie ertheilte, so ziemlich denjenigen, mit denen sie erst im vergangenen Jahre deren Schwester Caroline versehen hatte. In Allem was sich auf das Betragen im Allgemeinen, auf die Unterwürfigkeit unter den Gatten, das Fernbleiben von den Staatsangelegenheiten, die Beschäftigung mit nützlichen Dingen, die Behandlung ihrer Umgebung und Dienerschaft bezieht, sind nur geringe Verschiedenheiten bemerkbar. Es soll daher, um Wiederholungen zu vermeiden, auf diese Punkte hier nicht näher eingegangen werden. Doch mag gestattet sein, sowohl dasjenige, was sich auf die Meinung bezieht, welche Maria Theresia von ihrer Tochter hegte, als die Rathschläge hervorzuheben, die mit den ganz eigenthümlichen Verhältnissen, in welche die Erzherzogin Amalie zu treten im Begriffe war, in enger Verbindung standen.

In ersterer Beziehung ist es auffallend, daß das Urtheil, welches Maria Theresia über die Eigenschaften ihrer Tochter fällt, darauf schließen läßt, die Erzherzogin habe sich in Wien ganz anders als später in Parma gezeigt. Während man in den Instructionen der Kaiserin für ihre Tochter Caroline fruchtlos nach irgend einem lobenden Worte für dieselbe späht, ist Maria Theresia Amalien gegenüber keineswegs sparsam mit denselben. „Ich wünsche nichts", sagt sie gleich Anfangs, „als Dich glücklich zu sehen, wie Du es durch die Güte und Sanft„muth Deines Charakters, durch Dein gleichmäßiges und tugendhaftes

„Benehmen verdienst" [538]). Allerdings fügt sie rasch den Tadel hinzu, daß die Erzherzogin niemals Lust und Geschmack gezeigt habe zur Erwerbung nützlicher, ja fast nothwendiger Kenntnisse, und daß alle Bemühungen, sie sorgfältiger zu unterrichten, an ihrer Gleichgültigkeit hiefür gescheitert seien. „Was wirst Du nun", frägt sie die Kaiserin, „einem Prinzen gegenüber thun, der eine so ungewöhnliche geistige „Ausbildung erhielt wie Dein zukünftiger Gemal?" Dringend bittet sie ihre Tochter, sich bescheiden zurückzuhalten und vor Allem keine Geschichten erzählen zu wollen, indem die Art, in der sie dieß thue, äußerst ermüdend, und sie außerdem des Französischen nicht ausreichend mächtig sei.

So wie hinsichtlich dieser Punkte, so schwankt auch fernerhin das Urtheil der Kaiserin über ihre Tochter Amalie zwischen Lob und zwischen Tadel. „Du bist übrigens", sagt sie ihr unter Anderem, „sehr „wohl im Stande, voll Aufmerksamkeit für die Menschen zu sein. „Gern erweisest Du Dich ihnen nützlich, und Du hast, wenn Du „willst, etwas wahrhaft Rührendes an Dir, so daß man Dir nur „schwer widerstehen kann. Außerdem besitzest Du ungemein viel Ge„duld und einen sehr gutmüthigen Charakter. Diese großen Eigen„schaften mußt Du Dir erhalten und sie noch ferner ausbilden, denn „sie werden das Glück Deines Lebens sein" [539]). Aber gleichzeitig sagt sie ihr, daß man sie für hochmüthig und absprechend halte, und daß auch ihr Aeußeres, obgleich gewiß nicht unvortheilhaft, doch durch die ihr eigene Steifheit diesen Eindruck verstärke [540]). Ueberdieß müsse sie um so mehr auf der Hut sein, sich nicht dem Verdachte der Herrschsucht auszusetzen, als sie ziemlich viel älter sei als ihr Gemal. Vor Allem möge sie es sich nur ja nicht beikommen lassen, gleich nach ihrer Ankunft in Parma die Einrichtungen des dortigen Hofstaates umgestalten zu wollen. Jeden Gedanken daran möge sie sich fernhalten, denn durch eine Einmengung in Dinge, welche sie nichts angiengen, würde sie selbst das glückliche Leben stören, das sie sonst führen könnte. Und niemals solle sie darauf vergessen, daß sie nicht die Beherrscherin des Landes, sondern gleich den übrigen Bewohnern desselben eine Unterthanin ihres Gemals sei. Erst nach längerem Aufenthalte in

Parma, nach reiflicher Ueberlegung und mit Zustimmung des Herzogs dürfe sie an derartige Veränderungen schreiten. Jederzeit solle das jedoch in einer Weise geschehen, daß es den Anschein gewinne, sie giengen von ihrem Gemal und nicht von ihr selbst aus.

Die Kaiserin sieht es für ein Glück an, daß die Marchesa Malaspina bestimmt sei, die Stelle einer Obersthofmeisterin bei der neuen Herzogin von Parma zu bekleiden, denn man spreche ungemein viel Gutes von ihr. Die Erzherzogin möge eifrig bemüht sein, sich ihre Freundschaft und ihr Vertrauen zu erwerben. Sie möge von ihr fordern, ihr bei jeder Gelegenheit nur die Wahrheit zu sagen und ihr dasjenige zu rathen, was sie selbst als das Passendste ansehe.

„Du Tillot ist", schreibt die Kaiserin wörtlich, „der Minister „des Infanten. Da er ein Fremder und einzig und allein auf das „Wohl seines Herrn bedacht ist, so besitzt er eine große Anzahl von „Feinden. Aber sie lassen ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß „er mit Auszeichnung und sehr großer Redlichkeit dient. Höre daher „auf nichts, was man Dir wider ihn wird beibringen wollen. Ich „weiß daß Viele darauf hoffen, durch Dich zu einer Aenderung im „Ministerium zu gelangen. Mißtraue den Zumuthungen, welche man „in dieser Beziehung vielleicht an Dich richten wird, sie könnten darauf „abzielen, Dich zu erforschen. Ohne Dich ihm gegenüber irgendwie zu de- „müthigen, behandle ihn mit Güte und Vertrauen, so lang er Dir nicht „Ursache gibt, ihm dasselbe zu entziehen. Du wirst in ihm die Wahl „Deines Gatten respectiren, der ihn auf den Posten gestellt hat, wel- „chen er einnimmt. Daher wirst Du nicht nur über seine Person, „sondern auch über die öffentlichen Angelegenheiten gar Niemand an- „hören. Jederzeit wirst Du, jedoch mit Ruhe und ohne Ereiferung „erwiedern, daß Du Dich in die Regierungsgeschäfte nicht mengen und „nichts von ihnen wissen willst. Man möge sich nur an Deinen Ge- „mal wenden; er sei ja so gut, so gerecht und so überaus eifrig in „Erfüllung seiner Pflicht. Eine oder zwei in diesem Sinne, insbesondere „Deinen Frauen gegebene Antworten werden die Ruhe Deiner Seele „und Deines Hausstandes sichern. Du Tillot wird nur darauf aus- „gehen, Dich zu verpflichten und Dich zu unterhalten, wenn er Dich

„nicht zu fürchten braucht. Da es nicht von Dir abhängt und nicht „Deine Sache ist, zu regieren, so überlaß' diese Sorge und Verant„wortung Anderen und belade nicht Dein eigenes Gewissen damit. „Widme Dich dagegen vollständig Deinem theuren Gemal; ahme das „Beispiel Deiner Schwester*) nach und Du wirst glücklich sein, wenn „Du in gleicher Weise mit einem geliebten Gatten wirst leben können. „Und auch mich wird es beglücken, wenn es mir noch beschieden sein „wird, Euch in so erfreulichem Ehestande zu sehen."

„Was unsere Angelegenheiten mit Eurem Hofe betrifft, so lehne „es allsogleich ab, Dich in dieselben zu mengen. Erkläre offen, daß „Du das nicht thun darfst, daß es Dir untersagt ist und daß Deine „Vermittlung sogar wirkungslos bliebe, indem man hier die Staats„geschäfte nur durch die hiezu berufenen Personen besorge, ohne daß „irgend Jemand von meiner Familie sich einer Einmischung in die„selben unterfienge."

Auf den ihrer Tochter bestimmten Gemal schließlich nochmals zurückkommend, rühmt Maria Theresia neuerdings die Güte seines Herzens. „Deine Aufgabe", sagt sie ihrer Tochter, „besteht in nichts „Anderem als ihn zu lieben. Ich hoffe darauf, denn Du besitzest ein „zärtliches Herz und viel Anhänglichkeit."

„Du hast alle meine Erwartungen übertroffen", mit diesen Worten endigt die Kaiserin ihre Instruction für ihre Tochter Amalie, „fahre so fort, das Schwierigste ist schon überwunden. Ich gebe Dir „meinen Segen und werde bis zu meinem letzten Athemzuge nicht „aufhören, für Dich zu beten und Dich zärtlich zu lieben."

Gewiß war es für Maria Theresia eine der schmerzlichsten Enttäuschungen, die sie jemals erlebte, als sie gewahr wurde, daß sie sich sowohl in der Beurtheilung ihrer Tochter Amalie als in derjenigen ihres Schwiegersohnes, des Herzogs Ferdinand von Parma gründlich

*) Es ist zweifelhaft, ob hier die Erzherzogin Marie oder die Königin Caroline gemeint ist.

geirrt hatte. Am 19. Juli 1769 war die Vermälung Beider zu Colorno vollzogen worden. Mit Schrecken fanden diejenigen, welche aus Anlaß dieser Feier nach Parma gekommen waren, den jungen Herzog ganz anders als er in Wien geschildert worden war. Die philosophische Erziehung, die man ihm gegeben, hatte eine Wirkung hervorgebracht, welche derjenigen gerade entgegengesetzt war, die man beabsichtigt hatte. Man fand ihn abgestumpft gegen alle höheren Interessen, gleichgültig für dasjenige, was bessere Gemüther anzieht und beschäftigt, eben so eigensinnig als roh, gleichzeitig ausschweifend wie bigott. Mit eigener Hand Kastanien zu rösten und die Glocken der Kirchthürme zu läuten, mit den Bauern zu verkehren und mit ihnen zu scherzen und zu lachen, darin bestand noch in seinem zwanzigsten Lebensjahre seine liebste Beschäftigung. So weit hatten die beiden französischen Philosophen es mit ihrer auf die Classiker des Alterthums begründeten, eben so geistreich ausgesonnenen als durchaus unpraktischen Erziehungsweise gebracht.

Zeigte sich jetzt der Herzog von Parma vollständig anders als ihn Maria Theresia sich gedacht, so schien auch seine Gemalin, die Erzherzogin Amalie, mit dem Augenblicke ihrer Verheiratung wie umgewandelt zu sein. Schon am 11. August, also sehr kurze Zeit nachdem sie hierüber die erste Nachricht aus Parma erhalten haben konnte, schrieb Maria Theresia der Gräfin Enzenberg, ihre Tochter scheine sehr zufrieden zu sein und man sollte glauben, sie befände sich schon seit einem Jahre in Parma. Sie setze sich zu Pferde oder sie wandere zu Fuße nach der Stadt; es sei merkwürdig, wie „diese schläfrige „Prinzessin" durch die Gnade des Sacramentes erweckt worden sei. „Ich danke Gott dafür", fügt die Kaiserin hinzu, „aber ich kann das „Alles nicht begreifen. Ich gestehe Ihnen, daß ich niemals den Muth „besessen hätte, ein Gleiches zu thun. Ich bin eben noch aus einem „anderen Jahrhundert und das läßt mich so sehr meinen Rücktritt „wünschen" [541]).

In dem Glauben, das heilige Sacrament habe jene auffallende Aenderung ihrer Tochter herbeigeführt, wurde jedoch Maria Theresia

schon bald recht gewaltsam erschüttert. Denn binnen kürzester Frist gewann es den Anschein, als wenn die Erzherzogin Amalie gerade die guten Eigenschaften, welche sogar die strenge Mutter noch vor wenigen Wochen an ihr gepriesen, mit ihrer Ankunft in Parma und ihrer Vermälung abgestreift hätte. Sich in die Staatsangelegenheiten nicht zu mengen, die Einrichtungen des Hofes wenigstens vor der Hand unangetastet zu lassen, an die Marchesa Malaspina und den Minister du Tillot sich anzuschließen, deren Freundschaft und Ergebenheit zu erwerben, ihre Rathschläge zu befolgen, darin bestanden fast die Hauptpunkte der Instruction, welche Maria Theresia ihrer Tochter ertheilt hatte. Man kann sagen, daß die Herzogin von all dem gerade das Gegentheil that.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Reformen in kirchlichen Angelegenheiten, welche du Tillot allem Widerstande zum Trotze in Parma durchgeführt, nicht nur den Ingrimm des Papstes Clemens XIII., sondern auch die Unzufriedenheit einer sehr mächtigen Partei im eigenen Lande hervorgerufen hatte. An der Spitze derselben war der Graf Luchini del Verme, Generalcommandant der herzoglichen Milizen gestanden. An und für sich ein Mann von untadelhaftem Charakter, war del Verme ein lebhafter Anhänger der streng kirchlichen Partei und daher ein leidenschaftlicher Gegner der von du Tillot eingeführten Reformen, ein persönlicher Feind des Ministers. Auf du Tillots Andringen war del Verme vom Hofe verbannt und dadurch der clericalen Partei ihre kräftigste Stütze, ihr eifrigster Wortführer entzogen worden. Als nun die Erzherzogin Amalie in Colorno eintraf, hofften die Unzufriedenen, daß sie den allmächtigen Einfluß du Tillots nach und nach untergraben und ihren schwachen und unbedeutenden Gemal vielleicht sogar so weit bringen werde, den ihnen so mißliebigen Minister ganz zu entfernen. Derlei Zumuthungen fielen bei der jungen Herzogin auf sehr empfänglichen Boden. Ganz uneingedenk der wohlmeinenden Lehren ihrer Mutter ging sie gleich nach ihrer Vermälung darauf aus, nicht nur am Hofe, sondern auch in der Regierung die erste Rolle zu spielen. Schon nach wenigen Wochen war eine sehr große Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse am Hofe von Parma

eingetreten und als äußeres und allgemein kennbares Zeichen derselben die Zurückberufung des Grafen del Verme verfügt worden.

Fruchtlos blieben die eindringlichen Vorstellungen, welche du Tillot unmittelbar an die Erzherzogin richtete. Umsonst führte er ihr zu Gemüthe, daß durch einen solchen Schritt die kaum verstummte Gegenpartei sich neuerdings zu den äußersten Anstrengungen ermuthigt fühlen würde, und daß schon die Achtung, auf welche er selbst wenn nicht seiner Person wegen, so doch in seiner Stellung als erster Minister des Herzogs Anspruch erheben dürfe, ihn vor der Zurückberufung seines offenen Gegners sicherstellen sollte. „Sie wissen besser als ich", sagte er ihr, „daß man entweder seinem Minister diese Achtung und „dieses Vertrauen bezeigen oder sich von ihm trennen soll" [542]).

Solche Nachrichten aus Parma brachten an den Höfen, welche zunächst durch sie berührt wurden, und zwar insbesondere in Wien und in Madrid große Aufregung hervor. Maria Theresia beeilte sich, ihren Kämmerer Philipp Franz Freiherrn von Knebel zu ihrem Minister in Parma zu ernennen und ihm aufzutragen, die Erzherzogin durch ernstliche Vorstellungen von ihren Absichten zurück und auf den rechten Weg zu bringen. Der spanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Marquis Grimaldi aber erließ an den Grafen Mahoni den Befehl, der Kaiserin von der unerfreulichen Wendung der Dinge in Parma mit jener Offenheit zu sprechen, welche man einer so großen Fürstin gegenüber allzeit beobachten müsse.

Die Vorstellungen der spanischen Regierung richteten sich zunächst gegen das persönliche Betragen der Erzherzogin. Hochfahrendes, leidenschaftliches und durchaus ungleichartiges Benehmen wurde ihr vorgeworfen. Eine der hauptsächlichsten Beschuldigungen bestand darin, daß sie Alles, was sie in Wien zufällig gehört habe, in Parma ins Werk setzen wolle, unbekümmert darum, ob es dort auch passend und zweckmäßig sei. So habe Jemand vor ihr die Freigebigkeit als eine Tugend gerühmt, und jetzt übe sie dieselbe in einer Weise, daß ihr ganzer Palast, die Stiegen, die Vorzimmer angefüllt seien mit Bettlern, was bei einem Volke, welches ohnehin zur Trägheit und zum Nichtsthun

geneigt sei, erhebliche Nachtheile nach sich ziehe. Ein anderer Ausspruch, welcher besonders bei ihr Anklang gefunden, sei der: man müsse sich bemühen, die Menschen kennen zu lernen. In Befolgung dieses Grundsatzes habe sie die frühere Etiquette vollständig beseitigt und lasse alle Leute ohne Unterschied des Standes und des Ranges ungehindert vordringen bis fast in ihre innersten Gemächer. Unverhüllt gebe sie ihre Absicht kund, das kleine Land Parma gerade so unbeschränkt zu beherrschen, wie dieß von Seite ihrer Mutter mit den österreichischen Staaten der Fall sei. Sie wünsche sich zu diesem Ende der Dienste du Tillots zu versichern; weigere er ihr dieselben, so werde sie ihn feindselig behandeln. Ihren Gemal betrachte sie als ein Kind, das man nach Gutdünken lenken könne. Nicht mit Unrecht urtheile sie geringschätzig über seine thörichten Beschäftigungen und Gewohnheiten, aber sie bemühe sich nicht, bessere an deren Stelle zu setzen. Ihr war sein nichtiges Wesen gerade willkommen, und leicht brachte sie ihn dahin, an die Spitze seiner Anordnungen die Formel zu setzen: „Wir, „meine Frau und ich, befehlen wie folgt". Aber dann kam ihm doch wieder eine Ahnung davon, daß es um die öffentlichen Angelegenheiten keineswegs so stünde als es wünschenswerth wäre. Dann sagte er wohl zu seinen Vertrauten: „Ich bin ein Kind, aber die Infantin ist „es noch weit mehr als ich. Sie besitzt nicht die Talente, welche er„forderlich wären zu regieren. Das ganze Land ist zu einer Heim„stätte der Verwirrung geworden."

Maria Theresia war um so peinlicher berührt durch das Benehmen der Herzogin von Parma überhaupt und gegen du Tillot insbesondere, als gleichzeitig auch aus Neapel Nachrichten eintrafen, denen zufolge ihre Tochter Caroline gegen den dortigen ersten Minister Tanucci, der Anfangs in sehr hoher Gnade bei ihr zu stehen schien, sich aufzulehnen begann. Voll Sorge schrieb sie schon am 15. August, also ehe noch die Herzogin einen Monat in Parma war, an Knebel: „Ich bin vollkommen zufrieden mit Ihren Berichten, aber ich bin es „nicht in gleichem Maße mit dem Wege, welchen meine Tochter ein„schlagen zu wollen scheint. Geschmeichelt durch die Reden der Leute, „welche sie glauben machen, sie sei es allein, die das Glück ihrer

„Unterthanen herbeiführen könnte, meint sie sich vielleicht durch ihre „Stellung verpflichtet, sich damit zu beschäftigen. Aber durch die „Wirkung ihres Benehmens könnte sie gar sehr in ihrer Erwartung „getäuscht werden. Ich halte es daher für nothwendig, sie zurück„zubringen von diesem Irrthume, indem man sie fühlen und einsehen „läßt, daß man das Terrain aufs genaueste prüfen und kennen muß, „bevor man ein solches Werk unternimmt. Und auch dann noch muß „man seine eigenen Kräfte und die Mittel sorgfältig abwägen, die „man anzuwenden gedenkt, um das Gelingen einer derartigen Unter„nehmung zu sichern; sonst begibt man sich in die Gefahr, mehr „Uebles als Gutes zu stiften."

Aufs höchste war Maria Theresia beunruhigt durch die Besorgniß, das Benehmen ihrer Töchter in Neapel und in Parma gegen Tanucci und du Tillot könne ihr selbst zur Last gelegt und zu der Anklage wider sie benutzt werden, sie trachte durch Vermittlung derselben in fremden Ländern zu herrschen. Und überdieß befürchtete sie, daß diese Vorgänge auch in Frankreich, von woher schon die Bewerbung um die Hand ihrer jüngsten Tochter Antonie für den Dauphin bei ihr eingegangen war, einen für dieselbe sehr nachtheiligen Eindruck hervorbringen könnten. Dringend empfahl sie daher dem Freiherrn von Knebel, die Herzogin von Parma nachdrücklich zu warnen und sie zu pünktlicher Befolgung der Vorschriften zu ermahnen, welche ihr vor ihrer Abreise aus Wien ertheilt worden waren. Und dem Grafen Mahoni sprach sie den Wunsch aus, es möge von Seite des Königs von Spanien, und wenn nöthig auch von Frankreich aus energisch vorgegangen werden, um den in Parma drohenden Verwicklungen noch im Keime zu begegnen.

Karl III. richtete nun an seinen Neffen Ferdinand einen Brief [543]), an dessen Eingang er versichert, daß die ungünstigen Nachrichten, die er selbst aus Parma erhalte, nicht nur von Wien aus bestätigt würden, sondern daß die Kaiserin ihn gebeten habe, seine und des Königs von Frankreich Autorität einzusetzen, um in Parma Ordnung zu schaffen. Maria Theresia habe ihm erklärt, ihre Absicht sei gewesen, dem Infanten eine Gattin und nicht eine Beherrscherin seines Willens zu

geben. Sie sei erstaunt daß ihre Tochter sich einbilde, kurz nach ihrer Ankunft in Parma ihre neuen Unterthanen und dasjenige zu kennen, was das Wohl dieses Landes erheische. Die Kaiserin füge hinzu, daß der Infant bei seiner Jugend und seiner Unerfahrenheit nothwendiger Weise den Rathschlägen Anderer folgen müsse, daß jedoch gerade seine Gemalin durchaus nicht im Stande sei, ihm solche zu ertheilen, und am allerwenigsten dann, wenn es um Abänderung von Einrichtungen im Lande und am Hofe sich handle, welche noch von dem verstorbenen Herzoge herrührten.

In sehr scharfen Worten hält nun der König von Spanien seinem Neffen die einzelnen Punkte der wider ihn und die Infantin erhobenen Anklagen vor. Insbesondere ist es die Zurückberufung des Grafen del Verme, welche seinem bitteren Tadel begegnet. Durch ein Benehmen, welches fast ein aufrührerisches zu nennen sei, habe derselbe das gegen ihn beobachtete Verfahren nothwendig gemacht. Im Einvernehmen mit den Königen von Frankreich und von Spanien sei es beschlossen worden; von ihnen hänge jedoch der Herzog von Parma ab. Ihnen verdanke er sein Wohlergehen und seine Sicherheit; wenn sie ihn im Stiche ließen, würde sich kein anderer Hof um ihn kümmern. Er sei daher den beiden Königen Ehrfurcht und Folgsamkeit schuldig. Sie aber verlangten, daß er den Rathschlägen des vielfach bewährten und vertrauenswürdigen du Tillot nachkomme. Man erwarte von ihm, daß er sich künftighin benehme, wie es für einen Prinzen des Hauses Bourbon sich gezieme, und daß er keinen neuen Anlaß mehr gebe zur Unzufriedenheit mit seinem Betragen.

Am 1. October traf dieser so unzweideutig lautende und noch überdieß ganz unerwartete Brief des Königs von Spanien in Parma ein. Er brachte auf den Infanten und weit mehr noch auf dessen Gemalin einen sehr tiefen Eindruck hervor. Anfangs war man der Meinung, derselbe werde ein wohlthätiger sein. Knebel, der überhaupt ein ungemein wohlwollender Beurtheiler der Erzherzogin war und dessen Berichte jederzeit günstiger lauteten als die übrigen Nachrichten aus Parma, meldete der Kaiserin, durch den Brief des Königs von Spanien sei der Friede wieder hergestellt worden. Denn die Infantin sei

entschlossen, ihr Betragen von nun an der von ihrer Mutter empfangenen Instruction vollständig anzupassen. Und eine wenigstens theilweise Bestätigung schien die Ansicht Knebels durch ein Ereigniß erhalten zu sollen, welches binnen kurzem sich zutrug.

Nachdem die Infantin fünf Tage hindurch über der Sache gebrütet, berief sie am 6. October ihren Gemal und du Tillot zu sich. In Gegenwart des Infanten händigte sie dem Minister eine schriftliche Erklärung ein, deren Uebersendung nach Wien sie verlangte. Sie behauptete darin, die gegen sie erhobenen Anschuldigungen könnten unmöglich von ihrer geliebten Mutter ausgehen, der sie so theuer sei. Sie sei keineswegs mit der Absicht nach Parma gekommen, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mengen. Ihr Gemal könne ihr das Zeugniß nicht versagen, daß sie dieß nur aus dem Grunde gethan habe, weil er sie trotz wiederholter Gegenvorstellungen immer wieder dringend darum bat. Auch der Minister habe ihr mehrmals von Geschäften gesprochen und nicht nur die Miene angenommen, als ob er ihre Theilnahme an denselben wünsche, sondern sie ihr sogar eifrig gerathen. Seit ihrer Ankunft in Parma habe sie keine Befriedigung genossen als diejenige, welche ihr die Liebe ihres Gemals und das Bewußtsein darbot, Niemand Böses gethan zu haben. Als Lohn hiefür begegne sie nur üblem Willen und ungerechtem Tadel, welcher vielleicht gerade durch die Personen veranlaßt werde, die zuerst sie aufgefordert hätten, dasjenige zu thun, wozu sie sich ihrem Gemal zu Gefallen herbeigelassen habe. Sie bitte ihn daher, sie über nichts mehr zu Rathe zu ziehen, und erkläre ihm, daß sie alle Fragen über Geschäfte von nun an unbeantwortet lassen werde. Denn sie wolle sich nicht das Ansehen geben, als ob sie darauf ausgehe, ihn zu beherrschen. Eben so wenig sei sie gesonnen, ihm Vorwürfe des Königs von Spanien zuzuziehen, den er verehren müsse. Außerdem wolle sie übelgesinnten Personen keinen Anlaß gewähren, ihr selbst bei dem Könige zu schaden. Auch den Minister bitte sie, ihr nicht mehr von Geschäften zu sprechen; werde Einer von ihnen es dennoch thun, so werde sie den Anderen rufen lassen, und es würde eine Schande für zwei Männer sein, sich weniger wahrheitsliebend zu zeigen als eine

Frau. Der Herzog möge Anordnung treffen, daß man ihr keine Bittschriften mehr überreiche und sich Niemand bei ihr zur Audienz melde. So wie sie sich aber eine Ehre daraus mache, wenn man sehe daß sie ihrem Gatten gehorche, so wolle sie auch nicht den Anschein gewinnen, als ob sie ihre Freunde verlasse. Sie empfehle sie dem Infanten und hoffe, er werde nicht zugeben daß ihnen Uebles widerfahre, weil sie ihr anhänglich waren.

Zum Schlusse erklärte die Herzogin ihrem Gemal, daß sie es lebhaft bedauere, wenn sie ihm durch allzu willfährige Erfüllung seines Begehrens Unannehmlichkeiten verursacht habe. Den Minister versicherte sie ihrer vollkommenen Hochachtung. Sie schloß mit dem Ausdrucke des Wunsches, daß die Leute in Parma auch fernerhin so glücklich sein möchten als sie dieselben seit ihrer Ankunft gesehen habe.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Erklärung der Infantin einerseits in maßvollen und bescheidenen Ausdrücken abgefaßt, und daß sie doch andererseits wieder von Bitterkeiten gegen du Tillot erfüllt war. Ueberhaupt lautete das Urtheil über ihr Betragen je nach der Denkungsweise der Personen, von denen es ausging, äußerst verschieden. Der an Ort und Stelle befindliche Freiherr von Knebel trat ziemlich offen für die Erzherzogin in die Schranken. Er versicherte die Kaiserin, daß ihm durchaus kein Verdienst davon gebühre, wenn es bisher in Parma noch zu keinem öffentlichen Scandal gekommen sei. Die kindliche Liebe der Infantin zu ihrer Mutter, ihr Gehorsam für deren Gebote, ihre Verehrung für sie, ja sogar ihre Furcht vor ihr hätten das zu Wege gebracht. Schon lang vor ihrer Ankunft in Parma habe große Aufregung daselbst geherrscht, und es wäre für die Infantin fast unmöglich gewesen, nicht gleichfalls in sie hineingezogen zu werden. Die Ursache ihres allerdings nicht ganz passenden Auftretens bestehe eigentlich doch nur in der Meinung, die sie von den Pflichten ihrer neuen Stellung gefaßt habe. Es könne wohl sein, daß sich auch etwas Herrschsucht mit im Spiele befunden habe, aber es möge schwer fallen, sich der Kraft nicht zu bedienen, die man in sich fühle. Und für Parma wenigstens müsse der Infantin eine solche wirklich zugeschrieben werden.

Auch der Herzog habe schon ein halbes Jahr vor seiner Heirat aller Welt erklärt, er werde diesen Zeitpunkt benützen, um sich des tyrannischen Joches eines ihm aufgenöthigten Ministers zu entledigen. Und es wäre fast undenkbar gewesen, daß die vielen Personen, welche unter dem Drucke eines harten, willkürlichen und absolutistischen Regimentes seufzten, sich nicht an die Erzherzogin gedrängt, ihr Elend ihr vorgestellt und sie dringend gebeten hätten, ihrer sich anzunehmen und sie zu retten.

Dazu komme noch, daß auch der Infant alle Welt an seine Gemalin gewiesen, der Minister hingegen gar nichts gethan habe, um dieselbe für sich zu gewinnen. Augenscheinlich vernachlässige er sie, und da er sich überdieß am Hofe nicht blicken lasse, so sei es natürlich, daß sie nur Klagen, Aeußerungen der Unzufriedenheit und Bitten um Abhülfe vernehme. Vergegenwärtige man sich noch überdieß all dasjenige, was man sich von Bemerkungen du Tillots über die Erzherzogin in verbürgter Weise erzähle, dann müsse man noch eher ihre Mäßigung bewundern als sie der Uebergriffe anklagen. Sie verlange ja gar nicht du Tillots Entlassung; sie wünsche nur daß er nicht einzig und allein die öffentlichen Geschäfte besorge, daß auch hie und da ein Anderer gehört und vor Allem die erbärmliche Lage des Volkes verbessert werden möge. Du Tillot möge nur einmal mit einem hierauf abzielenden Plane hervortreten, dann wäre die Versöhnung der Infantin mit ihm gewiß allsogleich fertig. Da man jedoch einen solchen Schritt von ihm nicht erwarten dürfe, so fordere das Wohl der Erzherzogin, daß er entlassen werde und sie selbst die Zügel der Regierung in die Hand nehme. Denn der Infant werde niemals im Stande sein, sie zu führen.

Wie ganz anders lauteten doch die Aeußerungen des Staatskanzlers Kaunitz, welche er der Kaiserin gegenüber aussprach, als sie ihn um sein Gutachten anging. In den entschiedensten Ausdrücken nahm er für du Tillot und gegen die Infantin Partei, und in allen Punkten suchte er das zu widerlegen, was Knebel zu ihren Gunsten angeführt hatte. Nur dem Souverän und nicht seiner Gemalin stehe das Recht der Einmischung in die Regierungsangelegenheiten zu. Sehr

wohl hätte die Erzherzogin in Parma zu existiren vermocht, ohne sich in die angeblich schon vor ihrer Ankunft dort herrschende Aufregung hineinziehen zu lassen. Sowohl der Mangel an jeder Berechtigung hiezu als ihre Unkenntniß der dortigen Angelegenheiten hätten sie hievon abhalten sollen. Ihre Pflichten bestünden in nichts Anderem als vor der Hand in Liebe und Aufmerksamkeit für ihren Gatten und späterhin in Zärtlichkeit für ihre Kinder.

Man dürfe sich keineswegs wundern, daß du Tillot, dem es gewiß nicht unbekannt geblieben, daß seine Gegner sich gleich nach der Ankunft der Infantin an sie gewendet hätten und von ihr angehört worden seien, sich durchaus nicht beeilt habe, ihr gleichfalls den Hof zu machen. Ein solches Verfahren müsse im Gegentheil höchst ehrenhaft genannt werden, und es beweise nichts Anderes als ein reines Gewissen. Die ihm zugeschriebenen Aeußerungen über die Erzherzogin seien zu plump erfunden, als daß man glauben könnte, er habe sie wirklich gethan. Die Bemerkung der Infantin, du Tillot solle nicht allein am Staatsruder stehen und hie und da auch ein Anderer gehört werden, sei ihr offenbar von den Gegnern des Ministers eingegeben worden, welche auf diesem Wege zu einigem Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte zu gelangen hofften. Nicht anders stehe es mit dem Begehren, man möge des Volkes sich annehmen und dafür Sorge tragen, daß es ihm besser gehe. In Parma wie in Oesterreich und in allen übrigen Ländern wäre es ungemein wünschenswerth, wenn die Bevölkerung sich in behaglicherem Zustande befände. Es handle sich nur um die Mittel hiezu. Besitze man sie, dann würde du Tillot gewiß bereitwillig die Hand bieten zu passender Anwendung derselben. Darum sei auch die Behauptung verwerflich, zur Sicherstellung des Wohlseins der Erzherzogin sei es nöthig, daß du Tillot entlassen werde und sie selbst die Zügel der Regierung in die Hand nehme. Gerade das Gegentheil sei wahr; du Tillot möge fortan ungestört die öffentlichen Geschäfte besorgen und die Erzherzogin sich der Einmischung in dieselben strenge enthalten.

Wenn man den Kern der Sache herausschält und ihn des verhüllenden Beiwerkes entkleidet, so stellt sich der Streit, der in Parma

geführt wurde, hauptsächlich als ein Kampf dar zwischen der streng kirchlichen und der Reformpartei. Es ist merkwürdig zu sehen, wie entschieden doch Maria Theresia, wenn sie gleich bei weitem nicht so lebhaft wie Kaunitz für die letztere sich erklärte, im Ganzen und Großen ihr beitrat. Wie fast immer, so spendete sie auch jetzt wieder den Arbeiten des Staatskanzlers das glänzendste Lob. „finde alles unver„besserlich", schrieb sie eigenhändig auf den Bericht [544]), mit welchem Kaunitz die Entwürfe der nach Parma abzusendenden neuen Instructionen [545]) für Knebel ihr vorlegte, „und bin ihme wohl obligirt, so „ausführlich Knebel in einer sache, die mir so an hertzen ligt und die „so embrouillirt ware, zu dirigirn". Und sie selbst erließ an Knebel den Befehl, sich die äußerste Mühe zu geben, um die Erzherzogin von jeder Einmischung in die öffentlichen Geschäfte abzuhalten und sie zu bewegen, gegen du Tillot weder Gereiztheit noch ungünstiges Vorurtheil, sondern nur das eifrige Verlangen zu zeigen, mitwirken zu können zur Förderung der Wohlfahrt und der Zufriedenheit ihres Gemals [546]).

Statt daß Knebels Parteinahme für die Infantin dem Mutterherzen der Kaiserin wohlgethan hätte, erweckte gerade sie die Besorgniß in ihr, daß er nicht ganz der rechte Mann dazu sei, ihre Tochter zu einem anderen und vernünftigeren Benehmen zu bereden. Sie beauftragte daher eine Vertrauensperson im vollsten Sinne des Wortes, den Grafen Rosenberg, welcher sich ohnedieß wieder nach Florenz begab, die Reise dorthin über Parma zurückzulegen. Er sollte nicht nur daselbst im Sinne der Kaiserin thätig sein, sondern ihr vollkommen wahrheitsgetreuen Bericht über den dortigen Stand der Dinge erstatten. Denn erst von neuen und verläßlichen Auskünften wollte Maria Theresia ihr Urtheil über die Vorfälle in Parma und das Benehmen ihrer Tochter abhängig machen. Und aus den Instructionen, welche sie Rosenberg ertheilte, geht ziemlich deutlich hervor, daß ihre Anschauung sich von derjenigen des Staatskanzlers doch nicht unwesentlich unterschied.

Sie gebe ihm keine bestimmt lautenden Befehle, schrieb jetzt Maria Theresia an Rosenberg, als sie ihm diese Mission übertrug; er sei

von Allem unterrichtet und werde daher am besten beurtheilen können, wie er die Sache angreifen solle. Er möge mit du Tillot sprechen und ihm ins Gedächtniß zurückrufen, daß sich die Kaiserin nach dem Tode des verstorbenen Herzogs zu seinen Gunsten in Spanien verwendet habe; sie hoffe jetzt auf den Gegendienst von ihm, daß er ihrer Tochter sich annehme. Der letzteren sei jede Parteinahme gegen du Tillot zu widerrathen, obwohl es immer wahrscheinlicher werde, daß derselbe sich nicht lang mehr werde in Parma behaupten können. Rosenberg möge umständlich berichten, ob der Zustand der dortigen Finanzen und des Landes wirklich so trostlos sei als man ihn schildere, so daß man sogar vermuthe, der Infant und seine Gemalin könnten bald gezwungen sein, das Land zu verlassen. Gegen eine Reise nach Spanien habe sie, erklärte die Kaiserin, kaum etwas einzuwenden, eine solche nach Frankreich zu unternehmen, schiene ihr jedoch großen Bedenken unterworfen zu sein.

Es sei ihr unmöglich, fuhr Maria Theresia fort, den Infanten für falsch, betrügerisch und gefühllos zu halten; sich eine so ungünstige Meinung von ihm zu bilden, sei immer noch Zeit. Man solle sich bemühen, ihn in verständiger Weise zu zerstreuen und ihn dadurch abbringen von seinen Thorheiten. Man möge ihn rücksichtsvoll und in der Weise behandeln, auf welche seine Stellung ihm Anspruch verleihe. Wenn man etwas ausfindig zu machen wüßte, was ihm oder der Infantin Vergnügen bereiten könnte, so würde Maria Theresia es ihnen recht gern gewähren. Sie glaube selbst, daß man es in späterer Zeit nicht werde vermeiden können, die Zügel der Regierung in die Hände der Herzogin zu legen. Niemals dürfe dieß jedoch anders als mit Zustimmung der Könige von Frankreich und Spanien, ja nur auf ihr Begehren geschehen[547]).

Die Infantin Amalie, seit ihrer frühesten Jugend mit Rosenberg bekannt, schüttete ihm gleich bei seinem ersten Besuche in langdauerndem Zwiegespräch rückhaltslos ihr Herz aus. In schmerzerfüllten Worten klagte sie über die geistige Unfähigkeit, die Trägheit, die Schwäche und den Mangel an Wahrheitsliebe ihres Gatten. Es gab keine Niederträchtigkeit, deren sie den Minister du Tillot nicht für

fähig hielt. Ihre Oberſthofmeiſterin, die Marcheſa Malaſpina nannte ſie eine Närrin, ihre übrige Umgebung aber Schurken, Lügner und Spione.

Roſenberg konnte nicht läugnen, daß hinſichtlich des erſten wie des letzten Punktes ihrer Beſchwerden, inſofern ſie gegen den Infanten und wider ihre Umgebung gerichtet waren, die Erzherzogin ſo ziemlich die Wahrheit ſprach. Um ſo weniger ſtimmte er jedoch ihren Anklagen gegen du Tillot und Frau von Malaſpina bei, und er nahm dieſe beiden Perſonen der Infantin gegenüber in Schutz. Nach Wien aber ſchrieb er, man möge ſich vor Allem bemühen, den am Hofe von Parma herrſchenden Klatſchereien ein Ende zu machen. In ihnen finde die Erzherzogin immer neuen Anlaß zu bitterer Beſchwerde [548]).

Einer der Punkte, die Roſenbergs Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich zogen, war der wenig anſtändige Ton, welcher in der nächſten Umgebung des Infanten und ſeiner Gemalin herrſchte. Die Hauptveranlaſſung hiezu fand auch er in der von der Infantin herbeigeführten Aufhebung aller Rangsunterſchiede am Hofe. Unter dem Vorwande, die läſtige Etiquette zu beſeitigen, habe ſie es durchgeſetzt, daß es gar keine Unterſcheidung zwiſchen älteren hochgeſtellten Perſonen und ſolchen mehr gebe, welche kaum dem Knabenalter entwachſen, etwa als Lieutenants in die Garde getreten ſeien. Da ſie ſich mit den letzteren beſſer unterhalte, ziehe ſie dieſelben den gediegeneren Männern überall vor; kecke Selbſtüberhebung der jungen Leute ſei die unausbleibliche Folge hievon. Unermüdlich ſeien er ſelbſt und Knebel, der ihn angelegentlichſt unterſtütze, in eindringlichen Vorſtellungen bei der Erzherzogin geweſen; dieſelben hätten jedoch nicht das Mindeſte gefruchtet. Immer habe ſie voll Eigenſinn geantwortet, ſie wolle entweder Alle ohne jeglichen Unterſchied oder gar Niemand bei ſich ſehen. Sie werde nur mehr an Galatagen, dann aber große Geſellſchaft verſammeln; an den anderen Tagen werde ſie mit ihrem Gatten und dem Dienſtperſonal die Kirchenglocken läuten und Kaſtanien röſten [549]).

Unverkennbar war der Hohn, welcher in dieſer letzteren Drohung lag, und er war ganz dazu geeignet, Maria Thereſia von der nach-

sichtigen Beurtheilung zurückzubringen, welche sie dem Benehmen der Infantin noch immer hatte angedeihen lassen. Die Kaiserin war auch ganz die Frau, von der man es erwarten konnte, daß sie den störrischen Sinn ihrer Tochter zu beugen im Stande sein werde. Leider besitzen wir den Brief nicht mehr, welchen sie in Folge der gleichlautenden Berichte Rosenbergs und Knebels an die Infantin schrieb. Er muß jedoch sehr entschieden gelautet haben, wenigstens brachte er einen solchen Eindruck auf die Erzherzogin hervor, daß sie mindestens zu theilweiser Nachgiebigkeit sich entschloß[550]). Und nun erhielt Knebel, welcher nach Rosenbergs Abreise allein mit ihr unterhandelte, in der Person des französischen Gesandten in Turin, Marquis de Chauvelin, einen mächtigen Succurs. Er war von dem Könige von Frankreich mit dem speziellen Auftrage nach Parma gesendet worden, der dort immer mehr um sich greifenden Unordnung ein für alle Mal ein Ende zu machen.

Die Mission Chauvelins nach Parma hatte für den Augenblick wenigstens vollständigen Erfolg. Rücksichtslos trat er gegen den Herzog und die Herzogin auf. Der Erstere mußte geloben, sich während vier Jahren allen Einflusses auf die Staatsgeschäfte seines eigenen Landes zu enthalten; ihre Besorgung wurde ausschließlich du Tillot anvertraut. Die Infantin aber erneuerte ihre schon früher abgegebene Erklärung, den öffentlichen Angelegenheiten vollkommen fremd bleiben zu wollen, und sie bequemte sich zur Wiedereinführung der Hofordnung, die sie umgestoßen hatte. Sieben Personen, welche du Tillot als seine leidenschaftlichsten Widersacher bezeichnete, wurden vom Hofe entfernt.

Man kann sich denken, mit welchem Schmerze die Demüthigung, die ein so vollständiges Unterliegen mit sich brachte, die stolze Seele der Erzherzogin durchdrang. Am peinlichsten empfand sie es, daß ihretwegen diejenigen leiden sollten, welche auf sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten. In so schwungvollen Worten wußte sie diesem Gefühle in einem Briefe an den König von Frankreich Ausdruck zu geben, daß sie hiedurch unwillkürlich einen für sie nicht ungünstigen Eindruck hervorbrachte. Auch Chauvelin durchdrang sich trotz seines dictatorischen Auftretens doch während seiner Anwesenheit in Parma mit einer

gewissen Anerkennung ihrer geistigen Begabung, welche, wenn auch an und für sich vielleicht nicht gerade hervorragend, doch wohlthuend abstach von derjenigen der meisten anderen Personen am Hofe von Parma. Wie es scheint, trug auch Chauvelin durch seine Berichte nach Frankreich dazu bei, daß man dort allmälig eine etwas vortheilhaftere Meinung von der Infantin zu hegen begann, als es bisher der Fall war.

Und in der That schien auch für den Augenblick wenigstens viele Ursache hiezu vorhanden zu sein. Wenn man den Berichten des für sie eingenommenen Freiherrn von Knebel nicht allzu sehr mißtrauen darf, so bemühte Amalie sich eifrig, nicht nur das Gefühl des Schmerzes in sich niederzukämpfen, mit welchem die Ergebnisse der Sendung Chauvelins sie erfüllt hatten, sondern den Versprechungen pünktlich nachzukommen, die sie gegeben. Die früheren Gebräuche am Hofe wurden wieder beobachtet, die aufgeregten Gemüther begannen sich zu beruhigen, du Tillot und Frau von Malaspina schienen zufriedener zu sein. Auch die Herzogin zeigte sich heiterer als zuvor; aber lange Zeit dauerte diese erkünstelte Ruhe nicht. Ein an und für sich geringfügiges Ereigniß gab Anlaß zu einem neuen und heftigeren Ausbruche des Sturmes. So auffahrend benahm sich die Infantin gegen den Minister, daß alle Anwesenden sahen, sie sei durchdrungen von tief wurzelndem Hasse wider ihn und habe denselben nur einige Zeit hindurch gewaltsam unterdrückt. Der leidenschaftliche Ausfall gegen du Tillot führte bald auch einen solchen gegen Frau von Malaspina herbei. Und auch ihrer Mutter gegenüber schien die Infantin den so oft angelobten Gehorsam ganz außer Acht lassen zu wollen. Wie in großen, so entzog sie sich auch in kleinen Dingen unter allerlei Vorwänden dieser Pflicht[551]).

Allmälig machte sich auch von Seite der Erzherzogin eine gewisse Erkaltung ihrer früher so wohlwollenden Gesinnung gegen Knebel bemerkbar. Sie begriff wohl, daß in seinen Berichten die eigentliche Veranlassung zu den Verweisen lag, welche sie fortwährend von ihrer Mutter erhielt. Und nun scheint auch du Tillot auf Knebels Verdrängung aus Parma hingearbeitet zu haben. Es mochte ihm nicht

unbekannt geblieben sein, daß Knebels Sympathien mehr der Erzherzogin als dem ihr verhaßten Minister zugewendet waren. Er suchte ihm daher in jeder Weise seine Stellung zu verleiden; recht kleinliche Anstände hinsichtlich des Ceremoniells sollten gleichfalls hiezu beitragen. Aber gar leicht hätte sich Knebel darüber hinausgesetzt und du Tillots Intriguen wohl nur geringer Beachtung gewürdigt. Daß jedoch sein Einfluß bei der Infantin so rasch im Sinken war, brachte auf sein empfängliches Gemüth die schmerzlichste Wirkung hervor. Er wurde träumerisch, düster und schwermüthig, so zwar daß es Jedermann auffiel. Er erbat sich seine Abberufung aus Parma und er erhielt sie. Zu Ende des September oder Anfangs October 1770 scheint er Parma verlassen zu haben.

Nach der Abreise Knebels war man in Wien durch einige Zeit ohne nähere Berichte aus Parma. Gegen Ende des Jahres 1770 befahl Maria Theresia ihrem bevollmächtigten Minister in der Lombardie, dem Grafen Firmian, sich nach Parma zu begeben, um der Erzherzogin, welche am 22. November eine Tochter Namens Caroline zur Welt gebracht hatte, die bei derlei Anlässen üblichen Geschenke des kaiserlichen Hofes zu überbringen. Am 11. Jänner 1771 traf Firmian zu Parma ein, und etwa zwei Wochen später erstattete er der Kaiserin ausführlichen Bericht. Die von ihr gespendeten Geschenke seien von der Infantin mit allen Zeichen lebhafter Dankbarkeit und warmer Verehrung für ihre Mutter aufgenommen worden. Er habe sie ungemein wohl aussehend und von sehr guter Gesundheit gefunden; wiederholt habe sie ihn versichert, in den befriedigendsten Beziehungen zu ihrem Gatten zu stehen, welchen sie liebe; ihrem Töchterchen sei sie mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit zugethan. Gegen die Marchesa Malaspina dauere die alte feindselige Gesinnung noch fort und nichts werde hierin eine Aenderung hervorbringen. Dagegen zeige sie viel geringere Abneigung gegen den Marquis Felino; sie liebe ihn zwar nicht, aber sie scheine ihn zu achten; sie habe selbst gesagt, daß es ihr leid thun würde, wenn ihn irgend ein Mißgeschick träfe. Weit mehr als die Herzogin hasse ihr Gemal seinen Minister, und dieses Gefühl wider ihn und Frau von Malaspina sei so tief eingewurzelt in seiner Seele, daß es kaum

möglich sein werde, ihn in dieser Beziehung zu anderen Gesinnungen zu bringen.

Herbere Anklagen noch als der Infant und dessen Gemalin, der er blindlings ergeben zu sein schien, wider du Tillot und Frau von Malaspina erhoben, wurden von den Letzteren gegen den Herzog und die Herzogin vorgebracht. Oftmals wiederholten sie die Betheuerung, daß sie mit Freude den Tag begrüßen würden, an welchem es ihnen vergönnt wäre aus einem Dienstverhältnisse zu scheiden, das ihnen zur Last sei, indem sie sich täglich von dem Mißfallen ihrer Gebieter überzeugten [552]).

Ohne Zweifel diente es der Kaiserin wenigstens zu einiger Beruhigung, aus Firmians Bericht die Bestätigung der erfreulichen Meldung zu vernehmen, daß zum mindesten das eheliche Verhältniß ihrer Tochter ein befriedigendes sei. Aber dafür war wieder die Stellung derselben zu den beiden Personen, welche die obersten Aemter im Staate und am Hofe bekleideten, eine so peinliche, daß sie nothwendiger Weise das Leben der Infantin vergällen mußte. An die Entfernung Felino's und der Marchesa Malaspina mochte man in Wien um so weniger denken, weil dieselben in Versailles und in Madrid noch feste Stützpunkte besaßen. Und wenn auch vielleicht Maria Theresia selbst allmälig mehr dazu geneigt geworden wäre, so hätte sich doch wahrscheinlich Kaunitz, welchem Felino's ferneres Verweilen auf seinem Posten gleichbedeutend erscheinen mochte mit der Aufrechthaltung des Widerstandes gegen Rom, mit Lebhaftigkeit gegen dessen Rücktritt erklärt. Es blieb daher der Kaiserin nichts übrig als immer wieder neue Versuche zu unternehmen, um den Zwiespalt auszugleichen, in welchem der Infant und seine Gemalin auf der einen, du Tillot und Frau von Malaspina auf der anderen Seite standen. Darum gab sie jetzt ihrem Gesandten in Neapel, dem Grafen Wilczek den Auftrag, sich auf der Reise nach Wien, die er vorhatte, auch nach Parma zu begeben. Dort solle er neuerdings hinwirken auf Beseitigung des verderblichen Zwistes und ihr getreuen Bericht erstatten über seine Wahrnehmungen.

Am 6. März 1771 kam Wilczek nach Parma; was er dort erfuhr, lautete noch betrübender für Maria Theresia, als was sechs Wochen früher Firmian nach Wien geschrieben hatte. Auch jetzt wieder nahmen der Infant und seine Gemalin mit allen äußeren Zeichen kindlicher Liebe und Ehrfurcht die Briefe der Kaiserin entgegen. Auch jetzt wieder bat die Erzherzogin um die Entlassung der Marchesa Malaspina und sprach den Wunsch aus, daß die Marchesa Rosa Pallavicini an ihre Stelle gesetzt werde; ja sie erklärte, sie hege die Absicht, sich mit diesem Begehren unmittelbar an die Könige von Frankreich und von Spanien zu wenden. Sie wisse daß dieselben dem Infanten wohlwollend gesinnt seien, und sie erwarte binnen wenig Monaten einen Abgesandten, welcher Felino's Verfahren streng untersuchen solle. Und aus dem verdammenden Urtheile, welches die Infantin in den leidenschaftlichsten Worten über Felino fällte, aus den selbst ehrenrührigen Anklagen, die sie gegen ihn vorbrachte, mußte Wilczek nicht ohne Bestürzung ersehen, daß seit der Zeit, als Firmian in Parma gewesen, das Uebel nicht geringer, sondern ärger, der Zwiespalt noch schroffer geworden sei. Wilczek begriff, daß man unter so gespannten Verhältnissen an einen Ausgleich, an die Herbeiführung einer Versöhnung durchaus nicht denken dürfe. Er begnügte sich mit dem Versprechen der Infantin, daß wenn in der That aus Versailles oder aus Madrid ein Delegirter in Parma eintreffen werde, sie sich in dessen Verrichtungen nicht einmengen und sich auch hinsichtlich der Marchesa Malaspina noch in Geduld fassen werde [553]).

Die Hoffnung des Infanten und seiner Gemalin auf baldige Aenderung einer Lage, die ihnen fast als eine unerträgliche erschien, gründete sich auf die Vermittlung des französischen Gesandten in Parma, des Grafen Boisgelin. Nach Knebel war er der Erste, welcher über die Herzogin ein ungleich günstigeres Urtheil fällte als es damals in Versailles und in Madrid, ja sagen wir es offen, auch in Wien zur Gewohnheit geworden war. Wiederholt schrieb er nach Paris, die Infantin sei bei weitem nicht so überspannt und der Infant nicht so blödsinnig als man sie ausgebe. Den Grafen Wilczek versicherte er, die Dinge in Parma stünden ganz anders als man gewöhnlich

sie darstelle. Die Erzherzogin sei gut und sei großmüthig, sie besitze einen mächtigen Aufschwung der Seele, sie liebe und verehre ihre Mutter. Allerdings sei sie zu lebhaft, aber allmälig beruhige sie sich schon. Sie habe das Unglück gehabt, im Anfange ihrer Laufbahn Leuten Gehör zu schenken, die sie zu irrigen Schritten verleiteten. Dadurch sei man dahin gebracht worden, ihr ganz andere und viel üblere Eigenschaften zuzuschreiben als sie wirklich besitze.

In gleichem Sinne schrieb Boisgelin, welcher sich in der ritterlichen Rolle eines Vertheidigers der Infantin gefiel, auch unablässig nach Frankreich. Es war natürlich daß Alles, was er zum Lobe der Herzogin und ihres Gemals sagte, seine Spitze gegen du Tillot kehrte. Man war daher in Paris, wo man entschieden auf der Seite des Letzteren stand, durchaus nicht zufrieden mit der Haltung Boisgelins; er wurde aufs strengste beauftragt, sich nicht etwa zu Felino's Gegnern zu gesellen [554]). Ganz ohne alle Wirkung scheint jedoch die Berichterstattung Boisgelins nach Paris und die ähnliche des spanischen Gesandten Revilla nach Madrid doch keineswegs geblieben zu sein.

Ungleich wichtiger für uns ist es, die Ansicht der Kaiserin über die Bemühungen kennen zu lernen, du Tillot von seinem Posten zu entfernen. Als ihr die Infantin darüber schrieb, erinnerte sie dieselbe an das Wort, welches sie und ihr Gemal den Königen von Frankreich und von Spanien gegeben hatten, du Tillot durch vier Jahre unbeschränkt regieren zu lassen und sich während dieser ganzen Zeit nicht in die öffentlichen Geschäfte zu mischen. Ein Fürstenwort müsse heilig gehalten werden, und sie hoffe, ihre Tochter werde Hochachtung genug haben für sie, um ihr nicht von einem Vorhaben zu sprechen, in welches sie sich nun und nimmermehr werde hineinziehen lassen.

Trotz dieser strengen Haltung gegen die Infantin verläugnete jedoch Maria Theresia auch jetzt wieder ihre mütterliche Zärtlichkeit nicht. An ihren Botschafter in Paris, den Grafen Mercy schrieb sie, daß ihr das Schicksal ihrer Tochter nicht gleichgültig sein könne; er möge sich daher bemühen, ihr so viel als nur immer möglich von Nutzen zu sein. Sie fürchte, die beabsichtigte Mission nach Parma

werde nur die zweite Auflage der Sendung Chauvelins sein und für die Herzogin und ihren Gemal noch unangenehmere Folgen nach sich ziehen.

Sie höre, fügte Maria Theresia ihrem Briefe an Mercy noch eigenhändig hinzu, daß man in Versailles und in Madrid den Gedanken hege, den Infanten auf Reisen und dessen Gemalin nach Wien zu senden. Sie erkläre jedoch, daß sie niemals hiezu die Hand bieten werde. Man möge das junge Ehepaar nicht trennen, sondern es ruhig in Parma lassen, wo es sich noch immer am besten befinde. Es wäre wirklich eine Schande für das Haus Bourbon, sich einem seiner Prinzen nicht hülfreich erweisen zu wollen [555]).

Man sieht wohl, daß nicht allein die Berichte Boisgelins und Revilla's, sondern auch die Worte, welche Mercy im Auftrage der Kaiserin hie und da zu Gunsten des parmesanischen Herzogspaares fallen ließ, dazu beigetragen haben mögen, allmälig die Wege zu ebnen für die Schritte, welche man in Parma seit langer Zeit beabsichtigte, um sich Felino's zu entledigen. Im August 1771 richtete Herzog Ferdinand an die Höfe von Frankreich und Spanien eine Denkschrift, in der er seine einzelnen Beschwerdepunkte aufzählte und um die Entlassung des Ministers bat. Gleichzeitig setzte die Erzherzogin eine ähnliche, nur noch umfangreichere Schrift auf, in der sie der Mutter gegenüber ihre trostlose Lage schilderte und auf unverzügliche Abhülfe drang.

Wir wollen und können hier in die einzelnen Anschuldigungen nicht eingehen, welche der Herzog und die Herzogin von Parma gegen die beiden von ihnen so sehr gehaßten Personen erhoben. Es genüge bloß anzuführen, daß sie dießmal das heiß ersehnte Ziel wirklich erreichten. Im Herbste 1771 entschloß sich der König von Spanien, an du Tillots Stelle Don Joseph Augustin de Llano mit dem Posten eines ersten Ministers in Parma zu bekleiden. Rosenberg, seit der Zeit seines Aufenthaltes in Spanien mit de Llano sehr wohl bekannt, nennt diese Wahl eine ungemein glückliche. Llano war damals erster Beamter im spanischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten

und bei dem Minister Wall in besonderer Gunst. Dessen Nachfolger Grimaldi schob ihn ein wenig bei Seite und daher mochte es kommen, daß er sich leichter herbeiließ, Madrid zu verlassen und nach Parma zu gehen, als es sonst wohl geschehen wäre [556]).

Maria Theresia war keineswegs unzufrieden mit diesem Wechsel der Personen. Auch schon von anderer Seite als von Rosenberg hatte sie Gutes über Llano gehört und lebhaft wünschte sie, daß derselbe einen günstigeren Einfluß auf die Infantin ausübe als Felino dieß vermocht hatte. An der Haltbarkeit der Stellung des Letzteren in Parma hatte die Kaiserin, wie wir gesehen haben, lang schon gezweifelt. Doch wünschte sie, da sie ihn für schuldlos ansah, daß seine Laufbahn in Ehren sich endige und ihm als Zeichen hievon eine Gunstbezeigung der bourbonischen Höfe zu Theil werde [557]).

In den ersten Tagen des November kam Llano nach Parma, und wie er selbst berichtet, fand er hier die Dinge in einem trostlosen Zustande. Er gab zu, daß Chauvelin durch die gewaltsame Art, in der er dem Herzoge und der Herzogin alle Autorität entzogen und sie einzig und allein in Felino's Händen vereinigt hatte, einen großen Mißgriff begangen, ja er stellte nicht völlig in Abrede, daß dieser Minister die ihm übertragene Machtvollkommenheit vielleicht mißbraucht habe. Aber welche Fehler seien nicht auch von der anderen Seite geschehen? Seiner Ansicht nach mußten der Herzog und die Herzogin ihre bisherige Lebensweise vollständig ändern, Ordnung und Pünktlichkeit in dieselbe bringen, größere Sparsamkeit beobachten, unbeschränkte Amnestie gewähren, und bei den Maßregeln, welche zu ergreifen wären, nicht immer zuerst darnach fragen, wer sie ins Werk setze, sondern ob sie gut und zweckmäßig seien. Er müsse gestehen, daß er selbst an einen günstigen Erfolg seiner Sendung nicht glaube [558]).

Nur allzu bald ging die von de Llano ausgesprochene Befürchtung in Erfüllung. Schon binnen wenig Monaten zeigte es sich, wie der Infantin nicht so sehr die üblen Eigenschaften, welche sie Felino zur Last legte, als die durch ihn herbeigeführte Beschränkung ihres eigenen ungezügelten Willens so unerträglich gewesen, daß sie nicht

geruht, bis sie seine Entfernung durchgesetzt hatte. Bald stand sie de Llano gerade so feindlich gegenüber wie früher seinem Vorgänger. Nichts glich der beleidigenden Heftigkeit des herrischen und befehlenden Tones, den sie gegen ihn anschlug[559]). Wie weit binnen kürzester Frist die Dinge in Parma gekommen waren, ersieht man daraus, daß Maria Theresia im März 1772 auf Begehren der Könige von Frankreich und Spanien sich entschloß, Rosenberg ein zweites Mal nach Parma zu senden. An und für sich schon in hohem Grade unzufrieden mit der Infantin, wurde sie durch Joseph und Kaunitz zu strengstem Auftreten wider sie gedrängt. Wohl zunächst auf Antrieb des Staatskanzlers erging an Rosenberg eine so weitläufige und in so energischen Worten abgefaßte Instruction, daß wir zur Kennzeichnung derselben wenigstens ihren Eingang hier anführen zu müssen glauben.

„Sein in so vielen Gelegenheiten erprobter Diensteifer und aus-„nehmende Geschicklichkeit", so läßt sich Maria Theresia vernehmen, „macht daß wir dem Grafen ein zwar in Ansehung der Staats-„betrachtungen im Geringsten nicht wichtiges, unser mütterliches Herz „aber sehr nahe angehendes Geschäft hiemit auftragen. Die in Parma „seit dem Tage der Verbindung unserer Tochter Amalia mit dem „Infanten und Herzog von Parma entstandenen Irrungen und un-„angenehmen Ereignisse sind dem Grafen, wie leider ganz Europa, „dem es zur Fabel und zum Gelächter dient, nicht unbekannt. Anfangs „sahen wir alle Handlungen unserer Tochter als Folgen ihrer Jugend „und Unerfahrenheit an, mit welcher sie zu einem eingebildeten Guten „mit gar zu vielem Eifer und ohne mindeste Ueberlegung und Vorsicht „zu Werk ging. Wir wendeten dagegen die stärksten und häufigsten „mütterlichen Ermahnungen theils durch unseren eigenhändigen Brief-„wechsel, theils durch Abschickung und mündliche Vorstellungen unter-„schiedlicher unserer vertrauten Minister an, allein umsonst. Ihre „Gemüthsbeschaffenheit, die der Wahrheit gegen ihre eingewurzelten „Vorurtheile wenig Raum zu geben gestattet, ihr unglückseliger Hang „zur Herrschsucht, der üble Rath und die Schmeicheleien kleiner und „schlechter, sie umgebender Leute, in welchen sie die Liebe des Volkes „und einen ungewissen Ruhm anzutreffen glaubte, endlich ihre stützige

„und eigensinnige Denkungsart und schwache Ueberlegungskraft in „Auswählung und Unternehmung ihrer Handlungen, wohl aber Spitz„findigkeit und Heftigkeit in gewaltsamer Behauptung ihrer einmal „angenommenen Sätze, dieses Alles unterdrückte die Wahrheit und „gab nur Anlaß zum Mißbrauch unserer mütterlichen Vorstellungen. „Wir haben daher eine Zeit her gänzlich von denselben abzustehen für „das Räthlichste gehalten, und wollten der Zeit und ihrer eigenen „Erfahrung das Mehrere wirken lassen. Ja da wir weder Ehre noch „Nutzen aus allen unseren weiteren Vorstellungen vorsahen, so hätten „wir auch diese unterlassen, und ist es nicht eine Folge unserer mütter„lichen Liebe, welche zwar alle ihre Kinder gleich liebt, aber dennoch „nach ihren Verdiensten und uns gebendem Trost zu unterscheiden „weiß, daß wir gegen diese unsere Tochter, welche uns schon zu so „vielem Unlust die Gelegenheit gegeben hat, noch diesen Versuch als „den letzten wagen, sondern das Verlangen beider gekrönter Häupter „hat uns dazu allein verleitet, da wir nichts Besseres, so sehnlich wir „es auch wünschten, zu erhalten gegründete Hoffnung haben. Allein „es sei dieses noch der letzte Versuch, beiden Königen zu Ehren und „unserem eigenen Gewissen zur Ruhe, in welcher wir nachher mit „Gelassenheit Alles, was immer geschehen könnte oder nothwendig ge„schehen wird, ohne uns im Mindesten darein zu mischen, mit ruhigem „Gemüth und so viel möglicher Gleichgültigkeit ansehen werden.“

In demselben energischen, ja fast drohenden Tone gegen die Infantin wie der Eingang der Instruction ist auch deren fernerer Wortlaut abgefaßt. Rosenberg wurde beauftragt, der Infantin nachdrücklichst vorzustellen, daß ihr Gemal und daher auch sie selbst einzig und allein von der Unterstützung, ja von der Gnade der Könige von Frankreich und Spanien abhängig seien, und daß in dieser Beziehung von Wien aus nicht das Geringste für sie geschehen werde. Man sei durchaus nicht gesonnen, um ihretwillen die nicht etwa aus bloßer Sympathie, sondern in Gemäßheit der wichtigsten Staatsinteressen herbeigeführte Verbindung mit den bourbonischen Höfen in die Schanze zu schlagen. Darum werde man jederzeit das ganz unbedingte Verfügungsrecht dieser Höfe mit dem Herzoge von Parma und der Familie

desselben sogar auch dann anerkennen und ungestört zulassen, wenn sie es für nothwendig ansehen sollten, dasselbe bis auf deren Personen zu erstrecken. Sollte auch diese Erklärung und die sich hieraus ergebende Folgerung wirkungslos bleiben, dann werde die Kaiserin nur mehr theilnahmslos zusehen und wünschen können, daß die beiden Höfe „zur Verhinderung alles weiteren Unsinnes die kräftigsten Mittel „anwenden, und daß Noth und Zwang dasjenige hervorbringen und „zurechtweisen mögen, was der Mutter Rath so oft vergebens ver„sucht hat.“

All die verschiedenen Stellungen und Verhältnisse, in denen die Infantin sich befand, werden von Maria Theresia der Reihe nach ins Auge gefaßt und bei jeder führt sie den Beweis, daß die mit derselben verbundenen Pflichten von ihrer Tochter durchaus nicht erfüllt worden seien. Weder als Gattin noch als Mutter, weder als Herzogin von Parma noch als Enkelin des Königs von Frankreich und als Nichte des Königs von Spanien habe sie dieß gethan. Auch als ihre Tochter nicht, denn als solche sei sie ihr nicht bloß Dankbarkeit und Liebe, sondern auch ein Benehmen schuldig, welches der Mutter als Vergeltung für die ihrer Tochter bewiesene Sorgfalt zur Freude und zur Ehre gereichen könne. Statt dessen sehe sie sich mit Undank belohnt, und Rosenberg möge der Herzogin nur treulich berichten, wie oft er die Kaiserin um ihretwillen bittere Thränen habe vergießen gesehen. „Ich bedauere selbe nicht“, fügt Maria Theresia hinzu, „wenn sie „fruchten, und ich wäre bereit noch mehrere für ihr Glück aufzuopfern. „Allein wenn ich sehe daß Eigensinn, kurzsichtige Stützigkeit und Vor„urtheil dasjenige vereiteln, was gesunde Vernunft, Nothwendigkeit, „Schuldigkeit, Gewissen und getreuer mütterlicher Rath vermögen „sollten, so wird der Graf sie aufs bündigste versichern, daß ich ihre „Aufführung nicht allein öffentlich mißbilligen, sondern auch, geschehe „was immer wolle, mich ihrer in keiner Gelegenheit annehmen, und „zu Erhaltung meiner Ehre und Ruhe sie ihrem Schicksal, Eigensinn „und elenden Rathgebern auf ewig überlassen werde.“

Die Kaiserin fügte jedoch ausdrücklich hinzu, daß Rosenberg diese letztere Erklärung der Herzogin gegenüber erst dann aussprechen solle,

wenn seine übrigen Vorstellungen bei ihr nichts gefruchtet hätten. In diesem Falle habe er ihr auch im Namen der Kaiserin allen Briefwechsel mit ihr selbst und mit ihren Geschwistern zu untersagen.

Sollte die Herzogin durch ihn so weit gebracht worden sein, daß sie ihn frage, was denn eigentlich ihre Mutter von ihr wolle, so möge Rosenberg die an sie zu richtenden Begehren in fünf verschiedene Punkte zusammenfassen. Die Infantin habe alles dasjenige zu thun, was einer guten Ehefrau zieme; nicht mürrisch, nicht zänkisch gegen ihren Gatten zu sein und nicht Veranlassung zu geben, daß er eine unangemessene Rolle spiele. Niemals solle sie ihn verlassen; wenn sie ihn jedoch auf einer Reise durchaus nicht begleiten könne, möge sie inzwischen ruhig in Parma verweilen. Jedes mittelbaren oder unmittelbaren Einflusses auf die öffentlichen Geschäfte habe sie sich streng zu enthalten, Niemand zu begünstigen, auf die Verleihung von Stellen nicht einzuwirken, dem Minister Llano keinerlei Beschränkung aufzuerlegen und ihm nicht nur volles Vertrauen zu schenken, sondern ihm dasselbe auch öffentlich zu zeigen und daher gar keine Anklagen wider ihn anzuhören, geheime Berichte aber sich durchaus nicht erstatten zu lassen. Auch in Dingen, welche ihre Hofhaltung, ja sogar ihr Privatleben beträfen, möge sie die Richtschnur gewissenhaft befolgen, welche Llano ihr vorzeichnen werde, indem er den Willen der Könige von Frankreich und Spanien repräsentire, welchem die Herzogin und ihr Gemal bedingungslos untergeordnet seien. Endlich sei nicht nur gute Gesellschaft für sie zu wählen, sondern im Einvernehmen mit Llano und Rosenberg ein Plan festzustellen, durch dessen Befolgung sie ihr Leben tadellos, ruhig und angenehm zubringen, sich besser unterrichten und sorgfältiger ausbilden könne. Das Lesen guter und lehrreicher Bücher und der Umgang mit vernünftigen Menschen würden hiebei das Beste zu thun haben. Dann werde sie lernen, nachdenkender und in ihren Reden behutsamer zu werden, in ihren Handlungen aber verständiger zu Werke zu gehen. In der Erfüllung ihrer Pflichten möge sie ihre Ehre und ihren schönsten Ruhm suchen und nicht in den schmeichlerischen Worten betrügerischer und lasterhafter Günstlinge.

Zum Schlusse schärfte Maria Theresia dem Grafen Rosenberg noch besonders ein, nicht etwa darauf auszugehen, einzig und allein das Herz der Infantin zu rühren und in solcher Weise Zusagen hervorzurufen, die so leicht und rasch als gegeben, auch wieder vergessen sein würden. Auf die Vernunft, auf die Ueberzeugung der Infantin müsse er wirken, und wenn er dieselbe für sich gewonnen habe, sie noch in seiner Gegenwart die entsprechenden Handlungen vornehmen lassen. Sähe er sich jedoch in seiner Erwartung getäuscht, dann möge er keine ferneren Verhaltungsbefehle aus Wien verlangen, sondern die ihm aufgetragene Erklärung abgeben und Parma verlassen, der Kaiserin aber hiedurch fernere fruchtlose Mühe ersparen.

In unserer Aufgabe liegt es, hauptsächlich das Verfahren, welches Maria Theresia in dieser leidigen Angelegenheit beobachtete, und nicht so sehr dasjenige ihrer Tochter zur Darstellung zu bringen. Daher kann der ausführlichen Berichte Rosenbergs, in denen er der Kaiserin seine Besprechungen und Verhandlungen mit der Infantin mittheilt, hier nur insoweit gedacht werden, als es nothwendig ist, um das fernere Benehmen der Kaiserin gegen die Herzogin zu verstehen.

Beneidenswerth war Rosenbergs Lage während seines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Parma — vom 15. April bis zum 5. Mai 1772 — gewiß nicht zu nennen. Anfangs setzte die Herzogin seinen Vorstellungen, seinen Bitten ein hartnäckiges Abläugnen all der Thatsachen entgegen, auf welche die wider sie gerichteten Vorwürfe sich gründeten. Die unumstößlichsten Beweise für die Richtigkeit derselben schienen sie hievon nicht abbringen zu können. Als Rosenberg alle Mittel der Ueberredung fruchtlos erschöpft hatte, blieb ihm nichts übrig, als wenigstens vorläufig die Erklärung anzukündigen, mit der er von der Kaiserin für den Fall beauftragt worden war, daß er sich genöthigt sähe, Parma unverrichteter Dinge zu verlassen [560]). Das schien zu wirken und am 22. April schrieb die Infantin voll demüthiger Unterwürfigkeit an ihre Mutter. In Ausdrücken tiefster Reue widerrief sie den Brief, den sie an Llano gerichtet. Sie flehte die Kaiserin an um ihre Verzeihung und gab ihr die feierliche Versicherung, auch nicht ein Haarbreit mehr von deren Vorschriften abweichen

zu wollen [561]). Kaum aber schritt Rosenberg daran, die einzelnen Punkte mit ihr durchzugehen, hinsichtlich deren sie ganz besonders die pünktliche Befolgung des Willens ihrer Mutter zusagen sollte, da erwachte die bisherige Unbotmäßigkeit, der alte Starrsinn in der Erzherzogin von Neuem. Unter wiederholten Ausbrüchen unbändiger Heftigkeit erklärte sie hartnäckig, sich nun und nimmermehr in das fügen zu wollen, was man ihr auferlege [562]).

Es ist unmöglich, hier auch nur andeutungsweise der mündlichen und schriftlichen Bemühungen, ja der Beschwörungen zu gedenken, in denen sich Rosenberg erschöpfte, um die Erzherzogin auf andere Gedanken zu bringen. Sie behauptete, in Allem was er ihr sage, nicht die Stimme ihrer Mutter, sondern diejenige Llano's zu hören. Zu einer Aenderung der Dinge in Parma werde sie sich erst dann herbeilassen, wenn ihre eigene Vernunft es ihr eingebe, aber nicht früher. Llano habe sich nur ihre Achtung zu erwerben, dann werde sie auch ihm die ihrige zollen, sonst aber nicht. Rosenbergs Sendung betrachte sie als beendigt und sie wünsche ihn daher auch vor seiner Abreise nicht mehr zu sehen [563]).

Freilich schien die Erzherzogin diesen letzten Ausspruch, durch welchen sie dem Abgesandten ihrer Mutter die Thüre verschloß, bald selbst wieder allzu weitgehend zu finden. Sie begehrte jetzt Rosenberg neuerdings zu sprechen, und sie schien bei dieser Unterredung etwas gelindere Saiten aufziehen zu wollen [564]). Aber in der Hauptsache blieb doch Alles beim Alten. Deutlich gab sie Rosenberg zu verstehen, sie wünsche nichts anderes als daß man weder in Wien noch in Versailles oder in Madrid sich um sie kümmere. Und auch als Rosenberg sie frug, in welcher Weise sie denn, schon jetzt tief verschuldet, ohne die Subsidien Frankreichs und Spaniens die beträchtlichen Ausgaben für ihre Hofhaltung bestreiten werde, kam sie immer wieder darauf zurück, man möge ihr nur völlige Freiheit gewähren und Alles werde sich finden. Klar lag es am Tage, daß sie nichts wolle als der ihr so lästigen Vormundschaft Frankreichs und Spaniens entledigt zu sein. Wäre sie nur einmal von der Aufsicht und Leitung befreit, welche ihr

die beiden Könige gesetzt, dann würde in Parma ihr Wille der allein geltende sein.

Am 5. Mai verließ Rosenberg Parma; er begab sich nach Mailand und wartete dort ab, ob man nicht etwa doch noch in Parma zu anderen Entschlüssen gelange oder ob ihm vielleicht von Wien aus neue Weisungen zukämen. Die Mittheilungen, die er vom Kaiserhofe empfing, enthielten zwar kein tadelndes Wort für sein Verfahren, aber sie erweckten doch die Besorgniß in ihm, daß man dasselbe, obwohl es seinen Instructionen buchstäblich entsprach, jetzt plötzlich zu hart finde[565]). Aus einer Randglosse, welche Maria Theresia einem Berichte Rosenbergs hinzufügte, läßt sich entnehmen, daß sie selbst immer zur milderen Auffassung gerathen, während Joseph und Kaunitz die strengen und energischen Maßregeln befürwortet hatten[566]). Nachdem dieselben nun zur Durchführung gelangt waren, fanden beide, daß man vielleicht doch mit größerer Nachsicht hätte verfahren und die Sache nicht so rasch aufs Aeußerste treiben sollen. An eine Umkehr war jedoch unmöglich zu denken; eine solche würde dem störrischen Sinne der Infantin nur neue Nahrung gegeben und sie erst recht darin bestärkt haben, ihren Willen allein als das unumstößliche und unwandelbare Gesetz für Alles, was sie umgab, zu erkennen. Und in welch thörichter Weise sie von einer solchen Freiheit Gebrauch machen würde, hatten die bisherigen Vorgänge in Parma schon zur Genüge gezeigt.

Sowohl Maria Theresia als Joseph begriffen, welches Unrecht sie an Rosenberg begehen würden durch eine nachträgliche Mißbilligung der Schritte, die nur genau den Instructionen entsprachen, welche sie selbst ihm ertheilt hatten. Sie beeilten sich Beide, sein Verfahren vollständig gutzuheißen. Und da auch aus Parma, und zwar von der Herzogin selbst die erneuerte Versicherung eintraf, daß sie von nichts weiter als von jeglicher Nachgiebigkeit entfernt sei[567]), da begriff auch Maria Theresia trotz aller mütterlichen Sympathie für ihre Tochter, daß sich wenigstens vor der Hand nichts mehr ausrichten lasse in Parma. Sie zog sich daher vollständig von jeder Verbindung mit

der Herzogin zurück. Sie brach nicht nur selbst alle Correspondenz mit ihr ab, sondern verbot auch ihren Kindern, eine solche mit ihrer Schwester zu führen; Briefe derselben sollten uneröffnet zurückgehen. Dem Könige von Spanien als dem Haupte des jüngeren Zweiges des Hauses Bourbon stellte die Kaiserin es anheim, dasjenige zu thun, was ihm als das Zweckmäßigste erschiene. An Mercy aber schrieb sie mit eigener Hand: „Ich habe es für nothwendig gehalten, so zu han„deln, indem ich den Starrsinn meiner Tochter nur allzu gut kenne. „Aber trotz des großen Kummers, den sie mir verursacht, ist sie doch „mein Kind. Ich möchte ebensowohl, daß man sie nicht zum Aeußersten „treibe, als es gleichzeitig abwenden, daß man sie mir zurücksende“ [568]).

Wenn sich Maria Theresia vielleicht doch mit der leisen Hoffnung geschmeichelt haben mochte, durch das Abbrechen der Verbindungen mit ihrer Tochter dieselbe zur Reue und zur Umkehr zu vermögen, so würde sie sehr bald des Gegentheils gewahr geworden sein. Sie höre, schrieb sie schon wenige Wochen später an Mercy, die Infantin habe Alles hingenommen mit ungetrübter Ruhe; sie fahre fort ihrem Kopfe zu folgen und Schulden zu machen. Sie thue keinen Schritt, um sich ihrer Mutter und ihrer Familie wieder zu nähern [569]).

Statt jedoch ihre Tochter ein so tadelnswerthes Benehmen entgelten zu lassen, bemühte sich Maria Theresia, es zu Wege zu bringen, daß die Lage der Infantin sich so wenig drückend als nur immer möglich gestalte [570]). Freilich brachte dieses Verfahren auch jetzt keine günstige Wirkung hervor, und so weit kam es, daß plötzlich der Herzog von Parma aus eigener Machtvollkommenheit den ihm von Spanien gegebenen Minister Llano seines Amtes entsetzte.

Aufs tiefste empfand König Karl III. die Beleidigung, welche ihm hiedurch von seinem Neffen widerfuhr. Allsogleich wurden die Pensionen eingestellt, welche Spanien dem Infanten und der Infantin bisher bezahlt hatte. Der König brach gleichfalls jede Verbindung mit ihnen ab und untersagte sogar seinen Courieren, auf ihren Reisen durch Italien die Stadt Parma noch ferner zu berühren.

„Ich billige diesen Entschluß", fügte Maria Theresia eigenhändig der Mittheilung bei, welche sie hierüber an Mercy sandte, „weil man „nichts anderes thun kann. Entweder werden sie binnen wenig Jahren „ihrem Verderben anheimfallen oder nach Frankreich oder Spanien „gebracht und dort unter Aufsicht gestellt werden müssen. Ich halte „das Zweite für wahrscheinlich, denn bald werden sie durch ihre „thörichten Ausgaben ihre letzten Mittel vergeudet haben. Da wir „uns vollständig von ihnen lossagten, kann niemals irgend eine Bei„hülfe von unserer Seite stattfinden. Sollten sie mit den zwei Höfen „sich versöhnen, dann wird auch von uns ein Gleiches geschehen, aber „gewiß nur nach Außen hin, und niemals werde ich die Correspondenz „mit meiner Tochter wieder aufnehmen" [571]).

Bei diesem letzteren Entschlusse blieb denn auch Maria Theresia wenigstens vor der Hand stehen. Als die Infantin der Kaiserin, dem Kaiser und ihrer Schwester Marianne die Nachricht gab, daß sie sich zum zweiten Male guter Hoffnung befinde, gingen die Briefe mit der Bemerkung uneröffnet zurück, man werde solche erst annehmen, wenn die Correspondenz zwischen den bourbonischen Höfen und Parma wiederhergestellt sei [572]). Gleichwohl gab Maria Theresia auch jetzt wieder ihrer Tochter einen sprechenden Beweis, daß in ihrem Herzen die Mutterliebe noch keineswegs erloschen war. Als sie die Nachricht erhielt, daß der König von Spanien über die von ihm gefaßten Beschlüsse hinaus auch noch Truppen nach Parma absenden wolle, um sich dort Gehorsam zu verschaffen, rieth sie ihm in eindringlicher Weise davon ab. Könnten Truppen, ließ die Kaiserin durch Vermittlung ihres Sohnes Leopold dem Könige von Spanien vorstellen, den Infanten davon abbringen, jede Nacht anderswo zu schlafen, zu den Mönchen zu laufen, mit dem niedrigsten Volke zu verkehren und thörichte Befehle zu erlassen? Müßte man da nicht so weit gehen, eine Wache vor seine Thüre zu stellen und sich seiner Person zu versichern? Könnten fremde Regimenter die Infantin abhalten, sich in den Ställen umherzutreiben, in den Wäldern zu jagen, ihr Geld auf Geschenke zu vergeuden und ganz unbegreifliche Dinge zu sagen? Müßte man nicht, um dieß Alles zu hindern, den Infanten und seine

Gemalin für unzurechnungsfähig erklären? Und sei ein so peinliches Aufsehen nicht lieber um jeden Preis zu vermeiden? Dringend rieth Maria Theresia dem Könige von Spanien, ihrem Beispiele zu folgen und den Herzog und die Herzogin von Parma sich selbst zu überlassen. Thue man dieß, dann müsse von zwei Möglichkeiten die eine oder die andere eintreten. Vielleicht werde die Bedrängniß und die Noth, in der sich der Infant und seine Gemalin binnen kurzem befinden müßten, sie zur Vernunft zurückführen und zu freiwilliger Verwirklichung der Maßregeln zwingen, welche ihr eigenes Wohl ihnen gebiete: zur Einschränkung ihrer Ausgaben, zur Einführung eines feststehenden Systems in die Regierung und in die Finanzen, zur Aenderung ihrer bisherigen Lebensweise. Dadurch würde man aber, wenngleich auf anderem Wege, doch an das Ziel gelangen, nach welchem man bisher vergebens gestrebt habe. Oder sie verharrten wider alle Erwartung unverbesserlich in ihrem thörichten Treiben; dann würden sie sich binnen kürzester Frist in so großer Geldverlegenheit befinden und so sehr des Nöthigsten entbehren, daß sie auf den Knieen um Beistand, um Hülfe bitten müßten. Dann werde man auch die Bedingungen vorschreiben können, an welche man ihre Rettung zu knüpfen gedenke. Diese traurige Erfahrung werde sie endlich von ihrer eigenen Unfähigkeit überzeugen, ihr Land, ihren Hof, ja sich selbst zu regieren. Dringend würden sie selbst um jenen Rath und jene Beihülfe flehen, die sie in ihrer Verblendung bis jetzt vernachlässigt und verschmäht hätten [573]).

Maria Theresia erfuhr die Genugthuung, nicht nur ihre Rathschläge von dem Könige von Spanien befolgt, sondern auch ihre Vorhersagungen allmälig wenigstens theilweise in Erfüllung gehen zu sehen. Als der Herzog und die Herzogin von Parma durch das Ausbleiben der bisherigen Subsidien in immer größere Geldverlegenheiten geriethen, da trat auch die Nothwendigkeit immer näher und fühlbarer an sie heran, nach einem Auswege zu suchen, um sich mit den Höfen von Wien, von Versailles und von Madrid wieder zu versöhnen. Die Entbindung, in welcher die Herzogin von Parma am 5. Juli 1773 einen Knaben zur Welt brachte, sollte als Anlaß hiezu benützt werden,

und der Infant gab überallhin Kunde von diesem freudigen Ereignisse.

„Gewöhnlich haben diejenigen das meiste Glück, die es am wenig„sten verdienen, das ist die Welt." Diese Worte schrieb Maria Theresia an Kaunitz, als er ihr die aus Parma eingelangten Nachrichten vorlegte. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir allsogleich die Briefe über„sandten; mein Mutterherz ist trotz der erfahrenen Beleidigungen noch „nicht verstummt. Ich wünsche, daß der Neugeborne ein Kind des „Friedens sei, und daß meine theure Königin *) ebenfalls einen Sohn „zur Welt bringe" [574]).

Maria Theresia bat gleichzeitig den Staatskanzler um Entwerfung einer Antwort auf den empfangenen Brief. Man sieht, daß sie aus eigenem Antriebe die unterbrochene Correspondenz mit Parma wieder aufnehmen wollte. Auch Mercy berichtete, der König von Frankreich werde das Schreiben des Infanten beantworten und eine letzte und strenge Aufforderung an denselben ergehen lassen, dem Könige von Spanien durch die Zurückberufung Llano's seinen Gehorsam zu bezeigen. Er wünsche, daß auch Maria Theresia in dem gleichen Sinne an die Infantin schreibe [575]).

Aus den hier angeführten Worten der Kaiserin ist zu ersehen, daß sie in der Zwischenzeit noch nicht zu viel milderen Anschauungen über ihre Tochter Amalie gelangt war. Die Nachrichten, welche sie auf Umwegen aus Parma empfangen, hatten in der That keine solchen in ihr zu erwecken vermocht. In ganz besonderem Grade erregte es den Unmuth der Kaiserin, vernehmen zu müssen, daß die Infantin wie in Bezug auf sich selbst, so auch hinsichtlich ihres erstgebornen Kindes, eines reizenden Töchterchens, eine ganz verkehrte Handlungsweise befolgte. Statt nach dem Rathe der Aerzte, ging sie auch jetzt wieder nur nach ihren eigenen Eingebungen vor. Ihre üble Laune und ihr Eigensinn, wiederholte Maria Theresia von ihr, seien ein sehr großes Unglück für sie. Gleichwohl zeigte sich die Kaiserin

*) Von Neapel.

geneigt, neuerdings mit ihrer Tochter in Briefwechsel zu treten. Doch würden ihre Mittheilungen, fügte sie hinzu, nur kurz und spärlich sein, da ja die Infantin die ihr gegebenen Rathschläge ohnedieß nicht beachte [576]).

In solcher Weise beantwortete Maria Theresia denn auch den Brief des Infanten und richtete einen zweiten an ihre Tochter; aber nur in wenigen Zeilen und in sehr allgemein gehaltenen Ausdrücken geschah dieß. Eine Aufforderung an die Infantin zu richten, wie Ludwig XV. sie angedeutet hatte, dazu konnte die Kaiserin sich keineswegs entschließen. Da sie durch die gemachten Erfahrungen, antwortete sie dem Grafen Mercy, und durch die geringe Aufmerksamkeit, welche die Erzherzogin ihren Rathschlägen bisher gezollt, von der Nutzlosigkeit all ihrer Bemühungen überzeugt sei, wolle sie sich solcher für die Zukunft enthalten; sie werde ihr Verfahren nach dem der bourbonischen Höfe richten. „Vielleicht bestünde das einzige Mittel", fügte die Kaiserin hinzu, „meine Tochter zu ihrer Pflicht zurückzuführen, in „dem Entschlusse, ihr eine Person beizugeben, welche geeignet wäre, „ihr Vertrauen zu gewinnen und sie zu leiten. Wo soll man aber „eine solche finden? Ich sehe mit Schmerz, daß man am Ende dazu „gezwungen sein wird, Parma vollständig zu vergessen" [577]).

Inzwischen hatte jedoch der Infant der Aufforderung des Königs von Frankreich gehorcht und Llano zurückberufen. Dieser Act der Unterwerfung machte der bisherigen Spannung wenigstens insofern ein Ende, als die bourbonischen Höfe die eine Zeit lang zurückbehaltenen Pensionen wieder ausbezahlen ließen. Maria Theresia freute sich der Beilegung dieses Zwiespaltes [578]); ihre frühere Liebe zu ihrer Tochter Amalie kehrte jedoch nie mehr zurück. Und als die Letztere sich eifrig bemühte, die Erlaubniß zu einer Reise nach Wien zu erlangen, wurde ihr dieselbe entschieden verweigert [579]).

Um aber, wie sie es früher einmal gesagt hatte, wenigstens nach Außen hin den Schein guter Beziehungen zu ihrer Tochter zu wahren, ertheilte Maria Theresia dem Grafen Franz Colloredo, welcher sich im Mai 1774 nach Florenz begab, den Auftrag, auf dieser Reise auch

Parma zu berühren. Er hatte der Infantin einen Brief der Kaiserin und ein kleines Geschenk derselben, in einem Porzellangefäße bestehend, zu überbringen.

Es war weder zu erwarten noch eigentlich beabsichtigt, daß diese Sendung Colloredo's irgend ein bemerkenswerthes Ergebniß herbeiführe. Er sah die Herzogin und deren Kinder; von den Letzteren, insbesondere von dem erstgebornen Mädchen entwirft Colloredo ein reizendes Bild. Sein Gespräch mit der Herzogin bestand fast nur in dem Anhören der Klagen, welche sie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit vorbrachte; dießmal waren sie fast alle gegen den Infanten gerichtet. Insbesondere war es die Herrschaft, welche sein Beichtvater, der Dominikaner Ferrari über ihn ausübte, und der überwiegende Einfluß dieses Mannes, worüber sie sich bitter beschwerte. Der Infant möge auf Reisen geschickt werden; darin liege, so behauptete sie, vielleicht noch das einzige Mittel, etwas aus ihm zu machen und ihn mit besserer Erkenntniß der mit seiner Stellung verbundenen Pflichten zu erfüllen.

Was sie selbst anging, so erklärte die Herzogin, daß sie mit ihrem zurückgezogenen Leben zufrieden sei. Nach ihrer Mutter, nach ihren Geschwistern erkundigte sie sich nur wenig. Auch sah Colloredo sie nur einmal; als er sich neuerdings meldete, ließ sie sich entschuldigen. Den Infanten bekam er gar nicht zu Gesicht[580]).

So stand es zu jener Zeit um die Beziehungen der Kaiserin zu der Herzogin von Parma. Sie blieben sich auch fortan so ziemlich gleich, kein offener Bruch mehr, aber eine so vollständige Erkaltung, eine so weitgehende Entfremdung, wie sie einer Mutter wie Maria Theresia gegenüber fürwahr nicht leicht gedacht werden kann. Man darf sagen daß die Erzherzogin Amalie, von der sich die Kaiserin, so lang ihre Tochter noch in Wien war, eine besonders günstige Meinung gebildet hatte, sich am schwersten an ihrer Mutter verging und ihr bei weitem am fernsten stand von all ihren Kindern.

---

# Dreizehntes Capitel.

## Marie Antoinette.

So wie ein Jahrhundert hindurch ein dichter, jetzt erst gelüfteter Schleier das Verhältniß der Kaiserin Maria Theresia zu der Herzogin Amalie von Parma verhüllte, so war bis vor etwa einem Jahrzehnt das Gleiche hinsichtlich der Beziehungen der Kaiserin zu ihrer jüngsten und weitaus berühmtesten Tochter, der Erzherzogin Marie Antonie der Fall. Aber während dieses letzteren Zeitraumes verbreitete sich in überaus reichlichem Maße das klarste Licht über den regen und nie unterbrochenen, sondern fortwährend mit liebevollem Eifer gepflogenen Verkehr zwischen Mutter und Tochter. Jetzt darf man wohl sagen, daß keine nur einigermaßen wichtige Phase desselben unbeleuchtet blieb und daß man die Lebensschicksale der Erzherzogin Antonie von dem Augenblicke ihres Eintrittes in Frankreich bis zu dem Tode ihrer Mutter, sowie die Theilnahme, welche ihnen Maria Theresia mit stets sich gleichbleibender Innigkeit zollte, mit einer in solchen Dingen wirklich seltenen Genauigkeit und Zuverlässigkeit kennt.

Aber freilich ist dieß nur in Bezug auf den Zeitraum der Fall, der zwischen dem Tage der Trennung Antoniens von ihrer Mutter und dem Tode der Kaiserin liegt. Ueber die frühere Jugendzeit der Erzherzogin, welche am 2. November 1755 als das vorletzte Kind der Kaiserin geboren worden war, wissen wir nur eben so Spärliches als über diejenige ihrer älteren Schwestern zu sagen. Es ist schon erwähnt worden, daß Antonie Anfangs gemeinschaftlich mit der ihr dem Alter nach am nächsten stehenden Erzherzogin Caroline erzogen wurde, und

daß beide Mädchen mit zärtlichster Liebe an einander hingen. Allerdings scheinen sie auch gemeinschaftlich manchen Anlaß zum Tadel gegeben zu haben. Aber wenn auch Maria Theresia mit jenen scharfen Worten ihn aussprach, deren sie in Augenblicken der Unzufriedenheit mit ihren Kindern sich nicht selten bediente, so waren doch die Vergehen, um die es sich handelte, ohne Zweifel nur sehr verzeihlicher Art. In nichts anderem scheinen sie bestanden zu haben als in kindischem Klatsch, der an und für sich ganz unbedeutenden Dingen große Wichtigkeit beimaß und den Schein einer solchen dann auch in den einer ernsten Beschäftigung entfremdeten Hofkreisen nur allzu leicht erhielt.

Nicht ganz ohne Schuld daran mag auch die unzulängliche Begabung der Gräfin Judith von Brandis gewesen sein, welcher wenigstens die Erzherzogin Caroline ziemlich ungescheut es zuschrieb, daß die früheren Resultate ihrer Erziehung so ungenügende waren. Mit lebhafter Freude begrüßte sie daher die Nachricht, daß so wie es bei ihr selbst der Fall gewesen, nach ihrer Abreise von Wien auch ihre Schwester Antonie der Leitung der Gräfin Brandis entzogen und derjenigen der Gräfin Lerchenfeld anvertraut wurde. Auch Antonie pflegte von der Gräfin Brandis zu sagen, dieselbe habe sie geliebt und verhätschelt, sie aber zum Lernen durchaus nicht angehalten. Erst seit ihrer Unterordnung unter die Gräfin Lerchenfeld habe sie damit begonnen[581]).

Ob die Erziehung der jungen Prinzessinnen durch diesen Wechsel wirklich so viel gewann als sie selbst und ihre Mutter es glaubten, ist freilich noch sehr zu bezweifeln. Größere Sorgfalt auf dieselbe, und insbesondere auf diejenige der Erzherzogin Antonie zu verwenden, wäre schon darum von höchster Wichtigkeit gewesen, weil man gegründete Aussicht besaß, daß ihr dereinst die glänzendste und hervorragendste Lebensstellung zu Theil werden würde, welche es damals überhaupt gab.

Früher noch als Maria Theresia den Wunsch hegte oder ihn wenigstens aussprach, ihre Tochter Antonie dereinst mit dem Erben der Königskrone Frankreichs, dem Herzoge von Berry vermält zu

sehen, waren am französischen Hofe Anzeichen bemerkbar geworden, die auf eine gleiche Absicht Ludwigs XV. hindeuteten. Fast genau an dem Tage, an welchem die kleine Erzherzogin ihr zehntes Lebensjahr vollendete, geschieht der mit ihr in Verbindung gebrachten Plane in den Berichten des österreichischen Botschafters in Paris zum ersten Male Erwähnung. Der Vater des Herzogs von Berry, der Dauphin lag damals im Sterben. So groß sei die Freundschaft des Königs von Frankreich für die Kaiserin, berichtete Starhemberg am 4. November 1765, daß wenn ihm der Dauphin wirklich durch den Tod entrissen werden sollte, die Bewerbung um die Hand einer Erzherzogin für den ältesten Enkel des Königs und dessen dereinstigen Nachfolger wohl nicht mehr lang auf sich warten lassen dürfte [582]).

Zwar nicht von Starhemberg, wohl aber von Kaunitz wird bei dieser Gelegenheit der Name der Erzherzogin Antonie zum ersten Male in Verbindung mit diesem Heiratsprojecte ausdrücklich genannt. Schon vor geraumer Zeit sei ihm, erwiederte der Staatskanzler, etwas von der Absicht des Königs von Frankreich, die Hand der Erzherzogin Antonie für den Herzog von Berry zu begehren, anvertraut worden. Da eine solche Vermälung für beide Höfe passend erscheinen und wohl auch zur Befestigung des zwischen ihnen bestehenden Bündnisses beitragen würde, so könne man nur wünschen, daß der französische Hof hierüber zu deutlicher Sprache käme. Doch müsse der günstige Zeitpunkt abgewartet und nicht allzu viel Verlangen nach dieser Heirat gezeigt werden, weil sonst leicht die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht werden könnte [583]).

Am 20. Dezember 1765 starb der Dauphin, und sein ältester Sohn, der Herzog von Berry trat an seine Stelle. Bald ging auch die Erwartung, welche Starhemberg an dieses Ereigniß geknüpft hatte, in Erfüllung. Lang schon hatte der Herzog von Choiseul gewünscht, der König von Frankreich möge endlich offen seine Absicht erklären, den nunmehrigen Dauphin mit einer österreichischen Erzherzogin zu vermälen. Aber der König wollte sich nicht gern dazu verstehen, schon jetzt eine förmliche Verabredung über diese Heirat herbeizuführen. Nicht mit Unrecht behauptete er, daß unvorhergesehene Hindernisse

eintreten könnten, welche statt der beabsichtigten Befestigung des Freundschaftsverhältnisses zwischen den beiden Häusern Mißmuth und Erkaltung zwischen ihnen herbeiführen würden. Er wies zur Bekräftigung seiner Worte auf dasjenige hin, was erst vor wenigen Jahren zwischen Oesterreich und Neapel geschehen, als man in Wien von dem Versprechen zurückgetreten war, den Erzherzog Joseph mit der ältesten neapolitanischen Prinzessin zu vermälen. Er fügte hinzu, ein Mädchen, welches in seinem zehnten oder elften Lebensjahre vollkommen wohlgestaltet sei und schön zu werden verspreche, könne sich binnen vier bis fünf Jahren gar sehr zu seinem Nachtheile verändern, so daß man dann die vorschnell getroffene Wahl bitter bereue.

Starhemberg, durch Choiseul hievon unterrichtet, schreibt sich das Verdienst zu, dem Letzteren und durch ihn dem Könige begreiflich gemacht zu haben, daß es sich ja vorerst noch um keine förmliche Uebereinkunft, sondern nur darum handle, daß der König seine Absicht kund gebe und gleichzeitig andeute, auf welche der österreichischen Erzherzoginnen dieselbe gerichtet sei. Ludwig XV. ging auf diesen Gedanken ein und ließ vorläufig durch Choiseul dem kaiserlichen Botschafter erklären, er wünsche die Hand der Erzherzogin Antonie für seinen Enkel zu erhalten. Sie sei um mehr als ein Jahr jünger als der Dauphin, und man müßte Bedenken tragen, den Letzteren mit einer Prinzessin zu vermälen, welche, wie es bei der Erzherzogin Caroline der Fall wäre, um zwei Jahre mehr zählen würde als ihr zukünftiger Gemal. Gleichwohl erwarte König Ludwig von der Freundschaft der Kaiserin, daß wenn wider alles Vermuthen ihre Tochter Antonie in dem Zeitpunkte, in welchem die Heirat vor sich gehen sollte, körperlich verunstaltet oder sonst von einer Leibesbeschaffenheit sein würde, daß sich eine gesunde und kräftige Nachkommenschaft von ihr nicht erwarten lasse, man ihn nicht an das Wort, das er hiemit geben wolle, gebunden erachten, sondern ihm die Erfüllung desselben keineswegs zumuthen werde.

Selbst diese letztere Beschränkung ließ der König fallen, als er bei Starhembergs Abschiedsaudienz zu demselben in dem hier angedeuteten Sinne sprach. Und als Choiseul auf sie zurückkommen wollte,

fiel ihm der König ins Wort, indem er sagte, die Kaiserin würde schon Sorge dafür tragen, daß ein solcher Fall sich nicht ereigne. „Alle Erzherzoginnen", fügte er hinzu, „sind schön, wohlgestaltet und „gut erzogen, die unsrige wird es gleichfalls sein" [584]). Lang schon habe er sich mit dem Gedanken getragen, sich für seinen ältesten Enkel um die Hand einer österreichischen Prinzessin zu bewerben. Er hoffe, Maria Theresia werde ihm eine solche zugestehen. Er sehe die Erzherzogin Marie Antonie als die passendste an; er bitte daher die Kaiserin, sie ihm aufbewahren zu wollen. Und als Starhemberg sich zurückzog, verabschiedete ihn der König mit den Worten: „Geben Sie „wohl Acht auf meine Tochter; ich empfehle sie ihrer Sorgfalt" [585]).

Starhemberg pries sich glücklich, daß seiner langdauernden und erfolgreichen Mission in Frankreich ein so erfreulicher Abschluß zu Theil wurde. Das Hauptverdienst davon schrieb er dem Herzoge von Choiseul zu, der aus Freundschaft für ihn dem Könige Starhembergs sehnlichen Wunsch vorgestellt habe, mit einer so willkommenen Botschaft nach Hause zurückkehren zu können. Er glaube daher sagen zu dürfen, daß er der persönlichen Achtung, die er sich in Frankreich erworben, und dem Wunsche, den man dort hegte, ihn zufrieden scheiden zu sehen, diesen letzten und glänzendsten Erfolg zum großen Theile verdanke [586]).

Es läßt sich wohl denken, daß die Erklärungen des Königs von Frankreich der Kaiserin in höchstem Grade willkommen waren. Selbstverständlich geschah es daher mit ihrem Vorwissen und auf ihren Befehl, daß Starhembergs Nachfolger, Graf Mercy, schon bei seiner ersten Unterredung mit dem Herzoge von Choiseul und bei seiner Antrittsaudienz bei dem Könige auf die Aeußerungen des Letzteren über die dereinstige Vermälung des Dauphin mit der Erzherzogin Antonie zurückkam. Inzwischen war aber die Sache, und zwar von Wien aus über Dresden der Mutter des Dauphin bekannt geworden. Dem kurfürstlich sächsischen Hause entstammt, hegte sie die innigste Anhänglichkeit an dasselbe, und lebhaft wünschte sie, daß einer sächsischen Prinzessin dereinst das Glück zu Theil werden möge, Königin von Frankreich zu sein, dessen sie selbst durch den frühzeitigen Tod ihres Gemals verlustig geworden war. In klagendem Tone frug

sie den König, ob es denn wahr sei, daß er sich in förmliche Zusagen über die dereinstige Verheiratung ihres Sohnes eingelassen habe, ohne ihr als der Mutter auch nur den geringsten Antheil daran zu vergönnen? Von Seite des Königs wurde das Geschehene zwar nicht in Abrede gestellt, jedoch beschwichtigend hinzugefügt, die Sache sei wegen des zarten Alters beider Betheiligten noch sehr vielen Zufällen ausgesetzt und müsse mehr als ein Wunsch denn als ein Beschluß angesehen werden. Daher kam es auch daß der König, als ihm Mercy die Freude der Kaiserin über seine gegen Starhemberg geschehenen Aeußerungen kundgab, mit freundlichem Lächeln erwiederte: man wolle hoffen, daß Gott jedes Unglück von dem Dauphin und der Erzherzogin abwende. Dann erst werde man sich, wenn wirklich die Zeit dazu gekommen, mit der Durchführung dieses ihm übrigens sehr angenehmen Planes beschäftigen können [587].

Zu Beginn des Jahres 1767 brachte Choiseul dem Grafen Mercy gegenüber diese Angelegenheit neuerdings zur Sprache. Er versicherte ihn der ernstlichen Absicht des Königs, auf seinem Vorhaben zu beharren, und seines Entschlusses, der verwitweten Dauphine jede Einmengung zu verweigern [588].

Die lang andauernde Krankheit dieser Prinzessin mochte übrigens gleichfalls Ursache sein, daß ihr Widerstand gegen die Absichten des Königs, wenn sie überhaupt an einem solchen festhielt, nur ein kraftloser war. Am 13. März 1767 starb sie; wenige Tage zuvor hatte der französische Botschafter in Wien, Marquis Durfort, der Kaiserin durch die Mittheilung, er habe den Auftrag erhalten, die Bildnisse ihrer Familie dem Könige von Frankreich zu übersenden, eine große Freude bereitet. Deutlich spiegelte sie sich, wie Durfort sich ausdrückt, „auf ihrem schönen Gesichte“, als sie ihm lachend erwiederte: „Meine „Familie ist nicht klein, es gibt noch Einiges zu Schönbrunn“ [589]. Bald frug ihn Starhemberg, wie er die Erzherzogin Antonie finde, und als Durfort sein Wohlgefallen aussprach, entgegnete Starhemberg: „Der Dauphin wird da eine reizende Frau haben“ [590]. Ja Maria Theresia selbst schien den Anlaß zu suchen, den französischen

Botschafter in ein weitläufigeres Gespräch über die Eigenschaften ihrer Tochter zu verwickeln. Der Letztere jedoch, welchem inzwischen von Paris aus zur Pflicht gemacht worden war, sich in dieser Angelegenheit nur ja keine Blöße zu geben, sondern die äußerste Vorsicht zu beobachten, beschränkte sich darauf, die Prinzessin zu loben, ohne weiter auf die Absichten einzugehen, die man ihretwegen hegte [591]).

Man würde ohne Zweifel sich täuschen, wenn man auf die Vermuthung geriethe, daß man auf Seite Frankreichs zu dieser Zurückhaltung durch den Wunsch vermocht worden sei, die Verheiratung des Dauphin mit einer österreichischen Erzherzogin nur dann zuzugeben, wenn sich gleichsam als Gegenleistung hiefür der Kaiser mit der Tochter des Herzogs von Orleans, Mademoiselle de Chartres vermäle. Denn mit demselben Eifer, mit welchem der Herzog von Orleans sich früher, wenngleich fruchtlos, um die Hand einer Tochter der Kaiserin für seinen Sohn, den Herzog von Chartres beworben hatte, verfolgte er jetzt dieses neue Project.

Den nachmaligen Philipp Egalité sich als Schwager der Königin Marie Antoinette zu denken, erweckt allerdings ganz eigenthümliche Ideen. Aber in der Wirklichkeit hatte es mit einem Ehebündnisse zwischen dem Herzoge von Chartres und einer Erzherzogin auch nicht die geringste Gefahr. Schon bei der ersten Anregung hiezu gab Maria Theresia es deutlich zu erkennen, daß der Herzog von Orleans sich durchaus nicht schmeicheln dürfe mit der leisesten Hoffnung auf Erfüllung seines Wunsches. Und als er, hiedurch nicht irre gemacht, zu wiederholten Malen mit dem Plane einer Vermälung seiner Tochter mit dem Kaiser hervortrat, erklärte schon der König von Frankreich, daß er sich in dieser Beziehung einer Einwirkung sorgfältig enthalte [592]). Dem Grafen Mercy wurde von Wien aus erwiedert, auch die Kaiserin werde jeder Einmischung in eine Angelegenheit fernbleiben, deren Entscheidung einzig und allein ihrem Sohne zustehe [593]). Joseph aber wollte von dem ihm so oft und insbesondere von seiner Mutter nahe gelegten Gedanken einer dritten Verheiratung nichts wissen, und er wies alle hierauf abzielenden Zumuthungen schroff von sich ab.

Es ist schwer sich darüber ein verläßliches Urtheil zu bilden, ob die Versicherung des Herzogs von Choiseul vollständig der Wahrheit entsprach, wenn er von freien Stücken das auffallende Stillschweigen des französischen Botschafters in Wien der in Frankreich obwaltenden Absicht zuschrieb, ihn von den über dieses Heiratsproject zu pflegenden Verhandlungen vollständig auszuschließen und sie nur durch Mercy zu führen. Durch die Schwatzhaftigkeit und die Geschäftigkeit der Marquise Durfort sei man zu diesem Entschlusse vermocht worden, indem man den Hofintriguen, welche sie sonst nur allzu leicht anregen könnte, ein für allemal vorbauen wolle. In der Sache selbst halte man fest an dem früheren Plane, ja man wünsche daß schon jetzt der April 1770 als die Vermälungszeit festgesetzt werde. Dringend begehrte Choiseul, daß ihm manchmal über die Erziehung und die Entwicklung, über die Gestalt und die Gesundheit der Erzherzogin eine Mittheilung gemacht werde, indem der König fast täglich darnach frage. Ausdrücklich habe er ihn beauftragt, seinen Wunsch nach solchen Nachrichten dem Wiener Hofe nicht vorzuenthalten. Und als Mercy sich anfrug, ob man etwa in Frankreich irgend welche Andeutungen geben wolle für die Erziehung der Erzherzogin, erwiederte Choiseul, sie liege in allzu guten Händen, als daß man sich irgend wie einmengen wolle. Nur möge man der jungen Prinzessin ernstlich einprägen, daß sie sich dereinst eifrig werde bestreben müssen, sich die Gunst, die Liebe und das Vertrauen des Königs zu erwerben. Und von den Intriguen des Hofes möge sie sich sorgfältig fernhalten[594]).

Nach der so lange Zeit hindurch von französischer Seite beobachteten Zurückhaltung fand man es der Würde des Kaiserhofes entsprechend, nicht allzu große Beeilung in Erfüllung der Wünsche des Königs von Frankreich zu zeigen. Erst als Choiseul neuerdings und in noch angelegentlicherer Weise auf dieselben zurückkam[595]) und hinzufügte, Ludwig XV. habe von der getroffenen Verabredung schon dem Könige von Spanien vertrauliche Mittheilung gemacht, brach man in Wien das seitherige Stillschweigen. Aber auch jetzt schrieb Kaunitz nichts Anderes an Mercy, als daß die Erzherzogin Antonie die beste

Erziehung und Gesundheit genieße, an Schönheit eher zu- als abnehme, eine ihrem Lebensalter angemessene Größe erreicht habe, und was am schätzbarsten sei, täglich die überzeugendsten Proben ihres guten Herzens, ihrer edlen Denkungsart und ihres aufgeweckten, gewinnenden Wesens an den Tag lege [596]). Auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin wurde die Absicht angekündigt, das Bildniß der Erzherzogin und ein genaues Maß ihrer Größe unverzüglich nach Frankreich zu senden [597]).

Als Mercy in diesem Sinne gegen Choiseul sich aussprach, ergriff der Letztere doch den sich darbietenden Anlaß, um sich näher über einige Punkte zu erklären, von denen er wünschte, daß man sie bei der Erziehung der Erzherzogin Antonie nicht außer Acht lasse. Was die Prinzipien angehe, welche die Grundlage eines tadellosen Charakters zu bilden hätten, könne man sich, bemerkte Choiseul, vollständig auf Maria Theresia verlassen. Dieß sei zwar bei Weitem das Wichtigste, aber doch noch nicht Alles. Neben zahlreichen anderen Schwächen besitze die französische Nation auch die, ungemein viel auf den äußeren Schein zu halten, ihre eigenen Gebräuche allen übrigen vorzuziehen und das, was irgendwie hievon abweiche, als fremd und minder angenehm zu betrachten. Hierin dürfte der Unterschied zwischen einer französischen und einer Wiener Erziehung bestehen, welch letztere mehr das Wesentliche als bloße Nebendinge im Auge behalte; doch lasse sich ja beides recht wohl vereinigen. Man lege in Frankreich sehr großen Werth auf die sogenannten Talente, zum Beispiel die Musik und insbesondere das Singen, das Zeichnen und gewisse jetzt in die Mode gekommene Arbeiten mit der Nadel, vor Allem aber auf eine leichte und ungezwungene Art des Tanzens. Außerdem sei es in einem Lande, in welchem auch die Frauen gewohnt seien, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen und ein Urtheil abzugeben über neu erscheinende Bücher, durchaus nothwendig, sich einen richtigen Begriff von der französischen Literatur und den Leistungen der hervorragendsten Schriftsteller Frankreichs, insbesondere auf dem historischen Gebiete bilden zu können. Endlich werde es dem Könige, der ein sehr feines Ohr besitze für die Reinheit der französischen Sprache, höchst angenehm sein, wenn die dereinstige Dauphine schon jetzt sich eine solche Aussprache und Fertigkeit

im Französischen aneigne, daß in Zukunft zwischen ihr und den gebildetsten Frauen des Landes kein Unterschied wahrnehmbar sei [598]).

Kaum war Mercy's Bericht über diese Aeußerungen Choiseuls nach Wien gelangt, als Maria Theresia auch schon dem Letzteren ihren wärmsten Dank für die von ihm gemachten Andeutungen aussprechen ließ. Sie fügte die Versicherung hinzu, unausgesetzt darauf bedacht zu sein, ihrer Tochter eine Erziehung zu geben, welche im Verein mit den glücklichen Gaben des Leibes und der Seele, mit denen die Natur sie beschenkt, geeignet sei die Hoffnung zu erwecken, daß sie sich dereinst die Liebe des Königs und ihres Gemals sowie den Beifall der ganzen französischen Nation zu erwerben im Stande sein werde [599]).

An der Absicht der Kaiserin, in diesem Sinne zu handeln, ist nicht im Entferntesten zu zweifeln, doch wissen wir nicht, ob die zu diesem Ende getroffenen Vorkehrungen von günstigem Erfolge begleitet waren oder nicht. Nur darüber sind wir unterrichtet, daß nun auch dem Marquis Durfort von seiner Regierung freigestellt wurde, aus seiner bisherigen Zurückhaltung zu treten und überall von dem Heiratsprojecte als etwas Feststehendem zu sprechen. Ja er erhielt den Auftrag, allwochentlich Mittheilungen über die Erzherzogin Antonie einzusenden. Und Ludwig XV. erkundigte sich neuerdings persönlich bei Mercy nach der Erzherzogin. Er wiederholte die Versicherung, daß er sich, was ihre Erziehung angehe, vollständig auf die Kaiserin verlasse [600]). Er bedauerte nur, daß ihm das versprochene Bildniß noch immer nicht zugekommen sei.

Nach mannigfacher Zögerung, und zwar erst im Mai 1769 wurde das Porträt der Erzherzogin von dem Maler Ducreux vollendet und nun allsogleich nach Paris abgeschickt. Es brachte auf den König einen ungemein günstigen Eindruck hervor. Den Mitgliedern seines Hofstaates und den fremden Gesandten wies er es vor, und mit großer Genugthuung pries er die Schönheit der Prinzessin. Doch solle dieselbe, fügte er hinzu, in der Wirklichkeit das von ihr entworfene Bildniß noch übertreffen [601]).

Wenn sich auch Maria Theresia mit der Uebersendung des Porträts ihrer Tochter längere Zeit im Rückstande befand, so that sie doch gerade damals einen Schritt, aus welchem sich deutlich der Ernst ihrer Absicht erkennen ließ, den berechtigten Wünschen des Königs von Frankreich zu willfahren. Sie ertheilte dem Grafen Mercy den Auftrag, einen französischen Priester ausfindig zu machen, welcher geeignet wäre, bei der Erzherzogin Antonie die Stelle eines Beichtvaters einzunehmen. Gleichzeitig möge er ausreichend bewandert sein in der französischen Literatur, um auch in dieser Beziehung für die fernere Ausbildung der Erzherzogin von Nutzen zu sein.

Mit Choiseuls Vorwissen und Zustimmung wandte sich Mercy an den Bischof von Orleans, Herrn von Jarente de La Bruyère um Rath. Ihm war das sogenannte Portefeuille des bénéfices übertragen und man maß ihm daher die genaueste Kenntniß des gesammten französischen Clerus bei. Der Bischof von Orleans lenkte die Aufmerksamkeit des österreichischen Botschafters auf den Abbé Vermond, welcher früher die Stelle eines Großvicars des Erzbisthums Toulouse und eines Bibliothekars an dem Collegium der vier Nationen bekleidet hatte. Mercy fand in dem Abbé Vermond, der ihm auch von anderen französischen Bischöfen gar sehr gelobt wurde, einen wohlunterrichteten, einfachen und bescheidenen Mann, der auf ihn einen so günstigen Eindruck hervorbrachte, daß er ihn schon (in den letzten Octobertagen des Jahres 1768 nach Wien sandte[602]), wo Vermond nunmehr den ihm bestimmten Platz bei der Erzherzogin Antonie einnahm.

Vermonds Briefe an Mercy bilden mit Ausnahme spärlicher und wortkarger Berichte Durforts die einzige Quelle, aus der wir uns über den damaligen Stand der Entwicklung der erst dreizehnjährigen Erzherzogin Antonie wenigstens einigermaßen zu unterrichten vermögen. Er lobt ihr einnehmendes Wesen, ihre Sanftmuth und Zuvorkommenheit. Doch verschweigt er dabei nicht, daß sie ungemein lebhaft und sehr leicht zerstreut sei, wodurch die Fortschritte im Lernen nicht wenig gehemmt würden. Und wie weit sie wirklich in Allem zurück war, geht am besten aus der durch nichts widerlegten Behauptung

hervor, daß Antonie erst seit dem Augenblicke, in welchem die Gräfin Lerchenfeld sich ihrer Erziehung zu widmen begann, eigentlichen Unterricht genossen habe.

Der Gräfin Lerchenfeld ertheilt Vermond das Zeugniß, daß sie verständig und ganz ohne jene Vorurtheile war, welche auf die Erziehung von Prinzessinnen oft so schädlich einwirken. Allerdings wäre ihr, sagt Vermond, manchmal eine etwas weniger üble Laune zu wünschen; ihre Verstimmung rühre jedoch von ihrer zerrütteten Gesundheit her. Aber sie sei darum doch die beste Erzieherin, die man überhaupt zu finden vermocht hätte; ihre Strenge imponire der jungen Erzherzogin, welche sie gleichwohl liebe und voll Anhänglichkeit für sie sei.

Dieser Unterstützung und derjenigen der Kaiserin gewiß, welche den neuen Ankömmling in huldreichster Weise behandelte, legte Vermond einen Plan vor, den er beim Unterrichte der Erzherzogin zu befolgen gedachte. Religion, französische Geschichte und Literatur, insbesondere aber die französische Sprache waren darin besonders betont. Und auch außer den Lehrstunden bemühte er sich eifrig, seine Schülerin im Gebrauche des Französischen zu üben. Doch konnte er die Besorgniß nicht verhehlen, sie werde hierin nicht schon in Wien, sondern erst später einen höheren Grad der Vollkommenheit erreichen. Denn um hiezu zu gelangen, dürfe sie kein anderes als ein reines Französisch um sich hören; dieß sei in einem Lande unmöglich, in welchem Jedermann drei Sprachen rede.

„Ich bin übrigens gewiß", in diese Worte faßt Vermond sein Urtheil über Antonien zusammen, „daß unser Hof und die französische „Nation entzückt sein werden von unserer zukünftigen Dauphine. Mit „einer reizenden Gestalt vereinigt sie ein ungemein anziehendes Wesen, „und wenn sie, wie man hoffen darf, noch etwas wächst, wird sie „alle äußeren Vorzüge besitzen, die man einer hochgestellten Prinzessin „nur wünschen kann. Ihr Charakter, ihr Herz sind ganz ausgezeichnet, „und es fehlt ihr nur noch die Leichtigkeit des Ausdruckes, um jenes

„bewunderungswürdige Talent zu zeigen, welches ihre erhabene Mutter „besitzt, den Leuten immer die verbindlichsten Dinge zu sagen“ [603]).

Vermonds Angaben werden auch von dem französischen Botschafter Durfort bestätigt, was sich schon daraus mit einer gewissen Nothwendigkeit ergibt, daß er seine Berichte über die Erzherzogin größtentheils auf Vermonds Mittheilungen gründete. Nachdem er dessen Ankunft in Wien nach Paris gemeldet [604]), berichtet Durfort etwa zwei Wochen später, daß Vermond seine Thätigkeit bei der Erzherzogin begonnen habe und mit den natürlichen Anlagen derselben äußerst zufrieden sei. Vermond fügt hinzu, daß ein französischer Zahnarzt Namens Laveran es übernommen habe, die einer Nachhülfe sehr bedürftigen Zähne der Erzherzogin in Ordnung zu bringen. Er hoffe daß sie binnen drei Monaten schöne und gutgestellte Zähne besitzen werde [605]).

In den ersten Tagen des Jänner 1769 schreibt Durfort nach Paris, daß die Erzherzogin wegen eines vorübergehenden Halsleidens den Festlichkeiten des Neujahrstages nicht habe beiwohnen dürfen. Sie sei darüber um so betrübter gewesen, als sie sich sehr darauf gefreut habe, in einem prächtigen Kopfschmucke erscheinen zu können, welchen sie erst vor kurzem von der Kaiserin zum Geschenke erhielt. Uebrigens sei Vermond entzückt über all die gewinnenden Eigenschaften, welche sie besitze. Ihr Verstand, ihre Lebhaftigkeit und die Sanftmuth ihres Charakters kämen der Schönheit und Anmuth ihres Aeußeren gleich [606]). Und ihre Grazie im Tanzen, in welchem der bekannte Balletmeister Noverre sie unterrichtete, wird von Durfort besonders gelobt [607]).

Während dessen Nachrichten über die Erzherzogin Antonie bald wieder verstummen, setzt Vermond seine Berichte über sie während seines ganzen Aufenthaltes in Schönbrunn gleichmäßig und in demselben Sinne fort. Jederzeit rühmt er die Gnade der Kaiserin und das herzgewinnende Wesen ihrer Tochter. Von der Letzteren sagt er im Juni 1769, daß sie bei einem Feste, welches Maria Theresia ihr zu Ehren am Vorabende ihres Namenstages in Laxenburg gegeben,

alle Welt entzückt habe. Jedermann sei von ihrer Haltung, ihrem Gesprächston, ihren Worten bezaubert gewesen, und ihre Art sich zu bewegen sei für ihr Alter ungemein edel, ja majestätisch. Wenn sie nur noch etwas größer geworden, würden die Franzosen keines anderen Anzeichens bedürfen, um in ihr ihre Königin zu erkennen. Fürst Kaunitz, der sie lange nicht gesehen, habe den gleichen Eindruck von ihr empfangen, und sein Urtheil sei der Kaiserin ganz besonders willkommen gewesen[608]).

Vier Monate später, im October 1769 berichtet Vermond neuerdings über die Erzherzogin. Wer längere Zeit hindurch nicht mit ihr zusammengetroffen, sei erstaunt über ihre Entwicklung; täglich gewinne ihr Aeußeres neuen Reiz. Es sei vielleicht möglich, Gesichtszüge von regelmäßigerer Schönheit zu finden; anmuthigere könne es jedoch unmöglich geben. So vortheilhaft auch die nach Frankreich gelangten Schilderungen der Erzherzogin lauteten, so werde man doch überrascht sein von dem Ausdrucke der Güte, der Liebenswürdigkeit und des Frohsinns, der in ihren Zügen sich wiederspiegle. Auch ihr Herz sei gut und ihr Charakter müsse ausgezeichnet genannt werden. Sie besitze weit mehr Verstand als man lang habe glauben wollen, und man müsse nur bedenken, daß bis zum Alter von zwölf Jahren gar nichts für dessen Heranreifen geschehen sei. Und auch jetzt noch erschwere eine gewisse Trägheit und Flatterhaftigkeit die Fortschritte des Unterrichtes. Sie höre wohl auf dasjenige, was man ihr erkläre, und urtheile fast immer richtig, aber sie sei nicht daran zu gewöhnen, einen Gegenstand wirklich zu ergründen, wenn sie auch die Fähigkeit dazu besäße. Es gewinne fast den Anschein, als ob sie sich nur mit Dingen beschäftigen wolle, welche ihr zur Unterhaltung gereichten.

Vermond bespricht nun seine Methode beim Unterrichte, insbesondere in der Geschichte Frankreichs, und er glaubt sich einiger Erfolge rühmen zu können. Auch hinsichtlich der französischen Sprache ist dieß der Fall; ungleich besser und gewandter als zuvor wisse die Erzherzogin sich auszudrücken; der ununterbrochene Aufenthalt in Frankreich werde das noch Mangelnde ergänzen. Auch in der Rechtschreibung würde sie fast gar keine Fehler mehr machen, wenn sie nur

etwas aufmerksamer wäre. Am schlimmsten sehe es mit den Schriftzügen aus; theils aus Trägheit und theils aus Zerstreuung, vielleicht auch durch die Schuld ihrer Schreiblehrer habe sie sich angewöhnt, ganz unglaublich langsam zu schreiben. Hinsichtlich dieses Punktes seien die geringsten Erfolge zu verzeichnen [609]).

Mercy kam übrigens bald in die Lage, sich durch eigene Wahrnehmung von dem damaligen Grade der geistigen und der körperlichen Entwicklung der Erzherzogin Antonie zu unterrichten. Im Winter von 1769 auf 1770 kam er für einige Monate nach Wien, wohin er eine nur für Kaunitz bestimmte Denkschrift des Herzogs von Choiseul überbrachte, welche in erschöpfender Weise die Politik Frankreichs nach Außen, die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung des Bündnisses mit Oesterreich und die gemeinschaftlichen Interessen beider Staaten besprach.

Am Schlusse dieser Denkschrift sind einige Andeutungen über das Benehmen enthalten, welches nach dem Wunsche Choiseuls die Erzherzogin Antonie nach ihrer Ankunft in Frankreich am dortigen Hofe überhaupt und gegen den König insbesondere beobachten solle. Jeder spreche am Hofe, meint Choiseul, nur von seiner Anhänglichkeit an den König, und stelle sie als die einzige Triebfeder seiner Handlungen dar. Die künftige Dauphine werde sich Mühe geben müssen, diejenigen herauszufinden, deren Ergebenheit ihr den meisten Werth zu verdienen scheine. Freilich gehöre hiezu reifliches Nachdenken und eine Erfahrung von mindestens einigen Jahren. In der Zwischenzeit möge sie sich auf die Bestrebung beschränken, dem Könige und dem Dauphin zu gefallen. Dem Ersteren gegenüber, welcher schon im voraus lebhaft für sie eingenommen sei, werde sie leicht an dieß Ziel gelangen, wenn sie ihm Vertrauen und kindliche Liebe beweise. Sie möge darnach trachten, gegen den König gleich Anfangs einen einfachen und zuversichtlichen Ton anzuschlagen und sich nur ja nicht furchtsam zu bezeigen. Wäre letzteres der Fall, dann würde sie dieses Gefühl auch später nicht mehr loswerden können.

Was den Dauphin angehe, so könne man nicht läugnen, daß sein Aeußeres nichts weniger als einnehmend sei; doch sage man von

ihm, daß er Aufrichtigkeit des Charakters und viel Gerechtigkeitssinn an den Tag lege. Im Allgemeinen sei der Dauphin so schlecht als nur immer möglich umgeben; scheinheilige Bigotterie habe bei seiner Erziehung den maßgebenden Einfluß geübt; doch sei unter dieser Maske viel Ehrgeiz, Hang zur Intrigue und manch andere Schlechtigkeit verborgen gewesen, wodurch sich der Erzieher des Dauphins, der Herzog de la Vauguyon, in den Augen des französischen Volkes sehr verächtlich gemacht habe. Vorsicht und Mißtrauen gegen diesen Mann wird der zukünftigen Dauphine angelegentlich gerathen. Ihre erste Sorge müsse jedoch darin bestehen, ihren Gemal so genau als nur immer möglich kennen zu lernen und ihm niemals von einem Gegenstande zu sprechen, ohne früher zu wissen, wie und wann sie dieß thun solle. Um jeden Preis müsse sie es vermeiden, sich in die Geschäfte oder in die Intriguen zu mengen; für die ersteren sei sie zu jung und für die letzteren sei ihre Stellung zu erhaben. Endlich dürfe sie sich auch nicht um dasjenige kümmern, was bei dem Könige vorgehe, ja gar nicht gestatten, daß man ihr darüber spreche[610]).

Die Antwort des Staatskanzlers auf diesen Punkt der Mittheilungen Choiseuls beschränkte sich auf die Versicherung, daß man in Wien seinen Anschauungen unbedingt beipflichte. Man wünsche und hoffe, die Erzherzogin werde es als eine Pflicht und als ein Vergnügen betrachten, in Gemäßheit derselben zu handeln. Aber man möge doch auch nichts Anderes von ihr verlangen, als was man überhaupt von einer fünfzehnjährigen Prinzessin zu begehren berechtigt sei. Man schmeichle sich mit der Hoffnung, daß sie sich fügsam erweisen werde. Dieß vorausgesetzt, solle man sich aber auch hüten, die von anderen Personen begangenen Fehler ihr ungefähr so zur Last zu legen, wie dieß in Neapel und in Parma mit den dorthin vermälten Töchtern der Kaiserin ziemlich häufig geschehen sei[611]).

Es scheint fast als ob Mercy während seines Aufenthaltes in Wien einen nicht so günstigen Eindruck von der geistigen Entwicklung und der persönlichen Liebenswürdigkeit der Erzherzogin Antonie empfangen hätte, als er nach Vermonds Schilderungen erwartet haben mochte. Wenigstens bemüht sich der Letztere, die Erzherzogin wegen

ihrer Wortkargheit gegen Mercy zu entschuldigen, und er erblickt die Ursache davon in den Zerstreuungen des Carnevals, denen Antonie sich mit vollster Lust hingegeben zu haben scheint [612]). War es ja überhaupt der letzte, welchen in Wien zu verleben ihr gegönnt war. Denn an dem Termine, den der König von Frankreich für ihre Abreise festgesetzt hatte, wurde unverrückt festgehalten. Bevor sie wirklich stattfand, brachte Antonie, sowie ihre Schwestern es hatten thun müssen, auf Befehl der Kaiserin drei Tage in tiefster Zurückgezogenheit zu, nur mit geistlichen Uebungen beschäftigt.

Am Ostermontage, den 16. April 1770 erfolgte die feierliche Werbung des französischen Botschafters Marquis Durfort um die Hand der Erzherzogin Antonie zuerst bei dem Kaiser und dann bei der Kaiserin. Am folgenden Abende gab Maria Theresia im Belvedere ein prachtvolles Maskenfest, zu welchem nicht weniger als sechstausend Personen geladen waren. Die an und für sich schon ausgedehnten Räume des Belvedere schienen für eine so große Menge von Gästen nicht zureichend zu sein. Darum wurde ein außerordentlich großer und hoher Saal [613]) und zwar in der Weise angebaut, daß man dessen Inneres von den drei Balconen des Schlosses ganz zu übersehen vermochte. Auch jetzt wieder war es kein Anderer als Kaunitz, nach dessen Angaben der Hofarchitekt Nicolaus von Paccassy dieses damals vielbewunderte Gebäude errichtete.

„Sie haben mich verpflichtet“, schrieb Maria Theresia bei diesem Anlasse an Kaunitz, „daß Sie mir mit Ihren Rathschlägen, bei denen „ich mich in den großen wie in den kleinen Angelegenheiten immer „sehr wohl befand, an die Hand gehen wollten. Sie haben gesehen, „wie angenehm es mir war als Sie mir darüber sprachen, und daß „ich nur vergaß Ihnen zu zeigen, wie lebhaft ich wünschte, daß Sie „mir mit Ihren Rathschlägen beistehen“ [614]).

Am 19. April 1770 fand in der Hofkirche bei den Augustinern die Trauung der Erzherzogin Antonie durch Procuration statt. Der päpstliche Nuntius Visconti vollzog sie und Erzherzog Ferdinand vertrat auch jetzt wieder die Stelle des Bräutigams. Am 21. April um

halb zehn Uhr Morgens trat die Erzherzogin die Reise nach Frankreich an, wohin Fürst Starhemberg sie geleitete. Joseph eilte seiner Schwester nach Melk voraus, wo er am folgenden Morgen von ihr Abschied nahm.

Man kennt die wahrhaft bewunderungswürdigen Instructionen, welche Maria Theresia ihren Töchtern Marie, Caroline und Amalie in dem Augenblicke der Verheiratung derselben für ihren zukünftigen Lebensweg ertheilte. Da die Stellung, welche die Erzherzogin Antonie einzunehmen berufen war, noch ungleich wichtiger und schwieriger erschien als die ihrer Schwestern, so versteht es sich gewissermaßen von selbst, daß die Kaiserin auch ihr einen Leitfaden mitgab, der ihr als Richtschnur dienen sollte für ihr Benehmen am französischen Hofe. Eine solche Schrift ist denn auch wirklich vorhanden, doch ist sie im Vergleiche mit dem, was Maria Theresia ihren älteren Töchtern an die Hand gab, nur wenig bedeutend und scheint daher wohl nur ein Bruchstück dessen zu sein, was die Kaiserin ihrer Tochter im Augenblicke des Scheidens aus Oesterreich ans Herz legte [615].

Wie bekümmert Maria Theresia um das Schicksal Antoniens war, zeigte sie wohl am besten durch den Auftrag, welchen sie ihrem Botschafter in Paris, dem Grafen Mercy ertheilte, ihr geheime Berichte über dieselbe zu erstatten, welche Niemand, selbst Joseph und Kaunitz nicht, zu Gesicht kommen sollten. Alle Ereignisse am Hofe zu Versailles, insofern sie in irgend welcher Beziehung zu der Dauphine standen, die Reden und Handlungen der Letzteren hatte Mercy wahrheitsgetreu wiederzugeben und zu schildern und in solcher Weise die Kaiserin in genauester Kenntniß von Allem zu erhalten, was auf ihre Tochter sich bezog. Das ist der Ursprung jener erschöpfenden Berichte Mercy's an Maria Theresia, welchen man so überraschende Aufklärungen über die ersten zehn Jahre des Aufenthaltes der Dauphine und späteren Königin Marie Antoinette in Frankreich verdankt.

Es ist bisher unbekannt geblieben, daß Maria Theresia zwar nicht persönlich, aber durch ihre Cabinetssecretäre, und zwar zuerst durch Koch, dann durch Neny und endlich durch Pichler nicht bloß

mit Mercy, sondern auch mit anderen Vertretern Oesterreichs an fremden Höfen einen geheimen Briefwechsel unterhielt. Nicht so sehr aus Mißtrauen gegen Kaunitz oder zur Erreichung politischer Zwecke, sondern mehr zu ihrem Vergnügen, um über die inneren Vorgänge an jenen Höfen, über manche Details derselben unterrichtet zu werden, für welche in diplomatischen Depeschen nicht eigentlich Platz war, mochte sie dieß thun. Höchst charakteristisch aber ist es, daß während Maria Theresia überzeugt war, die Existenz dieser Correspondenz sei für Alle, insbesondere für Kaunitz ein tiefes Geheimniß, der Staatskanzler ihr Vorhandensein aufs Genaueste kannte. Ja er war weder ungehalten noch eifersüchtig deßhalb, sondern er erblickte in dieser geheimen Berichterstattung nur ein unschuldiges Vergnügen der Kaiserin, das man ihr gönnen müsse. So weit ging er darin, daß er im Jahre 1768 den Grafen Mercy selbst ermunterte, eine solche geheime Correspondenz mit der Kaiserin zu beginnen. Er gab ihm die Vorsichten an die Hand, die er beobachten müsse, um Maria Theresia glauben zu machen, der Inhalt seiner Berichte sei dem Staatskanzler vollständig unbekannt. Gleichzeitig sprach er ihm jedoch den Wunsch aus, wenigstens in übersichtlicher Zusammenstellung dasjenige zu erfahren, was Mercy insgeheim der Kaiserin berichte. Und um weder bei der Staatskanzlei in Wien noch bei der Gesandtschaft in Paris irgend eine Spur dieses vertraulichen Verkehrs zwischen Kaunitz und Mercy zu hinterlassen, sollte Jeder von ihnen die von dem Anderen empfangenen Mittheilungen durch den nächsten Courier zu eigenhändiger Vernichtung wieder zurücksenden[616]). Dieses Verfahren wurde denn auch zwischen ihnen von nun an beobachtet.

Von dieser Correspondenz, welche die österreichischen Gesandten an fremden Höfen mit den Cabinetssecretären der Kaiserin und dadurch indirect mit ihr selbst unterhielten, ist jedoch diejenige streng zu unterscheiden, welche nun Mercy unmittelbar mit Maria Theresia begann. Ausdrücklich sagt sie, daß auch ihr damaliger Cabinetssecretär Neny von derselben nicht Kenntniß erlangen, sondern daß außer ihr und Mercy gar Niemand eingeweiht werden solle in das Geheimniß[617]). Freilich wurde dieß gleich von Anfang an nicht mit vollster Strenge

beobachtet, indem Maria Theresia nicht alle ihre Antworten an Mercy eigenhändig zu Papier brachte, sondern den größeren Theil derselben ihrem Secretär Pichler in die Feder dictirte und ihn dadurch zum Mitwisser ihrer Correspondenz mit Mercy machte. Auch hat sie die Berichte des Letzteren nicht, wie sie Anfangs beabsichtigte und versprach, mit eigener Hand verbrannt, sondern der größere Theil derselben ist in den Originalen, und was daran fehlt, in den von Mercy zurückbehaltenen Abschriften noch heutzutage vorhanden. In die Berichte, welche nicht ausdrücklich für sie allein bestimmt waren, ließ sie den Staatskanzler, in manche auch Starhemberg Einsicht nehmen. Neny aber, auf dessen Verschwiegenheit sie nicht unbedingt baute, blieben dieselben verschlossen [618]).

Zu sehr großer Freude mußte es der Kaiserin gereichen, aus den Berichten Starhembergs und Mercy's, sowie aus den sonstigen Nachrichten, welche aus Frankreich nach Wien kamen, die Ueberzeugung zu schöpfen, daß ihre Tochter bei deren erstem Auftreten in ihrem neuen Vaterlande ungemein gefiel. Nicht nur durch ihr bezauberndes Aeußeres war dieß der Fall, sondern Mercy bezeugt, daß ihre Haltung und ihre Reden seine Hoffnungen weit übertrafen und den allgemeinsten Beifall hervorriefen. Er fürchte nur, setzt er hinzu, daß des Dauphins ganz unglaubliche Ungelenkigkeit ihr eine Art Widerwillen gegen ihn einflößen und daß all die intriguensüchtigen Hofleute, an denen Versailles so reich sei, ihr Fallstricke legen könnten. Bei den Beweisen von Güte und Vertrauen, die sie ihm gebe, werde er übrigens das Aeußerste aufbieten, um ihr von Nutzen zu sein [619]).

Maria Theresia war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Dauphine dieses Beistandes eines treuen und umsichtigen Rathgebers gar sehr bedürfe. „Ich fürchte die Jugend meiner Tochter, „ihre Zugänglichkeit für Schmeichelei, ihre Trägheit und ihre Abnei„gung gegen ernste Beschäftigung.“ In diese Worte faßte die Kaiserin gleich in ihrem ersten längeren Briefe an Mercy den Kern der Besorgnisse zusammen, welche sie für die Erzherzogin hegte. In solchem Sinne schrieb sie nicht nur unablässig ihr selbst, sondern sie bat auch Mercy, eifrig darüber zu wachen, daß die Dauphine nicht in schlechte

Hände gerathe. Und vor Allem lag natürlich der sorgsamen Mutter das Verhältniß am Herzen, in welches ihre Tochter zu ihrem Gemal, zu ihrer neuen Familie überhaupt und insbesondere zu dem Könige selbst trat.

So wenig einnehmend die Persönlichkeit des Dauphins an und für sich auch war, so ging doch glücklicher Weise die Befürchtung Mercy's, Marie Antoinette werde allmälig eine Art von Widerwillen gegen ihn empfinden, nicht in Erfüllung. Mit klugem Sinn und feinem Verständniß wußte die Dauphine die allerdings tief verborgenen, aber darum doch vorhandenen guten Eigenschaften ihres Gemals aus der rauhen Hülle zu schälen, in der sie versteckt waren. Aus eigenem Antriebe sprach Marie Antoinette es aus, daß seine Mängel, welche nach Außen hin oft in recht abstoßender Weise sich kundgaben, nur von seiner vernachlässigten Erziehung herrührten, während die Grundlage seines Charakters eine vortreffliche sei. Und ein anderes Mal berichtet Mercy, die Dauphine habe in einem Augenblicke überströmenden Gefühls ihren Gatten stürmisch umarmt und ihn versichert, von Tag zu Tag liebe sie ihn mehr. Seine Redlichkeit, seine Offenherzigkeit beglücke sie, und so oft sie ihn mit Anderen vergleiche, sehe sie ein, daß er mehr werth sei als Jene [620]).

Solche Aeußerungen ihrer Tochter waren ganz dazu angethan, allmälig die Besorgnisse der Kaiserin zu zerstreuen. Durch das verschlossene Wesen des Dauphins hatte sie sich für einen Augenblick sogar zu dem ungerechtfertigten Verdachte verleiten lassen, daß derselbe falsch und heuchlerisch sein könnte [621]). Aber die tiefe Bekümmerniß, welche Maria Theresia über die ganz eigenthümlichen ehelichen Beziehungen zwischen dem Dauphin und seiner Gemalin, sowie über den Umstand empfand, daß ohne Verschulden der Letzteren die Rathschläge, welche sie ihr in dieser Beziehung ertheilte, ganz ohne Erfolg blieben, ließ durch nichts sich verscheuchen. Am Ende begriff die Kaiserin, daß ihr nichts übrig bleibe als in Geduld sich zu fassen und vielleicht von der Zeit oder nicht vorherzusehenden Ereignissen die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu erwarten [622]), daß ihre Tochter Nachkommenschaft erhalte und einen dereinstigen Thronerben Frankreichs zur Welt bringe.

Was die Mitglieder der königlichen Familie anging, unter denen Maria Theresia im Augenblicke der Vermälung ihrer Tochter hauptsächlich die unverheirateten Töchter des Königs verstand, so legte sie der Dauphine ans Herz, freundschaftliche Beziehungen zu ihnen zu unterhalten. Aber sie mißbilligte es, als ihrer Ansicht nach Marie Antoinette hierin zu weit ging und sich in allzu große Abhängigkeit von den Tanten ihres Gemals begab. Angelegentlich warnte sie die Dauphine, nicht gleichfalls die Fehler zu begehen, in welche diese Prinzessinnen lang schon verfallen seien. „Sie sind gut", schreibt ihr die Kaiserin, „ja an und für sich sogar tugendhaft. Aber sie sind durch-
„aus nicht dazu gemacht, um öffentlich aufzutreten, den Ton anzu-
„geben oder sich in anständiger Weise zu unterhalten. Darin lag die
„gewöhnliche Ursache der Verirrungen der Häupter dieser Familie.
„Da sie in dem Schoße derselben keine Erheiterung fanden, haben sie
„sie nach Außen hin und anderwärts gesucht. Man kann tugendhaft
„und doch gleichzeitig fröhlich und gesellig sein. Wenn man jedoch in
„völliger Zurückgezogenheit lebt und daher nur mit sehr wenigen
„Menschen verkehrt, so geschieht es leicht (zu meinem großen Bedauern
„muß ich es Dir sagen, wie Du es ja auch in der letzten Zeit bei
„uns gesehen hast), daß eine große Anzahl Unzufriedener, Eifersüchtiger,
„Neider und eine Menge Klatschereien entsteht. Lebt man dagegen
„gesellig und in der großen Welt, wie dieß hier vor fünfzehn und
„zwanzig Jahren der Fall war, dann werden alle diese Uebelstände
„vermieden und an Geist und an Körper befindet man sich wohl.
„Für die kleine Unbequemlichkeit, die eine solche Lebensweise manchmal
„auferlegt, ist man reichlich belohnt durch die Zufriedenheit und die
„Heiterkeit, welche sie hervorbringt und erhält. Ich bitte Dich also
„als Freundin und als zärtliche Mutter, die aus Erfahrung spricht,
„laß Dir keine Vernachlässigung hingehen, weder Deines Aeußeren noch
„des Verkehrs mit der Welt. Allzu spät würdest Du bedauern, meine
„Rathschläge unbeachtet gelassen zu haben. Hinsichtlich dieses Punktes
„allein folge weder dem Beispiele noch dem Rathe der Mitglieder
„Deiner Familie. Du bist es, die in Versailles den Ton anzugeben
„hat. Du hast dort vollständig gefallen. Gott hat Dich mit so viel
„Anmuth, so viel Sanftmuth und Fügsamkeit ausgerüstet, daß Dich

„die ganze Welt lieben muß. Dieß ist ein Geschenk Gottes, dessen „Du Dich nicht rühmen darfst, das Du aber sorgfältig erhalten mußt, „zu Deinem eigenen Glücke und zu dem aller derjenigen, die Dir „angehören“ [623]).

Von viel größerer Wichtigkeit noch waren für Maria Theresia die Beziehungen ihrer Tochter zu dem Könige selbst. Man weiß ja, daß sie bei der Vermälung derselben mit dem Dauphin nicht allein von der Absicht ausging, derselben ein glanzvolles Los zu sichern, sondern daß sie vielleicht noch höheren Werth darauf legte, durch diese Familienverbindung der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich einen neuen und kräftigen Stützpunkt zu gewinnen. Darum betonte sie auch fortwährend der Dauphine gegenüber, dieselbe solle sich zwar von den öffentlichen Angelegenheiten fern halten, aber eifrigst bemüht sein, sich die Gunst und das Wohlwollen des Königs zu erwerben. Dazu gab es jedoch in jener Zeit fast nur einen einzigen Weg. Daß die jugendliche Prinzessin, welche in dem Augenblicke ihres Eintrittes in Frankreich erst vierzehn und ein halbes Jahr zählte, den Muth und die Kraft besaß, ihn nicht einzuschlagen, bot den Anlaß, daß die Hochherzigkeit ihres Charakters zum ersten Male in recht glänzendem Lichte sich zeigte.

Dem Könige zu gefallen, dazu gab es damals ohne Zweifel kein sichereres Mittel als seiner anerkannten Maitresse, der Frau von Dubarry eine rücksichtsvolle Behandlung angedeihen zu lassen. Zu einer so demüthigenden Willfährigkeit war jedoch Niemand weniger geneigt als Marie Antoinette. Gleich in dem ersten Briefe an die Mutter, den wir überhaupt von ihr besitzen, brandmarkt sie mit scharfen, ja fast derben Worten die „erbarmenswerthe Schwäche“ des Königs für die Dubarry, welche sie die „dümmste und frechste Creatur“ nennt, die man sich nur immer vorstellen könne. Muthvoll, wenn gleich erfolglos tritt sie für ihre Palastdame, die Gräfin Gramont ein, als dieselbe durch einen Beweis ihrer Mißachtung gegen die Dubarry sich die Ungnade des Königs zugezogen hatte und vom Hofe verbannt wurde. Alle Bemühungen der Dubarry, ja des Königs selbst, dieß zu ändern und die Dauphine zu bewegen, von dem Tone

der Abneigung, ja der Verachtung abzulassen, dessen sie sich gegen die Dubarry bediente, blieben erfolglos.

Auch Mercy reihte denjenigen sich an, welche in dieser Beziehung ein anderes Benehmen der Dauphine mit Lebhaftigkeit wünschten. Denn er hielt es für eine nicht zu umgehende Forderung der politischen Klugheit, sich nicht die Feindseligkeit einer Frau zuzuziehen, welche damals ohne Zweifel den mächtigsten Einfluß ausübte auf den König von Frankreich. Aber auch seine oftmals wiederholten und in eindringlichstem Tone vorgebrachten Bitten und Vorstellungen brachten keine Wirkung auf die Dauphine hervor. Da sie unbeirrt fortfuhr, sich gegen die Dubarry so abstoßend als nur immer möglich zu verhalten, nahm Mercy zuletzt seine Zuflucht zur Kaiserin selbst.

Man kann sich wohl denken, daß Maria Theresia hiedurch in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Man kennt die Strenge ihrer Anschauungen und das rücksichtslose Verdammungsurtheil, welches sie jederzeit über Frauen aussprach, die sich eine Abweichung von den Grundsätzen weiblicher Tugend zu Schulden kommen ließen. Wie angewidert mußte sie sich daher durch die Zustände am französischen Hofe und durch das Auftauchen einer Frau fühlen, welche nicht bloß zu den Gefallenen, sondern ohne allen Zweifel zu den verworfensten Personen ihres Geschlechtes gehörte? Wie verächtlich mußte ihr das Benehmen des Königs erscheinen, der einer Dubarry nicht nur unbeschränkten Einfluß über sich selbst, sondern sogar eine politische Stellung einzuräumen sich nicht schämte, die von Tag zu Tag eine mächtigere wurde? So großes Gewicht besaß jedoch diese letztere Rücksicht in den Augen der Kaiserin, daß sie es über sich gewann, ihre Bestrebungen mit denjenigen Mercy's zu vereinigen und ihrer Tochter zuzureden, weniger schroff gegen die Dubarry als bisher, ja hie und da zuvorkommend gegen sie zu sein und sich hiedurch selbst in immer größere Gunst zu setzen bei dem Könige.

Dieß ist denn auch die Seite, von welcher aus Maria Theresia ihrer Tochter die Sache darzustellen sich bestrebte. „Du sollst", so schrieb sie ihr am 30. September 1771, „die Dubarry nicht anders kennen

„und mit keinem anderen Auge ansehen als wie eine Frau, welche „zum Hofe und zur Gesellschaft des Königs zugelassen ist. Du bist „dessen erste Unterthanin; Du schuldest ihm Gehorsam und Unterwürfigkeit, Du mußt dem Hofe und den Höflingen das Beispiel „geben, daß dem Willen Eures Gebieters Folge zu leisten ist. Wenn „man noch Demüthigungen, Vertraulichkeiten von Dir verlangen „würde, so könnte weder ich noch jemand Anderer Dir dazu rathen. „Aber irgend ein gleichgültiges Wort, einen Blick, nicht für die Dame, „sondern für Deinen Großvater, Deinen Gebieter, Deinen Wohlthäter. „Du aber widerstrebst ihm in so empfindlicher Weise bei der ersten, „so bald nicht wiederkehrenden Gelegenheit, in der Du ihn zu verpflichten und ihm Deine Anhänglichkeit zu beweisen vermagst! Und „warum geschieht das? Aus schmachvoller Willfährigkeit für Leute, „welche Dich unterjochten, indem sie Dich als Kind behandelten, Dir „Lustpartien zu Pferde und zu Esel, Dir Unterhaltung mit Kindern, „mit Hunden verschafften. Das sind die großen Ursachen, die Dich „an jene mehr als an Deinen Gebieter ketten und die Dich auf die „Länge lächerlich und weder geliebt noch geachtet machen werden. Du „hast so gut begonnen, sowohl durch Deine Erscheinung als durch „Dein Urtheil, welches, wenn es nicht durch Andere sich bestimmen „läßt, immer richtig ist und zum Guten sich hinneigt. Laß von Mercy „Dich leiten; welch' anderes Interesse sollten ich und er haben, als „einzig und allein Dein Glück und das Wohl des Staates? Mach' „Dich los von der Nachahmung Anderer; Du bist es, die nach dem „Könige den Ton angeben und nicht einem Kinde gleich geleitet und „angewiesen werden soll, wann es sprechen darf. Du fürchtest Dich „mit dem Könige zu reden, aber Du hegst keine Scheu, ihm nicht zu „gehorchen und ihn zu verletzen. Für kurze Zeit kann ich Dir noch „gestatten, mündliche Erörterungen mit ihm zu vermeiden, aber ich „verlange von Dir, daß Du ihn durch alle Deine Handlungen von „Deiner Ehrfurcht und Zärtlichkeit überzeugst, indem Du jede Gelegenheit benützest, bei der Du ihm gefallen kannst. In dieser Beziehung „darf nichts zu wünschen übrig bleiben, kein böses Beispiel, keine „Widerrede vorkommen. Ich kann Dir das nicht hingehen lassen, „selbst wenn Du Dich darüber mit allen Uebrigen entzweien solltest.

„Du hast nur ein einziges Ziel; es besteht darin, dem Könige zu ge-
„fallen und seinen Willen zu thun.“

Maria Theresia schrieb, wie man sieht, das Benehmen ihrer Tochter nicht deren eigenem Entschlusse, sondern dem bestimmenden Einflusse der Tanten des Dauphins zu, denen Madame Dubarry sowie ihre Stellung beim Könige und am Hofe mit Recht ein Greuel war. Sie benützten daher jede Gelegenheit, welche zur Demüthigung der Dubarry sich darbot, und dazu diente ihnen die Dauphine als ein gefügiges Werkzeug, denn sie übten zu jener Zeit eine sehr große geistige Gewalt über die junge Prinzessin aus. Maria Theresia aber war, wie gezeigt worden, der Ansicht, daß dieser Einfluß ein für ihre Tochter durchaus nachtheiliger sei, und sie meinte denselben energisch bekämpfen zu müssen. Sie schätze, ja sie verehre sie, schrieb die Kaiserin über die Tanten des Dauphins an ihre Tochter, aber sie hätten niemals gewußt, sich in ihrer Familie und im Volke geachtet zu machen und beliebt. Immer seien sie unter dem maßgebenden Einflusse fremder Personen gestanden und in Folge dessen an und für sich unangenehm und gelangweilt, nach Außen hin aber sogar verhaßt. Es sei keineswegs zu verwundern, sagt Maria Theresia am Schlusse eines dieser langen und in nachdrücklichstem Tone gehaltenen Briefe, daß Marie Antoinette dem Einflusse ihrer Tanten verfallen sei. Aber nicht zu entschuldigen wäre es, wenn sie in dem Augenblicke, in welchem ihre Mutter das Mißliche ihrer Lage ihr schildere und ihr die Mittel an die Hand gebe, sich derselben zu entziehen, ihr nicht gehorchen wollte. Keineswegs verlange sie, daß die Dauphine die Gesellschaft der Prinzessinnen meide, aber sie möge den Rathschlägen Mercy's den Vorzug geben vor denen ihrer Tanten. „Ich beschwöre Dich“, mit diesen Worten endigt Maria Theresia einen ihrer Briefe an die Dauphine, „einer Mutter zu glauben, welche die Welt kennt, die ihre Kinder „vergöttert und ihre traurigen Tage nicht anders zubringen will, als „indem sie sich ihnen nützlich erweist. Ich umarme Dich zärtlich; halte „mich nicht für erzürnt, aber für gerührt und mit Deinem Wohle „beschäftigt“ [624]).

Gewiß ist es von Interesse, auch die vertheidigenden Worte zu hören, mit denen Marie Antoinette auf die von ihrer Mutter gegen sie erhobenen Beschuldigungen Antwort ertheilt. Doch wollen wir auch hier nur den Punkt hervorheben, der sich auf Madame Dubarry und auf die Töchter des Königs bezieht. „Ich habe viele Gründe zu „glauben", antwortet die Dauphine, „daß der König nicht einmal „wünscht, daß ich mit der Dubarry rede, wie er mir denn auch nie- „mals davon sprach. Er zeigt mir mehr Freundlichkeit, seitdem er „weiß, daß ich es abgelehnt habe. Wenn Sie in der Lage wären, „gleich mir Alles mitanzusehen was hier vorgeht, so würden Sie es „mir glauben, daß diese Frau und ihr Anhang sich nicht bloß mit „einem Worte begnügen würden, sondern daß man immer wieder von „Neuem beginnen müßte. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich in Allem, „was die Ehrenhaftigkeit*) betrifft, der Leitung keines Menschen „bedarf" [625]).

Niemand wird bestreiten, daß für eine fünfzehnjährige Prinzessin diese Vertheidigung tapfer genug war; in diesem Lichte ist sie denn auch der Kaiserin erschienen. Statt Worten des Tadels hatte sie nur solche des Wohlgefallens für die Lebhaftigkeit, mit welcher Marie Antoinette ihre eigene Sache zu führen den Muth zeigte [626]). Sie selbst war ja keineswegs der Meinung, daß ihre Tochter sich vor der Dubarry demüthigen solle, und als sie hörte, daß solches in gewissem Sinne von Seite des damals in Paris anwesenden Königs von Schweden geschehen sei, fand sie dieß schmachvoll [627]). Sie entgegnete daher wenigstens vor der Hand nichts, was sich auf die Dubarry bezog, und sie bat nur ihre Tochter von Neuem, ihre eigenen Rathschläge nicht denjenigen hintanzusetzen, welche die Tanten ihr ertheilten. Insbesondere ist es Mercy, auf dessen Leitung sie dieselbe immer wieder verweist, und wirklich gelang es ihm, die Dauphine zu bewegen, am Neujahrstage 1772 an die Dubarry einige gleichgültige Worte zu richten. Aber indem sie ihm erzählte, daß sie seinem Wunsche Folge geleistet habe, fügte Antoinette die Erklärung hinzu, nicht noch

*) „l'honnêteté".

mehr thun zu wollen. „Niemals wird diese Frau", so sagte sie, „den „Ton meiner Stimme mehr hören" [628]). Und an ihre Mutter schrieb sie, sie hoffe ihr durch ihr Benehmen gezeigt zu haben, wie bereitwillig sie sei, alle ihre Vorurtheile und ihren Widerwillen ihr aufzuopfern. Nur möge man ihr dagegen auch nichts zumuthen, was „gegen die Ehre" sei [629]).

Diese Andeutung der Dauphine, ihre Mutter könnte jemals von ihr etwas verlangen, was sich mit ihrer Ehre nicht vertrüge, durfte Maria Theresia natürlicher Weise nicht mit Stillschweigen übergehen. Mit eifrigen Worten versicherte sie ihre Tochter, weder sie noch Mercy würden ihr jemals einen Rath geben, der gegen die Ehre, ja auch nur gegen den Anstand verstoße. Aus diesem ganz ungegründeten, ja fast lächerlichen Verdachte möge sie selbst beurtheilen, welch tiefen Eindruck schon die Vorurtheile und die bösen Rathschläge fremder Personen auf sie hervorgebracht hätten. Welch anderes Ziel könnte sie denn verfolgen, als das Glück ihrer Tochter und das des Dauphins sicherzustellen? Wer aber vermöchte in der kritischen Lage, in welcher Marie Antoinette, die königliche Familie, ja ganz Frankreich sich befänden, sie besser zu berathen und ihr Vertrauen in höherem Maße zu verdienen als Mercy, der die dortigen Verhältnisse aufs Genaueste kenne? Auch er denke einzig und allein an das Glück der Dauphine. Seine Anhänglichkeit und seine Befähigung sollten ihr zur Beruhigung dienen und sie bewegen, ausnahmslos, ohne Zögern und vertrauensvoll die Rathschläge zu befolgen, die er ihr ertheile. Wenn er daher von ihr verlange, daß sie der Dubarry oder Anderen neuerdings einen Beweis von Aufmerksamkeit gebe, so möge sie es thun und dabei von dem Gedanken ausgehen, daß Mercy besser zu beurtheilen verstehe als sie selbst, was ihr fromme [630]).

Wie Mercy bezeugt, verfehlten die Worte der Kaiserin den Weg zu dem Herzen ihrer Tochter nicht. Marie Antoinette erklärte sich bereit, ihren Widerwillen gegen die Dubarry zu bekämpfen, aber von diesem in der ersten Erregung gegebenen Versprechen bis zu dessen treulicher Erfüllung war allerdings noch ein sehr weiter Weg. Die Kaiserin hielt es für nothwendig, ihre Tochter von Zeit zu Zeit an

deren Zusage zu erinnern; ja sie gab ihr sogar zu verstehen, daß nachdem England und Preußen sich eifrig bemühten, die Dubarry zu gewinnen, vielleicht die Erhaltung des so wichtigen Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich hievon abhänge[631]). Marie Antoinette erneuerte ihr Versprechen, ja sie nahm sogar einen Anlauf, wenn man so sagen darf, dasselbe wirklich zu erfüllen[632]), aber nachhaltig blieb diese Stimmung nicht. Bald fand Mercy wieder Anlaß zu den früheren Klagen[633]), und dieselben wurden noch lebhafter, als die Dauphine am Neujahrstage 1773 die Dubarry, als sie ihren Glückwunsch darbrachte, sehr ungnädig empfing und weder an sie noch an die sie begleitenden Damen irgend ein Wort richtete[634]).

Maria Theresia wurde durch diese Meldung um so peinlicher berührt, als sie noch am letzten Tage des Jahres ihrer Tochter wiederholt ein verbindlicheres Benehmen gegen die Dubarry eingeschärft hatte[635]). Allerdings besaß die Dauphine diesen Brief ihrer Mutter am Neujahrstage noch nicht, aber sie kannte doch genau die Wünsche, welche dieselbe hegte, und sie hatte sich denselben nichts weniger als willfährig erwiesen. Maria Theresia schien jedoch zu fühlen, daß sie in dieser Beziehung nicht viel werde ausrichten können. Sie begnügte sich ihrer Tochter neuerdings zu erklären, sie verlange nicht mehr von ihr, als daß dieselbe etwa vier bis fünf Mal im Jahre einige Worte an die Dubarry richte. Dadurch werde sie am leichtesten ihre Feinde entwaffnen, und auch ihre Haltung dem Könige gegenüber werde durch das Gefühl, daß sie sich nichts gegen ihn vorzuwerfen habe, an Zuversicht gewinnen[636]).

Marie Antoinette entgegnete nichts auf die Ermahnungen ihrer Mutter, insofern sie sich auf Frau von Dubarry bezogen; sie änderte aber auch nichts an ihrem Benehmen gegen sie. Ja es bringt fast den Eindruck des Komischen hervor, wenn die Dauphine sich bemüht, die Kaiserin glauben zu machen, sie habe die Dubarry mit großer Höflichkeit empfangen, als die Nichte derselben bei Hofe vorgestellt wurde, während sie doch eingestehen muß, keine der beiden Frauen auch nur eines Wortes gewürdigt zu haben[637]). Maria Theresia ließ sich jedoch durch diese Versicherungen nicht täuschen; neuerdings

rieth sie in dringenden Worten ihrer Tochter, sich wenigstens dem Könige zu Liebe zu der von ihr geforderten Selbstverläugnung zu bequemen [638]). Daß dieß von Seite der Dauphine auch jetzt nicht geschah, ist aus einer Klage Mercy's zu entnehmen, derzufolge Marie Antoinette bei einem zweiten ähnlichen Anlasse genau dasselbe Benehmen wie bei dem ersten beobachtete [639]). Jetzt ließ auch Maria Theresia die Sache auf sich beruhen [640]); und als ihre Tochter sich weigerte, auf eine Anregung der Dubarry einzugehen und sich durch ihre Vermittlung von dem Könige ein Geschenk in kostbaren Juwelen zu erwirken [641]), da billigte Maria Theresia in lebhaften Ausdrücken den Entschluß der Dauphine. „Dieß ist ein Punkt“, fügte sie hinzu, „hinsichtlich dessen „ich besonders empfindlich bin. Niemals kann ich der Kaiserin von „Rußland die Willfährigkeit verzeihen, mit welcher sie von ihrem „Unterthan Orlow das Geschenk eines prachtvollen Diamanten annahm „und es zur Schau trug“ [642]).

Seither taucht der Name der Dubarry in den Briefen, welche zwischen Maria Theresia und ihrer Tochter gewechselt wurden, nicht neuerdings auf, und auch Mercy gegenüber meint die Kaiserin, daß sich in dieser Sache nichts thun lasse. Als aber Ludwig XV. starb und Marie Antoinette an der Seite ihres Gemals den Königsthron Frankreichs bestieg, da kam die junge Königin in dem ersten Briefe, den sie an ihre Mutter schrieb, auf die Dubarry zurück. „Der König „hat sich darauf beschränkt“, so lauten ihre Worte, „die „„Creatur““ in „ein Kloster zu schicken und Alles vom Hofe wegzujagen, welches diesen „scandalösen Namen an sich trägt“ [643]).

Maria Theresia verläugnete jedoch auch in diesem Augenblicke und einer so verworfenen Person wie der Dubarry gegenüber ihr edelmüthiges Herz nicht. In eindringlichen Worten warnt sie ihre Tochter vor zu großer Härte gegen jene Frau, die sie eine „Unglückliche“, nennt und gegen die Anhänger derselben [644]). Auch an Mercy schrieb sie, daß sie gewünscht hätte, man würde gegen die Dubarry ein weniger auffallendes und weniger strenges Verfahren beobachten und damit zufrieden sein, sie vom Hofe nach irgend einem einsamen

und entlegenen Orte zu entfernen[645]). Man weiß daß später dieser Wunsch der Kaiserin erfüllt wurde, und daß sogar Joseph II. während seiner Reise nach Frankreich die Marquise Dubarry in ihrem Landaufenthalte zu Luciennes besuchte[646]).

Wir wollen nicht verschweigen, daß mit Ausnahme dieser letzten Erklärung der Kaiserin bei dem Zwiespalte zwischen ihrer Meinung und der ihrer Tochter, insofern er auf die Dubarry sich bezog, unsere Sympathien der Anschauung der Dauphine und nicht der ihrer Mutter sich zuwenden. Das Gegentheil hievon ist jedoch hinsichtlich der Mehrzahl der übrigen Ermahnungen der Fall, welche Maria Theresia der Dauphine ertheilt, und nur das läßt sich an ihnen ausstellen, daß sie zu häufig und nicht selten mit einer Schroffheit des Tones vorgebracht wurden, welche bei einer minder anhänglichen und ergebenen Tochter als Marie Antoinette gar leicht die Wirkung zu beeinträchtigen, ja sie vielleicht ganz zu vernichten vermocht hätte. Wenn also auch nicht immer in der Form, so wird doch wohl jederzeit in der Sache, um die es sich handelte, der Kaiserin Recht gegeben werden müssen. Wer würde nicht auf ihre Seite sich stellen, wenn sie der Dauphine ernste und nützliche Beschäftigung, insbesondere mit guten Büchern dringend empfiehlt, wenn sie dieselbe vor dem übertriebenen Reiten bei der Jagd, vor zu vielen Zerstreuungen, vor verschwenderischen Ausgaben, vor ungerechtfertigten Begünstigungen einzelner Personen, endlich vor der Einmengung in die öffentlichen Geschäfte angelegentlich warnt? Wer würde es nicht billigen, wenn die Kaiserin ihrer Tochter räth, sich mit ihren Schwägern und deren Frauen auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen, auf Erhaltung des inneren Friedens in der Familie sorgfältig hinzuwirken und sich auch gegen ihre sonstige Umgebung, sowie gegen Alle, die mit ihr in Berührung kämen, huldreich zu erweisen? Wen würde es endlich nicht erfreuen, die Worte zu lesen, durch welche Maria Theresia der Dauphine größere Zuvorkommenheit gegen die Deutschen dringend ans Herz legt? „Hättest Du mehr „Vorliebe für Deine Nation", so schreibt sie ihr einmal[647]), „oder „wenigstens den ernstlichen Wunsch an den Tag gelegt, daß man vor „Dir nicht übel von ihr rede, dann hätte man sich davor ohne Zweifel

„gehütet. Es ist dieß ein Beweis mehr, daß man Recht hatte, erstaunt „darüber zu sein, welch geringen Eifer und wie wenig Wohlwollen „Du für die Deutschen fühlst. Glaub' mir, der Franzose wird Dich „weit höher schätzen und sich viel mehr aus Dir machen, wenn er die „deutsche Gediegenheit, den deutschen Freimuth in Dir findet. Schäme „Dich nicht, eine Deutsche selbst in dem linkischen Wesen zu sein, das „ihnen anklebt; Du mußt dieß mit Güte entschuldigen und nicht dul- „den daß man darüber spottet, sonst würdest Du Dich allmälig ge- „wöhnen, ein Gleiches zu thun. Wenn man jung ist und täglich der- „gleichen Dinge sieht, ist es nur allzu leicht, ebenfalls in dieselben zu „gerathen. Bereite allen Deutschen einen freundlichen Empfang, ins- „besondere wenn sie meine Unterthanen und aus den ersten Familien „sind. Auch denjenigen geringeren Standes, die an unserem Hofe „nicht zugelassen sind, mußt Du mit Güte und Wohlwollen begegnen „und Dich ihrer annehmen. Niemals wird man Dich darob tadeln, „sondern Dich nur um so höher achten, mit einziger Ausnahme der- „jenigen, welche sich nie bei irgend Jemand beliebt machen konnten, „während doch darin unsere einzige Freude und das einzige Glück „unseres Standes besteht."

Jeden Anlaß, der sich darbot, benützte Maria Theresia, sich ihrer Tochter gegenüber in diesem Sinne zu äußern. Als der Herzog von Choiseul gestürzt ward, gab sie der Dauphine ihre Freude zu erkennen, daß sie demselben so lebhafte Beweise ihres Antheils gegeben habe. „Laß Dich niemals", sagte sie ihr, „durch entgegengesetzte Beispiele „verleiten. Nimm nicht den französischen Leichtsinn an, sondern bleib' „eine gute Deutsche. Rechne Dir es zur Ehre, eine solche und eine „Freundin Deiner Freunde zu sein." Und eines anderen Mannes sich erinnernd, welcher Antheil genommen hatte an der Zustande- bringung der Heirat ihrer Tochter, schreibt ihr Maria Theresia gleich- zeitig, sie möge dem Marquis Durfort den Balcon ins Gedächtniß zurückrufen, auf welchem er mit ihr sich befunden habe, um die kleine Erzherzogin im Schlitten vorüberfahren zu sehen. Noch heute bedauere sie die Kälte, die er damals habe ausstehen müssen, da sie selbst unempfindlich gegen dieselbe gewesen sei[648]).

Auch noch in einem späteren Briefe kommt Maria Theresia auf das Benehmen der Dauphine gegen ihre Landsleute zurück. „Man „wiederholt überall", schreibt sie ihr, „daß die Deutschen von Dir „nicht ausgezeichnet werden. Laß doch dem wahren Verdienste dieser „Nation Gerechtigkeit widerfahren. Wenn Du hie und da eine kleine „Sonderbarkeit im Aeußern, in der Aussprache oder in der Art des „Kopfputzes abrechnest, wirst Du im Gegentheil die wesentlichsten Talente „und Verdienste an ihnen finden; alle Fremden legen auf dieselben den „größten Werth" [649]). Antoinette aber entgegnet zur Freude ihrer Mutter, sie rechne es sich zur Ehre, zu den Deutschen zu gehören. Sie kenne recht wohl die guten Eigenschaften derselben, welche man an den Franzosen vermisse. Wenn ausgezeichnete Leute aus Deutschland nach Frankreich kämen, würden sie gewiß die verdiente Aufnahme bei ihr finden [650]).

Das muß überhaupt bei diesem Verkehre zwischen Maria Theresia und der Dauphine hervorgehoben werden, daß so oft, so scharf und so schroff der Tadel der Ersteren ausgesprochen wurde, die Letztere doch nie auch nur einen Augenblick vergaß, daß ihre hochverehrte Mutter es war, welche so zu ihr redete. Gar ängstlich, ja manchmal sogar ein klein wenig auf Kosten der Wahrheit ist sie bemüht, ihr Benehmen so darzustellen, als ob es den Anordnungen der Mutter wirklich vollständig entspräche. Wenn Maria Theresia ihr dann den Unterschied nachweist, welcher zwischen ihren Worten und ihren Handlungen bestand, wie demüthig bittet sie die Mutter, doch ja jedes Mißtrauen gegen sie fahren zu lassen; es würde sonst das Unglück ihres Lebens sein [651]). Und als davon die Rede war, daß Maria Theresia aus Unzufriedenheit mit ihrer Tochter, der Infantin von Parma, jede briefliche Verbindung mit ihr abgebrochen habe, da schrieb Marie Antoinette von ihr an die Kaiserin: „Ich begreife nicht wie „sie leben kann, ohne von der besten der Mütter Nachrichten zu er„halten. Gott bewahre mich, meine theure Mutter, vor einem ähn„lichen Unglück. Ich würde keine Strafe zu hart finden, um Ihr Herz „zu erweichen und Ihre Verzeihung zu erlangen" [652]).

Wo von dem Briefwechsel der Kaiserin mit ihrer Tochter Antonie, von den Rathschlägen, die sie ihr gab, und von dem Tadel

die Rede ist, welchen sie zu oft wiederholten Malen gegen sie aussprach, da muß wohl auch der Mann etwas schärfer ins Auge gefaßt werden, auf dessen Berichte zunächst die Meinung sich gründete, welche Maria Theresia von dem Benehmen ihrer Tochter sich bildete. Und in der That ist die Stellung, welche Mercy zwischen Mutter und Tochter einnahm, und die Rolle, zu der ihn das Vertrauen der Ersteren berief, merkwürdig genug, um wenigstens einen Augenblick dabei zu verweilen.

Um dem Begehren der Kaiserin, ununterbrochene und wahrheitsgetreue Berichte von den kleinsten und an und für sich unbedeutendsten Ereignissen in dem Leben ihrer Tochter, von ihren Reden und Handlungen zu erhalten, gerecht werden zu können, sah Mercy sich vielleicht wider Willen genöthigt, die Dauphine mit einer Art wohlwollender Spione zu umgeben, welche ihn von Allem in Kenntniß zu setzen hatten, was bei ihr geschah[653]). Indem er dasjenige, was in solcher Weise ihm zukam, sowie das Ergebniß seiner eigenen Wahrnehmungen, seiner häufigen Gespräche mit der Dauphine und der Rathschläge und Fingerzeige, die er ihr ertheilte, nach Wien berichtete, fand Mercy doch auch den Muth und die passenden Worte, seiner eigenen Meinung Ausdruck zu geben, selbst wenn sie hie und da mit derjenigen der Kaiserin nicht ganz in Einklang sein mochte. So wußte er es ihr verblümt, aber doch deutlich zu verstehen zu geben, wenn er fand, daß ihre Briefe an die Dauphine mit allzu ätzender Tinte geschrieben seien. Er ließ die Kaiserin nicht im Zweifel, daß ihre Rathschläge, in milderem Tone gegeben, weit leichter Eingang fänden bei der Tochter, als wenn sie in allzu schroffe Worte gekleidet wären[654]).

Denn nicht selten vergaß Maria Theresia selbst auf den Grundsatz, dem sie einmal in den Worten Ausdruck verleiht: „Ich kenne „meine Kinder; ihnen allzuviel predigen, führt eher dazu, sie zu verderben als sie zu bessern“[655]). Und ein anderes Mal meint sie, es liege in der Natur ihrer Kinder, sich als ausgescholten zu betrachten, wenn man ihnen nur aus wohlwollendem Herzen Rathschläge ertheile für ihr Benehmen[656]).

Wer sich der zahlreichen Beweise erinnert, durch welche Maria Theresia darthat, in welch ungewöhnlichem Maße sie die höchste und seltenste Tugend der Herrscher besaß, die Sprache der Wahrheit nicht nur zu hören und zu beherzigen, sondern auch demjenigen, von dem sie ausging, dafür dankbar zu sein, der wird sich nicht wundern, daß dieß auch Mercy gegenüber der Fall war. Zahlreich sind die Beweise ihrer vollsten Zufriedenheit mit seinen Diensten, und des von Tag zu Tag sich steigernden Vertrauens, das sie zu ihm hegte. Schon aus den ersten Monaten des Aufenthaltes der Dauphine in Frankreich ist eine solche Kundgebung des Wohlwollens der Kaiserin für Mercy zu verzeichnen. Er hatte den Betrag von fünfzigtausend Gulden, der ihm zur Veranstaltung großer Festlichkeiten zur Feier der Vermälung bewilligt worden war, um mehr als sechstausend Gulden überschritten. Auf die Anfrage des Staatskanzlers, was die Kaiserin zu thun und ob sie auch diese höhere Auslage zu vergüten gedenke [657]), antwortete Maria Theresia mit eigener Hand:

„zu begern hat er nichts. als eine besondere gnad, weillen er „meiner Tochter so vill nutz ist, accordire ihme dise summe mehr."

Dieser Gesinnung gegen Mercy blieb denn auch Maria Theresia unverändert treu. Als er sie bat, ihm zum Verkaufe der Güter behülflich zu sein, welche er von seinem Vater in Ungarn ererbt hatte, erfüllte sie seinen Wunsch mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß dieß von ihr geschehe, um ihm ein Zeichen der Anerkennung seines Eifers, seiner Anhänglichkeit und der wichtigen Dienste zu Theil werden zu lassen, die er ihr leiste [658]). Zu oft wiederholten Malen versichert sie ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihrer aufrichtigen Dankbarkeit und ihres unbedingtesten Vertrauens. Ja als später wieder einmal die Frage auftauchte, wer Kaunitz ersetzen könnte, da denkt sie vor Allen an Mercy und bittet ihn, ihr insgeheim seine Ansicht hierüber mit jener Offenheit mitzutheilen, die sie ihren Dienern zur Pflicht machte [659]). Und wie sie ihn hochachtete und ihm vertraute, davon hat sie ihm auch noch später als ihrem „Freunde", wie sie ihn nannte, die überzeugendsten Proben gegeben [660]).

Daß übrigens die Kaiserin solche Gefühle hegte für einen Mann, der ihr diente mit wahrhaft bewundernswerther Selbstaufopferung und Treue, läßt sich gar leicht begreifen und erklären. Nicht so selbstverständlich muß es erscheinen, daß auch der Gegenstand seiner steten Beobachtungen, seiner unablässigen Ermahnungen und Rathschläge, daß Marie Antoinette ihm eine gleiche Gesinnung bewahrte. Wer da weiß, wie leicht jugendlichen Personen, und insbesondere in so hervorragender, viel umworbener Stellung, wie die Dauphine sie einnahm, unausgesetzt sich wiederholender Tadel, fortwährendes Drängen zu anderem Benehmen und zu unwillkommener Beschäftigung lästig zu werden pflegt, der muß einerseits das gutmüthige Wohlwollen der Dauphine für den ihr beigegebenen Mentor, und andererseits die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher der Letztere der ihm übertragenen schwierigen Aufgabe nach beiden Richtungen hin gerecht zu werden verstand.

Noch größer und bedeutsamer wurde dieselbe in dem Momente, in welchem Marie Antoinette an der Seite ihres Gemals den Königsthron Frankreichs bestieg. War deren kindliche Anhänglichkeit an ihre Mutter schon bisher durch oft wiederholten und scharfen Tadel der Kaiserin auf eine harte, jedoch stets glücklich bestandene Probe gestellt worden, so nahm dieß von nun an in immer steigendem Maße zu. Doch kann dieses Verhältniß, das übrigens trotz manchen Verschuldens auf der einen und vieler allzu leidenschaftlicher Aeußerungen von der anderen Seite nie zu einem anderen wurde, als überhaupt zwischen Mutter und Tochter bestehen soll, erst bei der Schilderung der letzten Lebensjahre der Kaiserin zur Darstellung gelangen.

# Vierzehntes Capitel.

## Die Söhne der Kaiserin.

Es ist bereits angedeutet worden, daß Maria Theresia nicht allein eifrig bemüht war, ihren Töchtern eine glänzende Lebensstellung zu bereiten, sondern daß sie eine gleiche Sorgfalt auch ihren Söhnen zu Theil werden ließ. Allerdings bedurfte der älteste derselben der Fürsorge der Mutter nicht. Denn es war ihm schon durch das Recht der Erstgeburt das Los zugefallen, dem Range nach eine der höchsten Stellungen einzunehmen, die es überhaupt gab, und nach dem Tode seiner Mutter der Beherrscher eines der mächtigsten Reiche Europa's zu werden.

Wenngleich von dem Schicksale bei weitem nicht so begünstigt wie Joseph, konnte doch auch Leopold vollauf zufrieden sein mit dem Platze, auf den er als Großherzog von Toscana sich gestellt fand. Es ist des Zwiespaltes der Meinungen Erwähnung geschehen, der sich unmittelbar nach Leopolds Ankunft in Toscana zwischen ihm und seinem älteren Bruder über die von Letzterem verlangte Absendung der beträchtlichen Geldsummen, die ihr Vater hinterlassen, nach Wien erhoben hatte. Auch die Aeußerungen der Unzufriedenheit sind angeführt worden, welche Maria Theresia bei diesem Anlasse über die Haltung kundgab, die Leopold und dessen Rathgeber ihr selbst und dem Wiener Hofe gegenüber einnehmen zu wollen schienen. Es muß jetzt hinzugefügt werden, daß jener Zwiespalt zwischen den zwei Brüdern, wie der erste, so auch der letzte war, der überhaupt vorkam, und daß fortan zwischen Joseph und Leopold ein Verhältniß der wärmsten und durch

nichts mehr gestörten brüderlichen Freundschaft obwaltete. Auch Maria Theresia fand mehr und mehr Ursache, mit dem Benehmen Leopolds und seiner Gemalin zufrieden zu sein. Sprach sie während der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Toscana noch über Manches in gar scharfen Worten des Tadels sich aus, so verstummte derselbe doch allmälig und bald redete sie nur mehr in Ausdrücken der wärmsten Anerkennung von Leopold. Und den wahrhaft vortrefflichen Eigenschaften ihrer Schwiegertochter, der Großherzogin Louise zollte sie jederzeit nur das unbedingteste Lob.

Da von der mit großer Lebhaftigkeit geführten Correspondenz der Kaiserin mit Leopold nur noch sehr wenige jener zahlreichen Briefe vorhanden sind, welche Maria Theresia an ihn richtete, so müssen wir, um ihr Verhältniß zu ihrem Sohne richtig zu beurtheilen, zu anderen Schreiben aus jener Zeit unsere Zuflucht nehmen. Da sind es denn vor Allem die Briefe der Kaiserin an den Grafen Anton Thurn, welche das getreueste Bild ihrer allmäligen Umstimmung zu Gunsten Leopolds liefern. Anfangs sind sie nicht nur mit Rathschlägen, sondern auch mit Zurechtweisungen erfüllt. Sie betraue ihn mit der Aufgabe, schreibt Maria Theresia am 10. März 1766 dem Grafen Thurn, ihren Sohn zu einem guten Fürsten, zu einem Vater seines Volkes heranzubilden. Sorgfältig möge er die Aufrechthaltung des besten Einvernehmens mit dem Wiener Hofe überwachen. Es walte ein sehr großer Unterschied ob, Vertrauen zu zeigen und sich Rathes zu erholen, oder Alles ganz selbstständig zu thun. Wie sehr habe sie dieß in Innsbruck gepredigt und wie wenig sei ihre Meinung befolgt worden; diese Außerachtlassung habe jedoch jenen unseligen Zwiespalt mit Joseph herbeigeführt. Man möge sich denselben zu ernstlicher Warnung dienen lassen und davon überzeugt sein, daß es Niemand in den Sinn komme, sich in die innere Regierung Toscana's einmengen zu wollen. Aber nur wenn man gehörig unterrichtet werde, vermöge man nützlich zu sein [661]).

Zu förmlichem Tadel für ihren Sohn gestalten sich die Worte der Kaiserin, indem sie auf die Verschlossenheit zu reden kommt, die er selbst ihr gegenüber, und zwar nicht nur in Staatssachen, sondern

auch in persönlichen Angelegenheiten beobachte. Das sei immer sein Fehler gewesen; wie oft habe er lieber auf irgend eine Kleinigkeit verzichtet, nur um sie nicht begehren zu müssen. „Sie werden mir „sagen", fügt die Kaiserin hinzu, „daß dieß Schüchternheit sei. Ich „gebe das nicht zu; es ist Mangel an Anhänglichkeit und Vertrauen, „oder Stolz und verschleierte Selbstüberhebung: ein zweiter Punkt, „welcher für die Zukunft gefährlich werden könnte und dem man ent- „gegenarbeiten muß. Wir Anderen können nicht eifrig genug bemüht „sein, die redlichen Menschen an uns zu ziehen, welche uns ihre Rath- „schläge geben. Was wird aus ihm werden, wenn er sie von sich „entfernt, wenn er sich an Leute wendet, die ihm keinen Rath zu „ertheilen vermögen, oder wenn er endlich diejenigen verletzt, die ein „Recht haben auf sein Vertrauen? Die Schmeichler werden sich seiner „bemächtigen und binnen kurzem wird er entweder ein Despot oder „ein leichtsinniger und wollüstiger Fürst sein. Sie werden glauben „daß ich die Sache übertreibe, aber ich kann sie nicht anders ansehen. „Ich kenne meinen Sohn: er ist heftig. Wenn er sich kräftigt, wer- „den Sie das Alles rascher herankommen sehen als Sie glauben. Er „besitzt eine große Selbstüberschätzung, allerdings auch Talente, aber „wozu dienen sie, wenn er dieselben nicht mit Vernunft und Mäßi- „gung anwendet? In Folge jenes heimlichen Stolzes liebt er den „Rath hervorragender Menschen, seines Gleichen oder Höherer nicht, „aber er wird kleine Leute anhören, die ihn mit Mißtrauen gegen „Andere erfüllen. Dadurch entfremdet er sich alle Männer von Ehre, „die ihm nützlich sein könnten, während man sie aufsuchen, sie an sich „ziehen und sie sich erhalten muß; das kann man jedoch nur, indem „man ihnen Vertrauen beweist" [662]).

Ein anderer Vorwurf, welchen Maria Theresia gegen Leopold erhebt, besteht darin, daß er mit dem Gelde nicht umzugehen verstehe; niemals habe er seine Ausgaben den Einkünften anzupassen gewußt. Lebhaft besorge sie, daß die gleiche Unordnung bald auch in Toscana einreißen werde. Nie möge man darauf vergessen, daß man auf keine Beihülfe von Wien aus zählen dürfe. „Die Monarchie hat „nur allzu sehr gelitten", sagt die Kaiserin wörtlich, „unter meiner

„unglücklichen Regierung; die Völker sind nur allzu schwer bedrückt. „Man muß ernstlich daran denken, die Schulden zu bezahlen und eine „Armee über unsere Kräfte zu erhalten. Das ist jedoch ganz uner= „läßlich und gestaltet meine Lage von Tag zu Tag trauriger. Jeder „Augenblick nähert mich meinem Ende, dem ich mit Freuden ent= „gegensehe. Ich lebe nur noch für meine Kinder; wenn ich ihnen „nützlich sein kann, will ich gern meine traurigen Tage noch hin= „schleppen. Aber urtheilen Sie selbst, wie schmerzlich ich davon berührt „sein muß, wenn ich, statt ihnen nützlich sein zu können, das Gegen= „theil sehe" [663]).

Die Klage der Kaiserin über die Verschlossenheit, welche Leopold ihr gegenüber an den Tag legte, kehrt auch in ihren späteren Briefen an Thurn neuerdings zurück. „Das läßt mich besorgen", sagt sie, „daß sein Charakter nicht so gut und so zärtlich sei als ich mir „schmeichelte, sondern daß er etwas Rauhes und Hartes an sich trägt." Und auch jetzt noch sprach sie die Furcht aus, daß dieser Fehler mit dem Alter und der Kräftigung des Großherzogs noch zunehmen werde [664]).

Ueberhaupt zeigte sich Maria Theresia ganz unermüdlich, dem Grafen Thurn die höchste Sorgfalt für das Wohl ihres Sohnes ans Herz zu legen. Einmal schreibt sie ihm, sie höre mit Bedauern, daß derselbe übler Laune sich hingebe und Hang zur Melancholie, ja eine Art Heimweh zeige; man rathe ihr, ihm Hoffnung zu machen auf eine baldige Reise nach Wien. Unmöglich könne sie dieß thun, denn sie wolle ein Versprechen nicht geben, dessen Erfüllung sie als un= passend ansehen müßte. Aber man möge sich bemühen, den Groß= herzog zu unterhalten und zu zerstreuen, selbst wenn man zu Kindereien seine Zuflucht zu nehmen hätte; sie wisse ja, daß er noch etwas kin= disch sei für sein Alter. Und in einem späteren Briefe dringt sie darauf, man möge Sorge dafür tragen, daß er in der deutschen Sprache und in den Kenntnissen sich übe, die er sich im Militärwesen erworben habe; die eine wie die anderen dürften durchaus nicht ver= nachlässigt werden. Sie verlangt daß Leopold einmal des Monats einen deutschen Brief an sie schreibe, und sie trägt Lacy auf, dem

Großherzoge die Ausarbeitungen zuzusenden, welche auf die Vervollkommnung des österreichischen Kriegswesens sich bezögen.

Es war ein Glück, dessen Segnungen Maria Theresia aufs tiefste und dankbarste empfand, daß ihre trüben Vorhersagungen über Leopold von Toscana sich in keiner Weise erfüllten. Gerade das Gegentheil geschah; trotz seiner übergroßen Jugend zeigte der Großherzog ein so feines und verständiges Urtheil, so viel Ruhe und Mäßigung in seinem Benehmen, so viel Wohlwollen gegen seine Umgebung und gegen diejenigen, welche er regierte, daß er bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, den fast einstimmigen Beifall derer sich erwarb, die ihn beobachteten, und noch größere Hoffnungen erweckte. Nur wenige Monate vergingen und schon schrieb Maria Theresia an den Grafen Thurn, die Nachrichten aus Toscana wirkten wie ein Balsam auf ihr verwundetes Herz; durch sie allein fühle ihre tief darniedergebeugte Seele sich wieder erhoben. „Ich hatte einige Be„schwerden gegen meinen Sohn", fügt sie hinzu, „aber gern will ich „sie vergessen" [665]). Immer höher steigert sich dieses Gefühl der Befriedigung, indem ihr Leopold stets mehr Veranlassung dazu gab. Und als ihr endlich die sie hocherfreuende Nachricht zukam, daß ihre Schwiegertochter guter Hoffnung sich fühle, da zeigte sie in wo möglich noch lebhafteren Worten ihren innigen Antheil, ihr reges Interesse. „Wenn auch ein Mädchen kömmt", schreibt sie an Thurn, „das wird „bei mir das Verdienst nicht schmälern, wenn es der Mutter nur gut „geht" [666]). Und als endlich dieses Mädchen wirklich erscheint, da wird dessen Geburt von der Großmutter mit herzlicher Freude begrüßt.

Aber vor sich selbst und ihrer nächsten Umgebung konnte Maria Theresia es doch nicht verbergen, daß ihr die Geburt eines Knaben weit lieber gewesen wäre. Sie besaß ja zu jener Zeit noch keinen Enkel, und innig wünschte sie daß ihr bald ein solcher bescheert werden möge. Da ihr Sohn Joseph nach dem Tode seiner zweiten Gemalin von einer Wiedervermälung nichts hören wollte, konnte die Kaiserin wenigstens vor der Hand nur in Toscana ihre Wünsche erfüllt sehen; mit doppelter Spannung harrte sie daher des Ausgangs,

als sie von dort her vernahm, daß die Großherzogin sich zum zweiten Male Mutter fühle. Am 12. Februar 1768 brachte sie einen gesunden Knaben zur Welt, der in der Taufe den Namen seines Großvaters Franz erhielt. Glückselig war Maria Theresia über diese Nachricht, welche man so rasch ihr zusandte, als die damaligen Verkehrsmittel es nur immer erlaubten. Am Abende des 19. Februar empfing sie dieselbe. Maria Theresia befand sich allein in ihren Gemächern, ihre ganze Familie aber war aus Anlaß des letzten Faschingstages in dem an die Hofburg anstoßenden Theater versammelt. So überwältigend war die Freude, welche die Kaiserin empfand, und so unwiderstehlich ihr Drang, die Jubelbotschaft persönlich und allsogleich den Ihrigen mitzutheilen, daß sie unverzüglich den Weg ins Theater einschlug. Unbeschreibliches Aufsehen erregte es, als das Publicum die Kaiserin mit raschem Schritte in die Loge eintreten sah, welche sie seit dem Tode ihres Gemals nicht mehr betreten hatte. Und als Maria Theresia die Spannung gewahr wurde, welche der Anwesenden sich bemächtigte, da rief sie, nachdem sie den Ihrigen die Nachricht mitgetheilt, mitten unter der Vorstellung, an die Logenbrüstung tretend, in dem urwüchsigen Wiener Dialecte, den man damals ausnahmslos in der kaiserlichen Familie sprach, wie um Rechenschaft über ihr plötzliches Erscheinen zu geben, in lautem und freudigem Tone die Worte hinab: „Der Leopold hat an Buam“.

Unermeßlicher Jubel scholl ihr als Antwort entgegen [667]). Nur selten mag eine wahrhaft große That, von einem Monarchen vollbracht, von tieferem Eindrucke auf das Volk gewesen sein als diese so unscheinbare Handlung der Kaiserin. Denn lebendiger als es in irgend einer anderen Weise hätte geschehen können, zeigte ihre Gegenwart an so ungewohntem Orte, ihre eigene tiefbewegte Stimme für die Innigkeit des Gefühls, mit der sie jenes Familienereigniß empfand. Und daß sie nicht nur den Ihrigen allein, sondern sämmtlichen Anwesenden dasselbe mittheilte, dadurch schien sie bei Allen die gleiche Theilnahme vorauszusetzen, gewissermaßen Alle in den Kreis ihrer Familie einzubeziehen. Dadurch fühlten aber auch Alle sich gleichmäßig geehrt und beglückt; es war einer jener Augenblicke, in denen

die Liebe, die Anhänglichkeit der Bevölkerung an Maria Theresia in wahrhaft rührender Weise zu Tage trat.

Wie sehr Leopold allmälig in der Achtung und in dem Vertrauen seiner Mutter gestiegen war, bewies sie ihm auch durch den Auftrag, den sie ihm ertheilte, seine Schwester Caroline zu deren Vermälung nach Neapel zu begleiten. Und man darf sagen, daß der Großherzog von Toscana die ihm gestellte Aufgabe, welche durch all dasjenige, was sich daran knüpfte, zu einer recht schwierigen wurde, in einer den Erwartungen seiner Mutter durchaus entsprechenden Weise erfüllte.

Maria Theresia war gleich Anfangs in hohem Grade erfreut, daß der Großherzog und seine Gemalin sich so rasch das volle Vertrauen der jungen Prinzessin zu erwerben verstanden, welche zur Zeit der Abreise Leopolds nach Toscana noch ein Kind gewesen war. Jeder Brief Carolinens gibt davon Zeugniß. Während ihres Aufenthaltes in Florenz schildert sie mit Entzücken das glückliche Familienleben ihres Bruders, die vortrefflichen Eigenschaften seiner Gemalin, ihre beiden reizenden Kinder. Auch während der gemeinsamen Reise, des Zusammentreffens mit dem Könige und der ersten Wochen ihres Aufenthaltes in Neapel hält diese Stimmung gleichmäßig an. Bei Leopold und dessen Gemalin findet die geängstigte junge Frau liebreichen Zuspruch und einsichtsvollen Rath. Sie konnte nicht umhin, Vergleiche anzustellen zwischen dem Bruder und dem Gatten; sie fielen gar sehr zu Ungunsten des Letzteren aus. Nicht nur was ihr Aeußeres anging, drängte sich diese Betrachtung hervor, sondern weit mehr noch, wenn sie die sonstigen Eigenschaften der beiden jungen Männer erwog. Wie vortheilhaft stach doch Leopolds ernstes und ruhiges Benehmen ab von den fortwährenden Ungezogenheiten des Königs? Wie unterrichtet, wie theilnehmend an Allem, was irgend ein geistiges Interesse darbot, zeigte sich Leopold, während Ferdinand an nichts als an ausgelassenen Spielen, am Fischen und Jagen Gefallen fand. Und einmal hatte die ganze jugendliche Gesellschaft sich verleiten lassen, von Procida aus in leichten Kähnen eine Meerfahrt zu unternehmen. Ein arger Sturm überfiel sie und brachte sie in sichtliche Lebensgefahr.

König Ferdinand weinte und schrie und zeigte in wahrhaft kindischer Weise seine Furchtsamkeit [668]), während Leopold seine volle Kaltblütigkeit bewahrte. Maria Theresia aber betrachtete dieß, als ihr die Nachricht davon zukam, als etwas was sich von selbst verstand. „Niemals habe ich gezweifelt", schrieb sie am 22. Juni 1768 an Thurn, „an „der Haltung meines Sohnes in der Gefahr; er stammt aus einem „Blute, welches die Furcht nicht kennt" [669]). Lebhaft bedauert sie sein Unwohlsein während der Seereise; sie kenne dieses Uebel, sagt sie, und habe selbst Engländer demselben unterliegen gesehen, und doch sei diese Nation geboren für das Meer [670]). Ja sogar wenn sie es tadelt, daß auf Leopolds Veranlassung allzu viele Feste in Neapel gegeben worden seien, leuchtet auch hier der lebhafte Antheil, den sie an Allem nimmt, was den Großherzog betrifft, so wie die Befriedigung, ja selbst der Stolz auf ihn hervor [671]). Und auch nach anderen Seiten hin schreibt sie, daß der Zweig ihrer Familie, der sich in Toscana befinde, ihr nur Freude bereite.

Man sieht wohl daß Leopold ein nicht geringer Antheil daran gebührte, wenn Maria Theresia gegen ihre sonstige Gewohnheit, derzufolge sie zu jener Zeit sich fast nur in Klagen erging, am Schlusse des Jahres 1768 dasselbe als ein glückliches pries. „Gott gebe es", schrieb sie am 30. December an Thurn, „daß das Jahr 1769 ebenso „gut vorübergehe wie dasjenige, welches wir soeben beendigen. Es „war das ruhigste und das glücklichste, das ich seit zwölf Jahren er„lebte. Kein Todesfall, keine schwere Krankheit, die Geburt unseres „Erzherzogs Franz, drei Heiraten wenigstens verabredet, die gelungene „Inoculation, kein Krieg und keine besonderen Unglücksfälle, man „kann Gott nicht genug danken. Aber ich fürchte sehr, das kommende „Jahr werde nicht so ruhig verlaufen wie das vergangene. Die Un„ruhen in Polen, die Inoculation meines Sohnes Leopold und die „Entbindung unserer Erzherzogin sind schon Ereignisse, welche den „Anfang desselben trüben."

Was die beiden Begebenheiten in Toscana betraf, denen die Kaiserin mit so viel Bangen entgegensah, so gingen sie ihren bösen Vorahnungen zum Trotze doch in sehr günstiger Weise vorüber. Die

Inoculation, der sich der Großherzog auf den dringenden Wunsch seiner Mutter unterzog, gelang vollständig, und auch die Entbindung, in welcher die Großherzogin ihren zweiten Sohn, den Erzherzog Ferdinand zur Welt brachte, war eine glückliche zu nennen. Ihr folgten im Laufe der Zeit noch die Geburten einer Tochter und einer langen Reihe von Söhnen, von denen Einer in ruhmreicher kriegerischer Laufbahn sich unverwelkliche Lorbeern als Feldherr erwarb, Andere aber sich ebenfalls glänzend hervorthaten auf verschiedenen Gebieten des staatsmännischen Wirkens und des öffentlichen Lebens.

Das Jahr 1769 besaß für den Großherzog Leopold auch darum ganz besondere Wichtigkeit, weil er im Laufe desselben seinen Bruder Joseph nach vier Jahren zum ersten Male wiedersah.

Jedermann weiß von welch unwiderstehlichem Drange der Kaiser beseelt war, durch Reisen im Innern der Monarchie und in fremde Staaten seine Kenntnisse und Erfahrungen zu bereichern. Durch eigene Anschauung wollte er von dem Zustande der österreichischen Länder, wie er wirklich war und nicht wie schönfärbende Berichte ihn darstellten, von den Verhältnissen und den Bedürfnissen der Bevölkerung sich unterrichten. Darum war überall wo er hinkam, jede Veränderung des gewöhnlichen Zustandes, jeder Aufputz, jede Bemäntelung vorhandener Schäden streng untersagt; er wollte die Menschen und die Dinge in ihrem wirklichen Zustande sehen. Und in den fremden Ländern trachtete er vornehmlich diejenigen Einrichtungen zu ergründen, welche in Oesterreich entweder gar nicht oder in unbefriedigenderer Weise vorhanden waren als im Auslande. Denn Allem was er dachte und that, lag immer der gleiche Gedanke zu Grunde, das Beste des eigenen Staates.

So lang Kaiser Franz sich am Leben befand, war Joseph nur wenig Gelegenheit gegeben, seine Reiselust zu befriedigen. Erst mit dem Jahre 1764 trat hierin eine Aenderung ein, indem er damals mit seinem Vater die Reise nach Frankfurt unternahm, um dort als Römischer König gekrönt zu werden. Und in demselben Jahre machte Joseph in Gemeinschaft mit Leopold einen Ausflug nach den ungarischen Bergstädten und einen zweiten nach Böhmen [672]). Im folgenden Jahre

sah Joseph aus Anlaß der Reise nach Innsbruck einen Theil der österreichischen Gebirgsländer Steiermark, Kärnten und Tirol.

Der militärischen Reise, wenn man so sagen darf, welche Joseph im Juni und Juli 1766 nach dem Norden von Böhmen und Mähren so wie nach Sachsen, dann derjenigen, die er zwei Monate später unternahm, um den großen Manövern bei Iglau und Deutschbrod beizuwohnen, ist bereits Erwähnung geschehen. Ein ziemlich verschiedenes Gepräge von diesen Reisen trug eine andere an sich, auf welche sich der Kaiser im April 1768 begab. Ungarn und das Banat, so wie ein Theil von Slavonien wurden besucht und nach fast zweimonatlicher Abwesenheit kehrte Joseph in der ersten Hälfte des Juni nach Wien zurück. Zwar standen auch jetzt wieder die militärischen Dinge in vorderster Reihe; neben ihnen wurden jedoch auch die Zustände und Verhältnisse der Länder, welche der Kaiser durchzog, und ihre Bewohner von ihm zum Gegenstande sorgfältiger Beobachtungen gemacht. Pest, Szegedin, Arad, Lugos, Mehadia, Pancsowa, Temeswar, Peterwardein, Semlin, Gradisca, Essek mögen als die Hauptpunkte hier angeführt werden, welche der Kaiser berührte. In jeder der wichtigeren Festungen, wie in Arad, Temeswar, Peterwardein verweilte er mehrere Tage; seine Wahrnehmungen über dieselben so wie über die kleineren Plätze brachte er gleichfalls sorgfältig zu Papier.

Welcher Art diese Aufzeichnungen waren, geht wohl am besten aus den Worten hervor, welche Joseph nach seiner Rückkehr an seinen Bruder Leopold schrieb. Ganz unglaublich sei die Unordnung, die er überall gefunden, und er müsse der Kaiserin die ungünstigste Schilderung der Provinzen entwerfen, die er gesehen. Dennoch seien sie von der Natur reichlichst bedacht, sowohl durch die schiffbaren Gewässer, die sie durchschneiden, als durch die unbeschreibliche Fruchtbarkeit des Bodens, auf welchem Alles fast ohne Bebauung gleichsam von selbst wachse [673]).

Noch weiter hier einzugehen auf die Berichterstattung Josephs über seine Reise nach Ungarn und auf seine Aufzeichnungen über die Provinzen, die er durchzogen hatte, müssen wir uns versagen und dürfen eben so wenig der Besuche ausführlicher gedenken, die er noch

in demselben Jahre den Feldlagern in verschiedenen Theilen des Reiches machte, wo man Truppen versammelt hatte, um sie in größeren Massen in den Waffen zu üben.

Von viel allgemeinerer Bedeutung als diese Reisen Josephs im Innern der Monarchie war jedoch diejenige, welche er im Frühlinge des Jahres 1769 nach Italien unternahm. Sie war nur die Ausführung eines Vorsatzes, den er schon im Augenblicke der Verlobung seiner Schwester Josepha mit dem Könige von Neapel gefaßt hatte. Damals wollte er sie bekanntlich selbst an ihren neuen Bestimmungsort geleiten; in dem Schmerze über Josepha's Tod gab er jedoch diesen Plan wieder auf. Auch als seine jüngere Schwester Caroline an die Stelle der Verstorbenen trat, wollte ihn der Kaiser nicht zu Gunsten derselben, da er sie ungleich weniger liebte als Josepha, neuerdings aufnehmen. Aber die Sehnsucht auch fremde, außerdeutsche Länder zu besuchen, und der Wunsch, mit Italien den Anfang zu machen, so wie das Verlangen, Leopold und seine Schwägerin, die er ungemein hochschätzte, wiederzusehen und deren Kinder kennen zu lernen, Alles dieß wurde bald so mächtig in Joseph, daß er der Verzögerung seiner Reise nach Italien bald selbst ein Ende machte.

Man wird wohl nicht irre gehen wenn man annimmt, daß der Kaiser zu diesem raschen Entschlusse auch zum Theile durch den Zwiespalt vermocht worden sei, welcher kurz zuvor zwischen ihm und seiner Mutter über die Unterzeichnung der Protokolle des Staatsrathes und der amtlichen Ausfertigungen entstanden war. Allerdings hatte Joseph sich schließlich dem Willen seiner Mutter unterworfen, aber nur nach langem und hartnäckigem Widerstande war dieß geschehen. Eine tiefe Verstimmung blieb in seinem Innern zurück, und sie ließ es ihm dringend wünschenswerth erscheinen, durch Befriedigung seiner überaus lebhaften Wißbegierde, durch den Anblick all des für ihn Neuen und so wunderbar Schönen, das Italien darbietet, sich geistig anzuregen, zu erheitern und zu zerstreuen. Und um auch jetzt wieder die Dinge einzig und allein in ihrer wahren Gestalt und nicht in vorübergehendem Prunkgewande zu sehen, legte er den höchsten Werth darauf, daß Niemand von seiner Absicht und seiner bevorstehenden Abreise etwas

erfahre. Insgeheim und nur mit sehr geringem Gefolge verließ er in den ersten Märztagen des Jahres 1769 Wien und begab sich direct nach Rom, wo nach dem am 2. Februar erfolgten Tode des Papstes Clemens XIII. das Conclave zur neuen Papstwahl versammelt war. Am frühesten Morgen des 15. März fuhr der Kaiser in alleiniger Begleitung seines vertrauten Freundes, des Grafen Johann Karl Dietrichstein durch die Porta del Popolo in Rom ein, ohne daß irgend Jemand um seine Ankunft wußte oder ihn erkannte. Er begab sich nach der Villa Medici, in welcher sein Bruder, der Großherzog Leopold schon seit einigen Tagen wohnte.

Auch die Schilderung des Aufenthaltes des Kaisers in Rom würde nicht in den Rahmen der vorliegenden Darstellung passen, welche sich eigentlich nicht weiter erstrecken soll, als Josephs Beziehungen zu seiner Mutter anschaulich zu machen. Insofern sich dieß aus seinen Briefen an die Kaiserin entnehmen läßt, waren sie wenigstens äußerlich der befriedigendsten Art. Zu oft wiederholten Malen versichert er sie in lebhaften Worten seiner kindlichen Liebe und unverbrüchlichen Anhänglichkeit, und über seinen Bruder schreibt er ihr, daß er von Tag zu Tag mehr von ihm entzückt sei [674]). Es gewähre ihm ein wahrhaftes Vergnügen es mitanzusehen, mit welcher Gewandtheit Leopold unter den Menschen sich bewege, wie genau er die Italiener kenne und wie gut er dieselben zum Reden zu bringen wisse. „Er hat sich", fügt Joseph hinzu, „ungemein vortheilhaft ausgebildet und ist sehr unterrichtet. „Ich glaube er würde das Glück haben Ihnen zu gefallen" [675]).

Von den übrigen oft sehr charakteristischen Bemerkungen, in denen Joseph in seinen Briefen [676]) aus Rom seiner Mutter gegenüber sich ergeht, soll hier nur eine hervorgehoben werden, welche ihn selbst und die Andachtsübungen betrifft, denen er sich in der Osterwoche unterzog. „Diese Tage vergehen", so schrieb er ihr, „ohne daß ich „irgend Jemand sehe. Täglich begebe ich mich nach einer anderen „Kirche zum Frühgottesdienste und zur Vesper. Gestern verrichtete „ich meine Osterandacht in der Pfarrkirche unseres Hauses, San Lorenzo „in Lucino. Mein Beichtvater war ein Augustiner aus Wien, Namens „Pater Martin, welcher hier Generaldefinitor ist und dessen Bekannt-

„schaft ich gemacht habe, weil er uns täglich die Messe liest. Obwohl „ich ihm nicht viel zu sagen hatte, war ich doch recht befriedigt von „ihm und er ist ein verständiger Mann. Jeder hat für sich allein „das Abendmal genommen; mein Bruder wird dieß erst am nächsten „Sonntage thun" [677]).

Auch aus der großen Anzahl der Briefe und Berichte, welche über des Kaisers Aufenthalt in Rom entweder direct oder bloß mittelbar nach Wien gelangten, möge hier nur eines einzigen, welchen ein Geistlicher, Pater Caimo, an den Generalpächter Greppi in Mailand schrieb, aus dem Grunde Erwähnung geschehen, weil Maria Theresia an ihm so Gefallen fand, daß sie einem Absatze desselben eigenhändig die Worte beisetzte: „disen article schreibt heraus". Die von ihr also bezeichneten Zeilen aber berichten, daß Joseph am frühesten Morgen des 30. März nach Neapel abgereist sei, „nachdem er sich während „seines Aufenthaltes in Rom wahrhaft als Kaiser benommen habe. „Durch seine Klugheit verstand er es", so lauten die ferneren Worte dieses Berichterstatters, „das Urtheil der Geistlichkeit im Zweifel zu „erhalten. Durch seine Liebenswürdigkeit gewann er sich das Herz „des Volkes, und durch seine Weisheit hat er die Kunstgriffe der„jenigen zu nichte gemacht, welche sich ihrer nur bedienen, um Gefallen „zu erregen. Und wenn es ihm beliebte, mit den Poppäen und den „Messalinen zu liebäugeln, so that er dieß einzig und allein mit den „gefühllosen Statuen des Capitols oder anderer Galerien. Daher „kommt es, daß er trotz seines jugendlichen Alters in Rom die edelsten „Triumphe, und zwar in einer Weise zu erringen wußte, welche jungen „Fürsten sonst am allermeisten fernliegt" [678]).

Am 31. April traf Joseph zu Portici ein und begab sich sogleich zu seiner Schwester, der Königin, welche in der Lebhaftigkeit ihres Wesens ihn mit wahrem Jubel empfing. Zu seiner aufrichtigen Freude fand sie der Kaiser an Körper und an Geist in ungemein vortheilhafter Weise entwickelt. In Wien hatte er das damals kaum halberwachsene Mädchen nur wenig beachtet, in Neapel gewann Caroline vollständig sein Herz.

Ungleich weniger Gefallen fand „Don Pepe", wie König Ferdinand den Kaiser mit Vorliebe nannte, an seinem Schwager, obwohl er dessen Gutmüthigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aber die ganz unglaubliche Verwahrlosung des jungen Königs, seine kindische Lust an ausgelassenen Spielen und an Ungezogenheiten aller Art mußten den Kaiser doch peinlich berühren. Denn obwohl er das eheliche Verhältniß seiner Schwester mit dem Könige ein ziemlich befriedigendes fand, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß sie für die Dauer ihres Lebens an einen ihrer nicht würdigen Gatten gefesselt war. Wer Josephs Schilderungen dieser Verhältnisse und Zustände liest, der wird kaum daran zweifeln, daß die Königin Caroline alle Anlagen besaß, ein hochachtbare Frau und eine wohlthätig wirkende Fürstin zu werden. „Immer habe ich in ihr", sagte Joseph von seiner Schwester, „eine ausgezeichnete Grundlage des Charakters, ein eifriges Streben „nach dem Guten und eine unglaubliche Sehnsucht nach Erforschung „der Wahrheit, viel Geist und Scharfsinn, endlich den Keim zu Allem „gefunden, was dazu führt, sich achtungswerth und liebenswürdig zu „machen" [679]). Nach diesen Worten ihres Bruders ist kaum daran zu zweifeln, daß die sichere Leitung eines geistig hiezu befähigten Gemals die junge Königin höchst wahrscheinlicher Weise auf dem besten Wege erhalten hätte, während an Ferdinands Seite ihr edleres Wesen fast gewaltsam unterdrückt und sie wohl nur allmälig, aber doch unwiderstehlich in die Verirrungen getrieben wurde, denen sie später verfiel.

„Ich bin nicht gewohnt zu schmeicheln", in diese Worte faßt Joseph nach seiner Abreise von Neapel der Kaiserin gegenüber sein Urtheil über die Königin und ihren Gemal zusammen, „aber ich würde „der Wahrheit nicht ihr Recht geben, wenn ich meiner Schwester und „ihrem Betragen nicht all die Gerechtigkeit widerfahren ließe, die man „ihr schuldig ist. Ich bin von ihr entzückt, und sie hat mich wirklich „sehr glückliche Augenblicke verleben gemacht." Er lobt ihr gutes Herz, ihre Liebe zu ihrer Heimat, und er bittet die Kaiserin, sie ruhig ihren Weg gehen zu lassen, indem sie sich dabei am besten befinden werde. „Der König ist", fügt Joseph hinzu, „ein unbestimmbares

„Wesen, ein Gegensatz des Guten und des Bösen. Er vollbringt das „Erstere ohne Verdienst und das Zweite ohne zu sündigen“ [680]).

Nach dem Abschiede von Neapel, der ihm seiner Schwester wegen ein recht schmerzlicher war, begab sich Joseph über Rom nach Florenz, wo er an dem vertrauteren Umgange mit seinem Bruder und der Familie desselben unendlich viel Gefallen fand [681]). Von Florenz aus machte der Kaiser zwei kürzere Ausflüge; der erste, den er nach Parma unternahm, sollte ihm die persönliche Bekanntschaft des Infanten Ferdinand verschaffen, der damals im Begriffe stand, sich binnen wenig Monaten mit der Erzherzogin Amalie zu vermälen. Und von dem Besuche in Modena hegte wenigstens Maria Theresia insgeheim eine Hoffnung, die sie nur nicht laut werden ließ, um sie nicht schon von vorneherein selbst zu zerstören. Einer ihrer sehnlichsten Wünsche bestand ja darin, daß Joseph sich neuerdings, und zwar zum dritten Male vermäle. Nachdem der Kaiser damals erst achtundzwanzig Lebensjahre zählte, so läßt sich nicht bestreiten, daß dieser Lieblingswunsch seiner Mutter auch ein wohlberechtigter war.

An den Höfen von Modena und von Turin gab es Prinzessinnen, von denen die Kaiserin hoffte, daß es ihnen gelingen könnte, das für Verlockungen dieser Art so unempfängliche Herz Josephs dennoch zu rühren. „Wenn er zurückkömmt, ohne eine Wahl getroffen „zu haben“, schrieb sie an Rosenberg, „so werde ich niedergeschlagener „als je sein; diese Hoffnung allein hält mich aufrecht“ [682]).

Was Modena anging, so ist es wahrscheinlich, daß Maria Theresia nicht so sehr die ihrem Sohne Ferdinand bestimmte dereinstige Erbin dieses Landes, sondern vielmehr deren Tante, die in einem und demselben Jahre mit Joseph geborne Prinzessin Elisabeth Ernestine ins Auge gefaßt hatte. Und es war ganz dazu geeignet, ihre Hoffnungen zu beleben, als Joseph von der Letzteren schrieb, sie sei hübsch und scheine es noch mehr gewesen zu sein. Sie besitze einen lebhaften Geist und feinen Weltton; sie spreche gut und müsse liebenswürdig genannt werden. Ihre Augen seien sehr schön und ihr Blick scheine viel Heiratslust zu verrathen [683]).

Weniger gern als nach Modena verfügte sich Joseph nach Turin; ja er bat sogar ausdrücklich seine Mutter, der Verpflichtung zu dieser Reise enthoben zu werden[684]), denn er wußte wohl wozu sie nach ihrem Sinne eigentlich führen sollte. Aber Maria Theresia blieb bei ihrem Wunsche, und Joseph fügte sich auch jetzt wieder demselben. Er that dieß jedoch nicht ohne die Kaiserin neuerdings zu bitten, sie möge ein für alle Mal den Absichten entsagen, die sie seinetwegen hege.

„Mein Entschluß, theuerste Mutter, ist gefaßt", so schrieb er ihr am 16. Mai, „und bei diesem Anlasse allein wage ich es, von „Ihrem Herzen an Ihre Vernunft zu appelliren. Prüfen Sie meinen „Charakter, meine Persönlichkeit und meine Lage; betrachten und er„forschen Sie den Ehestand, untersuchen Sie seine Vortheile und seine „Nachtheile, erwägen Sie die Wahrscheinlichkeiten des Glückes und des „Unglückes, vergleichen Sie endlich die Nothwendigkeit mit der Wahr„scheinlichkeit von Unglücksfällen, und verdammen Sie mich dann, „wenn Sie es können, als Herrscherin, als Richterin und als Freun„din, aber nicht als Mutter, vor deren zärtlichem Herzen ich mich „schuldig bekenne. Sie fürchten für meine Seele und für meine Ge„sundheit; Sie wünschten in hundert verschiedenen Zweigen sich wieder„geboren zu sehen. Ich fühle es, aber ersticken Sie nicht, ich bitte „Sie darum, die Stimme der Vernunft, welche Ihnen sagen wird, „daß ich recht handle, für Gott, für den Staat, für mich, für Sie „und für die ganze Welt."

Wenn er ihr in dieser Beziehung widerstrebte, so willfahrte Joseph um so bereitwilliger einem anderen Wunsche der Kaiserin. Auf ihren Rath und ihr Begehren hatte der Großherzog von Toscana, der die Blattern noch nicht überstanden, sich entschlossen, die Inoculation derselben an sich vollziehen zu lassen. Joseph verweilte die ganze Zeit, welche der Verlauf dieser Operation erforderte, in Florenz, und erstattete seiner ängstlich besorgten Mutter genaue Berichte; der günstige Ausgang erfüllte die Kaiserin mit Freude. Und mit großer Befriedigung sandte ihr Joseph den Hirtenbrief eines toscanischen Bischofs, durch welchen die Inoculation dringend empfohlen werde. Er bat sie eine gleiche Kundgebung auch in der Lombardie veranlassen zu dürfen[685]).

Wie sehr Joseph zu jener Zeit noch unter der Botmäßigkeit seiner Mutter stand, und wie wenig er es wagte, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß irgend einen auffälligeren Schritt zu thun, geht auch aus der dringenden Bitte hervor, welche er an sie richtete, auf seiner Reise Genua besuchen zu dürfen. Nur durch wenige Stunden möchte er, so schrieb er ihr, den Anblick dieser Stadt genießen, der von allen Reisenden so sehr bewundert werde. Es würde ihm ungemein leid thun, Genua nicht sehen zu können, und das um so mehr, als er ohnedieß Tortona berühren müsse, welches von Genua nicht weiter entfernt sei als Preßburg von Wien [686]).

Mit alleiniger Ausnahme von Preußen wird wohl die Republik Genua dasjenige Staatswesen in Europa genannt werden müssen, welchem Maria Theresia am meisten abgeneigt war. Aber in Preußen haßte sie doch eigentlich nur den König, in Genua hingegen den Staat. Den Italienern überhaupt abhold, hatte die Kaiserin, was insbesondere Genua anging, niemals die ihr feindselige Haltung der Republik im österreichischen Erbfolgekriege vergessen. Sie war sich bewußt, dieselbe um so weniger verdient zu haben, als sie seiner Zeit eifrig widerstrebt hatte, sich die Freundschaft Sardiniens auf Kosten Genua's zu erkaufen. Allerdings konnte Maria Theresia nicht in Abrede stellen, daß sie sich zuletzt doch durch das Andringen Englands zu dem Wormser Vertrage habe bestimmen lassen, welchen Genua nothgedrungen als eine es mit großem Nachtheil bedrohende Verabredung ansehen mußte. Sie selbst gab zu, daß Genua hiedurch zum Anschlusse an die bourbonischen Höfe getrieben worden sei, und mit der ihr eigenen Offenheit sagte sie, jener Schritt könne der Republik eigentlich nicht verdacht werden. Aber die Ereignisse des Jahres 1746, durch welche die österreichischen Truppen in einer für ihre Führung durchaus nicht ehrenvollen Weise aus Genua vertrieben wurden, und die Fruchtlosigkeit der Bemühungen, dieser Stadt sich wieder zu bemächtigen, ließen doch eine so tiefe Wunde in dem Herzen der Kaiserin zurück, daß dieselbe auch nach mehr als einem Decennium noch keineswegs verharscht war. Die Bitte Josephs, sich nach Genua begeben zu dürfen,

fand daher keine willfährige Aufnahme von Seite der Kaiserin, und sie verbot ihm strengstens den Besuch dieser Stadt.

Aus der Antwort des Kaisers an seine Mutter geht deutlich hervor, wie peinlich er das Opfer empfand, das er durch seine Unterwerfung unter ihren Willen ihr brachte. Und dieser Brief Josephs an Maria Theresia ist auch darum von besonderem Interesse, weil man aus demselben die Absicht der Letzteren entnehmen kann, den berühmten Chef der corsischen Insurgenten, Pasquale Paoli, nachdem er von den Franzosen geschlagen worden und die von ihm so ruhmvoll vertheidigte Sache verloren war, in ihre Dienste zu nehmen. Joseph widerrieth dieß seiner Mutter mit eindringlichen Worten. Unwiderleglich beweisen sie, daß er mit weit weniger Sympathie als Maria Theresia den Freiheitskampf der Corsen und die persönlichen Eigenschaften ihres heldenmüthigen Führers beurtheilte. „Dieser Mann „besitzt", schreibt Joseph über Paoli, „gar keine militärischen Vor„züge; ja nicht einmal persönliche Tapferkeit. Er ist nichts als ein „Rebellenchef, der durch den Enthusiasmus und den Fanatismus, „welchen er seinem Volke dadurch einzuflößen verstand, daß er ihm „tausend unwahre Dinge vorsagte, diesen Ruf sich erwarb. Ich würde „Eurer Majestät dringend rathen, ihn aus Ihren Staaten zu ver„weisen, wenn er dahin käme, statt ihn dorthin zu berufen"[687]).

Von Turin aus begab sich Joseph mit ausdrücklicher Zustimmung seiner Mutter nach dem Col d'Assiette, um die militärische Position zu sehen, in welcher die vereinigten Oesterreicher und Piemontesen im Jahre 1747 so tapfer gekämpft und die Franzosen zurückgeschlagen hatten. Dann besuchte er den Lago maggiore und Como; von da traf er am 23. Juni 1769 in Mailand ein, wo er sogleich den Herzog von Modena und dessen Enkelin Marie Beatrix, die Braut des Erzherzogs Ferdinand besuchte.

Ueberhaupt richtete der Kaiser während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in der Lombardie sein Hauptaugenmerk nicht allein darauf, sich selbst mit den dortigen Zuständen und Verhältnissen so genau als nur immer möglich vertraut zu machen, um, wie er bei jeder Ge-

legenheit betonte, seiner Mutter darüber zu berichten, denn ihm selbst stehe keine Entscheidung zu [688]). Er faßte außerdem auch noch die Stellung ins Auge, welche demnächst sein Bruder daselbst einzunehmen bestimmt war, und er bemühte sich eifrig, ihm die Bahn zu ebnen, deren Betretung für einen so jungen und unerfahrnen Prinzen wie Ferdinand keine geringen Schwierigkeiten darbot.

Denn daß es zu den Verabredungen, welche sich auf die künftige Lebensstellung dieses Erzherzogs und hauptsächlich auf dessen dereinstige Vermälung mit Marie Beatrix bezogen, auch wirklich komme, wurde von Niemand eifriger als von Joseph gewünscht. Maria Theresia selbst hätte sich, um nur den Kaiser zu einer neuen Heirat zu bringen, ohne Zweifel auch bereit finden lassen, ihr eigenes Werk zu vernichten, die Verträge mit Modena aufzuheben und ihrem ältesten Sohne die für dessen jüngeren Bruder bestimmte Braut zuzuführen. Aber Joseph war himmelweit entfernt von solchen Gedanken, und sein Zusammentreffen mit der Prinzessin von Modena brachte ihm dieselben nicht näher. Er fand seine dereinstige Schwägerin klug und verständig, aber ihr Aeußeres mißfiel ihm gar sehr. Er hielt sie für ungleich älter als sie wirklich war, und um weder sie selbst noch irgend jemand Andern auch nur in dem geringsten Zweifel über seine Absichten zu lassen, behandelte er sie zwar höflich, aber mit Gleichgültigkeit [689]). Ueberall wiederholte er die Versicherung, daß ihm nichts ferner liege als der Gedanke, sich noch einmal zu vermälen [690]). So gut erreichte er seinen Zweck, daß Firmian berichtete, die Prinzessin scheine seit der Anwesenheit des Kaisers viel mehr Neigung für dessen Bruder Ferdinand zu empfinden als vorher [691]).

So mußten denn allmälig die Gerüchte verstummen, welche schon seit langer Zeit sich mit der Behauptung beschäftigt hatten, Joseph selbst neige zu dieser Heirat und er begebe sich nur in der Absicht nach Italien, die Prinzessin Marie Beatrix persönlich kennen zu lernen und sodann seinen endgültigen Entschluß zu fassen [692]). Auch der Kaiserin blieb nichts übrig, als der immer mehr dahinschwindenden Hoffnung auf eine Wiedervermälung Josephs, wenngleich mit sehr schwerem

Herzen, doch allmälig ganz zu entsagen. Sie mochte wenigstens einigen Trost für dieses Scheitern ihrer innigsten Wünsche in dem Gedanken finden, daß ihrem Sohne Ferdinand die Aussicht auf dereinstige Erlangung eines wenn auch nur kleinen, aber doch selbstständigen Staates nicht getrübt wurde.

Es blieb somit vollständig bei der schon im Juni 1763 getroffenen Vereinbarung, derzufolge an den zehn Jahre früher wegen der modenesischen Heirat und Erbfolge zu Stande gekommenen Tractaten mit der einzigen Aenderung festgehalten wurde, daß Erzherzog Ferdinand an die Stelle seines älteren Bruders Leopold trat. Der am 26. April 1766 abgeschlossene Ehevertrag für Ferdinand und Marie Beatrix blieb gleichfalls in Kraft. An die Vollziehung der Heirat konnte man aber wegen des zarten Alters des Erzherzogs vor dem Jahre 1771 nicht schreiten. Er hatte sogar damals erst sein siebzehntes Lebensjahr vollendet, während die ihm bestimmte Braut schon einundzwanzig Jahre zählte.

Bevor Ferdinand sich zu diesem Ende nach Mailand verfügte, mußten hinsichtlich des Großvaters der Braut, des Herzogs Franz von Modena, der bekanntlich als Generalgouverneur der Lombardie in Mailand residirte, all die Verabredungen wirklich durchgeführt werden, welche für den Augenblick des Vollzuges der Heirat getroffen worden waren. Die wichtigste derselben bestand darin, daß er auch nachdem die Stelle eines Generalgouverneurs der Lombardie von ihm selbst auf den Erzherzog übergegangen, doch bis an das Ende seines Lebens in dem Genusse der mit ihr verbundenen Bezüge verbleibe, welche sich auf vierundachtzigtausend Gulden jährlich beliefen. Und den Zweifel, ob man ihn auch im Besitze der Zoll- und Mautbefreiungen, so wie der sonstigen Begünstigungen belassen solle, deren er in seiner bisherigen Stellung sich erfreute, löste Maria Theresia persönlich mit folgenden eigenhändig niedergeschriebenen Worten:

„dem hertzog wäre alles zu ersetzen was er vorhin genossen, dan „ihme genau das wort zu halten in sein jahren, wo er so generose „wegen seiner landen unsern sohne ausgewöhlt. es ist gutt bekant, „was vor andere propositiones er ausgeschlagen, mithin selben in „allen zufriden zu stellen und zu verehren" [693]).

So wie dem Herzoge von Modena, so gab Maria Theresia auch ihrem Sohne Ferdinand glänzende Beweise der ihr eigenen Großmuth. Nicht weniger als zwei Millionen wurden ihm als Eigenthum übergeben, von zwei anderen Millionen ihm aber für so lange Zeit die Einkünfte zugewiesen, bis er und seine Gemalin in den wirklichen Besitz der modenesischen Herzogthümer gelangen würden [694]). Da ihr aber die vierprocentigen Interessen von der Gesammtsumme von vier Millionen mit 160.000 Gulden nicht ausreichend schienen für den standesmäßigen Unterhalt ihres Sohnes, so ließ ihm die Kaiserin hiezu noch 240.000 Gulden jährlich auf die mailändische Kammer anweisen. Nach dem Antritte der Regierung in Modena sollte diese Zubuße auf 100.000 Gulden herabgesetzt werden. Dagegen verordnete Maria Theresia, daß nach dem Tode des Herzogs von Modena die sodann ihrem Sohne zufallenden Bezüge eines Generalgouverneurs sich nicht mehr auf vierundachtzig, sondern nur noch auf fünfzigtausend Gulden zu belaufen hätten [695]).

Nicht der an und für sich höchst unbedeutenden Sache, sondern der Anschauungen wegen, welche die Kaiserin kundgab, soll hier auch der weitläufigen Verhandlungen über die Etiquette Erwähnung geschehen, welche für die Vermälung in Mailand vorzuschreiben war. Schwierigkeiten der verschiedensten Art wurden in dieser Beziehung von dem Herzoge von Modena und dem Erzbischofe von Mailand, Cardinal Pozzobonelli erhoben. Den Forderungen des Ersteren erklärte die Kaiserin so weit als nur immer möglich nachgeben zu wollen, denn es sei ihre Absicht, der herzoglichen Familie die größte Rücksicht zu Theil werden zu lassen [696]). Um so entschiedener aber widerstrebte sie dem Begehren des Erzbischofs; wenn er sich nicht fügen wolle, erklärte die Kaiserin trocken, so möge er ausbleiben [697]). Und als der nach Mailand abgesendete Kammerfourier Zinner aus Anlaß der Trauung große Veränderungen in der dortigen Kathedrale vornahm und wegen Mangels an Raum den Senat, den Cameralmagistrat und die adeligen Stadtcollegien von der Feierlichkeit auszuschließen dachte, schrieb Maria Theresia eigenhändig an Kaunitz: „Zinner will Alles wie hier in der „Capellen einrichten, welches keinesweegs sein solle. nichts in diser

„alten Kirch zu verändern, noch weniger aber dem platz vor die dicasterien und die landsleüte alda zu verändern. wan einige ausbleiben „müsten, lieber noch die hoffleuthe. wegen der music habe es schonn „resolvirt, niemals in dem dhome eine änderung zu machen“ [698]).

Am 23. September 1771 verließ Erzherzog Ferdinand Wien und traf am folgenden Tage in Maria Zell ein. Am 25. verrichtete er daselbst seine Andacht, und am 26. setzte er die Reise durch Steiermark und Kärnten nach Tirol fort. Gleich seinen Schwestern Caroline und Amalie mußte auch er sich auf Befehl der Kaiserin vor seiner Vermälung nach Innsbruck, dem Sterbeorte seines Vaters begeben. Am 5. October verweilte er daselbst, am 15., somit nach einer dreiwöchentlichen Reise zog er in Mailand ein und wurde noch an demselben Tage in der Domkirche durch den Cardinal-Erzbischof, welcher seine Bedenken wegen des Ceremoniells fallen gelassen hatte, mit der Prinzessin Marie Beatrix von Modena getraut. Pozzobonelli erhielt für seine Nachgiebigkeit das Großkreuz des Stephansordens.

Wir kennen die Correspondenz nicht, welche Maria Theresia wie mit ihren übrigen nicht in Wien anwesenden Kindern ohne Zweifel auch mit dem Erzherzoge Ferdinand pflog, und wir wissen auch nicht, ob und wo diese Briefe bis auf die Gegenwart aufbewahrt oder ob sie vielleicht vernichtet worden sind. Wir können daher auch nur spärliche Mittheilungen machen über die persönlichen Beziehungen der Kaiserin zu Ferdinand und zu seiner Gemalin. Aber es läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß dieselben durchwegs befriedigende waren. „Mein Sohn ist glücklich und zufrieden und benimmt sich gut“, schrieb Maria Theresia im Juni 1772 über ihn an den Grafen Mercy [699]). Die vertraulichen Berichte, welche ihr Rosenberg, als er sich in demselben Jahre von Parma nach Mailand begab, von dort über Ferdinand erstattete, lauteten gleichfalls günstig. Er lobte dessen vortrefflichen Charakter, die Güte seines Herzens, seine Liebe zur Wahrheit. Die Entwicklung seiner Geisteskräfte sei, so fügte er hinzu, nicht zurückgeblieben hinter seinem Alter. Etwas mehr Hang zu ernster Beschäftigung, insbesondere zu guter Lecture wäre ihm allerdings zu wünschen [700]).

Ganz besonders willkommen war der Kaiserin die ihr zu wiederholten Malen zukommende Versicherung, daß das eheliche Verhältniß des Erzherzogs zu seiner Gemalin ein musterhaftes sei und sie ein wahrhaft glückliches Leben mit einander führten [701]). Und hocherfreut war Maria Theresia, als die Erzherzogin am 1. November 1773 eine Prinzessin und im Mai 1775 ihren erstgebornen Sohn zur Welt brachte. Zwei Monate später begab sich Ferdinand mit seiner Gemalin nach Wien, um die Letztere, welche es schmerzlich empfand, daß sie allein von der ganzen kaiserlichen Familie ihre Schwiegermutter nicht kannte [702]), derselben vorzustellen und selbst seine Mutter nach vierjähriger Trennung wiederzusehen. In dem Föhrenwalde bei Wiener-Neustadt fand das erste Zusammentreffen statt, und obwohl auch der Kaiserin das Aeußere ihrer Schwiegertochter keineswegs gefiel, so war sie doch zufrieden mit ihrem Benehmen und sie bildete sich im längeren Zusammenleben mit ihr eine ziemlich günstige Meinung von ihrer geistigen Begabung [703]).

Zu derselben Zeit, in welcher dieß geschah, wurde Maria Theresia durch vielfache Erörterungen über die Maßregeln, die zu fernerer Ausbildung ihres jüngsten Sohnes, des Erzherzogs Maximilian ergriffen werden sollten, in hohem Grade in Anspruch genommen.

Am 8. December 1756 geboren, war Maximilian das letzte Kind, welches Maria Theresia überhaupt zur Welt brachte; als solches lag er der Mutter ganz besonders am Herzen. Allerdings wurde er mit seinem nur dritthalb Jahre älteren Bruder Ferdinand gemeinschaftlich erzogen, aber man wird doch nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Kaiserin ihren jüngsten Sohn weit mehr als Ferdinand liebte.

Aus einer Aufzeichnung von der Hand des Grafen Anton Thurn erfährt man, daß Maximilian in seiner Kindheit wohlgebildet, jedoch nicht so schön als Ferdinand war, dessen Aeußeres von der Natur gar sehr begünstigt erschien. Beide werden wegen ihrer Gutmüthigkeit, ihres lebhaften Hanges zum Mitgefühl mit den Leiden Anderer, und ihres hieraus hervorgehenden Wohlthätigkeitssinnes besonders gelobt. Ferdinand wird außerdem als ungemein höflich, gesprächig und zuvor-

kommend geschildert; man sehe ihm, wird von ihm behauptet, den fast allzu sehnlichen Wunsch an, den Menschen zu gefallen und ihre Sympathien zu erwerben. Dabei war er schwächlich und wurde in Folge dessen von seiner Umgebung noch mehr verweichlicht, während bei Maximilian so ziemlich das Gegentheil von all dem stattfand. Er war kräftig, abgehärtet und wird von Thurn ein kleiner Hercules genannt. Offenheit, unverbrüchliche Wahrheitsliebe, ein heiteres freimüthiges Wesen werden ihm nachgerühmt. Doch besaß er gerade keine hochfliegende Seele; mit Dingen, welche körperliche Anstrengung erforderten, beschäftigte er sich am liebsten. Fremdes Urtheil war ihm gleichgültig; er war weder höflich noch gesprächig, sondern leicht verlegen, und ein schwer zu beugender Starrsinn wurde ihm von seinen Lehrern zum Vorwurfe gemacht [704]).

Es muß fast wie etwas Selbstverständliches angesehen werden, daß der Kaiserin bei ihrer ausgesprochenen Vorliebe für Maximilian dessen dereinstige Versorgung ganz besonders am Herzen lag. Bei den jüngsten Söhnen aus regierenden Familien dachte man in dieser Beziehung damals vor Allem an den geistlichen Stand. Aber bei der strengen Religiosität, welche das ganze Wesen der Kaiserin durchdrang und eine der mächtigsten Triebfedern ihrer Handlungen bildete, wäre es ein peinlicher Gedanke für sie gewesen, wenn Maximilian die Erlangung einer seiner hohen Geburt entsprechenden Versorgung durch die Ablegung von Gelübden hätte erkaufen müssen, deren gewissenhafte Beobachtung ihm vielleicht seiner Zeit schwer fallen mochte. Die Kaiserin hoffte, daß er auch ohne dieselben dereinst die Stelle eines Großmeisters des deutschen Ordens werde einnehmen können. Darum nahm sie keinen Anstand, schon im October 1769 ihren damals erst dreizehnjährigen Sohn zum Coadjutor seines Oheims, des Prinzen Karl von Lothringen wählen zu lassen. Hiedurch war Maximilian die Nachfolge in dieser Würde nach Karls Tode gesichert. Als jedoch gleichzeitig von Köln aus die Anfrage an sie kam, ob sie nicht auch dort ihren Sohn zum Coadjutor gemacht zu sehen wünsche, schrieb Maria Theresia eigenhändig auf den Bericht des Fürsten Kaunitz [705]): „schönn zu bedanckhen, khlar erkhlären, das niemals zulassen wurde,

„das ein sohnn von mir geistlich werde. wan er mönch werden will,
„ist es was anderst, kein fürst aber nicht."

Damit sollte freilich nicht gesagt sein, daß Maria Theresia sich mit der Aussicht begnügt habe, den Erzherzog Maximilian dereinst den Platz eines Hoch- und Deutschmeisters einnehmen zu sehen. Sie trachtete vielmehr ihrem Sohne auch noch eine andere Stellung zu verschaffen, in der er eine bedeutungsvolle Wirksamkeit zu entwickeln, sich selbst Ehre und Ansehen zu erwerben, dem Staate wichtige und ersprießliche Dienste zu leisten und in einem weit ausgedehnten Kreise Gutes zu thun vermöchte. Wenn nach dem Tode des Prinzen Karl von Lothringen die Erzherzogin Marie und ihr Gemal die Generalstatthalterschaft in den österreichischen Niederlanden antreten würden, dann sollte Maximilian der Nachfolger seines Schwagers Albert von Sachsen in der Statthalterschaft Ungarns sein.

Mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt bemühte sich Maria Theresia, die geeigneten Maßregeln zu treffen, auf daß ihr Sohn in passender Weise vorbereitet werde für den ihm zugedachten Beruf. Und da es ihr schien, daß der bloße Unterricht hiezu nicht ausreichend, sondern es zur Ausbildung des Erzherzogs nothwendig sei, ihn frühzeitig Länder und Völker sehen zu lassen, so faßte sie schon zu Beginn des Jahres 1774, nachdem Maximilian kaum das siebzehnte Lebensjahr überschritten hatte, den Entschluß, ihn zwei Jahre hindurch auf Reisen zu senden. Zuerst sollte er einen Theil von Deutschland, die österreichischen Niederlande, Holland und Frankreich, dann aber Italien besuchen.

Die umfangreiche Denkschrift, welche Maria Theresia aus diesem Anlasse für ihren Sohn verfaßte, gehört wohl zu den für ihre eigenen Anschauungen bezeichnendsten Kundgebungen, welche jemals aus ihrer Feder geflossen sind[706]). Es fällt daher schwer, bei der Mittheilung der besonders charakteristischen Stellen aus derselben das Maß einzuhalten, welches der Rahmen der vorliegenden Darstellung vorschreibt.

„Ich gestehe daß es meiner Liebe zu Dir, der Du noch so jung
„bist, ein Opfer kostet, Dich von mir zu entfernen. Ich hatte Dich
„dazu bestimmt, mir die Augen zu schließen; da ich aber nur an Dein

„eigenes Wohl denke, ohne auf mich selbst Rücksicht zu nehmen, opfere „ich mich auf und entferne Dich von hier, wo Du nichts mehr zu „lernen hast und auch nicht die geeigneten Mittel findest, Dich aus„zubilden und von dem Vortheil zu ziehen, was ich Dich lehren ließ. „Du wirst mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nichts „vernachlässigte, was Deinen Unterricht in den Wissenschaften und die „Entwicklung der Talente betrifft, welche Gott Dir verlieh. Trotz „meines Alters, meiner Gebrechlichkeit und der Geschäfte, denen ich mich „zu widmen hatte, bildete die Erziehung meiner Kinder doch immer den „hauptsächlichsten und wichtigsten Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. „Wenn nicht Alles in Gemäßheit meiner Instructionen und Befehle, „so wie der Sorgfalt geschah, die ich auf die Sache verwendete, so ist „das nicht meine Schuld, sondern nur die Folge jener tausend Um„stände, die uns in diesem Leben zu nichts Vollkommenem gelangen „lassen und welche mit dem verderbten und unglücklichen Wesen der „Menschheit unzertrennlich verbunden sind. Insbesondere bei den „Großen der Erde ist dieß der Fall, wo so Viele zusammenwirken und „Neid und Eifersucht oft die besten Maßregeln vereiteln".

„Dein Hauptunglück bestand darin, daß Du so früh Deinen „Vater verlorst, einen Fürsten, ebenso verehrungswürdig durch die „Reinheit und Gewissenhaftigkeit seiner katholischen Gesinnung (der „wichtigste, ja allein wichtige Punkt bei jedem Menschen), als durch „seinen Verstand, seinen Charakter, seine Güte und die Annehmlichkeit „seines Umganges. Dieses große Beispiel mangelte Dir so wie meiner „ganzen Familie zu früh. Du zähltest damals noch nicht neun Jahre, „und Du kannst Dich nicht mehr seiner Reden und Handlungen, son„dern nur noch seiner Person, und auch das nur aus den Bildnissen „erinnern, welche sich in allen meinen Zimmern und in denjenigen „meiner Kinder finden, auf daß er Euch in all Euren Handlungen „gegenwärtig und in Euren Herzen immer lebendig sei."

„Seit seinem Tode ist hier Alles verändert; man kann sagen „daß es weder einen Hof noch ein Staatsoberhaupt gibt. Versunken „in meinen Schmerz, vermochte ich mich in den nächsten zwei Jahren „nicht aufzuraffen, und nach meiner großen Krankheit hatten das Alter,

„der Kummer und die Geschäfte meine geistigen und körperlichen Kräfte „abgenützt. Die letzte unglückliche Heirat Deines Bruders, des Kaisers, „und so viele andere Umstände trugen gleichfalls zu dieser vollständi-„gen Aenderung bei. Der Ton, welcher gegenwärtig in Wien herrscht, „ist eben so schlecht in Bezug auf Religion und Schicklichkeit als „nachtheilig für das Wohl der Familien und insbesondere für die „Ausbildung junger Leute, welche sich hier großen Ausschweifungen „hingeben. Von all dem habe ich Dich entfernen zu müssen geglaubt, „da Du in einem Alter stehst, wo man sich, erst aus den Schranken „der Kinderjahre tretend, noch kaum selbst zu beherrschen vermag, „und wo daher die Leidenschaften am gefährlichsten sind. Dein Seelen-„heil und Dein künftiges Wohl hängen davon ab. Diese Betrachtung „allein hat mich vermocht, meine Liebe zu Dir zu überwinden und „mich des letzten Unterpfandes meiner glücklichen Ehe zu berauben, das „ich nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge vielleicht nicht wiedersehen „werde auf Erden."

„Nach dem Hinscheiden Eures Vaters, welches ein um so schmerz-„licherer Verlust für mich war, als ich zu glücklich gewesen, gab ich „mich mit Vorliebe der düstersten Zurückgezogenheit hin. Nachdem „ich neun Jahre in derselben zugebracht, bin ich doch weit entfernt „von einer Verminderung meines Schmerzes. Im Gegentheile, jeder „Augenblick öffnet von neuem meine Wunde. Niemals wird sie sich „schließen, und nur meine Kinder können mir durch gute Aufführung „einigen Trost gewähren, wenn sie sich bemühen, seinen Spuren zu „folgen."

„Du bist der jüngste derselben und der achte Erzherzog*); zu „Deinem Glücke — und es ist wirklich ein großes — bist Du nicht „bestimmt zu befehlen. Deine Tage werden darum nur um so glück-„licher sein und Du wirst dereinst um so weniger Rechenschaft abzu-„legen haben. Aber durch Deinen Stand bist Du verpflichtet noch „sorgfältiger auf alles das Acht zu geben, was auf Deine Person sich

*) Maria Theresia reiht bei dieser Berechnung ihre drei älteren Söhne und die vier damals schon am Leben befindlichen Söhne des Großherzogs von Toscana vor Maximilian.

„bezieht. Wir haben in ehrenvoller und angemessener Weise Sorge „getragen für Deine künftige Existenz; das Großmeisterthum des „deutschen Ordens und die Statthalterschaft von Ungarn, wie sie Dein „Schwager gegenwärtig besitzt, endlich die Güter, welche Dein unver„gleichlicher Vater hinterließ, Holitsch, Sassin, Göding, Eckartsau und „Hof oder deren Aequivalent in Geld, wenn der Kaiser und ich dieß „passender finden, sind Dir bestimmt."

„Der Posten in Ungarn ist einer der wichtigsten und zugleich „der angenehmsten in der ganzen Monarchie: vor den Thoren von „Wien und an der Spitze eines Volkes, das sich so viel Verdienst um „mich erwarb, dem ich meine Existenz auf dem Throne meiner Vor„fahren verdanke, das mir während dreiunddreißig Jahren meiner „Regierung die größte Anhänglichkeit und die wirksamste Bereitwillig„keit zu meiner Unterstützung und zur Vollziehung meines Willens „bewies. Wenn Du die gleichen Bahnen verfolgst und ihnen Liebe „zeigst und Vertrauen, wirst Du Dich überzeugen, daß es sehr viele „Hülfsquellen in diesem Volke gibt. Ich danke diese Aufklärung gleich „so vielen anderen Deinem theuren verstorbenen Vater, der sie allein „richtig erkannte. Und wenn man sich in der Folge von der Art und „Weise nicht entfernt, in der ich sie behandelte, hoffe ich daß Du, in„dem Du sie glücklich machst, selbst glücklich sein wirst. Du wirst „dadurch zeigen, daß Du unser würdiger Sohn bist. Doch versteht „sich das nur insoweit, als es von einem Statthalter abhängt, der „den Befehlen seines Souverains vollständig untergeordnet ist" [707]).

„Das Großmeisterthum des deutschen Ordens ist eine angenehme „Versorgung und eine sehr angemessene Stellung. Es ist immer gut „irgend etwas als Eigenthum zu besitzen. Was hätte ein achter Erz„herzog denn überhaupt zu hoffen? Je höher Deine Geburt, um so „kritischer ist Deine Lage. Betrachte also diesen hochachtbaren Platz „als Dein größtes Glück und verlaß ihn nicht leichtsinnig und über„haupt niemals, ohne daß der Chef Deines Hauses es billigt oder „verlangt, denn Du wirst demjenigen anhänglich und unterwürfig sein, „welchen die Vorsehung an die Spitze der Monarchie und unseres „Hauses gestellt hat."

„Die Absendung nach Ungarn hat noch den anderen Zweck, daß „Du Dich Deinem Souverain, dem Staate und dem Vaterlande „nützlich machen kannst. Da Du an der Spitze einer beträchtlichen „Militärmacht stehen wirst, so mußt Du Dich bemühen, Dich in dem „Kriegsfache auszubilden, dem einzig passenden für Prinzen von hoher „Geburt [708]), auf daß Du eines Tages an der Spitze der Armeen, „wenn Dein Souverain es für gut hält, mit Nutzen zu dienen ver„magst. Zu diesem Ende mußt Du jedoch mehr Verdienste und mehr „Kenntnisse besitzen als die Anderen. Deine Geburt allein genügt „noch nicht, sie würde Dir sogar zum Unglück und zur Schande „gereichen."

„Da Du nicht zum Ehestande bestimmt bist, mußt Du Dich um „so eifriger bemühen, Dich zu befähigen, Dein eigenes Glück aus„zumachen, indem Du Tausenden ein solches bereitest, dem Staate „dienst und Dir einen unsterblichen Namen erwirbst, gleichwie dieß „Deine Vorfahren und selbst Privatpersonen, ein Eugen, ein Ludwig „von Baden, ein Montecuccoli und Andere gethan, die sich durch ihre „Thaten unsterblich gemacht haben. Du kannst mit größerer Leichtig„keit dazu gelangen als sie, indem Du den Vortheil Deiner Geburt „und des Unterrichtes für Dich hast, den Du erhieltest; Du brauchst „nur zu wollen."

„Ich hoffe daß weder der Papst noch Dein Orden die Ablegung „der Gelübde von Dir begehren. Aber wenn ich wünsche daß Du zu „denselben nicht verpflichtet werdest, so verlange ich um so größere „Pünktlichkeit, sie freiwillig und gerade so zu befolgen als ob Du ge„bunden wärest. Gestatte Dir hinsichtlich dieses Punktes keine Nachsicht, „Du bist es Deinem Seelenheile und Deinem Rufe schuldig. Laß Dich „weder durch Spott noch durch schlechte Beispiele verleiten, welche Du „sehen oder von denen Du hören könntest. Weise derlei Reden zurück, „welche wenig ehrenvoll für Deine Vorgänger und nachtheilig für ein „junges Herz wie das Deinige sind. Schäme Dich niemals, bei jeder „Gelegenheit sowohl in Deinen Reden als in Deinen Handlungen als ein „guter Christ zu erscheinen. Dieser Punkt erheischt die größte Genauig„keit und Aufmerksamkeit, jetzt mehr noch als früher, indem die Sitten

„allzu verderbt und leichtsinnig geworden sind, seitdem man die Reli-„gion in sein Herz einschließen will, ohne äußerlich ihren Cultus zu „üben, aus Furcht sich lächerlich zu machen oder heuchlerisch oder „wenig aufgeklärt zu heißen. Dieß ist der Ton, welcher jetzt allgemein „herrscht und der um so gefährlicher ist, als Alles sich seiner bedient, „was die schöne Welt genannt wird, und als die sogenannten Ge-„lehrten ein Gleiches thun. Nichts ist bequemer, nichts geeigneter un-„serer Eigenliebe zu schmeicheln, als eine Freiheit ohne irgend welche „Schranke. Das ist das Wort, welches von unserem aufgeklärten „Jahrhundert an Stelle des Wortes Religion gesetzt wird. Man be-„schuldigt die ganze Vergangenheit der Unwissenheit und der Vor-„urtheile, während man sich doch über diese Vergangenheit gar nicht „und selbst über die Gegenwart nur sehr wenig unterrichtet."

„Wenn ich diese sogenannten Gelehrten, diese Philosophen in „ihren Unternehmungen glücklicher, in ihrem Privatleben zufriedener „sehen würde, dann könnte ich mich selbst der Voreingenommenheit, „des Stolzes, der Vorurtheile, des Starrsinnes beschuldigen, daß ich „mich ihnen nicht anpasse. Aber unglücklicher Weise überzeugt mich „die tägliche Erfahrung vom Gegentheil. Niemand ist schwächer, Nie-„mand muthloser als diese starken Geister, Niemand kriechender, „Niemand verzweifelter als sie bei dem geringsten Mißgeschick. Sie „sind schlechte Väter, Söhne, Gatten, Minister, Generale und Bürger. „Und warum? Weil ihnen die Grundlage fehlt. All ihre Philosophie, „all ihre Grundsätze sind nur aus ihrer Eigenliebe geschöpft; der „kleinste Unfall wirft sie nieder ohne jeden Halt. Daher die Menge „der Leute, welche sich selbst tödten, welche verrückt oder wenig-„stens zu Allem unfähig werden, nur in Folge ihrer schlechten Auf-„führung oder durch Krankheit. Und wenn selbst Gott einigen dieser „Elenden die Gnade erweist, daß sie auf den rechten Weg zurückkehren, „so geschieht dieß doch nur, indem sie nutzlos werden für den Staat „und sich in irgend einen düsteren Winkel zurückziehen, um sich vor „den Augen der Welt zu verbergen. Aber solche Fälle sind nur selten; „gewöhnlich sterben diese Leute nach einem höchst erregten Leben in „elender Weise und als Verzweifelte. Es ist dieß ein Unglück, hin-

„sichtlich dessen ich Dich nicht genug bitten kann, es zu vermeiden.
„Es handelt sich für Dich nur darum, dasjenige pünktlich zu befolgen,
„was man Dich seit Deiner Jugend gelehrt hat und was Du auch
„bis jetzt an unserem Hofe gesehen hast".

„Wenn Du, nachdem Du die Jämmerlichkeiten und die Kleinlich-
„keiten des menschlichen Lebens gesehen und ergründet, vielleicht Nei-
„gung fühlst Dich dem geistlichen Stande zu widmen, so wirst Du es
„doch nur wenn Du das sechsundzwanzigste Lebensjahr schon überschritten
„hast, und mit Zustimmung des Chefs Deines Hauses thun, welchem
„Du in Allem gehorchen mußt, was Deine Person betrifft. Wie ich
„Dir nicht rathe den geistlichen Stand zu wählen, welcher sehr viel
„Tugend und Unschuld verlangt und sehr große Verpflichtungen auf-
„erlegt, so werde ich Dir auch nicht rathen Dich zu vermälen, ins-
„besondere wenn ich die heutigen Ehen betrachte. Der Stand, den ich
„für Dich erwählte, ist der sicherste, der angenehmste und der mindest
„gefährliche, aber man muß wissen sich zu benehmen. Ohne Grundsätze
„und ohne Tugend ist jeder Stand schwankend, gefährlich und unglücklich."

„Vermeide Alles was Leidenschaft ist, insbesondere in Bezug auf
„die Frauen. Ich bedauere es sagen zu müssen: sie sind gefährlicher
„als die ausschweifendsten Männer. Bist Du einmal gefallen, dann
„bist Du verloren; Du wirst Dich nur schwer wieder erheben; meine
„Kenntniß Deines Charakters macht mich das glauben. Sorgfältigst
„vermeide den ersten falschen Schritt und sei insbesondere vor jenen
„Täuschungen und Entartungen auf Deiner Hut, welche dieß nur
„allzu sehr sind und so viele Uebel nach sich ziehen; die Ausschweifend-
„sten geben das zu. Wenn Du Dich nicht selbst in die Gefahren be-
„gibst, sondern ihnen auszuweichen Dich bemühst, dann bist Du schon
„durch Deinen Rang und durch die Personen davor bewahrt, welche
„unter dem Vorwande Dir zu dienen, Dich zu schützen im Stande
„sind, wenn Du sie nicht selbst daran verhinderst und wenn Du meine
„und ihre Rathschläge befolgst."

„Sei niemals allein mit Frauen, weder in den Logen der
„Theater noch bei Besuchen oder auf Spaziergängen, ohne daß einer
„Deiner Cavaliere Dich begleitet. Erlaube Dir niemals irgend eine

31*

„Vertraulichkeit mit dem weiblichen Geschlechte, sondern behandle die „Frauen mit großer Ehrfurcht und Höflichkeit, auch diejenigen bürger„lichen Standes. Keine Vertraulichkeit, kein Scherz mit den Leuten „aus dem niederen Volke beiderlei Geschlechtes; das ziemt sich weder „für einen Prinzen des Hauses Oesterreich noch für einen Coadjutor. „Ich fürchte diesen Punkt ein wenig, da Du es hier liebtest, Dich „mit kleinen Leuten gemein zu machen. Von Wichtigkeit ist es auch, „die Gespräche mit den Dienern und geringeren Personen Deines „Gefolges zu vermeiden oder ihnen selbst Befehle zu ertheilen. Man „muß väterlich für sie gesinnt sein, Sorgfalt für sie haben, weder „heftig gegen sie sein noch allzu viel Dienstleistung von ihnen ver„langen, aber nie darf man zu ihrem Bruder, zu ihrem Gesellschafter „oder zu ihrem Vertrauten werden. Diese Leute haben hiezu nicht „genug Erziehung erhalten und sich nicht genug Kenntnisse erworben. „Aber ich wünschte, daß Du einem Deiner Cavaliere, dem Secretär oder „dem Beichtvater Dein Vertrauen zu schenken vermöchtest. Um glücklich „zu sein, brauchen wir irgend Jemand, dem wir unser Herz öffnen „oder dessen Rath wir einholen können, selbst über die gewöhnlichsten „Dinge des Lebens, welche gar oft von Einfluß auf dasselbe sind."

„Du solltest von Deinem Vertrauten verlangen, daß er klar „und mit Freimuth die Wahrheit Dir sage, ohne Dich zu schonen „und selbst auf die Gefahr hin Dir lästig zu werden. Ein Vertrauter „dieser Art ist das größte Gut; Du mußt es aufs eifrigste suchen, „und wenn Du es findest, darnach trachten es Dir durch zuvor„kommendes Benehmen, durch Gefälligkeit und durch Beweise Deines „Vertrauens zu erhalten, indem Du seine Rathschläge befolgst und „ihm dafür dankbar bist, auch dort wo sie Dir unbequem sind. Dieser „Punkt ist um so wichtiger für Dich, als Dein Charakter noch nicht „genug entwickelt, allzu hinterhältig und gleichzeitig mit Heftigkeit wie „mit Stumpfheit gemischt ist. Für einen jungen Mann, der Geist „und Feuer besitzt, der viel weiß, weil man ihm nichts unbekannt ließ, „und der viel gesehen und gehört hat, ist zu besorgen, daß wenn er „seine Gesinnungen nicht einem verläßlichen und verständigen Freunde „auseinandersetzen kann, er falschen Vorurtheilen, irrigen Schlüssen

„und linkischen Grundsätzen [709]) verfällt, welche, wenn aus Eigensinn „aufrecht erhalten, das Unglück seines eigenen Lebens und derjenigen „bilden, die ihm dienen."

„Sehr viele Dinge, mein theurer Sohn, werden in zehn Jahren „ganz anders aussehen als sie Dir jetzt erscheinen. Dereinst wirst Du „zugeben, daß Deine alte Mutter Dir die Wahrheit gesagt hat. Daher „bedarf ein junger Mensch, insbesondere von Deinem Charakter, irgend „eines Anderen, der ihm die Wahrheit sagt und sich bemüht, ihm das „Leben nützlich und angenehm zu machen. Wie aber nichts kostbarer „auf Erden ist als ein wahrer Freund, so ist auch die Zahl derselben „selten. Allerdings finden wir immer genug, die uns Freunde sein „wollen, aber man muß bei ihrer Wahl ungemein vorsichtig sein. Je „größer das Glück ist, einen wahren Freund zu besitzen, um so größer „wäre das Unglück, insbesondere für Dich, falsche Freunde zu finden. „Seit vierzig Jahren kenne ich Rosenberg, überall hat er mir zu „meiner Befriedigung gedient und dadurch mein Vertrauen erworben. „In der peinlichsten und schwierigsten Lage hat er sich bemüht, Leopold „und seine Gattin heranzubilden und sie zu stützen, den Ruf zu begrün- „den, den er genießt, ihr Glück zu sichern und dasjenige ihres Landes. „Es kann Dir nicht unbekannt sein, daß die vernünftige öffentliche „Meinung ihn liebt und ihn schätzt, daß dieß auch in den fremden „Ländern der Fall war, in denen er uns vertrat, ein überzeugender „Beweis für seinen Charakter und sein persönliches Verdienst. Du „mußt daher über Alles seine Rathschläge einholen und sie befolgen. „Er ist nicht schwer zu befriedigen, und darin besteht der einzige Punkt, „hinsichtlich dessen ich nicht das gleiche Vertrauen wie in Bezug auf „alles Uebrige in ihn setze. Er ist nur allzu nachsichtig; liebenswürdig „in der Gesellschaft und voll ungezwungener Höflichkeit. Ich hoffe „daß er Dir diese Eigenschaften beibringen wird, welche Dir voll- „ständig mangeln. Aber dazu mußt Du die Vorurtheile ablegen, die „man Dir gegen ihn einflößte, und mußt ihm gehorchen. Ich kenne „seine Anhänglichkeit; er wird Dich gewiß bald lieben, wenn Du „Dich gegen ihn nur im Geringsten entgegenkommend und vertrauens- „voll zeigst."

Sowie Rosenberg, in dessen Hände Maria Theresia die oberste Leitung der Reise ihres Sohnes und dessen spezielle Beaufsichtigung gelegt hatte, so werden auch die beiden anderen Begleiter, der Kammerherr Graf Anton Lamberg und der Secretär Adam von Weingarten von der Kaiserin mit Wärme gelobt und dem Erzherzog angelegentlich empfohlen. Der Erstere, ein hervorragender Kunstkenner und eifriger Sammler, war wohl vorzugsweise geeignet, der Begleiter eines jungen Prinzen auf einer Reise durch Frankreich und Italien zu sein. Gleich Rosenberg habe er sich, sagt Maria Theresia von ihm, überall wo er gewesen, die allgemeinste Anerkennung erworben. Und von Weingarten schreibt sie, daß er von Allen, denen er persönlich bekannt sei, hochgeschätzt werde; darin liege ein offenbarer Beweis für die Güte seines Charakters.

Auf die Stellung übergehend, die sie dem Beichtvater des Erzherzogs eingeräumt wissen will, sagt die Kaiserin, daß er ihm, nachdem er ihn genau kennen gelernt, auch Vertrauen schenken solle. „Du „bist ihm", fährt sie fort, „Erkenntlichkeit schuldig, denn er verläßt „seine Angehörigen und recht günstige Aussichten, um sich Deinem „Dienste zu widmen. Man muß zu ihm mit Offenheit reden und „ihn von den kleinsten Zweifeln und Umständen in Kenntniß setzen, „welche als erschwerend für Deine Handlungsweise erscheinen könnten, „ohne jedoch Klatsch oder Geschichtchen damit zu vermengen. Blind „mußt Du in Allem ihm folgen, was das Gewissen, die Religion, „die Sitten betrifft. Du wirst kein Buch, und wäre es auch nur die „kleinste Broschüre ohne seine Zustimmung lesen. Du wirst ihm alle „Gespräche über Religion wieder erzählen, welche Du im Falle sein „solltest mit anzuhören, um Dich über ihren Werth aufzuklären und „jeden Zweifel zu beseitigen. Auch das ist wieder ein Zug Deines „unvergleichlichen Vaters, dessen Glaube so rein und dessen Eifer für „denselben so groß war. Als einige Personen in seiner Gegenwart „über Religion stritten, hieß er sie mit den Worten schweigen: „„Ich „„besitze den Glauben eines Köhlers und ich rechne mir das zur „„Ehre. Ich will mich nicht durch alle diese Feinheiten beunruhigen, „„indem ich meinen einzigen Trost in meinem Glauben und in der

„„blinden Unterwerfung unter denselben finde."" Folge dieser Spur „Deines Vaters und Du wirst glücklich sein."

Wir übergehen die reichlich bemessenen Andachtsübungen und die strenge Beobachtung des Fastengebotes, welche Maria Theresia ihrem Sohne zur Pflicht macht, sowie die minder wichtigen Punkte und die mannigfachen Wiederholungen, welche die Instruction für Maximilian enthält. Sie trägt ihm auf, über seine Reisen ein Tagebuch, und zwar in der von Joseph angegebenen Weise zu verfassen, der sie mit Lebhaftigkeit zustimmt [710]). Ausdrücklich gestattet sie ihm, keine passende Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um sich zu zerstreuen und zu erheitern, doch möge dieß jederzeit nur in einer seiner Stellung angemessenen Weise geschehen. „Von dem Augenblicke angefangen", schreibt ihm die Kaiserin, „in welchem Du Dein Vaterhaus verlassest, bist Du überall dessen „Repräsentant. Jedermann wird Dich beobachten; Du mußt daher Deine „Rolle zu spielen wissen, welche eine ganz andere als die hiesige ist."

Zum Schlusse empfiehlt Maria Theresia ihrem Sohne noch sorgfältige Rücksicht zu haben auf sein Gefolge, insbesondere auf die an dessen Spitze stehenden Personen. Er möge sich eifrig bemühen, ihnen so viele Annehmlichkeiten als nur immer möglich zu bereiten. Dann werde er sie gleichzeitig von seiner Herzensgüte überzeugen und sich ihre Anhänglichkeit erwerben.

„Durch diese Betrachtungen habe ich mich bemüht", so endigt die Kaiserin ihre Instruction für ihren Sohn, „die wichtigsten Punkte „vorherzusehen und zusammenzufassen, welche auf Deine Reise und „Deine Abwesenheit sich beziehen. Wenn Du sie manchmal mit jenem „Geiste der Liebe und des Vertrauens durchlesen willst, den Du mir „bisher bewiesen hast und den ich durch meine mütterliche Zärtlichkeit „für Dich verdiene, dann wirst Du nichts Ueberflüssiges oder schwer „zu Erfüllendes darin finden. Wer jedoch die Sonde der Kritik an „diese Betrachtungen legt, dem werden sie überflüssig und lästig er„scheinen. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Du nicht so „denkst, daß Du sie vielmehr befolgen und sie zu diesem Ende manch„mal mit demjenigen lesen wirst, der Dein Vertrauen besitzt. Meine „innigsten Wünsche begleiten Dich. Wenn Du meine Rathschläge be-

„achtest und Dich von dem Pfade der Tugend nicht entfernst, dann „wird diese Reise Dir vortheilhaft und angenehm sein; sie wird Dich „die Welt kennen lehren und die Menschen. Sie wird Dir die Achtung „und die Zustimmung des Publicums verschaffen; das ist keine ge„ringfügige Sache für einen jungen nachgebornen Prinzen, der seine „Laufbahn beginnt. Mich aber wird es mit Freude erfüllen, wenn „ich bei Deiner Rückkehr noch lebe, und Du wirst dann mein altes und „langes Leben zu einem erträglichen gestalten. Sollte ich jedoch nicht „mehr sein, für diesen Fall kann ich Dir nicht oft genug wiederholen, „Dich in Allem an den Chef Deines Hauses und an seine Befehle zu „halten, ihm und dem Staate willig und eifrig zu dienen, den Uebrigen „aber ein Beispiel zu geben durch Deine religiöse Gesinnung, Deine „tadellosen Sitten und durch Deine Anhänglichkeit an Deine Familie."

„Gott verleihe Dir seinen Segen und mache, daß ich von Dir „eben so viel Gutes höre als von Deinen beiden Brüdern. Ich um„arme Dich und gebe Dir meinen Segen" [711]).

Noch eine zweite kürzere Instruction gab Maria Theresia ihrem Sohne mit auf den Weg [712]). Mehr als die andere gleicht sie einer Art Vorschrift für das gewöhnliche Betragen, einer Tagesordnung, aber auch sie enthält schon Andeutungen über verschiedene Punkte, die in der längeren Denkschrift in ausführlicherer Weise entwickelt sind. Wir wollen ihr nur die einzige Stelle entnehmen, in welcher Maria Theresia neuerdings auf das Benehmen zu reden kommt, welches Maximilian gegen seine Begleitung beobachten solle; sie trägt ihm auf, dem in dieser Beziehung wahrhaft bewunderungswürdigen Beispiele seines Bruders, des Kaisers zu folgen. „Seinen Leuten gegenüber", sagt Maria „Theresia wörtlich von Joseph, „wird er über nichts ungeduldig, er „verlangt nichts von ihnen und läßt ihnen zu Allem die erforderliche „Zeit. Aber er besitzt einen Sinn für Ordnung, welcher Alles „erleichtert, und da er Alles selbst macht, braucht er Niemand" [713]).

Am 30. April 1774 trat Maximilian seine Reise an. Die erste Abtheilung derselben nahm nicht weniger als elf Monate in Anspruch, indem der Erzherzog erst am 24. März 1775 wieder nach Wien kam. Auf seine Erlebnisse während dieser weit ausgedehnten Fahrten

kann hier selbstverständlich nicht näher eingegangen werden. Nur das sei gestattet zu erwähnen, daß als es sich um Maximilians Aufenthalt in Frankreich handelte, Maria Theresia dem Grafen Mercy empfahl, den für derlei Dinge noch allzu jugendlichen Erzherzog fernzuhalten von den Lustpartien der Madame Dubarry; nur wenn es ganz unerläßlich erscheine, möge er daran theilnehmen. Und da auch Joseph sich damals mit dem Plane beschäftigte sich nach Frankreich zu begeben, sagte die Kaiserin gleichsam wehmüthig von Maximilian: „Er wird nicht glänzen nach seinem Bruder" [714]).

Als Maria Theresia diese Zeilen niederschrieb, ahnte sie nicht daß in dem Augenblicke, in welchem es wirklich dazu kommen sollte, daß Maximilian sich von den Niederlanden aus nach Frankreich begebe, Ludwig XV. schon lang nicht mehr am Leben und daher der übermächtige Einfluß der Dubarry verschwunden sein würde. Wohlthuend berührte es ihr Mutterherz, daß ihre Tochter, die junge Königin, so großes Verlangen bezeigte, ihren Bruder wiederzusehen [715]). Die Freude der Kaiserin steigerte sich noch, als Marie Antoinette den Erzherzog mit wahrhaft schwesterlicher Liebe empfing, und sie fühlte sich ebenso beglückt durch das Lob, das ihre Tochter und Mercy seinem Betragen spendeten [716]), als durch die begeisterten Schilderungen, welche Maximilian und Rosenberg von der blendenden Erscheinung und der bezaubernden Liebenswürdigkeit so wie von der ganzen Haltung der Königin entwarfen [717]). So erfreuliche Nachrichten mußten bei weitem den Verdruß überwiegen, den Maria Theresia empfinden mochte, als sie das wenig zuvorkommende Benehmen der französischen Prinzen von Geblüt gegen den Erzherzog erfuhr. Und die tapferen Worte, mit denen die Königin, ihres Bruders energisch sich annehmend, dem Herzoge von Orleans sein vermeintliches Unrecht vorhielt, schienen wohl dem vorsichtigen Mercy [718]) und vielleicht auch der Kaiserin etwas zu weitgehend. Aber die aus denselben hervorleuchtende Gesinnung muß doch der Letzteren große Befriedigung verursacht haben.

Aus den eigenen Worten der Kaiserin entnehmen wir, daß die Ergebnisse der ersten Reise ihres Sohnes ihr zu vieler Genugthuung gereichten. „Ich genieße den Trost", schrieb sie ihm etwa einen Monat

nach seiner Rückkehr, als es um seinen Aufbruch nach Italien sich handelte, „Dich nach elf Monaten wiederzusehen. Ich bin sehr zu-„frieden mit Deiner Höflichkeit und Deiner größeren Sicherheit im „Gespräch, ohne Abgeschmacktheit, ohne Selbstüberhebung und ohne „die Sucht, allzu viel oder in spöttischer Weise zu erzählen, ein Punkt, „den ich etwas für Dich fürchtete. Fahre so fort und Du wirst zu „meinem großen Troste das Ziel erreichen, das ich mir vorsetzte. Du „hast die Achtung und die Freundschaft Deines theuren Onkels*), ja „einer ganzen Provinz**) erworben. Vergiß niemals, was Du wenig-„stens zum Theile denjenigen schuldest, die Dich begleiteten" [719]).

Neue Lehren knüpfte Maria Theresia an diese Kundgebung ihrer Zufriedenheit; auf die Reise nach Italien bezogen sie sich, welche Maximilian nunmehr antreten sollte. Freilich war Joseph nicht damit einverstanden; er hielt seinen Bruder noch für zu jung und in jeder Beziehung zu wenig gereift, um so große Reisen mit einiger Aussicht auf ersprießliche Wirkungen zurücklegen zu können [720]). Aber Maria Theresia beharrte auf der Durchführung ihres Planes, und sie hatte die Genugthuung, daß Maximilian auch in Italien einen nicht ungünstigen Eindruck hervorbrachte. Die Charakteristik wenigstens, welche nach längerer und aufmerksamer Beobachtung der Großherzog von Toscana von seinem Bruder entwarf und dem Kaiser übersandte, gibt von ihm ein allerdings nicht durchaus schmeichelhaftes Bild, welches aber doch zum mindesten in den wichtigsten Punkten ein nicht ganz unvortheilhaftes genannt werden darf [721]).

Welch hohen Werth Maria Theresia darauf legte, daß Maximilian ein durchaus tüchtiger Mensch und vollkommen geeignet gemacht werde für seinen künftigen Beruf, zeigte sie auch dadurch, daß sie noch lang vor seiner Rückkehr aus Italien den Kaiser aufforderte, ihr schriftlich seine Ansichten darzulegen über die Art und Weise, in welcher die fernere Ausbildung des Erzherzogs bewerkstelligt werden sollte. Auch jetzt wieder kam Joseph dem Wunsche seiner Mutter bereitwillig nach.

---

*) Des Prinzen Karl von Lothringen.

**) Der österreichischen Niederlande.

Er legte seinen Vorschlägen die Absicht zu Grunde, an welcher Maria Theresia fortwährend festhielt, die militärische Laufbahn und die Statthalterschaft Ungarns seien gleichzeitig die Ziele, welche dem Erzherzoge Maximilian vorgesteckt würden. In ersterer Beziehung rieth Joseph zu eifrigem Studium der Kriegswissenschaften und zu praktischer Erweiterung der erworbenen Kenntnisse durch Besichtigung der Truppen und der militärischen Anstalten, durch den Besuch der Festungen und durch Bereisung der österreichischen Staaten, insbesondere der Grenzländer. Nichts aber würde lehrreicher sein für den jungen Prinzen, als den Uebungen der Truppen in den alljährlichen Feldlagern beizuwohnen.

Um die Verhältnisse Ungarns kennen zu lernen, möge Maximilian die Berichte der ungarischen Hofkanzlei an die Kaiserin eifrig studiren. Außerdem müsse ein erfahrener und mit den dortigen Zuständen völlig vertrauter Mann gewonnen werden, welcher den Erzherzog an der Hand der betreffenden Documente in das ungarische Staatssystem einweihe und ihm eine möglichst genaue Kenntniß desselben beibringe. Zu diesem Ende müßte er mit Maximilian vor Allem die Landtagsbeschlüsse und sodann auch die Anordnungen der Regierung, welche seither erlassen wurden, sorgfältig durchgehen.

Auch auf die veränderte Einrichtung, welche der Lebensweise Maximilians gegeben, und auf die größere Freiheit der Bewegung, die ihm gestattet werden sollte, erstreckten sich die Vorschläge Josephs [722]). Maria Theresia genehmigte dieselben [723]), und wie sehr sie bestrebt war in deren Gemäßheit zu handeln, zeigte sie dadurch, daß sie ihren Sohn schon bald nach dessen Rückkehr aus Italien die erste Bereisung Ungarns antreten ließ. Auch jetzt wieder versah sie ihn mit einer Instruction, aus welcher wir nur die einzige Stelle hervorheben wollen, die sich auf das Benehmen bezieht, dessen Beobachtung den Ungarn gegenüber die Kaiserin ihrem Sohne angelegentlich empfiehlt.

„Die Comitatsleute", so schreibt ihm Maria Theresia, „insbesondere die Vicegespäne und Edelleute, wirst Du freundlich behandeln; man vermag Alles mit dieser Nation, wenn man mit Güte „gegen sie verfährt und ihr Wohlwollen zeigt. Dieser Grundsatz, „welchen unser verstorbener, anbetungswürdiger Herr und Meister mich

„befolgen gelehrt, hat die Monarchie und unser Haus gerettet und „ich befinde mich sehr wohl dabei. Wenn Du begonnen haben wirst, „Dich mit den ungarischen Angelegenheiten vertraut zu machen, wirst „Du das bestätigt finden und erstaunt sein über den Vortheil, den „ich daraus zog und noch gegenwärtig ziehe" [724]).

Man sieht wohl, bis in ihre späteste Lebenszeit widmete Maria Theresia dem Besten ihrer Kinder eine wahrhaft mütterliche Sorgfalt. Insbesondere waren die Jahre, die auf den Abschluß des Hubertsburger Friedens unmittelbar folgten, ausgefüllt mit solchen Bestrebungen. Eine Reihe der wichtigsten Ereignisse in der kaiserlichen Familie fiel in diese Epoche. Ihren Gemal, ihre Tochter Josepha, zwei Schwiegertöchter verlor Maria Theresia während derselben; die Mehrzahl ihrer Kinder verheiratete sich, zwei ihrer Söhne, drei ihrer Töchter wurden von der Kaiserin getrennt und in so entfernte Länder begaben sich die Letzteren, daß sie die Mutter nicht wiedersahen. Wo sie aber auch weilten und wie immer ihr Schicksal sich gestaltete, jederzeit nahm Maria Theresia an demselben den innigsten Antheil. Wo ihre Sorgfalt nicht, wie es von Seite der Erzherzogin Amalie geschah, geradezu eine Zurückweisung erfuhr, blieb die Kaiserin fortan die treueste und eifrigste Beratherin all ihrer Kinder. Aber die unmittelbare Bemühung für deren Versorgung war nicht mehr nöthig; hatte dieselbe sie während der ersten Jahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in hervorragendem Maße in Anspruch genommen, so fiel sie später völlig hinweg. Ausschließlicher noch als zuvor konnte Maria Theresia in der letzten Zeit ihres Lebens den Hauptaufgaben sich widmen, die ihr gestellt waren: der Sorge für das Wohl ihrer Völker, für die Stärkung und Kräftigung der Monarchie, sowohl was den Gesammtverband der einzelnen Länder unter sich als was Oesterreichs Stellung nach Außen hin betraf. Die Reformen im Innern und die äußere Politik geben die zweifache Richtung an, in welcher sich vornehmlich die Thätigkeit der Kaiserin während ihrer letzten Regierungszeit bewegte. Sie werden daher bei der Darstellung derselben hauptsächlich ins Auge fassen zu sein.

# Anmerkungen.

[1]) Eine gleichzeitige Abschrift des vom 6. August 1758 datirten Vortrages des Staatskanzlers an die Kaiserin, dessen Original bis jetzt nicht aufgefunden wurde, befindet sich im Cabinetsarchive. Der Vortrag schließt mit den Worten: „Meine gröste Glückseeligkeit, so mir in dieser Welt widerfahren kan, bestehet „darinnen, wan E. M. und dem Staat nach meinen schwachen Kräfften ersprieß„liche Dienste zu leisten die Gelegenheit erhalte. Hierauf allein zielet der gegen„wärtige gehorsamste Vorschlag. Ob mich aber in meiner Meinung irre, unter„werfe in tiefester Ehrerbietigkeit E. M. Erleuchtesten Beurtheilung."

[2]) Denkschrift des Staatskanzlers an den Kaiser vom Nov. 1760. Cabinetsarchiv. „Allein nunmehro scheinen Ihro May. selbsten darzu zu incliniren „und haben mir am Ersten davon geredet."

[3]) So treffend fand der Verfasser dieses Aufsatzes das von ihm gebrauchte Gleichniß, daß er wörtlich hinzufügte: „In dieser eintzigen Gleichnuß, wann „man sie ausführen will, können die Vortheile und alle Agenda der Conferenz „in internis, wie auch alle bisherige Fehler gezeiget werden. . . ."

[4]) Kaunitz an Maria Theresia. 2. Dec. 1760. Cab. Arch. „Je crois devoir „prévenir V. M. que l'Empereur que j'ai eu l'honneur de voire ce matin et „auquel j'ai lu ce raport, m'a témoigné gouter beaucoup notre projet; Il „compte que V. M. lui fera voire mon raport, et il pretend que V. M. lui „a dit qu'Elle avoit fait coucher un projet de Son côté par König, et qu'Elle „lui avoit ordonné de me le communiquer, mais je lui ai répondu que je „n'avois vu que la compilation de beaucoup de notions qu'avoit couché le „dit König, et que c'étoit là apparremment l'ouvrage dont V. M. avoit entendu „parler. Je serai demain à Ses pieds."

Maria Theresia antwortete hierauf ganz eigenhändig: „m'ayant trouvée „avant hier avec König et qu'il avoit un papier devant lui, il (offenbar der „Kaiser) m'at demandée ce que c'etoit. je lui ais repondue: une triste recit „depuis le systeme jusqu'ici. il m'at raportée votre discours en me disant „qu'il ne pouvoit encore bien se former une idée de tout cela; qu'il étoit

„curieux qu'on choisira; ce sera bien Sinsin (Zinzendorf). Je lui ai parlée „d'haugwitz et de blümegen qu'il aprouve; je suis bien aise que la glace „est rompue."

[5]) 9. Dec. 1760. Cab. Arch.

[6]) „le tableau n'est rien moins que chargé; notre situation actuelle „est des plus critiques. avec l'aide de ce conseil d'état et de celui qui me „l'at proposé, je me flatte de faire face à la ruine de l'état."

[7]) Auf den Vortrag des Staatskanzlers vom 14. Dec. 1760. Cab. Arch.

[8]) Ruzzini. 20. Dec. 1760. „. . . in un giorno cade e risorge. Si „contempla in ogn' uno di questi Signori talenti addattati alle differenti „materie che devono consigliarsi: nel Daun per la guerra, nel Pluningh per „la polizia, nel Hagonitz per le finanze e nel Co. di Caunitz per il tutto. . . ."

[9]) Am 9. Dec. 1760. Es bildet eine Beilage zu des Staatskanzlers Vortrag vom 30. Dec. 1760.

[10]) Eigenhändige Resolution der Kaiserin auf den Vortrag des Grafen Haugwitz vom 7. März 1759. Adelsarchiv im Ministerium des Innern.

[11]) Handbillet an Chotek. Beilage zu des Staatskanzlers Vortrag vom 30. Dec. 1760.

[12]) 11. Juni 1760. Staatsarchiv. Referate.

[13]) Durch eine Zulage von 2000 Gulden zu dessen Bezügen.

[14]) Kaunitz an die Kaiserin. 21. Dec. 1760.

„Quels que puissent etre ceux que S. M. l'Empereur compte consulter „sur les mauvaises difficultés que l'on at osé mettre en avant sur le droit „que peut avoir un Empereur d'employer un Conseiller Aulique aux affaires „de Sa maison, difficultés scandaleuses, si j'ose le dire, que V. M. fasse en „sorte, s'il se peut, qu'il diffère à leur parler jusques à aprèsdemain, parce „que je compte fournir demain à V. M. un papier pour mettre ces Messieurs „au fait de l'état de la question, sur laquelle sans cela ils pourroient, faute „des notions que je fournirai, juger tout de travers, car il y at sur le nouvel „établissement des cabales incroyables dont j'aurai l'honneur d'informer V. M."

Hierauf antwortete die Kaiserin eigenhändig:

„l'Emp. at déjà consultée hier, je crois, Ulfeld et Bartenstein et encore „d'autres qu'il ne veut pas nommer, mais aucune en actualité au conseil „aulique. je lui ai dit que s'il permet que je lui donnerais un écrit; il ne „l'at pas refusé."

„pour couper court à toute intrigue sera le mieux de comencer le „plutot que cela se peut, et de continuer exactement pour que toutes les „intrigues perdent espérance de pouvoir le culbuter ou le troubler. aussi „hardis qu'on est ici à oser empecher des arrangement, aussi rampant on est „quand il n'y a plus de remède." Und auf ein zweites, ebenfalls von Kaunitz herrührendes, auf Borié's Berufung in den Staatsrath bezügliches Schreiben

von demselben Tage antwortet Maria Theresia: „sans savoir le contenu de „votre discours, j'ai insistée hier d'être à la première séance absolument. je „suis bien aise que vous voyez combien il est difficile de se conduire bien „souvent à cause des manigances et ménagements à tenir, ce qui donne bien „souvent un faux aire à des choses bien simples et qui mettent une amer„tume dans la vie qui est insurmontable. au reste je suis très-allarmée de „ce que vous me mandez de votre tete de laquelle j'ai plus besoing que „jamais."

[15]) Sie befindet sich in zwei Exemplaren im Staatsarchive.

[16]) Eigenhändige Resolution der Kaiserin auf den Vortrag des Staatskanzlers vom 30. Dec. 1760. Cab. Arch. „dem blümegen gedencke 12000 f. zu „geben, noch aber a parte eine pension. denen staatsräthen und referendario „8800 f., damit sie die arha zahlen sollen und also gantz 8000 f. behalten. künf„tig wird bey keiner stelle mehr ein rath 8000 f. haben, sondern nur 6000 f. „und noch dem abzug leyden müssen, mithin dise auch in utili grossen unterschid „geniessen werden. wegen der cantzley placet."

[17]) Handbillet der Kaiserin an Borié vom 18. Jänner 1761.

[18]) Erizzo. 10. Jänner 1761. „Non si è dato da questa Corte sistema „veruno all' interno affare del nuovo consiglio. . . . Questa si fatta sospen„sione e il vedersi chiaramente costante l'animo di questa Sovrana a dar „nuova forma alla massa degli interni negozj di finanze e di commercio, fa „credere intorno al consiglio, che al fine ogni cosa, come fù delle Fiandre e „dell' Italia, sarà dipendente dal Co. di Caunitz senza titolo, ma con l' essenza „di primo Ministro. . . . Sono questi fin' ora semplici ragionamenti e nulla „si possa ancor dir di preciso; pure sono essi piantati sopra solide basi . . . „nel sommo credito del Co. di Caunitz appresso l'Imperatrice, di abilità sin„golare e d' integerrimo onore. . . ."

[19]) Maria Theresia während des siebenjährigen Krieges. I. 508. Anmerkung 314.

[20]) Hock verfällt in seinem Werke: „Der österreichische Staatsrath", S. 14, in einen Irrthum über Blümegens Votum. Vielleicht hat er es mit demjenigen Stupans verwechselt.

[21]) „wie denn solche 1° in dem Directorio in publicis et cameralibus, „2do Obristen Justizstelle, 3° Hofkriegsrath in publicis, 4° Hofkriegsrath in Justi„tialibus, 5° General-Kriegs-Commissariat, 6° Müntz- und Bergwerks-Direction, „7° Hofcammer 8° Ministerial-Banco-Deputation, 9° Commercien-Directorio, „10° Invaliden-Hofcommission, 11° Militär-Schulden-Hofcommission, 12° Haupt„Schulden-Cassa-Direction, 13° Depositen-Hof-Commission, 14° Studienhofcom„mission, 15° Sanitäts-Hofcommission, 16° Post-Hofcommission, 17° Religions„Hofcommission, 18° Pulver- und Salniterwesens-Hofcommission bestehen. Unter „diesen wurde allein dem Müntz- und Bergwercks-Directorio ein Präsident, ein „Vice-Präsident, zehn Hofräthe, fünf Hofsecretarien und sieben und zwanzig Ober-

„und Unterbeamte zugetheilet, so daß dieses Departement allein über 100000 Gulden „jährlich gekostet, dahingegen vormahls nur ein Hofcammerrath, ein Secretarius „und zwey Canzelisten das ganze Werk besorgen müßen."

Votum des Grafen Kaunitz vom 17. Nov., vorgelegt in der Sitzung des Staatsrathes vom 20. Nov. 1761.

[22]) Ihnen gegenüber sollte man, meint Kaunitz, weit mehr als es bisher geschah, eine gewisse „Justitia distributiva" beobachten, welche „bekanntlich die „vier Objecten und Regeln 1° Officia dignis, 2do Præmia bonis, 3° Poenæ „malis, 4° Suum cuique" im Auge zu behalten hätte.

[23]) Erizzo. 26. Dec. 1761. „Egli haveva per l'avanti la dirrezione „della Provincia di Lubiana, governo in cui riportò molta laude non solo „per haverlo esercitato con distinta abilità, ma ancora per essersi mostrato „di una scrupulosa pontualità."

[24]) Kais. Handschreiben an Hatzfeld vom 23. Dec. 1761. Auch an Chotek, Herberstein, Zinzendorf ergingen am gleichen Tage ähnliche Handschreiben.

[25]) Kaiser Franz schreibt darüber am 4. Jänner 1762 an seinen Bruder Karl:

„lon a fet le premier jour de lan 4 Presidan; le comt Rodolfe codeck „a la tet de tout les pei come chancellie, un comt herbesten que vous ne „conese pas, com Presidan de la chambre pour ladeministrasion, sensen pour „Presidan de la chanbre des conte, nouvos dicaster et au meme tan le „control des otre adeministrasion cameral. Hatzfelt a la tete de la banque „et auquel on a adejouen tout le credi des pei. plus louen on net pas encore „venu, me cela viendra et je vous le mandre. . . ."

[26]) Erizzo. 26. Dec. „Fù pure, ad esempio della Francia, creato un „Controleur-Generale sopra le Finanze, essendosi nominato ad un si impor- „tante impiego il Co. di Zinzendorf auttore dei ultimi proggetti d' importanza. „Egli è di Nazione Sassone, passato in Austria per ricuperare alcune terre „fiscate a' suoi maggiori per esser Eretici. Fattosi Cattolico, ricuperò le terre, „e con modi destri insinuatosi al Conte Caunitz, lo seguitò nella sua Am- „basciata in Francia, dove non solo acquistò le molte cognizioni necessarie „ad un tal ufficio, ma parimenti la di lui prottezione, di cui in ora se ne „manifestano chiaramente gli effetti, essendo dal Conte Caunitz stato proposto „come il più capace e più istrutto per sostenere il nuovo importante impiego."

[27]) Daun an O'Donell. Wien, 23. Dec. 1760. K. A. „Nachdeme Ihre „Kayſ. Kön. Apoſt. May. einen neuen aus Dero Miniſtern und Hofräthen be- „ſtehenden inländiſchen StaatsRath zu errichten und Mich Feldmarſchallen Grafen „von Daun zu deſſen Mitglied allergnädigſt zu erheben geruht, ſo haben auch „Allerhöchſtdieſelben, zu mahlen dieſe Amtswürde nicht zulaſſet, die mir bis anhero „anvertraute Präſidentenſtelle des Hofkriegsräthl. Justizcollegij längerhin zu be- „gleiten, unter einſten aufgetragen, den Hrn. F. M. L. Freiherrn von Wöber in „allermildeſter Rückſicht ſeiner bekannter Maßen durch ſo ville Jahre ohnermüdet, „treu, eifrigſt und ganz ausnehmend erſprießlichen Dienſten, inſonders auch des

„in meiner Abwesenheit durch 4 Jahr her mit besonderer Klugheit und Ruhm „geführten Præsidij als würklichen Präsidenten zu erklären. . . ."

[28]) Kais. Handschreiben an Johann Chotek vom 23. Dec. 1761. Cab. Arch.

[29]) Harrach starb dritthalb Jahre später, sechsundachtzigjährig, am 8. August 1764.

[30]) Kais. Handschreiben an Neipperg. 30. Jänner 1762. Cab. Arch.

[31]) Kais. Handschreiben an Daun, Johann Chotek und Wöber vom 30. Jänner 1762. Cab. Arch.

[32]) Cab. Arch. Auch von Hock benützt. S. 18.

[33]) Bartenstein an Maria Theresia. 6. März 1759.

[34]) Bartenstein an Maria Theresia. 18. März 1759.

[35]) Eigenhändige Bemerkung der Kaiserin auf Bartensteins Referat vom 28. April 1759.

[36]) Vergl. Arneth. Bartenstein und seine Zeit. Archiv für österr. Geschichte. Band XLVI.

[37]) Alle diese Manuscripte befinden sich im Staatsarchive.

[38]) Sie ist abgedruckt im XLVI. Bande des Archives für österr. Geschichte.

[39]) Referat vom 22. Oct. 1759.

[40]) Staatsarchiv.

[41]) Maria Theresia an Isabella's jüngere Schwester Marie Louise von Parma. 14. Sept. 1763. Ganz eigenhändig. Archiv zu Parma.

„Madame ma sœur et cousine. Je suis enchantée que notre archi„duchesse, votre charmante sœur, me procure cette occasion, en vous envoiant „l'ordre de la croix, de pouvoir vous marquer les sentimens de mon cœur, „et la tendre amitié que j'ai pour vous. Vous est bien souvent l'objet de „nos conversations, et tout le monde rende justice que vous tachés d'approcher „l'admirable original que nous possedons, qui fait le bonheur de ma vie; le „surpasser n'est pas possible. Je vous prie de me croire toujours, madame „ma sœur et cousine,"

„bonne sœur et cousine
„Marie Therese."

„mes complimens à mad. de Gonzales."

[42]) Sämmtliche Schriften, die von der Erzherzogin Isabella herrühren oder wenigstens bis jetzt aufgefunden wurden, befinden sich in der Albertina. Sie wurden von dem Prinzen Albert von Sachsen-Teschen geordnet; auf einem der verschiedenen Cahiers befindet sich von der Hand des Prinzen die Aufschrift: „Divers morceaux intéressants écrits par l'Archiduchesse Isabelle, première „femme de Joseph II, qui sont restés à feu ma très-chère épouse, après que „les autres ouvrages de sa main ont péri dans un naufrage". Dieses Ereigniß

32*

trug sich nach einer anderen Aufzeichnung des Prinzen im Jahre 1792, und zwar mit einem Schiffe zu, welches seine Effecten von Rotterdam nach Hamburg bringen sollte. Er selbst schildert in seinen Memoiren, welche theils im Original, theils in beglaubigter Abschrift ebenfalls in der Albertina aufbewahrt werden, die Erzherzogin Isabella folgender Maßen:

„Cette femme vraiment étonnante qui n'avoit pas encore vingt ans, „étoit douée non seulement de toutes les qualités du cœur qui la rendoient „estimable, mais elle réunissoit encore toutes les connaissances et les talens „qu'on auroit pu rechercher dans le jeune homme le plus accompli. Sa „Mère, l'Infante de Parme, s'étoit occupée à lui former le caractère, et l'édu„cation soignée qu'elle avoit reçue d'ailleurs, lui avoit acquise des connois„sances non seulement dans les parties nécessaires à une dame de son rang, „mais même dans les parties abstraites de mathématique et jusques dans „celles de la tactique. Elle joignoit à cela des talens particuliers, tant pour „la musique, jouant entre autres parfaitement du violon, que pour le dessin „et la peinture, et pour les ouvrages de mécanique, dans lesquels elle diri„geoit les artistes qu'elle faisoit travailler, et elle écrivoit avec une facilité „et un esprit peu commun. Elle n'etoit pas d'ailleurs d'une beauté qui put „briller à côté de celle de ses belles-sœurs. Trop réservée au reste dans „ses propos, sa phisionomie dénotoit, malgré toute l'attention qu'elle mettoit „à le cacher, une tendance à des idées sombres qui prouvoit qu'elle n'etoit „pas parfaitement heureuse, et sur le sujet desquelles elle ne s'est jamais „expliquée bien clairement, même vis-à-vis des personnes, dans lesquelles elle „mettoit la plus grande confiance."

[43]) Traité historique des mœurs de toutes les nations à commencer depuis la fondation des Empires les plus anciens jusqu'à nos jours. Achtzehn Seiten in Octavformat. Abschrift von fremder Hand. Albertina.

[44]) Vues sur le commerce.

[45]) Vergl. hierüber Ad. Wolf: Marie Christine. I. 15—18.

[46]) Isabella an Marie. Ohne Datum. „Croyés que la Wasques connoit „ma sœur M. A. et toutes ses faussetés."

[47]) Méditations chrétiennes. Vienne, chez Jean Thomas Trattner, Imprimeur de la Cour. 1764. 132 Seiten 8⁰. Dem im Staatsarchive aufbewahrten, ganz von der Hand der Erzherzogin niedergeschriebenen Original dieses Aufsatzes fügte die Kaiserin einen Zettel bei, auf welchen sie eigenhändig schrieb: „l'originale de la main de feu l'archiduchesse Infante des meditations qu'elle „at faite pour elle-même, que j'ai fais imprimer depuis".

[48]) Caroline Pichler. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. I. 140.

[49]) Isabella an Marie. Ganz eigenhändig. Albertina.

„Madame ma chere sœur. a mesure que le tems approche, on voit „plus d'Allemands dans Parme; je vous assure que cela me fait un plaisir „inexprimable, car c'est une nation que j'aime véritablement, non seulement

„par devoir, mais par inclination. Encore cinq semaines environ et j'aurai „le bonheur de vous voir. C'est avec tout l'empressement imaginable que „j'attends ce moment, ma chère sœur, au delà de toute expression. Je vous „prie d'en être persuadée et de m'aimer un peu, c'est tout ce que je „désire étant

„votre fidelle sœur
„Isabelle Marie Louise.

„Parme, ce 26 aoust 1760."

[50]) Die Herzogin von Parma starb am 6. Dec. 1759 und ihre Tochter Isabella am 27. Nov. 1763.

[51]) Isabella an Marie. Eigenhändig. Albertina.

„Ne croyés pas, chère sœur, être la seule à recevoir des baisers de „l'Impératrice sur la bouche; je puis vous en offrir autant. Je suis assés „contente de ma sœur Jeanne et je commence même à me flatter qu'elle ne „mourra pas. J'imagine qu'elle en sera bien aise et moi aussi, car j'en serois „désolée de toutes façons. Pourquoi ne suis-je à sa place? La mort est „une bonne chose; je vous jure que de ma vie je n'y ai réfléchi plus sérieuse„ment qu'à cette heure. Je m'en suis représenté toutes les horreurs bien à „loisir et en détail, mais j'avoue aussi que cela, bien loin de m'en dégoûter, „m'a plus que jamais fait désirer de mourir. Dieu voit mon cœur, il connait „le désir que j'ai et ai toujours eu de le bien servir; il voit que je suis „coupable bien plus par étourderie que par volonté. Il lit le regret que „j'ai de n'avoir pas profité de ses grâces, et le désir de quitter ma vie dans „laquelle malgré mes efforts je l'offenserai tous les jours. Je lui en fais le „sacrifice de tout mon cœur malgré les répugnances de la nature. Je dois „donc espérer dans sa miséricorde infinie. Après cela vous jugez que la „mort me seroit chère. Le seul regret de vous quitter est la peine que je „ne puis presque surmonter. Ce qui me consoleroit, c'est que je vous laisse „dans le bon chemin, que je ne doute pas que vous ne seriez fidèle à Dieu, „que par là il vous donneroit ses grâces et que vous parviendrés, quoique „peut-être après bien des peines, au bonheur éternel qui vous les feroit „regarder comme bien légères. Qu'ai-je à faire dans le monde? Je n'y suis „utile à rien; je n'y fais que du mal; plus j'y vis, plus je trouve et je mets „d'obstacles à mon salut. Ainsi s'il étoit permis de se laisser mourir, je „serois bien tentée de le faire; peut-être même Dieu me fera-t-il la grâce de „m'en tirer bientôt."

„Adieu; je vous embrasse."

„Le bonsoir à la Wasqués; ne lui montrez pas ce billet; il faut abso„lument que je vous parle; vous ne me gronderez peut-être pas alors d'avoir „écrit si noir."

[52]) „Bonjour, chère sœur. Ma sœur Jeanne ne peut pas mourir, à ce „qu'il semble; ce doit être affreux pour elle. Elle a eu une nuit très-inquiète, „criant et pleurant; la fièvre est terrible et le pouls d'une faiblesse extraor„dinaire; elle n'avale que très-difficilement et l'on dit qu'elle a les yeux

„presque toujours tournés à la mort. Dieu veuille bientôt la délivrer et lui „donner la force de souffrir patiemment. Pour moi je sçai que quand j'y pense, „je frémis et sens qu'à moins d'une grâce particulière je ne pourrois y tenir. „Conservés-vous, quoique je ne scai pas si ce n'est pas un grand bien de „mourir. Occupés-vous tout le jour, s'il est possible, de Dieu, car à la mort „on regrette bien, je crains, les moments que l'on a passés sans le faire. „Tâchons toutes deux de faire notre salut, c'est l'essentiel, afin que nous „puissions être unies toute l'éternité."

„Adieu; le cœur me fond quand je pense à ma sœur Jeanne; je ne „puis vous en dire davantage, je vous embrasse."

[53]) „Bonjour, chère sœur. Ma sœur Jeanne vit encore; c'est tout ce „qu'on peut dire. Elle a pris toute la nuit ce qu'elle a voulu, mais elle ne „parle plus. Elle connoit encore quand on lui parle, elle ouvre les yeux, „mais pour ce qui est de la parole, elle l'a entièrement perdue. Tout ce „qu'elle prend, passe sur le champ à mesure qu'elle l'avale; je compte „qu'elle ira entre midi et une heure voir son créateur. On dit qu'hier elle „a dit les choses les plus touchantes et fait les plus beaux actes tout du „long de la journée; j'espère que Dieu l'aidera dans le moment de la sépa„ration; il y a même tout lieu de l'espérer."

„Adieu, chère sœur, je vous baise, ménagés votre santé, faites-moi „dire comment vous va, comment vous avés dormi? Je vais prier pour ma „sœur Jeanne, pour vous, pour tout le monde et pour moi. Je vous baise „de tout mon cœur."

[54]) „il ne s'agit pas de prier; faites vos devoirs, voilà la vraie „dévotion."

[55]) Les exercices de l'esprit ou réflexions pour trois jours de retraite.

[56]) „Croyés que ma plus grande, et j'ose dire, ma seule félicité est de „vous voir et d'être avec, et jamais ni le ciel ni la terre ni l'absence ni „personne ne me pourront faire changer de façon de penser à ce sujet. Moi „devenir volage? Belle Lisette, votre doute m'outrage."

[57]) „Me revoici encore, trop cruelle sœur; dans l'inquiétude que me „cause la lecture que vous faites ou devés avoir faite, je ne puis attendre le „moment d'apprendre mon sort et si je passe dans votre esprit pour une „pièce qui vaille la peine d'être regardée, ou bien si vous me jugés digne „d'être jettée dans la rivière la tête la première? Je ne puis vivre tant je „suis inquiète; je n'ai plus la liberté de penser à rien si ce n'est daß ich „verliebt bin wie ein nar, wenn ich nur wüßte warum? Denn deine unbarm„hertzigkeit ist so groß daß man dich nicht lieben sollte, doch kann man sich nicht „darvon defendiren wenn man dich kennt."

„Adieu, je suis si folle que je ne sçai ce que je fais, mais comme je „viens de lire un livre très-sage qui dit que la folie est un bien, je m'en „console et vous baise."

[58]) „Mes idées noires sont la cause de notre brouillerie; que les „blanches qui vont l'emporter, soient les liens qui nous raccomodent."

[59]) „Si vous m'aimez, laissés-moi mourir en paix; je réponds que vous „même n'y perdrez rien, si ce n'est une amie véritable. Vous me remplacerez „dans le cœur de l'Impératrice et cela vous tiendra lieu de tout."

[60]) „Je puis dire qu'il me semble qu'une voix secrète me l'annonce, „et cet arrêt qui devroit me troubler, répand une douceur, une onction dans „mon âme, que je ne puis comprendre et encore moins exprimer. Elle „m'encourage à tout et me donne une force supérieure à moi-même. Je suis, „depuis deux jours que cela me tient, dans un état délicieux et je ne sache „pas que toutes les joies qu'on puisse éprouver dans le monde, puissent „égaler cette douceur, cette satisfaction intérieure que je ressens. . . ".

[61]) „surtout si sa douleur tourne à la violence, comme c'est assez „probable."

[62]) „Pour ce qui regarde ses enfans, l'Impératrice les aime, mais elle „a un principe faux qui est le trop de rigueur. Il faut toujours tâcher de „les soutenir vis-à-vis d'elle, les excuser, sans cependant vouloir cacher leurs „défauts, ce qui seroit trop dangereux, et tâcher de l'engager à prendre le „parti de la douceur, mais il faut surtout prendre un terme par devant soi, „bien long et plus long même qu'il ne le faut, car sans cela l'impatience „s'en mêle et regâte tout. Il ne faut pas craindre de lui parler des défauts „de ses enfans; c'est leur rendre service: on empêche par là qu'elle ne s'en „ouvre à d'autres ou du moins l'on prévient le tort qu'on pourroit leur faire."

[63]) Caroline Pichler. Denkwürdigkeiten. I. 139—141.

[64]) Josephs Schwager, Prinz Albert von Sachsen, sagt in seinen handschriftlich zurückgelassenen Memoiren, indem er von der glühenden Liebe Josephs für seine Gemalin spricht: „Elle le méritoit en effet de sa part, car quoique „la dureté qu'elle avoit apperçue dans le fond de son caractère, ne lui avoit „imprimé aucun sentiment de tendresse pour lui, elle avoit scû toutefois la „cacher de manière que cela n'a jamais transpiré dans le public."

[65]) Albertina.

[66]) Josephs Briefe an seine Mutter vom März und April 1764, dann an den Herzog von Parma bis zum Februar 1765.

[67]) Isabella an Marie. „Mais si l'humeur est une qualité digne d'être „admirée parmi le sexe, personne n'a un tel avantage au point où vous „l'avés." Und ein andermal schreibt sie: „La violence de votre temperament „vous entraine."

[68]) Isabella an Marie. Ganz eigenhändig. Albertina.

„Je ne puis m'empêcher à cause de l'extrême tendresse que j'ai pour „vous, de vous écrire ces lignes, mais je vous conjure au nom de cette même „tendresse de faire attention a ce que je vais vous dire. Vous savez l'aventure

„d'hier; elle est capable d'entrainer après elle des suites, si vous tenez votre „parole. J'ai convaincu l'Archiduc de son tort, quoiqu'à la vérité vous en „ayez autant l'un que l'autre, mais c'est ce qu'il doit ignorer. Je vous „supplie donc, quand vous le verrez, d'en agir absolument comme de coutume; „que s'il est froid envers vous, de faire semblant de ne vous en pas aper„cevoir, que si l'on vient à parler de l'aventure en question, de lui en faire „une sorte d'excuse en plaisanterie, non que je prétende par là lui prouver „qu'il avoit raison, mais je m'en servirai au contraire pour lui mieux faire „sentir son tort et pour vous rendre plus estimable dans son esprit; que, „s'il badine encore, ne faites semblant de rien. Tâchez de lui céder, d'en „rire; j'aurai soin d'en relever tout ce que vous ferés de la sorte et de vous „en faire un mérite devant lui, qui ne manquera pas que de redoubler son „amitié pour vous."

„Pardon de tout ce que je vous dis; cela ne vient que de mon amitié; „je vous conjure encore d'y faire attention; croyez que ce n'est que pour „notre satisfaction mutuelle que je parle."

„Adieu; je vous embrasse de tout mon cœur et attends votre réponse „comme un criminel la sentence, car vous savés que la tête me tourne „de vous."

„A propos; qu'il ne soit pas question vis-à-vis de lui que je vous ai „écrit aujourd'hui."

[69]) „Si vous m'aimés, donnés m'en la première preuve que je désire, „cherchés à gagner son amitié, mais surtout son estime; c'est autant pour „vous que pour moi, vous avés ce qu'il faut, daignés donc l'employer."

[70]) Quelques questions à définir au jet de gagner le cœur de l'Archiduc.

[71]) „si l'on doit le cajoler. . . ."

[72]) Briefe Josephs an Maria Theresia vom 29. und 30. Mai 1761. Ihr Briefwechsel. I. 12—17.

[73]) Lettere famigliari dell' Imperator Giuseppe II a Don Filippo e Don Ferdinando Duchi di Parma. Veröffentlicht von Emilio Bicchieri in dem vierten Bande der Atti e Memorie delle R. R. Deputazioni di Storia Patria per le Provincie Modenesi e Parmensi. S. 105—124.

[74]) Prinz Albert schreibt hierüber in seinen Memoiren: „Cette Princesse „étonnante par ses qualités supérieures avoit été tellement persuadée qu'elle „ne pousseroit pas plus loin ses jours, que non seulement une des premières „choses qu'elle dit à la Grande-Maîtresse qui étoit venue la chercher sur les „frontières du Duché de Parme, fut qu'elle ne seroit pas longtems chargée „de l'embarras de la servir, mais que je tiens même encore un billet de sa „main dans lequel en souhaitant en 1763 la nouvelle année à ma femme, „alors non mariée, et son amie intime, elle lui annonçoit qu'elle ne passeroit „pas celle-là." Und Isabella selbst schrieb ein anderes Mal wie von etwas Selbstverständlichem an die Erzherzogin Marie: „d'ailleurs comme ma mort est „prochaine. . . ."

[75]) Maria Theresia an Kaunitz. 30. Juli 1763. „wan ein courir viel-„leicht in Franckreich abgehet, wäre ich zu avertirn, damit die ertzhertzogin, die „Gott Lob wieder etwas besser ist, schreiben kan."

[76]) Karajan. Maria Theresia und Tarouca. S. 52.

[77]) Erizzo. 26. Nov. 1763. „Fino dal giorno 20 fù questa Arciduchessa „Infanta attaccata dal vajuolo nel sesto mese della sua gravidanza, e li 22 „la forza del male prematurò il parto, col quale venne alla luce una Prin-„cipessa che visse due ore. Il male fattosi sempre più grave per una tal „circostanza, ha costituito l' Arciduchessa li 23 in estremo pericolo, e ha reso „quasi disperata dai Medici la di lei presservazione. Fino detto giorno con-„tinua ella nel medesimo critico stato, che lascia solo una assai debole „speranza, ed all' opposto continua l'angustia del timore, che la violenza del „male l'opprima e la faccia soccombere al fatale destino. Le Loro Maestà „e l' Arciduca Giuseppe di lei sposo, non meno che la Reale famiglia, sono „nella più profonda afflizione, riuscindo il timor della perdita tanto più sen-„sibile ad ogn' uno, quanto che si ritrovano accompite in essa Principessa le „più rare virtù, per le quali si è ella acquistata la stima e l' amor uni-„versale. . . ."

[78]) „nous tendons à la fin tragique d'une vie angelique; je ne crois „pas qu'elle survit ce soir. toutes mes satisfactions et tranquillité meurent „avec cette charmante incomparable fille que je vous dois."

[79]) Atti e memorie. IV. 111.

[80]) Joseph an den Herzog von Parma. 11. Dec. 1763. Atti e memorie. IV. 112. 113.

[81]) Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz. III. 335—361.

[82]) Denkschrift vom 3. April 1761. Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz. I. 1—12. Die auf Toscana bezüglichen Worte mußten in den Abschriften, welche die Kaiserin von diesem Aufsatze machen ließ, auf ihren Befehl weggelassen werden.

[83]) „le pouvoir absolu de pouvoir faire tout le bien à l'Etat, et le moyen „de soutenir cet Etat sans secours étranger. . . ."

[84]) Er nennt ihn einen: „despotisme lié".

[85]) „ce seroit le Peroù tout trouvé."

[86]) Am 15. August 1761 spricht Erizzo von dem Erzherzoge als einem „Principe dotato di rare qualità e riputato ne' suoi giudizij, di buon senso „e di somma prudenza. . . ."

[87]) Kaunitz an Starhemberg, 30. März 1763. „so äusseret sich doch bey „allen Gelegenheiten ein wahrer Haß des Chur Sächßischen Ministerii gegen „Unsren Hof, und hat sich dasselbe bey den Friedens Unterhandlungen auf eine „recht ärgerliche Art gegen Uns benommen."

88) Auf das Referat vom 3. August 1763, in welchem Kaunitz neuerdings hervorhebt, wie wünschenswerth es sei, wenn „die Römische Königswahl nun-„mehro mit allem Eifer betrieben und noch in diesem Jahr zu Stand „gebracht werden könnte", schrieb die Kaiserin eigenhändig: „wegen der Königs-„wahl bin auch verstanden; ich mögte aber unter dem pretext, dem König in „pohlen auff sein gestriges schreiben zu antworten, selben als dem nächsten be-„freünten auch davon was melden."

89) Am 30. Oct. 1757 zwischen Kaunitz und dem pfälzischen Minister Freiherrn Peter Emanuel von Zedtwitz.

90) Maria Theresia an Pergen. 14. Juni 1763. „L'affaire de l'election „d'un Roi des Romains me tient infiniment à cœur, et je souhaite vivement „qu'on en vienne à bout encore dans cette année. C'est un objet que je ne „saurois assez vous recommander." Im Besitze des Grafen Pergen.

91) Pergen an Kaunitz. Mainz, 5. Juli 1763.

92) Kaunitz an Pergen. 12. Juli 1763.

93) Instruction für Dietrichstein. 25. Juni 1763.

94) Dietrichstein an Kaunitz. Berlin, 15. Juli 1763. „Vous pouvez", sagte ihm der König, „marquer à votre Cour que je suis très-sensible aux „marques de souvenir, d'amitié et de confiance que Leurs Majestés Impériales „viennent de me donner par vous, Monsieur. Quant à ce que S. M. l'Im-„pératrice Reine demande de moi, cela ne souffre aucune difficulté. C'est „une Princesse que j'ai estimée et respectée de tout tems et dont je connais „les qualités respectables. J'ai donné ma parole pour l'élection du Roi des „Romains, et comme je n'aime pas à faire les choses à demi, je la tiendrai „sans aucune restriction; il s'agit à présent de savoir ce que S. M. désire „que je fasse." Und als ihn Dietrichstein hievon verständigt hatte, erwiederte der König: „Cela s'entend de soi-même et je viens donc de vous le déclarer, „Monsieur, mais je pense et veux dire que si S. M. l'Impératrice Reine „trouvoit que je puisse lui être utile par quelques insinuations à faire directe-„ment ou indirectement à l'une ou à l'autre Cour, elle peut disposer de moi, „et je me ferai un plaisir de lui donner des preuves de mon estime et de „ma façon de penser, et de lui faire voir que je ne demande pas mieux que „de raffermir l'amitié qui vient d'être rétablie."

95) Rieds Instruction ist vom 29. Juli 1763 datirt.

96) Kaunitz an Ried. 20. August 1763. „Indessen habe das Vergnügen „gehabt, den Königl. Preüssischen Bevollmächtigten Ministrum Freyherrn von „Rohd kennen zu lernen und an ihm einen so geschickten und bescheidenen „Ministre zu finden, mit welchem die Geschäffte auf die leichteste und beste Art „abzuhandlen seyn werden." Rohde's Creditiv, von König Friedrich unterzeichnet, ist vom 16. Juli 1763 datirt.

97) Kaunitz an Ried. 20. August 1763.

[98]) Referate des Staatskanzlers vom 28. und vom 30. Sept. Rescripte an Ried vom 29. Sept. und an Pergen vom 3. Oct. 1763.

[99]) Kaunitz an Starhemberg. 10. Oct. 1763. „Wünschten Wir vorzüglich „daß die Polnische Cron dem Herrn Churfürsten von Sachsen zu Theil werden, „die Zergliederung des Königreichs Pohlen gänzlichen vermieden und sowohl der „Petersburger als Berliner Hof von allen widrigen Maßnehmungen abgehalten „werden mögte."

[100]) Friedrich an den Kurfürsten von der Pfalz. Berlin, 4. Oct. 1763. „ . . ob ich mich zwar desjenigen, so wegen der Römischen Königswahl vor „einigen Jahren vorgefallen, wohl erinnere, so habe ich doch dagegen in Er- „wägung gezogen, daß die umstände sich seitdem merclich verändert, indem des „Erzherzogs Joseph Liebden die Volljährigkeit erreichet und sie anjetzo der wür- „digste, wo nicht der einzige Candidat sind, so zu dieser hohen Dignität in Vor- „schlag kommen kann, überdem auch solche Wahl mir eine derjenigen Maßreguln „zu sein scheinet, welche zu Bevestigung des in dem teutschen Reich nur kürzlich „wiederhergestelleten Ruhestandes am meisten beytragen kann. Ich zweifele nicht „daß Ew. Churf. Durchl. diese Betrachtungen von Erheblichkeit finden werden, „und da ich vernehme daß die übrigen Herren Mitchurfürsten sich auf erwähnten „Antrag gleichfalls auf eine favorable Art erkhläret, so glaube ich E. Ch. D. „keinen besseren Rath ertheilen zu können als daß Sie diesen Beyspielen fol- „gen mögen."

[101]) Pergen an Kaunitz. 27. Oct. 1763.

[102]) Kaunitz an Ried. 22. Oct. 1763.

[103]) Pergen an den Reichsvicekanzler Grafen Colloredo. Frankfurt, 11. Jänner 1764.

[104]) Joseph an Maria Theresia. 13. März 1764. I. 21.

[105]) Kaunitz an Starhemberg. 13. März 1764.

[106]) „ . . . prêt à la faire Reine, seul bien que j'espérois de cette „désagréable et inutile fonction." Joseph an den Herzog von Parma. 11. Dec. 1763. Atti e memorie. IV. 112.

[107]) Voriger Brief. „Je viens d'avoir le plus grand malheur et l'afflic- „tion la plus sensible qu'il est possible, et mon malheureux métier m'en fait „prévoir encore d'autres; pas même jusqu'au tombeau je pourrois être fidelle „à cette femme qui a tout mon cœur."

[108]) Joseph an Maria Theresia. 17. März 1764. I. 30.

[109]) Joseph an Maria Theresia. 23. März 1764. I. 41.

[110]) Joseph an den Herzog von Parma. 27. März 1764. Atti e memorie. IV. 115.

[111]) Joseph an Maria Theresia. 27. März 1761. I. 50.

112) Leopold an den Grafen Thurn. Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Joseph. I. 58.

113) Leopold an Thurn. I. 59.

114) Briefwechsel. I. 57.

115) 29. März 1764. I. 58.

116) 30. März 1764. I. 62.

117) Joseph an Maria Theresia. 31. März 1764. I. 66.

118) 3. April 1766. I. 74.

119) Das Wienerische Diarium vom 11. April 1764 bezeichnet irriger Weise den Palatin von Ungarn, Grafen Ludwig Batthyany, den älteren Bruder des Feldmarschalls als denjenigen, welcher die Fürstenwürde erhielt. Graf Karl war es; da jedoch dessen Kinder sämmtlich gestorben waren, wurde ihm gleichzeitig das Recht der Vererbung auf seinen Bruder Ludwig und dessen Nachkommenschaft verliehen.

120) Der Vertrag ist abgedruckt bei Neumann: Recueil des traités. I. 62—68. Maria Theresia war ungemein zufrieden mit dem Benehmen des Grafen Pergen sowohl in dem Wahlgeschäft als bei Zustandebringung des Vertrages mit dem Kurfürsten von der Pfalz. Schon am 12. April 1764 schrieb sie ihm eigenhändig: „je suis très-contente de vous et je veux bien contribuer à vous faire „gouter un peu de repos, que vous meritez, et pour me conserver un ministre „si zélé. j'accorde à mad: le zutritt, ne croiant vous pouvoir obliger de plus „qu'en lui faisant partager ma satisfaction. vous n'en dirois encore rien, „cela doit venir par le canal de la grande-maitresse. l'Empreur et le rois „sont contents de vous et de même de madame.“ Im Besitze des Grafen Pergen.

121) Joseph an Maria Theresia. 30. März 1764. I. 62.

122) Abgedruckt bei Beer: Joseph, Leopold und Kaunitz. 431. 432.

123) An Maria Theresia. 21. März 1764. I. 37.

124) 27. März. I. 51.

125) I. 87.

126) 5. April 1764. I. 83.

127) Joseph an Maria Theresia. 30. März 1764. I. 62.

128) 12. April. I. 98.

129) I. 107.

130) 14. April 1764. I. 101.

131) Diese Denkschrift der Kaiserin ist abgedruckt in ihrem Briefwechsel mit Joseph. I. 111—114.

132) Joseph an Maria Theresia. Linz, 18. April 1764. I. 115—118.

[133]) Das Staatsarchiv besitzt eine schon vom 24. Jänner 1764 datirte, für Joseph bestimmte Denkschrift des Kaisers Franz, in welcher er den Beweis zu führen versucht, daß nicht immer die eine Schwester der anderen gleiche. Um dieselbe Zeit beauftragte der Kaiser den Grafen Firmian in Mailand, einen vertraulichen Bericht über die persönlichen Eigenschaften der Prinzessin zu erstatten. Firmian that dieß am 6. Febr. in einer für sie im Ganzen ziemlich günstigen Weise.

[134]) Wien, 25. April 1764. Atti e memorie. IV. 116.

[135]) Der Brief der Kaiserin an den König von Spanien vom 2. Mai 1764 wurde zuerst abgedruckt in der Correspondenz zwischen Maria Theresia und Joseph. I. 123—125, und dann in den Atti e memorie. IV. 117.

[136]) Briefwechsel. I. 114.

[137]) Aranjuez, 2. Juni 1764. Briefwechsel. I. 125. 126. Atti e memorie. IV. 118.

[138]) Atti e memorie. IV. 117—119.

[139]) Freiherr von Ried an Kaunitz. Berlin, 22. Dec. 1763. „Le Roi „daignant quelquefois, et quasi aussi souvent que l'occasion s'en présente, „s'entretenir assez familierement avec moi, il me demanda entre autres avant-„hier, quelle épouse que je croyois qu'on choisiroit pour S. A. R. l'archiduc? „Je lui répondis qu'à juger par l'amitié que L. L. M. M. I. I. avoient porté „à feue Madame la Princesse, je ne croyois pas que dans ces premiers „moments de douleur et de tristesse on eût pensé encore à remplacer cette „perte. Vous lui donnerez l'Infante d'Espagne, me dit-il, mais que faira „l'archiduc Leopold? Qu'en fairez-vous; lui renderat-on la Princesse de Mo-„dène? En ce cas le sort de cette dernière seroit sujet à bien des variations.“

[140]) Joseph war bekanntlich am 13. März 1741, die Infantin aber am 24. Nov. 1745 und Leopold am 5. Mai 1747 geboren. Leopold hätte auch dem Alter nach ungleich besser zu der ihm ursprünglich bestimmten Prinzessin Marie Beatrix von Modena gepaßt, als der erst am 1. Juni 1754 geborne Erzherzog Ferdinand.

[141]) Zu Madrid am 16. Febr. 1764.

[142]) Ried an Kaunitz. Berlin, 22. Dec. 1763.
„Les dames de la ville, et surtout celles qui ont le plus de liaison à „la cour, mêlent quelquefois, en me tenant les mêmes propos, les éloges de „la Princesse Wilhelmine, sœur du Prince de Prusse, appuyant beaucoup sur „le peu d'égards qu'on devroit avoir à la différence de religion, quand il „s'agit de choisir une épouse pour un Souverain.“

[143]) „Je voudrois le désabuser qu'il n'espère jamais que nous puis-„sions tomber sur la Princesse d'Orléans.“ Briefwechsel. I. 114.

[144]) Erizzo. 21. April 1764.

145) Erizzo. 8. Sept. 1764. „Capitò indi il ritratto della Principessa „di Portogallo, per la quale si è vivamente maneggiato il Co. di Tarouca „Portoghese, il qual nel principio di questo Regno hebbe sommo credito e „grand' influenza negl' affari, e tuttavia si conserva, benchè dimesso dagl' im„pieghi, nel favor dell' Imperatrice. Ciò non ostante si riflette che a fronte „della bellezza di cui è ornata quella Principessa, non può che far un objetto „d' esser di nazione Portoghese, e però di costumi differenti, e si considera „in oltre che conviene molto più allo stato politico di questa Monarchia un „aleanza nell' Imperio, onde nel caso di una guerra poter prevalersene ed „imponere un maggior soggezione ai suoi nemici."

146) Erizzo. 8. Sept. „Frà tali considerazioni il Rè de' Romani „dimostra un intiera dipendenza dalle volontà dell' Imperatore ed Impera„trice, dando a conoscer d' esser disposto a prestarsi ai nuovi sponsali più „per la ragione di Stato e per la defferenza che professa ai suoi Genitori, „che per proprio genio."

147) Kaunitz an Starhemberg. 14. Nov. 1764. „So sehr nun Ihro „Mayestätten aufrichtigst gewünschet hätten, der Chursächsischen Prinzessin Cuni„gunda den Vorzug beyzulegen. . . ."

148) Erizzo. 8. Sept. „Si vuole che li forti ufficij fatti dalla Spagna „e dalla Francia possino determinare questa Sovrana per la Principessa Sas„sone." Und am 6 Oct. schreibt derselbe Berichterstatter: „. . . . pare però „che sia per essere prefferita la Principessa Sassone, al qual oggetto si è „adoperata non meno la Corte di Francia che quella di Spagna."

149) Atti e memorie IV. 120.

150) Graf Sternberg an Kaunitz. Dresden, 8. Oct. 1764.

151) Erizzo. 3. Nov. 1764. „Essa haveva dimostrato dell' allontana„mento ad un tal passo, considerandolo umiliante; tuttavia li riflessi dell 'Elet„tore la persuasero ad adherirvi."

152) Erizzo bestätigt dieß mit den Worten: „Quanto è per altro appa„rente la soddisfazione con cui in generale vedrebbe questa nazione che il „Rè de' Romani trovasse a genio suo quella Principessa, riguardandosi la „Baviera con prefferenza sù un tal oggetto ad ogn' altra Corte. . . ."

153) Joseph an den Herzog von Parma. 13. Nov. 1764. Atti e memorie. IV. 121.

154) „vous avez une belle sœur et moi une belle fille; hélas, c'est „la princesse Josephe. contre ma conviction, contre mon cœur j'ai dut moi „meme aider a decider mon pauvre fils qui ne demordoit pas ni seul ni devant „l'Emp. et Kaunitz. que je dois lacher le mot qu'il ne le faisoit que pour „moi. jugez dans quel etat il m'at mis. je souhaite ardament que le tems „nous empeche de sortir pour pouvoir me r'avoir; je pretexterois la mede„cine que je va prendre pour rester seule. le pis est qu'il faut paroitre

„gaye et contente, ce qu'effectivement je devrois l'etre, comme le fils s'est „conduit, mais mon cœur n'etant pas d'accord avec ma raison, j'ai peine à „me composer, quoique j'ai eut toute la nuit pour moi." Ganz eigenhändig. Albertina.

155) Atti e memorie. IV. 122.

156) „dans un état très violent."

157) Erizzo. 19. Dec. 1761. „Come però per la moltiplicità dei debiti „si riconoscono mal' agevoli sempre più le nuove imprestanze, si versò in „molte conferenze su i modi di toglierne le difficoltà, al qual oggetto si „rivolsero tutte le viste sull' ottenere l'assenso delli Stati d'Ungheria per un „imprestito di dieci Millioni di fiorini, tentativo fatto sempre in darno nei „tempi addietro. L'Ungheria è il solo de' Paesi Ereditarij, che si sia con-„servato colle sue leggi si nel Civile che nell' Ecclesiastico, e sul quale „l' Imperatrice non può mettere nuove imposizioni senza il consentimento della „Nazione, e quantunque in questi ultimi tempi habbia in una qualche occa-„sione usato del dispotismo, non potè però riuscirvi in quelle di una qualche „consequenza. Li maneggi pajono in questa assai avanzati a dare lusinga di „haverne da quei Stati l' assenso."

158) Maria Theresia an Tarouca: „je vous donne part que palfy vient „de resigner sa charge ou on lui at insinué de le faire. je vous en avertis „pour ne me pas taxer de légertée. il y a un an ou 10 mois que je vous „l'ais marquée, que je ne pouvois plus. vous m'avez encore arrètée que je „n'ais executée sur le champ mes intentions, mais je sais ce que j'en ais „soufert et surtout l'état." Karajan. Maria Theresia und Tarouca. S. 49.

159) Erizzo. 27. Nov. 1762. „In questi giorni fù dimmesso dalla Can-„cellaria d'Ungheria il Conte Palfi, e dato un tal cospicuo ufficio al Conte „Esterasi, fratello dell' altro ultimamente ritornato dall' Ambasciata di Russia, „riputato il migliore fra quelli che potevano aspirare ad un impiego si onore-„vole, e nel tempo stesso difficile; necessario essendo che il soggetto, che vi „pressiede, combini la volontà della Corte colla pretesa libertà del Regno „d' Ungheria. Tutti quei Primati sono in presente qui arrivati, risultandomi „non solo, come rassegnai nei miei precedenti dispaccj, esser stati chiamati „sù i sospetti di una rottura colla Porta, ma parimenti per l'imprestito di „dieci Millioni, e per la necessità inoltre nella quale la Corte si ritrova di „persuaderli ad accordarle un dono gratuito."

160) Erizzo. 29. Jänner 1763. „Si è publicata la garantia dell' im-„prestito di dieci millioni accordata dall' Ungheria con avvantaggi considera-„bili per li concorrenti. . . ."

161) Erizzo. 24. Sept. 1763. „. . . fatto il bilancio, compresa ogni „provincia nel suo particolare, il debito nazionale sorpassa li trecento millioni „di fiorini. . . ."

[162]) Erizzo. 1. Oct. 1763. „Si vanno poi facendo qui le dispozioni „necessarie onde convocare per l' anno venturo una Dieta in Ungheria. Il „principale soggetto n' è quello di dimandare nuovi sussidij per conseguir „mezzi di estinguere li debiti contratti nell' ultima guerra, ed ottenere il „consentimento della nazione per una qualche nuova imposizione. Si con„sidera essersi di molto accresciute le ricchezze di quel Regno, per haver „durante l'ultima guerra somministrato nella maggior parte li viveri all' Ar„mate. Oltre di che il suo commercio si è considerabilmente aumentato si „per il mezzo del porto di Trieste, che di quello per il traffico della Polonia, „la quale in gran parte si serve dei vini e bestiami dell' Ungheria."

[163]) Erizzo. 24. Dec. 1763. „. . . si stanno facendo nuove strade, „onde agevolare il trasporto in Trieste dei prodotti dell' Ungheria."

[164]) Erizzo. 10. Dec. 1763. „Si è pure conciliato di chiamare la Dieta „d' Ungheria per la primavera ventura in apparenza ad oggetto di metter in „miglior ordine il governo di quel Regno e levar molti abusi introdottisi, ma „effettivamente per condurre quella Nazione (che si suppone libera) a som„ministrare nuovi sussidij ed in avvenire soffrire l'aumentazione delle im„posizioni. Lo studio principale in presente è quello di guadagnare gl'animi de' „più distinti soggetti, e singolarmente quello del Primate Ecclesiastico, il quale „per la sua dignità e per le sue aderenze particolari ha somma influenza nelle „deliberazioni della Dieta. Egli si ritrova in ora a questa Corte, e per quanto „posso comprendere, è disposto ad interessarsi a favore della Monarchia."

[165]) Staatskalender von 1765. S. 472.

[166]) Dem Protokolle über die Sitzung des Staatsrathes vom 10. Febr. 1764, in welchem über den Vortrag der ungarischen Hofkanzlei berathen wurde, liegt Stupans Gutachten bei. Cab. Arch.

[167]) Der Inhalt der königlichen Propositionen so wie der übrigen amtlichen Actenstücke und der an beiden Tafeln gehaltenen Reden ist den im königlich ungarischen Landesarchive zu Budapest befindlichen und mir mit größter Zuvorkommenheit zur Benützung anvertrauten Landtagsacten entnommen.

[168]) Erizzo. Schönbrunn, 14. Juli 1764.

[169]) Erizzo. 29. Sept. 1764. „Perciò mira la Corte nella proposizione di „dar altra forma all' Insurrezione, a far concorrere la nobiltà all' annua proget„tata contribuzione, assumendosi in tal caso questa Sovrana il peso di accu„dire alla diffesa del Regno, qual' or venisse attaccato. Due beneficij da ciò „derivarebbero; l' uno per l' aumento di rendita, e l' altro per l' assuefazione „che ne risultarebbe nei Nobili di partecipar alle contribuzioni, ciò che non „è successo fin' ora se non con doni gratuiti, li quali non furono mai assai „considerabili per farne rissultare alla Monarchia una rissorsa."

[170]) Adami Francisci Kollarii, Pannonii Neosoliensis, Mariæ Theresiæ Aug. a Consiliis et Vindobonensis Bibliothecæ Palatinæ Custodis Primarii de originibus et usu perpetuo potestatis legislatoriæ circa sacra Apostolicorum

Regum Ungariæ libellus singularis. Vindobonæ, typis Joannis Thomæ de Trattner, Cæs. Reg. Majest. Aulæ Typogr. et Bibliopolæ. MDCCLXIV.

171) „. . . leges ecclesiasticas de rebus, lege Divina non definitis, ab „Sancto Stephano editas."

172) Kollár. S. 87.

173) Kollár. S. 117.

174) „Jus prærogativarum nostrarum."

175) Denkschrift Kollárs vom 6. Juli 1764. „M. le baron de Bruckenthal, à qui comme très-versé dans la connoissance de nos loix, mon ouvrage „plut au point qu'il en parla avantageusement à Sa Majesté, qui en conséquence daigna vouloir me parler, honneur dont je fus privé par cause de „maladie qui me retenoit au lit."

176) Auf dessen Referat vom 26. Juli 1764.

177) In der sechzehnten Sitzung vom 16. August 1764. Diätalacten. Kön. ungar. Landesarchiv.

178) Erizzo. 29. Sept. 1764. „Fin' ora non vi fù modo di guadagnare „la Camera Bassa, ed in quella de' Signori, benchè la maggior parte di loro „sembri inclinata per la Corte, vi è sospetto che secretamente la Camera „Bassa predetta ricevi fomento. Sarà già pienamente noto all'Ecc^mo Senato, „che per un privileggio goduto da quel Regno li Nobili e gl' Ecclesiastici „vanno esenti cosi nelle persone che nei beni loro da qualunque imposizione, „per il che, cadendo la ripartizione del peso in chi meno lo può sostenere, „ne derivano sommi pregiudizij all' accrescimento della Popolazione ed al „bene universale di quel vasto territorio."

179) Erizzo. 22. Sept. 1764. „Si era quest' Imperatrice lusingata . . . „di ottenere in seguito de' suoi maneggi e destre colture una risposta se non „per intiero conforme ai suoi desiderij, almeno in parte adherente alle due „di lui proposizioni, una per l'aumento di un millione all' annua contribuzione, e l'altra per portar la nazione a commettere in più fruttuoso „sistema quello dell' Insurrezione che non ha luoco che nel solo caso dell' invasione del Regno. Il partito contrario ha prevalso, e quantunque habbia „la dieta usate le più piene espressioni di attaccamento e di fedeltà, peró si „è precisamente dichiarata di non poter acconsentire ne all' una ne all' altra „delle predette proposizioni . . . furono chiamati a Presbourg il Principe „Kaunitz e gl' altri Ministri di conferenza, onde . . . deliberare sopra questa „inaspettata emergenza, dalla quale insorge in alcuni opinione che sia l' Imperatrice per commandar quanto prima la dissoluzione della Dieta. Qual' or „però si verificasse questa supposizione, in tal caso lunghi di aver questa „Sovrana riportato profitto dalla convocazion di essa Dieta, havrebbe all'opposto incontrati nuovi dispendij che mal si rapportano ai presenti bisogni di „rimmettere lo sconcerto delle finanze."

180) Wolf. Aus dem Hofleben Maria Theresia's. S. 247.

[181]) Erizzo. 29. Sept. „Volle l' Imperatrice nel far risposta alla nega-„tiva che le fù fatta sulle di lei proposizioni, dimostrare somma moderazione, „usando dei termini li più blandi, ma per altro insistendo nella dimanda si „dell' aumento di un Millione all' annua contribuzione, come di cambiamento „all' Insurrezione in una forma più solida ed attiva, onde corrisponda all' im-„portante oggetto della diffesa del Regno."

[182]) Bericht über die neununddreißigste Sitzung am 1. Oct. 1764 in den Diätalacten.

[183]) Der Hofkanzler Graf Esterházy an Maria Theresia. Wien, 7. Nov. 1764. „Der anschliessige auffatz ist nach denen durch den Fürsten von Kaunitz „mir communicirten Erinnerungen abgefaßt. . . ."

Maria Theresia schrieb eigenhändig auf dieses Referat:

„placet; kan der ertzbischoff gleich auch samt dem cantzler, svetics und „nitzgi, brunswick abgehen nach presburg; dem vicekantzler, töröck und farkas „will hier behalten, wan was vorkommt, sie ad consilijs zu haben, besonders „wegen deren gravaminum. wegen deren cameral und fiscal sachen habe noch „nicht dem Vortrag, der morgen pichler zuzuschicken wäre umb mir selben nach-„zuschicken."

Es ist offenbar der Erzbischof von Kalocsa, von welchem hier die Rede ist. Vicekanzler der ungarischen Hofkanzlei war Georg Graf Fekete; Jakob von Svetics, Joseph von Török, Anton von Brunszvik, Christoph von Niczky und Kaspar von Farkas waren Hofräthe bei dieser Behörde, Joseph von Pichler aber geheimer Secretär der Kaiserin.

[184]) Königliches Rescript vom 8. Nov., vorgelesen in der Landtagssitzung vom 10. Nov. Diätalacten.

[185]) Erizzo. 24. Nov. 1764. „Nella sessione tenuta dalla dieta d' Un-„gheria nella settimana decorsa è riuscito finalmente all' Imperatrice di con-„seguire avvantaggi considerabili, benchè una parte della Nazione siasi „conservata ferma a dissentirli. Alcuni de' Capi furono guadagnati dalle „promesse loro fatte di ricompensa, e li più zelanti dall' eloquenza del Conte „Esterhazy, Cancellier d' Ungheria, il quale destramente seppe servirsi di un „momento d' entusiasmo per far ricevere le proposizioni della Corte. Vengono „con un tal consentimento riconfermati li 500.000 fiorini d' estraordinaria con-„tribuzione, ed accordati altri 500.000 d' annuo aumento ed inoltre 100.000 „per il trattenimento della guardia nobile Ungherese. . . . In quanto poi al „regolamento sull' Insurrezione con efficacia dalla Corte ricercato, si risserva „la Dieta a spiegarsi e prendere misure addattate per la diffesa del Regno „nella convocazione di una nuova dieta, la qual sarà ad un tal unico oggetto „determinata avanti il scioglimento della presente. Con ciò la Imperatrice, „che sulla fermezza della Dieta a rifiutar ogni di lei proposizione, si era „astenuta a servirsi della guardia Ungherese, ha divisato di ammetterla nuova-„mente al servizio per gl' 8 del mese venturo, giorno della nascità dell' Im-„peratore."

[186]) Dieses Billet der Kaiserin liegt bei dem Protokolle der Sitzungen des Staatsrathes vom 7. und 8. Nov. 1764. Cab. Arch.

[187]) Wolf. Aus dem Hofleben Maria Theresia's. S. 250.

[188]) Wolf. S. 249.

[189]) „le pauvre primat d'hongrie vient de mourir après avoir soufert „infiniment. qu'il est heureux d'avoir finis sa course heureusement."

[190]) Diätalacten.

[191]) Handschreiben an Esterházy vom 28. Nov. 1764.

[192]) Handschreiben auf Esterházy's Referat vom 1. Dec. Ungarisches Landesarchiv.

[193]) Erizzo. 2. Febr. 1765. „Continua tuttavia la Dieta d' Ungheria, „ed avendo l' Imperatrice . . . ottenuto avvantaggi considerabili, accordati „dalla Nazione sulle lusinghe avute che S. M. fosse per prestarsi a favorire „il commercio del Regno, ora adduce varij motivi per dispensarsi dall' aderire „alle dimande dalla Dieta prodotte. Questo cambiamento proviene dalle „considerazioni che furono fatte a S. M. che se ella compiacesse gl' Ungha- „resi, ne risultarebbe inundazione dei loro generi e prodotti negl' altri di lei „Stati, e questi non potrebbero smaltire li proprij, ed in consequenza pagare „gl' aggravij."

[194]) Arneth. Maria Theresia und der siebenjährige Krieg. II. 368.

[195]) Condizioni preliminari . . . Beilage zu Rosenbergs Bericht vom 2. Dec. 1762.

[196]) Beide Briefe sind vom 29. Dec. 1762 datirt und liegen bei der Depesche des Staatskanzlers an Firmian vom 30. Dec. Daß die Gräfin Simonetta wirklich mit dem Herzoge von Modena vermält war, geht aus folgender Anzeige des Grafen Firmian aus Mailand vom 29. Dec. 1761 hervor. „Jieri di venne „da me il Vicario Generale di questo Signore Cardinale Arcivescovo e mi „confidò in sommo segreto che egli doppo la mezzanotte dovea dare la „Benedizione Nuziale al Serenissimo Signor Duca di Modena ed alla Signora „Contessa Simonetta." Maria Theresia schrieb hierauf eigenhändig auf des Staatskanzlers Referat vom 14. Jänner 1762: „la nouvelle ne me surprens „pas; je l'ais dit dès la première fois que je lui ais parlée, qu'Elle l'épou- „sera; pour nous cela n'est pas mauvais."

[197]) Kaunitz an die Gräfin Simonetta: „. . . au vrai, il n'y a que le „nom de batême d'un troisième Archiduc contre celui d'un autre troisième „Archiduc. . . ."

[198]) Kaunitz an Rosenberg. 23. Jänner 1763.

[199]) Kaunitz an Rosenberg. 23. Febr. 1763.

[200]) „Elle n'a qu'à me bien traiter, et je ferai tout ce que je pourrai „pour lui faire plaisir." Rosenberg an Kaunitz. Madrid, 2. Juli 1763.

[201]) Rosenberg. 2. Juli 1763.

[202]) Kaunitz an Rosenberg. 21. Nov. 1763. In Ziffern. „Die Umstände „der Frau Erzherzogin Königl. Hoheit sind allerdings sehr gefährlich, da die „Schwangerschäfft hinzukommt und ein falsches Kindbett zu besorgen ist. Sollte „Gott diese würdigste und nicht zu ersezende Frau zu sich absorderen, so dörffte „der katholische König gleich auf die Abänderung des durchlauchtigsten Bräutigams „für seine Infantin verfallen und Unsere ganze Unterhandlung ins stecken gerathen. „Nachdem aber diese Absicht, wie ich zu vermuthen Ursach habe, großen Anstand „finden dörffte, so belieben Eure Exc. dafür zu sorgen, daß solche nicht zu viel „Wurzel fasse, noch die Sache so leicht angesehen werde, indeme sonsten die gröste „unannehmlichkeiten hieraus entstehen könnten."

[203]) Rosenberg. 7. und 12. Dec. 1763.

[204]) Rosenberg an Kaunitz. Madrid, 15. März 1764. In Ziffern. „Es „hat mir bis nun zu weder Marquis Grimaldi noch Duca di Lossada den ge„ringsten Vorgeschmack gegeben, als ob der Catholische König auf den Gedanken „von Austausch des Allerdurchlauchtigsten Bräutigams verfallen wäre, welches „mich in der meinung stärckt, daß er hierüber sich von uns aus eine Antwort „erwarte, um sagen zu können, er habe seine Tochter nicht angeboten. Inzwischen „ist ganz Madrid voll davon und seynd verschiedene wohlgesinnete Personen von „Gewicht an mich gekommen, ich möchte die Sache so einzuleiten trachten, daß „der Erzherzog Joseph die Infantin Maria Louisa, der Erzherzog Leopold aber „die dem Infanten Don Carlos bestimmte Prinzessin von Parma heurathe und „solchergestalten ein durchlauchtigster Erzherzog auf den Spanischen Thron nach „Wunsch und Verlangen der ganzen hiesigen Nation gelange. Ich habe mich auf „Ew. Exc. gnädige Vorschrifft gehalten und die Sache wo nicht ohnmöglich, „wenigstens sehr schwer ansehen gemacht."

[205]) Rosenberg. 23. und 24. Jänner 1764.

[206]) Rosenberg an Kaunitz. 9. Jänner 1764.

[207]) Maria Theresia an Rosenberg. 3. Mai 1764. „. . . Zumahlen Wir „bei ihm die lobwürdige Abneigung wahrnahmen, seinem jüngern Brudern die „ihm bereits zugedachte Gemahlin zu entziehen."

[208]) Maria Theresia an Rosenberg. 14. August 1764.

[209]) Wolf. 252.

[210]) Er starb am 18. Juli 1765, erst fünfundvierzig Jahre alt.

[211]) Bericht aus Leoben vom 12. Juli. Extrablatt zum Wiener Diarium vom 20. Juli 1765.

[212]) Wolf. Aus dem Hofleben. S. 259. Und Prinz Albert sagt in seinen Memoiren von der Infantin Louise von Spanien: „Le premier abord de cette „Princesse prevint tout de suite la Cour et surtout l'Imperatrice en sa faveur. „Elle n'étoit pas belle, mais sa phisionomie étoit dans ce tems-là revenante et

„agréable, et sa gaieté naïve qui décéloit la bonté de son caractère, ne pouvoit „manquer de lui valoir les suffrages de tous ceux qui l'approchoient."

[213]) Instruction der Kaiserin für ihren Sohn Leopold. „Confessez-vous „du moins tous les quinze, si non tous les huit jours, et nommément les „dimanches. Votre grand et cher père avoit cette coutume, et c'est de lui „que je l'ai aprise. Il se confessoit tous les dimanches et jeudis. Le bon „Dieu aura pitié de lui, s'etant encore confessé le dernier Dimanche qu'il „nous a été arraché: seule consolation, mais bien réelle dans le malheur „affreux où nous a mis sa mort. Je vous recommande ce point particulière-„ment." Archiv des Grafen Georg Thurn zu Bleiburg in Kärnten.

[214]) Wolf. S. 264.

[215]) So schrieb sie Ende Juni 1765 an die Gräfin Enzenberg: „je vous „recommande la guttenberg et qu'elle aye une bonne chambre, car je l'aime „à juste titre."

[216]) Wolf. 265. 266.

[217]) Kaiser Franz an seinen Bruder Karl von Lothringen. 25. Nov. 1758. Kriegsarchiv.

„Je vien d'avoyre pour moy un gran chagre care le Povere Mr Ba-„liou vien de mourir et vous save outre sa siance combien ille ettet aymable „a converse aveque luy et quel perte cet pour moy et mon bau cabinet, osi „je ne peu pas vous exprime conbien jan sui touche et aflige care cet un „perte ireparable pour moy dans son espes."

[218]) 10. April 1759. „J'avoue que cet homme est surprenant et ce „jardin pour moi est un grand amuseman."

[219]) Kaiser Franz an Karl v. Lothringen. Laxenburg, 27. Juni 1761. „On i jou a lordiner . . . jay ganie pret de 12/m Duca, mes asteur depui „quelque jour je nanne (en ai) plus que 8500, et Dieu se sil resteron jusqua „la fen. la parti et Badiani, St Julien, Par, le jeun Aursber et elle et jan „Palfi. Kenken a perdu 5000 Duca et a fini care depui quil a 1500/m de „bien, ille est plus sere et econome. . . ."

[220]) Franz I. an Karl von Lothringen. Schönbrunn, 2. Juli 1761. „Le jeu de D. m'a favorisé; jay ganie plus de 12000 Duca ce qui est „rare . . . mais au tution? au faraon jay perdu plus de 2000 Duca . . . entre „otre la Mori a ganie 450 . . . je vas pour 8 jours a holiche tire des „serfe et prepare des logeman pour l'Emp . . . vous voye que voyla bien des „afere. . . ."

[221]) Franz an Karl von Lothringen. Ganz eigenhändig. K. A. 10. Nov. 1762. „Vous parle du splin . . . save vous que cet parle de corde dans la „meson dun pandu, care je ne vous cache pas que jan soufre cet anne „plus que ocune otre, mes je conbats genereuseman contre, mes ne peut le „suremonte et je tache seuleman que lon me soufre et de le cache au posible. „Je croua que cet vieilliss pure, care je san le 50 anne furieuseman, mes ille

„ne fau pas pance et ce crouar jeune; voyla ce que je feret. ci je pouret „vous avoyre hisi, cela me rageuni de 15 ans. . . . Je vous écris hore du „conseil d'eta lequel man fourni le tan, care ordinereman ille dur 5 ou 6 „heure . . . come celuy d'ou je vous écri cour asteur la 6hiem heur". . . .

[222]) Franz I. an Karl von Lothringen. 28. Jänner 1756. Ganz eigenhändig. Kriegsarchiv. pour vous seul.

„. . . jesper seuleman que notre chere voysen se brulieura aveque la „france et que cet dernier aprandra a le conetre mieu ce qui me feret un „vray plaisir, le haisan tout les jour de plus en plus; voyla tout dit en peux „de mot."

[223]) „j'ai soufert beaucoup entre un epoux estimable et qui n'at man„quée que par vivacité et meme par maladie, et vis a vis d'un amis que „j'estime beaucoup et dont je connois toute la valeur. je n'etois pas en etat „de dire une parole, tant j'etois bas, et je suis restée seule accablée de ces „reflexions, quand je recois ce billiet de la table meme. il doit me servir „d'une grande consolation, voyant le retour sincer et les regrets exprimée sur „un premier mouvement d'autant plus que cela est venut par la propre „reflexions sans que personne n'y a donnée occasion, et que j'ai deviné juste „en l'attribuant a quelques incomodites. je voudrois etre rassurée de meme „de votre etat et qu'il ne vous reste plus le moindre doute sur le cœur du „maitre qui surement at etoit entrainee par un premier mouvement de hypo„condrie dont il est tourmentée et dont il sens actuellement toute la force."

[224]) „sur la question que je vous e fay ille ma paru que vous la „regardi com un reproche, ce n'a james ette mon entansion ni ma pance, et „vous deve me conetre ase pour savoyre que je vas toujour dret (droit?) „disan les chos que je veut savoyre au jans com vous an qui jay de la con„fiance. je suis fache que votre reponce et exite ma vivasite et crin (crains) „que cela ne vous et fay pen. jesper que vous me conesse trop pour croyre „otre man de moy com osi de la confiance que jay et ore toujour dans votre „sel (zèle?) qui m'et bien connu pour le mieu etre de notre servise et je suis

„Francois."

[225]) „Sacrée Majesté,

„Je suis pénétré de la sensibilité pleine de bonté et de générosité que „veut bien me témoigner V. M. sur ce qui m'est arrivé ce matin. Comme je „n'ai pas un de ces cœurs de boue accoutumés à pareils traitements, et qu'en „m'ôtant un peu d'égards et de confiance, il ne me reste que ce qu'il y at „de dure dans mon état, je ne cacherai pas à V. M. que j'ai été très affecté „de cet événement, et d'autant plus vivement blessé, que certainement la „proposition de presenter mes comptes, faits uniquement pour que l'on put „y voire touts les differents objets de recette et de dépense de ma gestion, „ne devoit pas me l'attirer. Quoiqu'il en soit cependant, S. M. l'Empereur „ayant bien voulu me témoigner par un billet qu'il vient de m'écrire, quelque „regret sur ce qui s'est passé, et V. M. surtout ayant daigné me donner dans

„cette occasion des marques de bontés qui doivent effacer en moi jusques au „souvenir de moi meme, il n'y at plus dans mon cœur d'autre sentiment que „celui de la plus vive reconnoissance pour l'Auguste Personne de V. M.

„S'il etoit possible de lui être plus attaché que je ne le suis, je le „serai certainement, mais comme cela n'est pas, je pense, dans les possibles, „je la supplie très-humblement de croire au moins que je donnerois ma vie „pour Elle, et que je continuerai à faire tous mes efforts pour mériter, si je „puis, Sa haute bienveillance."

[226]) „Sire,

„Je ne me suis voué au service de Vos Majestés Imp[les] et je n'y suis „retenu que par attachement pour Leurs Augustes Personnes et par zèle pour „Leurs avantages, je ne connois que de nom l'ambition et l'interet, et ne „cherche ni ne puis trouver de récompense que dans le bonheur de voir „agréer mes services et rendre justice à mes sentimens. Pensant ainsi, je „dois naturellement sentir plus vivement qu'un autre, et V. M. peut être „persuadée moyennant cela, que je suis aussi touché de ce qu'Elle at la „bonté de me marquer par le billet qu'Elle a daigné m'ecrire, que j'ai été „fortement affecté de ce qui m'est arrivé ce matin au Conseil. J'en remercie „très humblement V. M. et La supplie d'etre persuadée que je continuerai à „faire tous mes efforts, pour, au moins, ne pas démeriter sa haute bien-„veillance."

[227]) Erizzo. 22. Oct. 1763. „In questi giorni l' Imperatrice, ad oggetto „di dar maggiore riputazione al credito nazionale, ha devoluto li Fondi per „li pagamenti de' Pro' e per la restituzione de' Capitali a S. M. l' Imperatore, „il quale assunse l'amministrazione delle finanze, e si è impegnato col Publico „di sodisfare li pagamenti a tenore delle condizioni e delli obblighi contratti „fra Particolari e la Monarchia."

[228]) Erizzo. 21. Jänner 1764. „L' ordine nelle finanze . . . comincia „per rimettersi quanto può permetterlo il seguito di una lunga e dispendiosa „guerra. Ne confidò l' Imperatrice la dirrezione all' Imperatore, il quale non „sdegna, non ostante il suo cospicuo grado, d' applicarsi per moltissime ore „del giorno a dar sistema, a levar abusi ed a ristabilire il credito. A tali „operazioni sono destinati due Ministri, il primo de' quali è il Co. d' Hasfeld „ed il secondo il Co. di Zinzendorff il Sassone, deputato a rivedere li conti „ed a controllare le spese. A ciascheduno di questi fissò S. M. li limiti del „loro respettivo potere, come pure le ore a renderle conto, dando ad essi „nel publico quella confidenza, che basta per accreditare il loro Ministero, e „vegliando per impedirne gl' abusi. La prima stabilita operazione fù quella „d' intimare in quattro mesi di tempo la restituzione di un Millione e mezzo „di fiorini al sei per cento di carte sopra li Stati; indi fù determinato che „non sarà ricevuto alla banca soldo che al cinque per cento. L' esito già si „corrispose. . . ."

[229]) Erizzo berichtet hierüber am 24. August 1765. „Certo è che le di „lui rare qualità rendono la perdita di un tal Sovrano di sommo pregiudizio

„alla Monarchia, si per li salutari e sensati consigli da lui dati nelle più „difficili circostanze, come per aver per la giusta riputazione di sua onestà e „prudenza sostenuto e più volte rimmesso il credito nazionale. Non avea „indi lasciato di favorire le arti, al qual oggetto aveva fatti stabilimenti ed „introdotte varie fabbriche di manifatture, le quali andavano a di lui proprio „conto con molto beneffícío ed avvantaggio della Nazione. Non riconoscendosi „in presente oggetto bastantemente istrutto per esser alla dirrezione delle „finanze e del credito nazionale, potrebbe in seguito di tempo inferir la di „lui morte consequenze perniciose al bene della Monarchia, la quale, mediante „la prudenza di sua amministrazione, principiava a rinvigorirsi con l' amor„timento di una parte de' debiti, e con la diminuzione degli interessi sulla „massa dei sussistenti."

[230]) Wolf. S. 268.

[231]) I. „Kayser Franciscus mein gemahl hat gelebt 56 jahr 8 monath „10 tage, ist dem 18ten augusti gestorben halbe 10 uhr abends 1765 hat „also gelebt

„monathe 680
„wochen 2958½
„täge 20778
„stunden 496992

„mein glickhlicher ehestand ware 29 jahr, 6 monath, 6 tage, umb die „nemblíche stunde als ihme die hand gegeben, auch an einen sontag ist er mir „plötzlich entrissen worden, macht also jahre 29, monath 334, wochen 1540, tage „10781, stunden 258744."

„meine regierungsjahre 28 jahre 2 monath 12 tage, also monath 338/12, „wochen 1471/3, tage 10300, stunden 247200."

„So ville pater noster, ave, requiem, gloria patri zu betten oder so vill „almosen geben."

II. „Kaiser Franciscus hat gelebt jahr 56, monath 8, Tag 10, also „monathe 680, wochen 2944, tage 20758, stunden 498292."

„die meinige 59 jahr, monathe 708, wochen 3058, tage 21548, stunden „517080."

„meines glicklichen ehestands 29 jahre, 6 monath, 6 tage „monath 354, wochen 1432, tage 10781, stunden 258744."

„das jahr hat 12 monathe, wochen 52, tage 365, stunden 8760. so vill „almosen so vill pater, ave, gloria, requiem zu betten."

[232]) „je vous offre un logement pour le sejour de laxemburg, qui est „dabord apres paques, depuis le 28 d'avril jusqu'à la fin de mai, mais à „schönbrunn je n'ais point de place. si vous voudriez amener le beau frantzel, „j'en serai bien aise et vous offre une place pour lui au theresiano ou à une „autre academie laquelle vous voulez."

[233]) „a quatre reprise, ayant 6 enfants dans la chambre avec l'Emp., „j'ai dut ecrire; la lettre s'en ressens."

[234]) „je me fais un vrais plaisir de vous voir et meme sans le beau „frantzl; il dependra de vous quand et comme vous voudrez me le faire „voir et confier. j'en aurois soing comme s'il etoit mon fils, mais je sens „bien ce que cela doit couter a votre cœur maternel et tendre et quelques „annez plus tard ne peuvent lui faire tord, ainsi j'aprouve que vous le laissez „encore au logis."

[235]) 22. Juni 1764. „nous avonts guerre d'esperance de reuissir avec „la princesse de parme; cela roidit encore plus le plus interessé contre le „mariage, mais surtout contre les deux allemandes que je souhaiterois de „preference. je suis malheureuse en tout, mais je vous aime et votre maris „comme mes bons amis."

[236]) „pour la porte de triomphe j'entens que vous contez la faire de „pierre, ce seroit bien sage, car cela sera pour une éternelle memoire. je „vous enverrois l'idée que je m'en forme, ajant vue une a Waitzen qui at „tres bien reussit; fort simple, tout sur le gout romain, pourvue qu'elle soit „assez exhaussée; on pourroit l'illuminer trois jours: le jour de notre arrivée, „celui de l'Infante et le jour des noces."

[237]) „je voudrois faire une grace au pais et surtout à la ville d'in- „spruch; que votre maris y pense. je conte leurs donner un freyschiessen ou „la famille tirera avec."

[238]) „je voudrois outre cela que les vivres ne haussent pas à notre „arrivée, que votre maris pense à des petites graces pour la ville, bourgeois „et autres, que le sejour de leurs maitres leur laisse un memoire agreable. „je voudrois de meme qu'il r'assemble toutes les difficultez ou affaires a „finir, etant presents avec les chefs des dicasteres; je voudrois encore que „mon sejour dans ce pais aye ce titre d'avoir finis bien des choses."

[239]) „ma chere amie. je veux etre une des premieres a vous faire „mon complimens pour la fete de monsieur. je le fais de bien bon cœur „conaissant aussi bien que vous ces merites. c'est par vous que je veux lui „marquer toute ma reconoissance, sans vous je n'aurois jamais put lui rendre „toute la justice qu'il merite. votre attachement et sa patience sont venut „a bout de tout et a faire percer la verité, ce qui n'est pas une petite „entreprise et dont je vous saurois gré toute ma vie. recevez donc mes „souhaits et mes assurances d'amitié et de reconoissances; je vous reiterre „tout ce que nous avonts parlée ensemble hier au soir et vous embrasse."

„bon jour, a 5 heure du matin.

[240]) Innsbruck, 10. August 1765. Gleich allen hier citirten, die Familie Enzenberg betreffenden Actenstücken und Briefen der Kaiserin im Besitze des Geheimen Rathes Grafen Franz Enzenberg auf Schloß Tratzberg in Tirol.

[241]) 9. Nov. 1765. „je voudrois etre a la place de zimerman, car je „ne me sens pas du tout à mon aise ici, il me semble que je le serois plus „dans notre desert d'inspruch ou j'ai finis mes seules jours heureux, car je „ne peux plus gouter aucune plaisir; le soleil meme me parois noir."

[242]) „c'estoit le plus heureux jours de ma vie il n'y a qu'un ans; il „l'est encore, car ce bonheur est imprimée dans mon malheureux cœur et ne „finira qu'avec moy, mais actuellement il est melée de bien d'amertume. j'ai „trouvée une grande consolations aujourd'hui dans les cendres; c'est mon „partage que j'embrasse avec grand empressemens. j'ai passée c'est heureuse „journée vis a vis de moi-même, enfermée dans mon cabinet, entourée des „portraits de notre cher et grand maitre. qu'on est encore heureux de pouvoir „se nourir d'une legitime affection! toutes ces heures je me suis occupée de „mon bonheur passée, non sans des ameres regrets de n'avoir pas assez „profitée dans le tems que je l'avois, et l'espace de 30 ans qui finissent „aujourd'hui qui me paroissent que 10, et les 5 mois depuis notre malheur „comuns me paroissent 20 ans . . . pour feter ce jour j'ai fais mettre dans „ma garderobbe aujourd'hui le partage; qui me reste et que j'atens avec „impatience, c'est ma bierre et tout mon habillement qui me reunira avec le „seul objet que mon cœur at connut dans ce monde et qui etoit l'objet et „le but dans tout mes actions et de toute ma tendresse; jugez du vuide où „il se trouve. . . .“

„il me parois que le bon Dieu at pitié de mon ame qui at besoing „de retraite pour faire penitence et faire mon salut, et je pense plus que „jamais a mon cher inspruch. il me paroit que je ne trouverois que la mon „repos ou je l'ais perdue.“

[243]) „Il y a encore un point qui me tient fort à cœur, savoir que „vous ne lisiés pas des livres, soit littéraires, soit amusants, sans en consulter „votre confesseur. Cette soumission est le moins qu'on sauroit faire pour „assurer le repos de son âme dans un tems ou tant des livres dangereux „inondent les Païs.“ Instruction der Kaiserin für Leopold. Archiv des Grafen Thurn.

[244]) „Je souhaiterois aussi qu'avant les fêtes de Noel ou dans les „derniers jours de l'an il se tint en Toscane une recollection spirituelle à „l'exemple de Vienne, où j'en ai vue des bons effets; je serois par conséquent „ravie, que vous avec votre cour donniés ce peu d'heures qui se réduisent „à six, à Dieu, et que vous passiés ces jours en retraite, sans interrompre „cependant les affaires, mais en suspendant seulement les fonctions publiques „à la cour.“

[245]) „Vous devés cet exemple à vos Peuples et à vous-même; on n'en „meurt pas plutot. Ne negligés pas aussi l'extreme onction; ce sont des „foibles qui en sont épouvantés. Celui qui connait sa religion et vit en bon „chretien, desire ces saintes cérémonies et y met sa confiance, étant instituées „plutôt pour le recouvrement de la santé que pour l'accélération de „la mort.“

[246]) Abgedruckt bei Beer: Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. 432. 433.

[247]) Wolf. Aus dem Hofleben. 270.

[248]) 12. Sept. 1765. „je ne saurois assez vous exprimer combien je „me trouve plus malheureuse ici que chez vous. le sejour d'ici me paroit „insuportable, ma douleur augmente de jour en jour."

[249]) Joseph an Leopold. 12. Sept. 1765. Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz. I. 128. 129.

[250]) Erizzo. 24. August. „Resta ancora in dubbio se l' Imperatore „deffonto abbia disposto con testamento de' suoi Beni Allodiali. Quelli che „doverebbero esserne li più istrutti accertano ch' era bensi la di lui intenzione di farlo, ma che non l' aveva eseguito. Si considera aver egli accumulato considerabili summe, cosi che computando il valor delle terre da lui „acquistate, gl' effetti su i Fondi Publici, li molti diamanti e cose preziose, „ed il soldo contante, si pressume che possa ascenderne l'eredità fra li venti „e li trenta millioni di fiorini."

[251]) Die Erzählung der Auffindung des Testamentes nach Khevenhüllers Tagebuch bei Wolf. S. 270. Die Instruction des Kaisers für seine Kinder sollte nach seiner Anordnung in eben so vielen Exemplaren ausgefertigt werden, als deren im Augenblicke seines Todes noch am Leben waren. So scheint es auch geschehen und jeder Erzherzog und jede Erzherzogin ein Exemplar erhalten zu haben. Nach einem derselben, wahrscheinlich demjenigen Marie Antoinettens, veröffentlichte Graf Horace Viel-Castel die Instruction des Kaisers Franz I. für seine Kinder in dem Anhange zu dem Werke: Marie Antoinette et la Révolution française. Paris 1859.

[252]) „7e jetabli pour mon Eritie universel celuy de mes fils qui alore „de mon deset se trouvera lene. . ."

[253]) „ayant fait cession de tout mon héritage à la monarchie, sans „m'en réserver la moindre chose." Joseph an Leopold. 10. Oct. 1765. I. 142.

[254]) Joseph an Leopold. 10. Oct. 1765. I. 141–143.

[255]) Maria Theresia an Thurn. 30. Sept. 1765. Maria Theresia und Joseph II. I. 137. 138.

[256]) Joseph an Leopold. 7. Nov. 1765. I. 152.

[257]) Joseph an Maria Theresia. 26. Nov. 1765. I. 155–157.

[258]) Die Correspondenz hierüber zwischen Maria Theresia, Joseph und Leopold ist abgedruckt in dem Briefwechsel der Kaiserin mit Joseph. I. 157–170.

[259]) Maria Theresia an Thurn. 29. Nov. 1765. I. 161.

[260]) Maria Theresia an Thurn. 12. Jänner 1766. I. 170–172.

[261]) Maria Theresia an Franz Thurn. 23. Jänner 1766. I. 176. „. . . je „vous rends toute ma confiance, étant persuadée que c'est une fatalité que „justement cette lettre a eu un sort si contraire. . . ."

[262]) Archiv des Grafen Georg Thurn zu Bleiburg in Kärnten.

[263]) Maria Theresia an den Grafen Anton Thurn. 10. März 1766. Ganz eigenhändig. Archiv des Grafen Thurn zu Bleiburg in Kärnten. „. . . je suis „fort contente comme vous vous est conduit dans toute cette occasion et de „vos lettres à moy. j'ai reconnu ce caractere que j'estime tant de candeur „et de fermeté. je ne saurois qu'aprouver l'eloignement que vous marqué à „prendre la charge de votre frère, quoique je le souhaiterois, mais je ne „ferois rien sans en avoir bien délibéré, me flatant que vous vous preterois „à tout ce qui peut etre util à mon fils et à ma consolation. je vous r'envois „aussi mes lettres a votre frere pour que vous les conservez ou brullé comme „vous le voulez. ma raison à vous les renvoier est de vous faire envisager „les choses comme on les voit d'ici. si nous sommes dans l'erreur, vous me „ferais plaisir de m'en éclaicir. ne craignez pas de me déplaire; j'espère „que vous me conoissez assez pour être convaincu que j'aime la vérité, si „elle est même contraire à mes souhaits, et que je n'ai refusée jamais le „conseil de qui que ce soit, encore moins de vous, duquel j'ai mille et mille „preuves de votre caractere et attachement. je ne saurois vous cacher que „la lettre que j'ai écrit par rosemberg à votre frère, m'at fait un grand „chagrin. lisez-la, mettez vous à ma place dans ces moments, et vous ne „trouverois pas qu'elle est de trop, mais on a mandé tout de suite ici que „c'est une lettre de moy qui at tuée votre frère. je ne sais qui at put être „du secret, et malheureusement votre frère étoit déjà dans cet etat qui laissoit „guerre d'esperance. ma lettre écrite tout de suite en recevant celle du „30 de décembre le 23 janvier marque assez combien j'étois consolée à „rendre ma confiance à votre frère qu'il n'avoit jamais perdue, mais je „suspendoit mon jugement, et je m'en suis toujours bien trouvée de ne pas „me décider sur mes premiers sentimens. . . ."

[264]) Das Original dieses Briefes befindet sich im Archive des Grafen Haugwitz zu Namiest in Mähren. Er ist undatirt, aber offenbar in Schönbrunn etwa am 15. Sept. 1765 geschrieben.

[265]) „je regrette bien cet honet et fidel ministre; j'ai assistée l'autre „jours moi-meme au service chez les Augustins que je conte lui faire tenir „tout les ans; c'est ce que je peux faire encore pour lui marquer ma „reconoissance, il me manque furieusement. . . ."

[266]) Renier. 15. Febr. 1766. „Per ciò attiene alla Milizia . . . non „cessano mai per ridursi al perfetto. Qui vi sono Collegi, e gioventù instituita „espressamente per questo; qui vi sono Accademie Militari che teoricamente „insegnano tutte le parti esenzialissime di questa scienza; qui si fece tradurre „in lingua tedesca il grande Polibio con le note eruditissime e dal sommo „istruttive di Folard, e si obligò cadaun Colonello di reggimento di averlo. . . ."

[267]) Renier. 8. Febr. 1766. „. . . . . . . negar non si può anco per il „consentimento dei molti emuli e nemici suoi, che nella scienza teorica „dell'armi non superasse tutti gli altri Marescialli di questa Corte, e che non „gli abbia anco dopo la pace instituito e fibrato un corpo di milizie, che a „tutti quelli che li vedono, gli diviene un oggetto molto piacevole; ma a me,

„che amo sinceramente la Patria mia, il mi diviene, non per la quantità, „che la conosco impossibile, ma per la qualità un oggetto d' invidia."

[268]) Archiv des Geheimen Rathes Grafen Ferdinand Palffy-Daun zu Stübing in Steiermark.

[269]) Renier. 15. Febr. 1766. „. . . l'Imperatore presente per rendere „il militare sempre più accetto e rispettabile, non comparisce in altra figura „anco nelle funzioni più solenni, se non che in abito militare e con la divisa „del suo reggimento."

[270]) Joseph an Leopold. 19. Oct. 1765. I. 149.

[271]) Renier. 19. Oct. 1765.

[272]) Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Joseph. I. 176.

[273]) „aus besonderer Rücksicht auf diese mittelst Rettung des Staats, von „ersagt dessen Vatern um die ganze Monarchie und das gemeine Wesen erwor„bene große, ausnehmende und unvergeßliche Verdienste. . . ." Ernennungsdecret und Gehorsam-Patent vom 6. Febr. 1766. Alte Registratur des Kriegsministeriums.

[274]) 12. Febr. 1766. „Le bon Dieu m'ote les deux personnes qui „avoit toute ma confiance et de justice, haugwitz et daun, tout deux chretiens „et zélée et attachée, mes vrais amis qui me disoit la vérité bien rondement, „auquel je pouvois ouvrir mon cœur sans ménagement. cette resource donc „me manque aussi."

[275]) Abbé Rulle an Franz Thurn. 3. Oct. 1765. Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Joseph. I. 140.

[276]) An die Gräfin Enzenberg. 12. Febr. 1766. „. . . cela influe même „sur toutes mes organes, la mémoire, la vue, l'ouie, le discernement, tout „commence à me manquer, le découragement s'y méle d'autant plus, n'ayant „crut trouver du soulagement qu'en me jettant plus que jamais au travail, „voulant m'étourdir, ne me laissant point de tems à penser et sentir mon état."

[277]) „. . . le zèle et l'ardeur dont je brûle pour l'amour de l'Etat."

[278]) Diese Denkschrift ist abgedruckt im III. Bande des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und Joseph. S. 335—361.

[279]) „Mes rêveries, je les abandonne." III. S. 360.

[280]) „dise theil werden alsogleich ihme geschickt werden und ihme zu er„inern das man ihme wie dem französchen halten wird, ihme wohl auch zu er„kennen zu geben, das er doch nicht weniger als sein Vorfahrer mir sich wird „wollen gefällig machen." Randglosse der Kaiserin zu dem Referate des Staatskanzlers vom 13. Nov. 1762.

[281]) Vom 2. August 1762.

[282]) Referat des Staatskanzlers vom 28. Juli 1764.

[283]) Referat vom 11. Dec. 1765. „dem vicedomb habe schändliche bücher „abgeschröckt."

[284]) Cab. Arch.

[285]) Die Denkschrift des Staatskanzlers vom 18. Febr. 1766 über diejenige Josephs wurde veröffentlicht von Ad. Beer in dem 48. Bande des von der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archivs für österr. Geschichte. S. 98—158.

[286]) Renier. 1. Febr. 1766. „Il fatto si è che questa Sovrana mostra „di essere assai gelosa della auttorità propria, e tutto quello che ella con- „cedette al figlio nell' impeto del dolore, se lo va riacquistando a misura di „quelle occasioni che se gli presentano."

[287]) Vor. Bericht „. . . tanta è la soggezione dell' Imperatore anco nelle „cose della milizia, delle quali pareva che essa se ne avesse affatto spogliata „demandandole per intiero al proprio figliolo, in maniera che qualor li offi- „ciali si presentano all' Imperatore a fargli le istanze, lui altro non fà che „rispondere se non che avrebbe parlato all' Imperatrice. . . ."

[288]) Joseph an Leopold. 19. Dec. 1765. I. 168.

[289]) „La garde suisse après la mort de S. M. aïant eu besoin d'une „nouvelle capitulation, l'on trouva à propos et plus analogue à la maison „d'Autriche, dont ils ont été ci-devant des Rebelles, de se servir de cette „occasion pour s'en défaire. . . ." Diese Mittheilung und ein Theil der nachfolgenden Angaben sind einer höchst umfangreichen Denkschrift entnommen, welche Joseph in den ersten Monaten des Jahres 1768 für seinen Bruder Leopold ausarbeitete, und durch welche er ihm ein getreues Bild der seit dem Tode des Kaisers Franz vorgenommenen Veränderungen und eingeführten Reformen zu entwerfen beabsichtigte. Joseph an Kaunitz. 23. März 1768.

[290]) Maria Theresia an die Gräfin Enzenberg. 16. August 1766. „il y „a une idée ici de changer die schweitzer garde in tyroller; j'avoue ma turpi- „tude que j'ai de la peine à m'y resoudre, quoique je trouve le raisonement „très-juste de ceux qui le proposent, mais je suis si accoutumée a ces bons „gens que je serois fachée de les perdre. ils en sont eux-meme la cause, „faisant des dificultez et beaucoup de pretensions de renouveller leurs capi- „tulations qu'ils avoient avec la maison de lorraine, avec celle d'autriche." Und am 3. Sept. schrieb die Kaiserin: „je regrette infiniment comme vous les „suisses, mais je ne crois plus la chose combinable. nos tyroliens ni viendrons „pas non plus, on veut prendre des bas officiers des regiments. . . ."

[291]) Renier, 1. Febr. 1766. Er habe schon öfter berichtet „quanto l' Im- „peratore inclinato fosse di animo a cogliere ed a promuovere ancora li „maggiori possibili risparmij affine di trarre profitto dalla pace, scemando „i dispendij che giornalieri si facevano da questa Corte per il manteni- „mento della Famiglia Imperiale, e scemando ancora taluni di quei piaceri, „nella sodisfazione de' quali molta profusione di oro sortiva annualmente

„dall' Imperial Erario. Ma congiurati forse li domestici di quella Corte, che „traevano non mediocre utilità da questa tal profusione, portarono le loro „accorte e frequenti lamentazioni alla Imperatrice Regina, la quale repristinò „per la maggior parte quegl' usi che praticavansi, tanto riguardo al giorna- „liere mantenimento quanto ai Teatrali divertimenti, i quali ritorneranno „a rappresentarsi con il denaro della Corte alla veniente prossima Santa „Pasqua. Tale cangiamento di cose non può che produrre una certa amarezza „nell' animo dell' Imperatore, il quale può bene per virtù di animo ed ottima „educazione che gli fù data, esercitare verso la Madre sua una prudente „dissimulazione, ma non cessa per altro che per il molto talento ch' egli „dimostra, la ritrattazione accaduta degli ordini suoi non abbia a rendersegli „sensibilissima."

[292]) Renier. 3. Mai 1766. „Qui in Vienna è un grande bosco collo- „cato nel centro si può dire della città, il quale era popolato da cervi e da „cinghiali. Nel tempo dell' estate l' ingresso era solamente permesso alla „Nobiltà, che con le loro carrozze entrava nello stesso. Ora l' Imperatore „lo rese commune a tutto il Popolo, e tanto si è ogni giorno, e particolar- „mente il festivo il concorso, che diviene uno spettacolo aggradevolissimo. „Si fabricò immediate dentro al medesimo in varij siti moltiplicità di case „atte a ricevere quelli che vogliono trastullarsi, e grande è il consumo de' „commestibili con profitto del Reggio Erario. Vi comparisce assai lieta- „mente l' Imperatore, l' Imperatrice, gli Arciduchi e le Arciduchesse, e perchè „tutti godino di una intera e popolar libertà, diede l' ordine che nessuno „alla comparsa di se medesimo e della famiglia Imperiale facesse nissuna „dimostrazione di ossequio e di riverenza. Tal concessione che forma una „imagine di Democrazia in una parte di Vienna dominata dispoticamente „com' essa è, gli attrasse una indicibile benevolenza ed applauso, e sperano „con molta ragione da questo novello Monarca grandi avvantaggi all' Impero „ed a se stessi. . . ."

[293]) 14,140.000 Gulden.

[294]) 5,940.000 Gulden.

[295]) 8,200.000 Gulden.

[296]) Renier. 19. Oct. 1765. „. . . il Conte di Hatzfeld, persona di „molto talento, faticoso e diligentissimo."

[297]) Renier. 7. Dec. 1765. „Benche li studij di questa Corte tendes- „sero con massima applicazione a riparare il danno sofferto da sudditi per le „imposte a cui dovettero soggiacer per la recente terminata guerra, ciò non „ostante fuori della commune speranza di questi sudditi si vidde non solo a „ricaricarli di tutti li pesi che soffrivano, ma di accrescerne anco de' nuovi „introdotti sotto il specioso mantello di rassettare le finanze abbatute. Tale „ordinamento produsse, come è ben naturale, molta afflizione nell' animo „dell' universale, e qui in Vienna generò consequentemente un alzamento di „tutte le cose inservienti alla vita umana."

[298]) Renier. 19. April 1766. „Per giungere al pretoccato equilibrio „di erario, non sminuirono in nessuna minima parte i pesantissimi aggravj „che imposero a tutti li sudditi delle loro Provincie, e benche conoscono che „ciò amareggia moltissimo i Popoli e mortifica d'industria generale degli „uomini che vivono sotto di questo Imperio, ciò non ostante tanto è l' ardore „di liberarsi da quei debiti che contrassero nella sovraccennata guerra, che „chiudono l' orecchie e gl' occhi alle lamentazioni ed alla miseria de' Sudditi."

[299]) Renier. 26. April 1766.

[300]) Referat des Staatskanzlers vom 1. Sept. 1766.

[301]) Wiener Diarium vom 19. Febr. 1766.

[302]) Karajan. Maria Theresia und Graf Sylva Tarouca. S. 69.

[303]) Die Kaiserin an die Gräfin Enzenberg. 12. Febr. 1766. „je ne „vois aucune de nos anciens marechaux pour cela hors le prince louis de „Wolffembuttel, mais qui ne peut l'etre à cause de la religion. ce sera peut „etre lasci, le seul qui at travaillé avec Daun et sais ces ideez."

[304]) Renier. 22. Febr. 1766. „Quanto dolore la significata elezione „abbia partorito nell' animo di alcuni di queste principali famiglie che si „viddero a preferire un forastiere di origine ed uno a cui mancava anzianità „e titolo per esser condotto alla sublimità di quel posto, V. E. può bene „imaginarselo. Ma come tutte le più grandi figure che servono questi „Sovrani, mantengono lo splendore de' loro eccessivi dispendij con il mezzo „de' larghi assegnamenti e liberali largizioni che escono dalla generosità „dell' Imperatrice, perciò trovandosi essi frenati dal timore di perderli, e dalla „speranza di ottenerli, concentrano dentro di loro stessi il proprio rancore, „e rispetto all' esterno sopportono pazientemente."

[305]) Renier. 8. März 1766. „. . . la elezione del General Lassi in „Feltmaresciallo e Presidente di guerra accrebbe le acerbità fra Generali che „servono questi Sovrani."

[306]) Renier. 22. März 1766. „. . . il giorno di San Giuseppe, nome „dell' Imperatore, fù dichiarato il General Laudon consigliere di guerra ed „ispettore generale della milizia, titolo ed officio concessogli per quel che io „credo, affine di temperare quel dolore di animo che poteva avere forse lui „concepito per la elezione del General Lassi in Feltmaresciallo e Presidente „di guerra. E come questo fù un Generale da cui nella passata ultima „guerra trassero non mediocri vantaggj per il suo spirito pronto e deter„minato alle azioni, e che per consequenza si attirò la estimazione quasi uni„versale da tutti, così pensarono di tenerselo bene affetto coll' impartirgli li „due accennati carichi."

[307]) Renier. 19. April 1766.

[308]) „Nos objets pour l'avenir sont de nous mettre le mieux que possible „en état de former et entretenir une armée aussi nombreuse que l'exige notre

„situation, une armée bien exercée, bien disciplinée et toujours prête et en „état d'agir au besoin avec vigueur, et en même tems de la rendre le moins „que possible à charge de l'Etat." Josephs Denkschrift für Leopold. März 1768.

[309]) Renier. 2. Jänner 1768. „La ragione sopra la quale essi pian- „tano le proprie doglianze si è che grande disparità corre fra li Croati e „loro stessi, perchè li Croati in grazia della sterilità del loro paese, non „potendo pagare dinaro alla Corte, servono con le persone, ma essi Transil- „vani dicono che essendo molto aggravati, non è giusto che abbiano a sop- „portare nello stesso tempo due gravissimi pesi."

[310]) Erizzo. 17. Sept. 1764 und 1. Juni 1765.

[311]) Erizzo. 1. Juni 1765.

[312]) Er sagt über dasselbe: „dieses laager ist sicher inattaquabel, hat „aber auch den grossen fehler, daß man auf keiner seiten aus demselben heraus „und genugsame Lebensmitteln sich nicht verschaffen kann."

[313]) 8. Juli 1766. I. 185. „Hier et aujourd'hui nous vîmes comme „Moïse la terre de promission sans y entrer. . . ."

[314]) Joseph an Maria Theresia. 17. Juli. I. 189. „Je vous avoue, „chère mère, que les fatigues affreuses de ce voyage m'ont réduit dans un „état qui me fait trembler pour le retour."

[315]) Renier. 26. Juli 1766. „. . . volendo l' Imperatore fare una „finta battaglia e dividere in due parti tutto il corpo della sua Truppa, che „l' una contro l' altra apparentamente contrasti, e come vuole che l' una di „queste sia commandata da lui medesimo e l' altra dal Generale Laudon, „così ben sapendo la Maestà Sua di non essere ancora perfettamente instruito „di questo egualmente vasto che difficile mestiere, perciò con molta prudenza „non ammetterà testimonij di quegl' errori che potrebbe pratticar lui nel com- „mando, se non che quelli che sono e suoi sudditi e stipendiati per servirlo „ed instruirlo in tal natura di cose." Und noch am 6. Sept. schreibt Renier von Joseph: „Fù egli costante nella determinazione di non volere altre figure „presenti se non quelle stabilite da lui medesimo, e resistette a tutte quelle „preghiere e caldi ufficij che gli vennero fatti da molti per trovarsi presenti „a quel spettacolo. . . ."

[316]) Renier. 20. Sept. 1766.

[317]) Renier. 20. Sept. „L' Imperatore si dimostrò infaticabile per tutto „lo spazio delli 15 giorni, stancò li cavalli e li uomini che erano vicini a „lui, volle istruirsi di tutte le cose con il mezzo di un diligente dettaglio, „senza il quale non si può giungere alla scienza di cosa nessuna, ed in- „saziabile di cognizioni mostrossi non affatto contento sul dubbio che vi sia „gran differenza fra le finte battaglie da lui vedute, e quelle che vere e reali „si fanno tra Nazione e Nazione."

[318]) Maria Theresia an Joseph. 14. Sept. 1766. I. 200.

[319]) Lacy an Maria Theresia. 28. Nov. 1766. Cab. Arch. „. . . . j'ai „cru de mon devoir de communiquer premiérement la chose à V. M. en „mettant trés-respectueusement à Ses pieds le papier ci-joint, et d'attendre „Ses très-gracieux ordres pour savoir si Elle daigne approuver que je le „présente à S. M. l'Empereur, ou si Elle juge à propos d'en réserver le „contenu à Sa connaissance."

[320]) „je vous suis bien obligée de m'avoir communiquée ce bel mais „en meme tems effrayant tableau. tout ce qui est marquée, sont des veritez „incontestables, même confirmée par l'expérience. rien de si necessaire que „mettre ordre aux malheurs qui nous menacent, mais où trouver les fonds à „tout cela. j'y ais pensée toute cette nuit et je ne vois aucune remede, si „vous ne pouvez m'en suggerer. vous est le seul homme à concevoir la „grandeur de la besoigne et d'y porter le remede. avec vos soings j'ose „encore me flater de retrouver mon ancien ou plutot le courage que j'avois „dans ma jeunesse et que mes revers et les pertes cruelles que j'ai faite en „tout genre, m'ont anneantis. je n'existe et traine mes tristes jours que pour „l'état, mes enfants et mes amis. si je peux leurs etre utils et bons, je ne „me menagerois pas. donez ce papier a mon fils et sugerez moi ce qu'il „faut, et je soutienderois volontier et par devoir le seul homme dans ma „monarchie et peut-etre en europe qui peut entreprendre et executer cette „besoing. il faut vos talents, votre fermeté, votre application, zele et attache„ment. contez sur ma confiance entière et ma reconnoissance et amitié."

[321]) „cette grace est expediée de même à hatzfeld pour le Waldambt, „à clary pour le chasseur, et vous est independant dans votre seigneurie pour „l'arrangement de vos bois."

[322]) c'est une mauvaise excuse. je lui ais parlée moi meme le meme „jour que vous me l'avez demandée; mais pour lui oter tout pretexte, il at „mon ordre deja par ecrit. je veux vous avoir landman und mein landsmann."

[323]) „braun votre neveu, si cela vous conviens, sera nomée tout de „suite chambellands aupres de mes fils, charmée de trouver des occasions où „je puisse vous prouver, combien je vous suis reconoissante pour vos grandes „services et zele que vous avez pour mes interets."

„je n'ais pas voulue finir cette malheureuse année pour moi sans „ranger tous ces points." Cab. Arch.

[324]) Josephs Denkschrift an die Kaiserin vom 28. Dec. 1766. Sie beginnt mit den Worten: „Si vis pacem, para bellum. Il nous la faut, prépa„rons-nous donc pour celui-là. Mais combien éloignés en sommes-nous? Avec „cent mille hommes nous n'avons rien d'arrangé pour en faire marcher six „mille. . . ."

[325]) „Quelle perspective pour un homme qui adore sa Souveraine et „chérit sa patrie, et qui en cas de guerre voudroit agir personnellement avec „efficacité?"

[326]) Kaunitz an Maria Theresia. 24. Jänner 1767. „Niemand kann die „unumgängliche Nothwendigkeit eines zahlreichen, mächtigen und jederzeit mobilen „Kriegsheeres in geringsten Zweifel ziehen. Nur sind hiebey folgende Grundsätze „niemahlen ausser Acht zu lassen:

„1$^{mo}$ Daß eine Armee, so zahlreich sie immer seyn mag, dennoch niemal „ein Verhältniß mit den Kräften aller möglichen Feinde haben könne."

„2$^{do}$ daß eine Armee mit den innerlichen Kräften des Staates wenigstens „zu Friedenszeiten ein wahres Verhältniß haben müsse."

[327]) Eigenhändige Antwort der Kaiserin auf das Referat des Staatskanzlers vom 27. Sept. 1767.

[328]) Renier. 3. Mai 1766. „La passione predominante che si fa apertamente conoscere nel predetto Monarca si è per le cose della Milizia; parla „egli piacevolmente non solo cogl' Ufficiali, ma anco con li Soldati; comparisce quasi ogni giorno alla parada militare, ragiona assai volontieri di „tutto quello appartiene al sistema di guerra, e non lascia di tenere il corpo „suo affaticato e esercitatissimo per mantenere robusta la sua persona, e consequentemente conservare quel marziale carattere che visibilmente si scopre „nel di lui animo."

[329]) „Questo Monarca si mostra curioso di sapere tutte le cose; si „rende accessibile a tutti, come un mezzo coerente allo scoprimento delle „medesime. Non gli sono accetti quegli uomini i quali mentitamente gli „parlino, dimanda le cose e desidera di saperle sino al più minuto dettaglio, „non solamente quelle che risguardano li Stati proprij, ma anco li forestieri. „Avidamente accetta tutte le carte che da suoi sudditi gli vengono presentate, sia dimandanti grazie e favori, che abbraccianti proggetti che tendino, „o a migliorare le antiche cose, o ad introdurne di nuove. Sono certo che „gli fù presentata una lunga scrittura in quattro parti divisa, la quale ragionava sopra le fondamentali parti de' Stati suoi, cioè sopra alle economiche, „alle militari, alle commercievoli ed alle politiche cose, illustrata da gravi „riflessioni sopra cadauno dei quattro pretoccati punti. La fù in secreto „consegnata nelle mani all' Imperatore, il quale dopo di averla letta, mostrossi „verso il suddito presentatore molto sensibile, lo animò a proseguire li studij, „e gli disse che averebbe opportunemente eseguito alcuno di quei suggerimenti, assicurandolo della sua riconoscenza e predilezione."

[330]) Maria Theresia an die Gräfin Enzenberg. 12. Sept. 1765. „je suis „fort contente de l'Emp:, si je pouvois sentir la moindre consolation, mais „tout m'excède."

[331]) Maria Theresia an Joseph. 14. Sept. 1766. Ihr Briefwechsel. I. 199—204.

[332]) Joseph an Maria Theresia. 15. Sept. und 15. Oct. I. 204—207.

[333]) Joseph an Maria Theresia. 19. Jänner 1769. I. 233.

[334]) Maria Theresia an Joseph. I. 234.

[335]) Joseph an Maria Theresia. 26. Jänner 1769. I. 235. 236.

[336]) Maria Theresia an Joseph. 26. Jänner 1769. I. 236.

[337]) Maria Theresia an Joseph. 28. Jänner. I. 237.

[338]) Joseph an Maria Theresia. 28. Jänner. I. 238—240.

[339]) Maria Theresia an Joseph. 28. Jänner. I. 240.

[340]) „Ce Prince étoit doué en effet par la nature de tous les talents „propres à en faire un grand Souverain. Son esprit subtil et pénétrant, qui „ne pouvoit manquer d'exciter l'admiration, suppléoit même souvent en lui à „ce qui lui manquoit par le défaut d'application suivie."

„Sans jamais s'être voué particulièrement dans sa jeunesse à l'étude „et à la lecture, et sans avoir conséquemment aucune connoissance foncière „dans les sciences, les belles-lettres et l'histoire, son talent naturel et supé„rieur l'avoit mis dans le cas de savoir s'approprier tout ce qu'il avoit lu et „surtout entendu de traits saillants et de faits remarquables, et il savoit les „rendre et assaissonner d'une manière si agréable et plaisante dans les con„versations, qu'il auroit pu être un des particuliers les plus aimables, si cette „amabilité qui lui attiroit les suffrages et l'étonnement de ceux qui ne le „voyoient pas fréquemment, n'avoit été pour l'ordinaire trop étudiée, et jointe „à la vanité de vouloir briller seul dans la société, et si cela ne l'avoit mis „dans le cas d'y tomber souvent dans des répétitions."

„Admis dès ses tendres années à tous les conseils et conférences tenues „chés la Souveraine, il s'étoit fait une espèce de protocolle particulier des „matières qui y avoient été traitées, et il s'étoit noté non seulement de bonne „heure tout ce qu'il y avoit découvert de faux et de défectueux en fait „d'administration, mais il n'avoit pas omis non plus d'y relever le ridicule „de différents avis, et celui des personnes qui le donnoient."

„Il s'étoit formé avec cela une façon de raisonner qu'il avoit puisé „dans les leçons de philosophie péripatétienne qu'il avoit reçu dans ses „études, moyennant laquelle il savoit soutenir par des arguments sophistiques „les principes les plus faux, de manière à embarrasser quiconque ne possé„dant pas un fond de logique et des principes bien solides, etoit dans le cas „d'opposer ses raisonnements aux siens."

„Plein de feu d'ailleurs et d'activité, et possédé de l'ambition de „vouloir briller et faire parler de lui, il étoit toujours plein aussi d'idées de „réformes, d'améliorations et de changements, et cette disposition d'esprit, „qui d'un côté avoit son bon, en ce qu'elle donnoit de l'ame et du mouve„ment à ceux qui avoient à travailler sous lui, et à lui faire entreprendre „tout plein d'innovations en fait d'administration publique, qui, si elles „avoient toujours été préparées avec le soin et la réflexion nécessaires, auroient „tendues à l'avantage présent et futur de ses sujets, l'entrainoit souvent dans „une précipitation qui lui faisoit manquer cet objet, tandis que ses principes „en fait de politique le portoient parfois à des démarches qui excitoient

„l'attention des Puissances voisines et nuisoient à la confiance qu'elles avoient „eues dans les principes et la façon de penser de Marie Thérèse."

„Il avoit avec cela le défaut, que n'aimant à travailler que d'après ses „idées, et se rébutant d'un travail suivi qui exigeoit beaucoup de combination „et d'assiduité, il ne portoit pas toujours son ouvrage à perfection, lorsqu'il „trouvoit des objets difficiles à débrouiller, mais qu'il sautoit plutôt de cet „ouvrage non achevé à un autre qu'il entamoit avec la même facilité; et ce „qui étoit d'une bien plus grande conséquence encore, c'est qu'il se laissoit „bientôt arrêter dans ces tentatives, lorsque ceux qui avoient à faire avec „lui, étoient dans le cas de pouvoir lui opposer des obstacles à les accomplir."

„On ne peut se refuser en attendant de reconnoitre que ses vues en „fait d'administration publique étoient toujours grandes et tendantes au bien „général de ses Etats, qu'il auroit aussi procuré sans faute s'il ne s'étoit „jamais trompé sur les mesures à adopter pour y parvenir, et l'on doit lui „accorder avec fondement le tribut d'éloge qui lui a été décerné particulière-„ment après sa mort."

„L'Impératrice sa mère, qui ne pouvoit se cacher absolument ses défauts, „souffroit surtout d'apercevoir en lui une violence et une dureté de caractère „dont elle craignoit les suites et qui ne s'est que trop souvent manifestée, „lorsque plus tard il parvint à gouverner les Etats de la Monarchie Autri-„chienne. Mais elle étoit dans l'admiration de ses talents, elle sentoit vive-„ment les attentions qu'au milieu des chagrins qu'il lui donnoit, il lui „prodiguoit, et qui souvent n'avoient pour but que de l'attirer dans ses vues. „Elle avoit donc cru ne pouvoir mieux faire que de s'étayer de son appui, „et elle l'avoit nommé en conséquence son Co-Régent, ainsi que l'avoit été „feu l'Empereur son epoux, et elle lui avoit abandonné avec cela privative-„ment toute la partie des affaires militaires, non obstant les représentations „qu'avoit osé lui faire là-dessus le Maréchal Daun, pour la détourner de „donner cette partie entièrement hors de ses mains."

„Ce Maréchal mourut peu de tems après, et il lui présenta encore „avant sa mort le Général Lacy comme le sujet le plus capable par ses „talents, son activité et son génie, de le remplacer dans les emplois qu'il „occupoit. . . ."

[341]) Josephs Denkschrift für Leopold. „S. M. l'Impératrice s'étant réservé „après la mort de feue S. M. l'Empereur une caisse séparée de huit millions „pour l'établissement de la famille. . . ." März 1768.

[342]) Maria Theresia an die Gräfin Enzenberg. 12. Sept. 1765. „. . . il „est assez clair qu'il n'at jamais pensée à laisser quelque chose aux autres „enfants; les voila frustrée de tout; ils me restent tous seule sur les bras. . . ."

[343]) Maria Theresia an Marie Christine. Podiebrad. 4. (Sept. 1754). Albertina. „j'ai due promettre une fille a Prague et comme ils m'ont priée „pour une qui ne soit pas enfant, ca ne reste que sur vous. la marianne, „l'ainée de tous je ne peux donner; la elisabeth est trop enfant, ainsi je „vous ais promis; je n'espere pas que vous me donerez un dementis. . . ."

[344]) Joseph an Leopold. 14. Nov. 1765. I. 152—155. An die Gräfin Enzenberg schrieb Maria Theresia am 12. Febr. 1766: „vous serois etonnée que „la marianne n'at plus ce gout d'y aller et que je ne conte pas la gener „là-dessus."

[345]) Wiener Diarium vom 5. Febr. 1766.

[346]) Renier. 1. Nov. 1766. Indem er von einer jener so häufig wiederkehrenden Erkrankungen der Erzherzogin berichtet, sagt er, sie sei überhaupt „di „temperamento assai delicato. Essa fra tutte è risguardata con singolare „predilezione dall' Imperatrice Regina, e lo merita molto bene per l' egregia „indole del suo animo, e per la dolcezza del suo trattare."

[347]) Josephs Denkschrift für Leopold. „De la même caisse et du même „fonds destiné . . . à l'établissement de la famille, S. M. a destiné les revenus „de deux millions pour notre sœur Marie Anne, dont elle aura à jouir lors „de son établissement d'Abbesse au Chapitre de Prague, charge quelle a „non seulement désirée et acceptée, mais dont elle fait actuellement déjà les „fonctions." März 1768.

[348]) Maria Theresia an Albert von Sachsen. 29. März 1761. Abgedruckt bei Wolf. Aus dem Hofleben Maria Theresia's. 2. Aufl. S. 343.

[349]) Erizzo. 27. April 1765. „Per il paterno vivo impegno di questi „Sovrani di dar stabilimento alla lor figliolanza, mi vien asserito che siano „concorsi a trattare col Rè di Sardegna di dar in matrimonio al Duca di „Chablais di lui figlio del terzo letto l'Arciduchessa secondo-genita Maria „Cristina. . . ."

[350]) „la reuissite de tout l'affaire consiste dans le secret, surtout que „lui ne s'en appercois jamais d'aucune esperance, et ne vous fiez a personne „la dessus, car tout le monde vous epie. je conois la dificultée de votre „situation, elle me peinne, mais une gene de 8 mois pourois nous mener au „but desirée . . . je vous conjure comme amie et mere de vous r'assurer et „de tout remettre entre les mains du bon Dieu; c'est la seule où on peut „trouver du repos." Ganz eigenhändig. Albertina.

[351]) „ne vous faite pas plus dificile que n'est actuellement votre „situation. que vous faite le spectacle a tout le monde? c'est toujours notre „situation un peu plus un peu moins, et vous pouvez etre assurée qu'a laxem„bourg et meme encore plus a presburg ou vous croyez etre si tranquille, „on vous at que trop devinée. il faut de la tranquilitée dans tout ceci, „aucune vivacitée. cela vous coutera, mais il est necessaire pour tout votre „vie, mais surtout dans cette occasion. c'est votre plus proche parent et notre „neveux qui viens; vous n'avez rien à savoir de plus et plus vous serois polie „et amiable sans se jetter a la tete, plus vous detourneroit les gens et vous „avanceroit de tout facon. votre bonheur, votre cœur, je l'accepte, je n'en „ferois point de mauvais usage et jamais contre votre gré, mais ne vous „laissez pas prevenir ni pour ni contre; il n'arrivera sans cela que ce que la

„providence at ordonnée de vous; nous ne sommes que des instruments dont „elle se sert pour nous mener à notre but. tachez de meriter par votre con-„duite, religion, devotion la protection de Dieu dont vous avez plus besoing „qu'une autre, etant si vife que cela rejailit tout sur votre personne et meme „santé. de la tranquilitée et du courage à jouer le role que vous devez; „vous avez assez des talents si votre volonté les seconde bien. point des „petites confidences ou des discours a part, en passant, ni a votre sœur ni a „qui que ce soit. Parlez le moins que vous pouvez des princes en generales, „chassez les meme de vos ideez pour que vous n'en soyez troublée ou trop „occupée; agissez naturellement, vous le pouvez dautant plus que dans la „situation presente tout est finis et je vous promet de vous avertir. point de „pitié pour l'autre, car il n'at ni plus d'esperance ni moins depuis 5 ans; „ainsi sa situation est la meme. chassez meme de vos penseez l'idée de ces „deux princes pour le sejour d'ici, seul moyen de vous mettre dans l'etat „necessaire à faire votre bonheur qui est le seul but que j'ai, et je vous „promet toute mon assistance. ne parlez point avec le roy ni en bien ni en „mal de lui; il tachera de vous eplucher. vous n'avez qu'a lui repondre „que vous le priez de vous laisser tranquillement, s'il vous aime, que votre „situation est sans cela cruelle et que vous vous gardez bien de lui après „l'opinion qu'il vous at repetée si souvent que vous en serois d'abord amou-„reuse en le voyant." Ganz eigenhändig. Albertina.

[352]) Joseph an Leopold. 14. Nov. 1765. I. 153. 154.

[353]) Josephs Denkschrift für Leopold. „Le plus agréable et le plus „intéressant de tous les arrangemens pris depuis votre depart, est sans doute „l'établissement qu'on a fait à notre sœur Marie, en épousant le Prince „Albert." März 1768.

[354]) Josephs Denkschrift für Leopold. „Elle en prit quatre millions „dont Elle dota ce nouveau ménage, et pour rendre l'établissement plus „solide et plus permanent, je Lui ai cédé toutes les terres que feue S. M. „l'Empereur possedoit, au prix d'une juste estimation, et Elle en donna la „terre d'Altenbourg, celle de Mannerstorff et le Duché de Teschen à ces „nouveaux mariés, en ajoutant le déficient des quatre millions en capitaux. „Ma sœur en a la possession non seulement vie durante, mais même la „jouissance pour tous ses Enfans, et elle a la faculté de tester même d'une „certaine somme. Du duché de Teschen, dont le Prince Albert est co-investi, „il en peut aussi jouir en cas de veuvage, vie durante." Vergl. hierüber auch die Rescripte an Starhemberg in Paris vom 21. Nov. 1765 u. 13. März 1766.

[355]) 2. Juni 1766. „vous entendrois parler des emeutes ou tumulte en „hongrie; cela n'est pas de consequences: ce ne sont que les cruautez des „seigneurs qui ont mis a bout ces pauvres gens. croirois vous que le palatin „defunt, le prince batyani, les esterhasi sont les plus forts dans ces oppres-„sions: cela fait fremir."

[356]) Renier. 25. Jänner 1766. „Il Principe Alberto di Sassonia ch'era „andato a Presburg ad istallarsi nella carica di Luogotenente dell' Ungheria,

„se ne ritornò in questa Capitale. Prima ch' egli facesse il suo ingresso in „quella città, alcuni Ungari si presentarono all' Imperatrice Regina portando „le proprie querele che tendevano a far resistenza di ricevere quel Principe, „che non nasceva da Casa d'Austria, in così alta figura, dicendo che ciò „dava a conoscere che la Sovrana mettendogli una specie di capo che de„gradava in altezza li passati Luogotenenti, veniva con ciò a dare indicij di „non molta considerazione verso l' Ungheria medesima. L' Imperatrice a „queste doglianze rispose che considerassero il Principe Alberto di Sassonia „come egli fosse un Arciduca di Casa d' Austria, e che essa lo aveva in„vestito di tutte le preeminenze e prerogative come se originalmente tale „egli fosse. A tale dichiarazione si acquietarono ed il Principe di Sassonia „. . . fece il suo ingresso in Presburg ricevuto con tutti gli onori ed accol„gimenti manifestanti il piacere di averlo nella indicata figura."

[357]) Die in der Albertina befindlichen Briefe der Kaiserin an den Prinzen Albert sind abgedruckt bei Wolf: Aus dem Hofleben Maria Theresia's. 2. Aufl. S. 342—373.

[358]) Dieses Schreiben der Kaiserin an ihre Tochter Marie ist abgedruckt bei Wolf: Marie Christine. II. 215—220.

[359]) „il y a plus de sujets entre eux qu'entre les magnats et plusieurs „plus attachez et plus zelez. . . ."

[360]) „donner un jour de la semaine pour les audiences, et plus s'il „le faut; voir des passants à tout les heures et les combler de politesse, „seule moyens d'en attirer."

[361]) „il faut amuser et se faire conoitre."

[362]) „cet un honnet homme attaché, vrais."

[363]) „tachez de vous exercer dans le latin et hongrois pour pouvoir „dire quelque mots aux gens, cela faira un bon effet; vous avez du tems „pour cela. tout ce qui concerne les gens du pais, s'informer par le judex „curiæ. . . ."

[364]) Renier. 5. April 1766. „. . . la giovane Arciduchessa, che tro„vasi fornita di non ordinaria bellezza, di vivacità di spirito, di accorti e „soave maniere, si presentò sovrabondantemente ornata di brillanti risplenden„tissimi, di maniera che formò uno de' spettacoli più aggradevoli ed eccittò „in moltissimi una certa invidia verso lo sposo ch' era vicino a conseguire „tanta fortuna, fortuna che pare che in questo tal matrimonio abbia voluto „far conoscere quanto essa sia potente nelle cose umane."

[365]) Maria Theresia an Marie. 18. April 1766. Albertina. „. . . vous „pouvez et devez ecouter tout le monde; vous est ma fille, vous ne sauroit „donc vous en empecher, mais vous ne deciderois jamais rien. . . ."

[366]) „. . . que je ne souhaite que le bien de l'état et d'un chacune. . . ."

[367]) „voilà votre conduite à tenir, d'écouter, de consoler aux moins les „gens si on ne peut leurs faire du bien, nous autres sommes faite aux moins „de nous ennuyer et suporter les autres. . . .“

[368]) „je me porte, je crois, bien, mais pas tranquille; mon cœur at „eut une secousse dont il se ressens, surtout dans une journée comme celle „d'aujourd'hui, en 8 mois je perd l'Epoux le plus adorable, un fils qui merite „tout ma tendresse et une fille qui après la perte de son père faisoit tout „mon objet, ma consolation, mon amie. j'etois assez enfant cet après-diner; „entendant passer à trois heures vos sœures par ma chambre, je croiois un „moment que ma chère mimi paroitera. elle etoit occupée alors à faire les „honneurs chez elle et at jouir de la presence de son tendre epoux, fruit de „tout mes soings qui m'occupent depuis deux ans. je ne saurois assez „remercier Dieu de les avoir conduit à une si heureuse fin et j'espere de sa „grace et de vous autres la continuation de ce bonheur qui deviendra tout „les jours plus grands.“

[369]) „j'étois tout edifiée de votre humilité sur l'article de vos six „sœures; j'ai crut que votre nouvel état vous at deja perfectionnée, mais cela „n'at pas durée long tems, car vous vous mettez au dessus de tout les „autres; cela m'at fait rire.“

[370]) „c'est un plaisir de voir ces deux mariés ensemble; si je pouvois „encore en gouter. souvent ils me font souvenir des miennes.“

[371]) An die Gräfin Enzenberg. „. . . quoique ma fille mariée me „donne tout sujet de consolation, je ne saurois plus en gouter. tout m'est „indiferent; je vit parce qu'il le faut, mais sans le moindre interets, et je „devienne si foible et de corp et d'esprit, que la retraite deviendra neces„saire; je pense toujours a inspruch.“

[372]) Abgedruckt bei Wolf. Aus dem Hofleben. 2. Aufl. S. 351.

[373]) Wolf. S. 351.

[374]) Wolf. S. 352.

[375]) Wolf. S. 359.

[376]) Josephs Denkschrift für Leopold. „Par cette Régulation, outre la „Benediction qu'elle doit attirer à S. M., qui la première a osé montrer à la „noblesse en Hongrie que pour faire le bien et rendre justice, elle ne craignoit „aucunes entraves, qu'elle ne se laissoit point ennuyer par les difficultés, et „qu'Elle soutient fermément jusqu'au bout ce qu'Elle se propose. Si Elle y „réussit, comme je n'ai plus lieu d'en douter, si l'on continue avec autant de „sagesse et de fermeté qu'on l'a fait jusqu'à présent, Elle a non seulement „fait le trait le plus glorieux de son règne, mais en même tems consolidé „son contributionnel; Elle voit le fond du sac, peut juger des forces du „paysan et de la noblesse, et enfin cela a mis une première pierre à plusieurs „arrangemens bien utiles encore à prendre par la suite. . . .“ März 1768.

377) Wolf. S. 353.

378) Wolf. S. 358.

379) 21. Nov. 1767. „. . . dato il moltissimo talento della predetta „Arciduchessa Elisabetta. . . .“

380) 24. Oct. 1767. „. . . questa egualmente vivace che bellissima „Arciduchessa. . . .“

381) „l'on m'objectera que l'esprit de ma sœur M. A. et la beauté de „ma sœur Elisabeth surpassent et vos agrémens et votre physionomie. . . .“

382) Renier. 12. April 1766. „In antecedenti umilissimi dispacci esposi „quanto avrebbe desiderato il Rè di Polonia di prendere per isposa l' Arci-„duchessa Elisabetta, li maneggj che egli praticò col mezzo dell' Ambasciator „d' Inghilterra per giugnere all' oggetto propostosi, le objettioni rispetto allo „stato vedovile, che nate erano nell' animo dell' Imperatrice Regina, impeditivi „a concederglela, inoltre i replicati tentativi fatti da quel Monarca per ottenerla „sostenuti dalla persona del Principe suo fratello, il quale ha servito lodevol-„mente questa Corte nella passata guerra, e che serve per tuttavia onorato assai e „da Nobili e dalli Sovrani medesimi. Ora devo riferire che tal matrimonio a „fronte delle inserte narrate opposizioni sarebbe forse andato felicemente al suo „fine, se la Czarina, per quello si dice, non avesse protestato a quel Rè, che ella „non acconsentirebbe mai a tal matrimonio, e che si arricordasse che mediante la „sua assistenza e protezione era giunto a quel somma elevazione di grado.“

383) Maria Theresia an die Gräfin Enzenberg. 11. Juli 1766. „je ne „peux m'empecher de vous marquer dans le plus grand secret que j'espere „de marier encore une de mes filles avec le duc de Chablais, ce qui me „feroit un grand plaisir, etant le seul neveu que j'ai. je laisserois le choix „entre les deux au roy, j'inclinerois plus pour la Elisabeth, mais ne pensant „qu'au bien du neveu et de la convenience de la famille, je crois l'Amelie „conviendrois mieux.“

384) Renier sagt von ihm: „frà tutti li forastieri Ministri non ve n' hà „nessuno il quale possi essere e sia più informato del Conte Canal, non solo „per la lunghezza di sua dimora, che egli fece in questa Corte, ma per le „parentele ed amicizie contratte con questi Nobili.“

385) Khevenhüller an Kaunitz. Turin, 31. Dec. 1768.

„Ansonsten ist das schon vor zwey Jahren allhier ausgestreute, seitdem aber „fast gänzlich in die Vergessenheit verfallene gerücht einer bevorstehenden Ver-„mählung zwischen der durchlauchtigsten Erzherzogin Maria Elisabeth und des „Herzogs von Chablais Königl. Hoheiten neuerlich rege geworden, und höret man „in dem Publico davon alß wie von einer ausgemachten Sache sprechen. . . .“ Renier aber berichtet am 5. Nov. 1768: „. . . per le fatte penetrazioni ho „grande argomento di credere che non solo se ne abbia rinnovata la tratta-„zione, ma che sia vicina a concludersi. Ciò pruova la massima avvedutezza „del Rè di Sardegna, il quale conoscendo che questa Corte per una certa

„bontà del suo animo (a differenza delle altre) li Matrimonij sono quelli che „la tengono in certo modo obbligata, perciò esso Rè con savio consiglio cercò „di formare anco per se una congiunzione. . . .“

386) Renier. 21. Nov. 1767.

387) Mercy an Kaunitz. 4. Dec. 1767.

388) Kaunitz an Mercy. 8. Aug. 1768.

389) Mercy. 9. Sept. 1768. „. . . fängt er an, der Gestalt nach noch „mehr als an Jahren zu verältern.“

390) Mercy an Kaunitz. 7. Oct. 1768.

391) Kaunitz an Mercy. 7. Nov. 1769. „Das unverdiente Schicksal der „Madame de Baril entfernet immer mehrers die Vermuthung, daß der aller„christlichste König auf eine zweyte Vermählung gedenken werde. So geschickt „nun auch Ew. Exc. einige verdeckte Anwürfe zu machen Gelegenheit gefunden „haben, so dörfte doch das rathsamste seyn, es vor dermalen hiebey bewenden zu „lassen und das weitere gelassen abzuwarten, zumalen der König zu ältelen an„fängt und Herr Duc de Choiseul näher zur Sprache zu kommen vermeidet.“

392) Mercy an Kaunitz. 1. Nov. 1768.

393) Mercy an Kaunitz. 24. Nov. 1768.

394) Kaunitz an Mercy. 10. Dec. 1768.

395) Mercy an Kaunitz. 9. Dec. 1768. „Die Hauptanführer dieser In„trigue sind Duc d'Aiguillon und Duc de la Vauguion mit ihrem Anhang. . . . „So viel aber den abseiten des Lord Rochefort daran nehmenden Antheil an„belanget, so ist dieser anfänglich durch verschiedene bewegungen und äußerungen „geargwohnet und zuletzt durch aufgefangene Briefe an seine Gemahlin völlig „verrathen worden. Diesen letzteren Umstand hat mir Duc de Choiseul unter „Ausbedingung des engesten Geheimnisses anvertrauet; schon zuvor aber hatte ich „denselben durch den Spanischen Botschafter erfahren, und hatte dieser noch hin„zugesetzet, es habe ihm Duc de Choiseul noch ferner erzehlet, daß auch der „Römische Hof, zumalen die dasigen Jesuiten, als welche ihren Umsturz in Frank„reich dem Duc de Choiseul hauptsächlich zuschreiben, diese Intrigue mit unter„stützet, in der Hoffnung, den Fall des besagten Ducs andurch zu veranlassen, „welches Vorgeben durch die Betrachtung, daß Duc de la Vauguion und Duc „d'Aiguillon dem Jesuitenorden eifrig zugethan sind, mehrere Wahrscheinlichkeit „erhält. . . .“

396) Voriger Bericht. „Anfangs war Duc de Choiseul gänzlich ent„schloßen, durch eine freywillige Entfernung sich allem ferneren Kampf zu ent„ziehen, so daß der Spanische Botschafter und ich sehr viele Mühe gehabt haben, „ihn auf mäßigere Gedanken zurück zu bringen. Zuletzt hat er uns gleichwohl „versprochen, das Aeußerste mit Gelassenheit abzuwarten, inzwischen aber gegen „Madame du Barry sich zu keinem Schritte, der einer Niederträchtigkeit ähnlich „seyn könne, zu bequemen.“

[397]) Mercy an Kaunitz. 29. Dec. 1768. „Enfin mardi vingt de ce mois „M[me] de Durfort me déclara que peu de jours auparavant Mesdames s'étoient „formellement expliquées vis-à-vis du Roy et avoient réuni leurs instances „les plus pressantes pour que ce Monarque leur donnat une Reine et que „son choix tombat sur l'archiduchesse, qu'au premier abord les réponses du „Roy avoient été incertaines et mélées d'un peu d'embarras, mais que s'étant „ensuite livré à un langage plus affectueux, il leur avoit dit qu'à son âge et „vu l'ensemble de sa position des secondes noces n'etoient pas sans incon- „vénients, que cependant il avouoït d'y avoir songé et que d'après le vif „désir que lui marquoient Mesdames a cet égard, il pourroit s'y déterminer. „Que depuis cet instant Mesdames avoient réitéré chaque jour leurs prières „et représentations avec tant de succés, que le Roy leur avoit dit positive- „ment qu'il demanderoit l'Archiduchesse en mariage, pourvu que sa figure se „trouvat telle qu'elle ne lui déplut pas."

[398]) „qui lui causa pour toujours la perte de son éclat et de sa beauté, „à laquelle elle n'étoit pas du tout indifférente." Memoiren des Prinzen Albert.

[399]) Mercy, 4. Febr. 1769. „Es wären Ihro Kais. Kön. Apost. Majestät „nicht nur sehr Gottesfürchtig, sondern hätten auch ein allzu erhabenes Gemüth „und zu zartes Herz, um in solchen Umständen eine Ihrer Durchlauchtigsten „Töchter von Sich wegzulassen. Dem Kaiserl. Hofe könnte der Standesmässige „Unterhalt einer Erzherzogin nicht schwer fallen, mithin nie so beträchtlich scheinen, „daß er zu dessen Erspahrung eine Prinzessin auf Glück und Gefahr gleichsam „zum Opfer hergeben sollte."

[400]) Kaunitz an Mercy. 24. Febr. 1769. „. . . belieben Ew. Exc. bey „künftigen Gelegenheiten mit den nämlichen Aeußerungen fortzufahren und dem „Herrn Duc de Choiseul alle Hofnung zu einer solchen Entrevue schlechterdings „zu benehmen, da Ihro Maj. sich niemalen entschließen werden, etwas zu be- „willigen, welches mit dem Decoro und der Anständigkeit überhaupt nicht wohl „zu vereinbaren ist."

[401]) Mercy. 3. Mai 1769.

[402]) Joseph an Maria Theresia. Mantua, 30. Mai 1769. I. 281.

[403]) Rescript an Mercy. 11. Juni 1769.

[404]) Auf das Rescript vom 11. Juni 1769.

[405]) Maria Theresia an die Erzherzogin Marie. Albertina. Ganz eigen- händig. „. . . quelques minutes apres elle comenca a sanglotter . . . que „tous étoient établit et elle seule etoit délaissée et destinée de rester seule „avec l'Empereur, c'est qu'elle ne faira jamais. nous avionts toutes les peines „à la faire taire. . . ."

[406]) Starhemberg an Maria Theresia. Spaa, 15. Juli 1766. Ganz eigenhändig. „. . . à l'occasion de la confidence que V. M. daigna me faire „plusieurs fois du déplaisir que lui causoit le retard qu'Elle appercevoit dans „l'expédition des affaires qui sont du ressort de la Chancellerie d'Etat, je

„pris sur moi de Lui proposer en toute soumission l'idée de m'attacher en „qualité de Vice-Chancelier, ou même sans aucun titre, au bureau des affaires „étrangères, idée qu'il me paroissoit possible de faire agréer au Pr. de „Kaunitz, et dont l'exécution auroit rempli le double but, et d'accélérer la „marche des affaires, et de me fournir les moyens d'acquérir les connoissances, „du manque desquelles provient en grande partie la conviction où j'ai tou„jours été de mon insuffisance. C'est dans cette même vue que, lorsque „V. M. me permit au mois de Novembre dernier de Lui dire mon sentiment „sur la manière dont je pourrois actuellement être employé, je crus devoir „préférer à toutes les autres places qu'Elle me fit la grâce de me nommer, „celle de Ministre d'Etat et de conférence, puisque c'étoit la seule qui me „mettoit pour ainsi dire à portée de m'instruire, au moins en partie, dans „les principes et l'administration de celle dont j'ai toujours craint que je „serois à la fin dans le cas de devoir me charger."

[407]) Starhemberg an Kaunitz. 5. Febr. 1766.

[408]) Starhemberg an Kaunitz. Paris, 16. Febr. 1769. In Ziffern. „Meine Schuldigkeit erfordert, Euer Liebden gehorsamst anzuzeigen, daß die „Duchesse Gramond . . . vorgestern meine Gemahlin eigends besucht und der„selben in engestem Vertrauen eröfnet habe, wie daß der hier durchgehends aus„gebreitete Ruf von meiner bevorstehenden Abrufung einen für unseren Hof sehr „widrigen Eindruck mache, und dessen würkliche bestättigung dem König und „seinem Ministerio sehr mißfällig und sogar verdächtig fallen würde."

[409]) Kaunitz an Starhemberg. 12. März 1766.

[410]) Vom 13. März 1766.

[411]) Starhemberg an die Kaiserin. Paris, 24. April 1766. Ganz eigenhändig. „Je suis bien flatté et pénétré de reconnoissance de ce que V. M. „daigne voir avec plaisir mon prochain retour, et fonder quelque espérance „sur les foibles secours qu'Elle attend de ma part. Je suis presque certain „qu'Elle ne trouvera pas en moi autant de lumières qu'Elle a la bonté de „le croire aprésent, mais j'ose Lui répondre que personne ne La servira „jamais avec autant de zèle et d'attachement que je compte de le faire, et „que, si Elle me permet de Lui parler avec autant de franchise qu'Elle l'a „exigé jusqu'a présent, je ne mettrai très-sûrement aucune réserve dans toutes „les matières sur lesquelles Elle désirera savoir mon sentiment, et Lui ex„poserai mes foibles idées avec cette simplicité et cette vérité que je regarde „comme le principal devoir d'un ministre envers son Souverain, et dont pour „rien dans le monde je ne pourrois jamais consentir à m'écarter. Je scais „bien qu'on prétend qu'il est dangereux de parler avec trop de franchise à „ses maîtres, que l'on dit communément que toute vérité n'est pas bonne à „articuler, et qu'en mon particulier je risquerai peut-être plus qu'un autre à „user de tant de liberté, puisque j'ai fort à craindre que mon zèle n'aille „souvent beaucoup plus loin que mes lumières, et ne me fasse proposer des „avis qui ne seront pas toujours les meilleurs. Mais, outre que V. M. mérite

„à juste titre d'être mise fort hors de la classe des Souverains ordinaires, et „que les gens en qui Elle a confiance, agissent envers Elle en conséquence, „je pense aussi que les grandes places ne peuvent être de quelque valeur „pour un honnête homme qu'en tant qu'il lui est permis de s'y conduire „conformément à son caractère, et qu'il seroit infiniment préférable pour moi „de rester sans emploi et sans fortune, ou de retourner à la carrière dans „laquelle j'ai eu le bonheur de servir utilement V. M., que de subir la „contrainte de ne pas dire à ma Souveraine tout ce que je pense et comme „je le pense, toutes les fois qu'Elle me fera la grâce de me consulter ou „seulement de m'écouter."

412) Renier. 5. April 1766. „L' Imperatrice-Regina, la quale sente nel „proprio animo moltissima consolazione di avere collocata questa sua figlia, „che era teneramente amata dall' Imperatore defonto, oltre li ricchissimi doni „in brillanti che essa fece al Principe Alberto sposo della medesima, im- „provisamente mandò al Principe Kaunitz due doni pur di brillanti, che se „li fanno ascendere al valore di 20000 fiorini; l' uno si è il grande ordine „di San Stefano di assai larga circonferenza tutto legato in oro, e tempestato „di gemme, e l' altro è la gran croce pur di brillanti intitolato di Maria „Teresa. Essa Imperatrice accompagnò li sopradetti due doni con gentilis- „simo viglietto scritto di proprio pugno. . . ."

413) „Ce n'est pas seulement par dispense du Grand-Maître de l'ordre, „mais par distinction que vous pourrez porter l'ordre en diamants. Vous „avez le plus contribué à faire revivre cet ordre et à l'illustrer. Je suis „charmée que dans une occasion pareille, si chère a mon cœur, et à laquelle „vous avez eu tant de part, je puis vous donner cette marque de ma recon- „noissance qui vous est entièrement dûe depuis longtems, et ne finira qu'avec „ma vie."

„Marie Thérèse."

414) Dorn war im Augenblicke seines Todes erst vierundvierzig Jahre alt.

415) Don Ludovico Giusti starb am 2. Mai 1766 in seinem siebenund- fünfzigsten Lebensjahre.

416) Referat des Staatskanzlers vom 2. Mai 1766.

417) Vom 4. Juni 1766. Die Correspondenz, welche über diese Ange- legenheit zwischen Maria Theresia und Joseph einerseits und dem Fürsten Kaunitz andererseits stattfand, ist theilweise abgedruckt bei Beer: Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. S. 489—516. Doch sind hiebei sehr wichtige, zum Verständnisse des Ganges der Sache unerläßliche Actenstücke unberücksichtigt geblieben und weg- gelassen worden.

418) Abgedruckt bei Beer. S. 501—503.

419) Daß die Gesundheit des Staatskanzlers wirklich angegriffen war, bestätigt auch der venetianische Botschafter Renier in seinem Berichte vom

16. August 1766. Er nennt ihn: „abbattuto di tratto in tratto nella salute, „reso debole dalla moltiplicità e grandezza delle fatiche sofferte. . . .“

[420]) Kaunitz an Maria Theresia. 11. Juni 1766. Abgedruckt bei Beer. S. 503—505.

[421]) Bei Beer nicht abgedruckt.

[422]) Maria Theresia an die Gräfin Enzenberg. 9. August 1766. „vous „auroit entendue parler beaucoup de changement de ministre; je veux que „vous sachiez la vérité. il est vrais que Kauniz baisse et encore plus binder, „qu'il at demandée sa demission que je n'ais accordée; il continuera donc „encore pendant deux ans a faire les affaires en dirigeant staremperg et „pergen pour etre en etat de le remplacer. . . .“

[423]) Joseph an Kaunitz. Eger, 16. Juni. Abgedruckt bei Beer. S. 507.

[424]) Kaunitz an Joseph. 20. Juni. S. 508—512.

[425]) „V. M. daignera se rappeller que dans bien des occasions j'ai „pris la liberté de Lui manifester toujours le même sentiment sur le cas „possible de la perte ou de la retraite du Pr. de Kaunitz, et que je n'ai „jamais cessé d'envisager l'un ou l'autre de ces evenemens comme le plus „grand des malheurs politiques qui pourroient arriver à V. M. et à la „monarchie.“

[426]) Starhemberg an Maria Theresia. Spaa, 15. Juli 1766.

[427]) Gleichfalls am 15. Juli 1766.

[428]) Kaunitz an Maria Theresia. 2. August 1766.

[429]) Maria Theresia an Kaunitz. 4. August 1766. „toujours occupée de „notre grand objet, plus j'y reflechit et plus je trouve des difficultez bien „essentielles à son execution. vous pouvez expedier le courier, mais vous „ne declarerois rien encore a pergen qu'il est nommez vice-chancellier; il „sera tems assez quand il sera ici, n'ayant en but que le bien de l'état et „votre réel soulagement. je ne me souviens plus si vous avez emportée avec „votre papier hier un billiet de moy, et votre soupçon vis-à-vis de moy qui „ne le mérite surement pas et que j'ai dissimulée, me fait bien de la peine.“

[430]) Kaunitz an Maria Theresia. 5. August 1767.

[431]) Maria Theresia an Kaunitz. 6. August 1766. Bei Beer. S. 512.

[432]) Referat vom 17. August 1766.

[433]) Kaunitz an die Kaiserin. 19. August 1766.

[434]) Alle vier Billets sind abgedruckt bei Beer. S. 513—516.

[435]) Vertrauliches Schreiben des Fürsten Kaunitz an Mercy. 13. Sept. 1766. „. . . daß zwar dem Herrn Fürsten Starhemberg von Allem, was in „meinen drey Departements vorgehet, vollkommene Kenntniß gebe, mich jedoch

„seiner Arbeit nicht bediene, da hingegen den Herrn Grafen Pergen, dessen An-„kunft stündlich erwarte, auf die bewußte Art anzuspannen gedenke."

436) Renier. 26. Juli 1766. „Come il Principe di Staremberg . . . è „persona di molto talento, versatissimo negl' affari politici per la lunga „dimora sua di dodici anni di Ministero sostenuto alla gran Corte di Francia, „e che inoltre per la nobiltà di sua nascità è circondato dalle parentele più „illustri di quella città, perciò non è difficile ad accadere che abbia ben „presto ad occupare un qualche importante posto in questa Corte. . . ."

437) Renier. 11. Oct. 1766.

438) Renier. 25. Oct. 1766. „Al Conte di Bergh l' Imperatrice Regina „gli destinò un palazzo ch' è di proprietà della Corte, fornito di tutto quello „può essergli bisognevole, ornato in proporzione dell' altezza di quel posto „che egli va ad occupare. Questo si è un Ministro che l' Imperatrice Regina „per varij anni si servì nelle principali Corti della Germania, versato nelle „politiche negoziazioni, che non manca di quella destrezza, e che mostra „una certa flessibilità d'animo, mediante la quale può essere che egli sia „giunto inaspettamente all' altezza di quel posto. . . ."

439) Doch schätzt der venetianische Botschafter Renier in seinem Berichte vom 5. April 1766 das Gesammteinkommen, welches Kaunitz vom Staate bezog, auf achtzigtausend Gulden.

440) Das Referat des Fürsten Kaunitz über die neue Einrichtung der Staatskanzlei ist vom 28. Sept. 1766 datirt. Alle Anträge des Staatskanzlers wurden von der Kaiserin genehmigt, und Kaunitz erließ nun am 20. Oct. eine Instruction für die drei ihm untergeordneten Departements. Diesen beiden Schriftstücken sind die hier mitgetheilten Angaben entnommen.

441) „Je regarde la pauvre Josephe comme un sacrifice de politique; „pourveu qu'elle fasse son devoir envers Dieu et son époux, et qu'elle fasse „son salut, dût-elle même être malheureuse, je serois contente."

442) „je vous rens cette chere fille de l'aveu de sa majesté l'Emp: et „selon ces propres souhaits; vous n'oublierois jamais que c'est elle qui m'at „le plus determinée et que je n'aurois jamais lieu de regretter et de rétracter „ce choix." Dieses Schreiben der Kaiserin an die Gräfin Lerchenfeld vom 13. Oct. 1763 befindet sich im Staatsarchive. Schon vor Jahren wurde es von Firnhaber als ein zum Geschenk für Freunde bestimmtes fliegendes Blatt unter dem Titel: „Maria Theresia als Mutter" veröffentlicht.

443) Maria Theresia an den Grafen Anton Thurn. 3. Nov. 1767. „. . . c'est une perte que cette fille qui ne m'at jamais donnée aucune dé-„plaisir et beaucoup de satisfaction." Archiv des Grafen Georg Thurn zu Bleiburg in Kärnten.

444) Renier. 18. April und 9. Mai 1767.

[445]) Renier. 27. Mai. „Ecco la cominciata Illiade succeduta in questa „illustre Famiglia."

[446]) Renier. 23. Mai 1767. „L' Arciduchessa Cristina, dopo il male „di un parto assai lungo ed assai doloroso, diede alla luce una figlia che fù „battezzata immediate senza alcuna solennità, perchè si conobbe che dal „massimo patimento che essa ebbe nel sortire, poteva vivere brevissimi „istanti. Grande fù il travaglio dell' Imperatrice Regina, dubitando di per„dere questa sua Arciduchessa da Lei amata con gran tenerezza, così chè la „perdita della Nipote fù un leggiero rancore, perchè temperato dal piacere „di vedere la figlia propria uscita dal pericolo e dal dolore.

[447]) Joseph an Maria Theresia. Troppau, 10. Juli 1766. I. 187.

[448]) Renier. 27. Mai. „Questa Imperatrice Regina che si trovava al „sommo agitata l' animo . . . per il difficile parto dell' Arciduchessa Cristina „sua figlia, colla maligna combinazione che la medesima Arciduchessa quattro „giorni dopo il suo partorire fosse assaltata da gagliardissima febbre che „atterrì li molti medici destinati alla cura, e che per consequenza rieccittò „viepiù l' afflizione dell' animo di questa Sovrana, la quale era già grande„mente commossa e non risanata dal primo colpo. Nel mezzo alle accennate „cattive disposizioni di animo, che alterarono li di lei umori, si portò ella „stessa a visitare la Imperatrice sua Nuora, alla quale si aveva determinato „da Medici di fargli una emissione di sangue per la repigliazione di gagliarda „febbre, da cui si trovava assalita. Nell' atto dunque che la Imperatrice „Gioseffa cavò fuori il braccio per darlo in potere del Chirurgo ad eseguire „la determinata operazione, e che la Imperatrice Regina si trovava presente „per confortare la Nuora sua: essa Regina fù la prima ad accorgersi di „alcune macchie, cosicche fecero che li Medici la visitassero più attentamente „e si scoprì la prima irruzione de' vajuoli. Tale inaspettata scoperta e com„parsa conturbò estraordinariamente l' animo di questa Sovrana, il quale „animo era già antecedentemente perturbato e sconvolto, cosicchè essa, che „non aveva avuto il vajuolo, sortì immediate dalla stanza dell' Imperatrice „Gioseffa e si fecero quelle separazioni di appartamenti."

[449]) Kaunitz an Starhemberg. 27. Mai 1767. „Noch einen Umstand „kann ich E. E. nicht verhalten, daß der Kaiserin Königin May. sich die Blattern „durch Allerhöchstdero allzugutes Herz selbst zugezogen haben dörften, indem „Allerhöchstdieselben, da bereits kennbare Merkmale der Blattern bey der Kaiserin „May. vorhanden waren, erstgedacht Ihro May. Ihre und der ganzen kais. „famille in diesen Umständen nöthige Absönderung beyzubringen selbst über sich „genommen und bey dem Abschied noch umarmt und geküßet haben." Prinz Albert aber bestätigt diese Angabe in seinen Memoiren mit den Worten: L'Im„pératrice Marie Thérèse, qui, soigneuse de cacher le peu d'inclination par„ticulière qu'elle se sentoit pour cette belle-fille, avoit fait, non sans répugnance, „l'effort de l'embrasser à leur séparation."

[450]) Renier. 27. Mai. „. . . nella Domenica prossima passata all' ora „del mezzo giorno fù assalita questa Imperatrice Regina da febbre molto

„gagliarda, da acerbissimo dolor renale e da acuto male di testa. Li Medici, „come è solito a farsi qui, vennero subito ad una emissione di sangue, „giudicata da essi tanto più necessaria, quanto più che la passione ed il „terrore sopravenuto in tutta la machina di questa Principessa, gli aveva „chiuso quelle tali vie che corrono ancora aperte, benchè abbia terminati li „cinquant' anni."

[451]) Renier. 23. Mai. „pretendosi che sommo abbia ad essere il tra-„vaglio di questa virtuosissima Imperatrice, la quale sopporta con infinita „rassegnazione il suo futuro pericolo e pregiudizio."

[452]) Renier. 28. Mai. „Il vajuolo che non fece la sua universale „maligna espansione nelle circonferenze esterne del corpo di questa sventu-„rata Principessa, andò ad assalirla veementemente nelle parti centrali della „vita, ed in jeri cominciò a scoppiare dalla bocca sua il marciume misto con „delle globulose di sangue. Ciò fù un precursore del tragico avvenimento „vicino come infatti egli accadette. . . ."

[453]) „Il terrore e l'afflizione in cui si trova la città tutta per li vajuoli „dai quali è attaccata l' Imperatrice Regina, sospende gli animi e non fa com-„parire quel molto dolore che meritava d' essere pienamente mostrato per la „morte di una Imperatrice piena di delicatissimo spirito e di rare virtù. . . ."

[454]) „. . . la stessa Imperatrice Regina volle essere informata non „solo dello stato di salute della Nuora sua, ma volle sapere anco la morte „della medesima. Per motivo del timore fù anco in ciò obbedita, e gli por-„tarono immediate gli avvisi della morte dell' Imperatrice Gioseffa."

[455]) Joseph an Kaunitz. 31. Mai 1767. Abgedruckt bei Beer. Joseph II. u. s. w. S. 445.

[456]) Renier. 3. Juni. „. . . nel giorno di lunedì due ore dopo il „mezzo giorno sorti una voce la quale fù vera, che l' Imperatrice per un „improviso affanno di petto avea determinato di subito sacramentarsi. Non „è esprimibile la tristezza ed il bisbiglio che comparve nella Città tutta. Il „Popolo concorse in somma copia al Palazzo Imperiale, per sapere lo stato „della Sovrana sua, e per tutte le strade publiche non si vedevano che per-„sone al sommo grado piangenti ed afflitte. . . ."

[457]) „Veder tutta questa Città a formare preghiere e processioni, che „di continuo si fanno per la conservazione della Sovrana, e vedere l' effi-„cacia delle preghiere accompagnate da lacrime, ciò da a conoscere quanto „essa sia amata da sudditi suoi per le molte virtù delle quali è ripiena."

[458]) Hienach ist die bei Wolf, I. 74 irrig wiedergegebene Stelle zu corrigiren.

[459]) „Vienne le 5 Juin 1767."

„Ma chere fille. C'est avec bien de la satisfaction que Je vous apprends „en même tems que je suis malade et que Je me trouve autant que retablie:

„ensuite des ordres approuvés par moi, on vous a jusqu'icy caché le genre „de ma maladie, pour ne pas vous allarmer dans l'état où vous vous trouvez, „et j'exige de vous comme une marque des plus completes de votre tendresse „et même obéissance, de ne vous inquiéter non plus en aprenant que J'ai „été attaquée de la petite verole; Remerciés plutot le bon Dieu de m'avoir „tiré d'un état qui selon la nature du mal n'a pu qu'être critique, et d'avoir „prolongé mes jours auxquels Je sais que ma famille et mes sujets s'intéres„sent de bien bon cœur. C'est à vous, ma chère fille, d'avancer encore plus „mon entier rétablissement par la tranquillité que vous conserverés, après „être à présent informée de mon état, et vous avés seurement tout lieu d'en „être contente; aussi vous aurois-Je écrit moi-même si les médecins ne me „l'avoient pas déconseillé pour ne pas faire tort à mes yeux par une appli„cation prématurée. Ce sera un vrai beaume pour mon cœur que de vous „savoir hors de toute inquiétude et très-bien portante. donnés, chère fille, „cette consolation des plus sensibles à une mère qui vous aime et embrasse „tendrement."

„Marie Therese."

Ganz von Pichlers Hand, nur die kaum leserliche Unterschrift von derjenigen der Kaiserin. Briefpapier in Quart mit Trauerrand, zwei Seiten beschrieben.

460) Renier 13. Juni. „Somma è l'esultanza di cadaun ordine di „persone. . . ."

461) Renier. 30. Mai. „. . . l'Imperatore non si stacca momenti dalla „di lui camera, stando sempre ad essa vicino e presente."

462) Renier. 13. Juni. „Il Monarca . . . stette sempre vicino alla „camera della inferma sua genitrice, alla quale fece un' assistenza degna di „moltissima laude, vigilando tutte quelle notti che erano le più travagliose, „ne staccandosi mai dalla presenza di quella."

463) Abgedruckt bei Beer. S. 446.

464) Copie d'un Billet autographe.

Avertissement confidentiel

pour tous ceux qui ont quelque amitié pour moi.

A l'occasion de l'affreuse maladie, qui at menacé, il y a quelques années, les jours précieux de notre auguste Impératrice, par un effet de mon attachement personnel à cette grande Princesse, j'ai été si vivement frappé de l'idée de ce mal, que depuis lors je ne peux plus en entendre le nom sans tressaillir, au point, qu'il me prend sur le champ un serrement de respiration, et un tremblement universel, qui me fait un mal inconcevable, et je vous prie instamment, moyennant cela

1° de ne jamais parler, en ma présence, de la maladie en question, ni de rien qui puisse y avoir le moindre rapport. Et en conséquence

2° lorsque vous me ferez quelque lecture imprimée ou manuscritte quelle qu'elle soit, sans exception, d'avoir la plus soigneuse attention de ne

jamais lire, mais de sauter, en lisant, les articles qu'il pourroit y avoir, sur cette matière, ou ce qui peut y avoir rapport. Vous me rendrez un grand service par cette attention, et je vous en aurai beaucoup d'obligation.

Prince Kaunitz-Rittberg.

[465]) Die Kundmachung ist abgedruckt im Wiener Diarium vom 10. Juni 1767. Renier berichtet hierüber etwas ungenau am 13. Juni. „Questa Sovrana „oltre di avere dispensato molto dinaro per li poveri abitanti ne' Borghi fuori „della Città, fece publicare un manifesto in cui palesa al Popolo una specie „di ringraziamento per il mostrato sensibile cordoglio della infermità da Essa „sofferta, e gli promette di sollevarlo, per quanto gli sarà concesso, da por-„zione di quegl' aggravij che lo molestano. . . .“

[466]) Renier. 20. Juni. „Questa triste notizia che andò a cognizione „della Imperatrice Regina gli fece tal impeto che le cagionò immediate la „febbre, ed un dolore in un piede che può essere una porzione dell' umor „vajoloso che resti ancora ad espurgarsi.“

[467]) Renier. 27. Juni „Qui continuano ancora a cantarsi nelle chiese „il Te Deum, fatto celebrare da ciascheduno di quei Dicasterij che servono „la Sovrana. In questa sacra funzione si introdusse un certo che di profano, „solito a meschiarsi fra le più sacre cose, specialmente allora quando la „cagione per cui se le fanno, non nasce da spirito interiore di devozione, ma „da una certa jattanza e pompa, introdotta per le consuete emulazioni: così „che in queste sacre solennità li particolari dispendiarono molto dinaro, per „il fine, che andando ciò a cognizione della Imperatrice al sommo grado „divotta e pia, di acquistarsi grado maggiore di benevolenza, e dalla bene-„volenza miglioramento alle cose loro.“

[468]) Renier. 25. Juli. Fù oltre ogni credere luminosa e solenne la „publica comparsa di questa Imperatrice Regina; il concorso del Popolo e „di tutti li ordini di persone era così frequente e copioso che gli uomini di „grande età asseriscono di non averne veduto mai uno che a questo si „assomigliasse. Nel ritorno che essa fece dalla Chiesa di San Stefano fino „al Palazzo Imperiale, strada che non è tanto breve, fece gettare dal suo „Tesoriere continuamente dinaro al Popolo, ne accadette alcuno inconveniente, „il quale turbasse il numero seguito della Marchia, che precedeva e che „susseguitava alla Sovrana, prova questa dei buoni ordini introdotti, ed anche „del genio paziente della Nazione. Nella stessa sera intervenne Essa Impe-„ratrice Regina all' appartamento, ripiena di affabilità e di modi li più „graziosi verso li Ambasciatori, forastieri Ministri e principali Nobili della „Città, e prescindendo da qualche tenue incomodo che ancor soffre ne' piedi, „la si vidde per altro perfettamente ristabilita.“

[469]) Renier. 22. August 1767.

[470]) Renier. 7. Oct. 1767. „La confusione e lo stordimento, che „nacque per tutta Vienna per un tale accidente, nato in circostanze così „particolari, non è possibile ad esprimersi. Grandissima è l' afflizione della

„Imperatrice, ed eguale, se non maggiore è quella dell' Imperatore, il quale „ama teneramente quest' Arciduchessa sorella sua."

[471]) Renier. 24. Oct. „Questa è la terza giornata dell' irruzione, „sembra che ... ella siasi abbondante. L' età sua, ch' è d' anni venti quattro, „accresce maggiormente il timore, ma a mio giudizio sopra ogni caso fa „temere il sistema che in questo Paese tengono li Medici a curare la infir- „mità sovradetta, cioè che a fronte delle triste esperienze accadute sono osti- „natissimi del loro metodo, quando dovrebbero secondare unicamente la natura „nelle sue azioni." Und am 31. Oct. schreibt Renier „... sgridavasi degli „esperimenti arditi pratticati da medici, pretendendo che impedissero quelle „separazioni che porta seco la natura di questo male."

[472]) „Ma il temperamento robustissimo dell' Inferma pare, che possi „restar vincitore della atrocissima guerra cagionatagli dalla infirmità e special- „mente da Medici."

[473]) „ce 5 9$^{bre}$."

„ma chere enzenberg. je ne vous ecris ces lignes que pour vous „assurer que j'existe, qu'aujourd'hui nous avonts tenue le Te Deum pour la „elisabeth: je n'ais put le dire sans larmes et y ajouter le te profundis. je „crains toujours que mes fils ne suivent encore et j'avoue que je n'ais plus „de forces pour soutenir un tel coup ... au reste je me porte bien, mais „abbatue, plus degoutée du monde que jamais. pourquoi ne suis-je entre vos „montagnes? si mons. d'enzenberg vient, venez avec lui, je vous logerois tout „deux; j'aurois la satisfaction de voir deux personnes que j'estime et aime „beaucoup et qui font de meme pour moi. je vous recommande ce bon „vieillard qui m'at enchantee; je ne sais si ces oberu le sont autant que moi „et lui auront dit l'augmeñtation de 200 f. que je lui ais accordee. on n'est „pas doux et prete a servir ici le monde. je ne saurois comprendre cela, „trouvant la vie suportable qu'autant qu'on peut faire plaisir et obliger les „autres. l'Emp. entre, il faut aller diner, je vous embrasse."

[474]) Maria Theresia an Anton Thurn. 3. Nov. 1767. „je devois revenir „à cinquante ans et voir périr mes enfants. . . ."

[475]) Renier. 17. Sept. 1768.

[476]) Renier. 15. Oct. 1768. „La pratticata inoculazione del vajuolo, „che è felicemente succeduta nelli due Arciduchi e nella piccola Arciduchessa „Maria Teresa, tenne intanto affanno l'animo di questi due Sovrani, che „sembrò che in tutto questo spazio che trascorse, non avessero lo spirito in- „tento se non a veder l'esito di questa infirmità procurata da essi per evitarne „una maggiore."

[477]) „Sopra questa pratticata inoculazione eseguita con tanta felicità „di successo, non solo se ne parla di continuo qui in Vienna, ma tutti questi „principali Signori cominciano già a fare inoculare i proprij figlioli."

[478]) Vom 22. Febr. 1766.

479) Joseph an die Prinzessin Charlotte von Lothringen. 25. Mai 1766. Lettres inédites de Marie Thérèse et de Joseph II, publiées par le Baron de Kervyn-Lettenhove. Bruxelles, 1868. S. 54. 55.

480) Maria Theresia an die Marquise d'Herzelle. S. 11.

481) Joseph an die Marquise d'Herzelle. Lippowa, 25. April 1768. S. 14—16.

482) Joseph an Maria Theresia. 1. Mai 1769. I. 265.

483) Maria Theresia an die Marquise d'Herzelle. Mai 1768. S. 16.

484) Renier. 20. Jänner 1770. „Un reuma universale minacciando di una „infiammazione di petto questa Arciduchessa Teresa unica figliola dell' Im-„peratore, tenuto la Maestà Sua per tutta la spirante settimana in una angustia „estraordinaria, vieppiù aumentata da una circostanza naturale alla tenera età „di questa Principessa. Ella non vuol prendere qual si sia cosa nè qualunque „rimedio che dalle mani del proprio Padre, cosicchè la Maestà dell' Impe-„ratore, che l'ama tenerissimamente, non può staccarsi mai un momento di „giorno nè di notte dal suo letto. Due emissioni di sangue hanno fatto „slogiare l' umore dal petto, ma siccome l' umore stesso esiste ancora nelle „altre parti del corpo, cosi la febbre sussiste ancora con veemenza e non lascia „essere anco nei momenti che scrivo, la malattia considerabilmente pericolosa."

485) Renier. 24. Jänner. „Si è pur troppo avverato il pericolo della „malattia di questa Arciduchessa, poichè Ella finì di vivere in jeri alle ore „cinque della mattina. In niun caso mai forse questi Medici averanno tanto „di che improverarsi come in questo. L' hanno creduta il Sabbato sera fuori „affatto d'ogni pericolo, ma nell' avvanzar della notte stessa hanno dovuto „munirla di tutti li sacramenti, temendo ch' ella arrivar non potesse al giorno „sussequente. Non si sà qual sia stato il genere del di lei male, ed infiniti „sono quelli che vengon supposti. Quello ch' è vero si è che l' Imperatore „n' è inconsolabile, quantunque egli debba essere, si può dire quasi assue-„fatto a perdere ciò che vi è di più caro. Egli si è protestato di non voler „mai più vedere il famoso Medico Svansviter. . . ."

486) Joseph an Frau von Herzelle. 23. Jänner 1770. S. 17. 18.

487) Maria Theresia an Frau von Herzelle. Undatirt. Wohl ebenfalls vom 23. Jänner 1770. S. 18.

488) Joseph an Frau von Herzelle. 25. Jänner 1770. S. 20.

489) Schreiben der Kaiserin an den König von Spanien und Rescript an Colloredo vom 15. Oct. 1767.

490) Karl III. an Maria Theresia. Im Escurial, 2. Nov. 1767. „J'ai „tant d'empressement d'unir ma maison à celle de V. M.; mon cœur lui est „si sincèrement attaché, et mon amitié et ma confiance en sa personne est si „grande, que sans balancer ni perdre un moment de tems, je la prie de „m'accorder une autre de ses filles pour mon fils de Naples. Nous nous

„imaginerons de n'avoir fait que changer de nom, et la Providence bénira „nos bonnes intentions. . . .“

[491]) **Maria Theresia an die Gräfin Enzenberg. 7. Dec. 1765.** „Je sais „combien vous souhaitez le mariage de l'Amélie (votre favorite) avec le Duc „de Chablais et leur établissement en Tyrol, mais je ne saurois vous donner „la satisfaction de vous en mander quelque chose de positif. . . .“

[492]) **Vergl. Wolf. Fürstin Eleonore Liechtenstein. S. 87.**

[493]) **Maria Theresia an die Gräfin Enzenberg. 23. März 1768.** „je „tremble pour elle étant fort vife et sans secours ni conseil; elle est même „encore enfant et etourdie.“

[494]) **Maria Theresia an den König von Spanien. 18. Nov. 1767.** „. . . Comme je n'ai certainement pas moins d'empressement à unir ma „Maison à celle de V. M. que celui qu'Elle veut bien me témoigner, je Lui „accorde avec bien du plaisir une des filles qui me restent, pour reparer la „perte de celle que nous regrettons. J'en ai actuellement deux qui peuvent „convenir; l'une est l'Archiduchesse Amelie que l'on trouve bien de figure et „qui est d'une santé à annoncer, à ce qu'il semble, une nombreuse succession, „et l'autre est l'Archiduchesse Charlotte qui est aussi d'une très-bonne santé „et d'environ un an et sept mois plus jeune que le Roi de Naples. Je laisse „à V. M. la liberté de choisir. . . .“

[495]) **Kaunitz an Colloredo. 7. Nov. 1767.** „Meinem letzten Schreiben „habe die Erleuterung nachzutragen, wie J. M. keinesweegs darauf bestehen „würden, daß der König von Neapel seine Auswahl nur allein auf der Erzher- „zoginn Charlotte Königl. Hoh. beschränken solte. Im Gegentheil hätten J. M. „nichts darwider, und würden es vielmehr gerne sehen, wenn um der Erzher- „zogin Amalia Kön. Hoh. die Neapol. Anwerbung erfolgte; wohin es auch E. E. „gelegentlich, und so viel es die Anständigkeit zuläßt, einzuleiten belieben wollen.“

[496]) **Ferdinand von Neapel an die Kaiserin. Portici, 24. Nov. 1767.** „Permetta dunque la M. V. che io mi avanzi a pregarla di concedermi in „Isposa qualche altra delle Principesse sue figlie, in ogn' una delle quali io „son sicuro di trovar sempre la stessa virtù della madre. . . .“

[497]) **Karl III. an Maria Theresia. Madrid, 7. Dec. 1767.**

[498]) „Je vous avertis que vous serés totalement séparée de votre „sœur. Je vous défends tout secret, intelligence ou discours avec elle; si la „petite recommençeoit, vous n'avés qu'à ne pas y faire attention ou le dire „à la Lerchenfeld ou à vos dames. Tout ce tripot finira ainsi tout de suite; „ces secrets ne consistent d'ailleurs que dans des remarques contre votre „prochain ou votre famille ou vos dames. Je vous avertis que vous serés „exactement observée, et que je me tiendrai à vous comme l'aînée, la plus „raisonnable par conséquent, pour faire revenir votre sœur. Evités tout secret „ou discours en passant à l'Eglise, à la table, à l'appartement. Soyés attachée „à votre sœur Amélie. . . .“

499) „Le bon Dieu vous ayant destiné à régner, il faut que vous „donniés l'exemple, surtout dans ce tems pervers où notre sainte religion est „si peu pratiquée et aimée. Il paroit que les grands ont honte d'en avoir „et de la professer, et pour le Peuple, la plupart est plongée dans des super- „stitions qu'on ne doit pas à la vérité heurter de front, mais il faut tâcher „de ramener peu à peu les esprits par l'établissement de curés zélés et de „bons maîtres d'école pour instruire du moins la jeunesse, étant difficile de „changer les gens dans un certain age."

500) „Vous n'oublierés jamais d'être née Allemande, et vous tacherés „de conserver les qualités qui caractérisent notre nation: c'est la bonté et la „droiture; vous devés protéger par vos intercessions ces gens. . . ."

501) „Approfondissez toujours et en tout la vérité; qu'on sache que „vous voulés la savoir à tout prix et que vous ne donnés pas de quartier „aux fourbes et faux rapporteurs; par là vous les éloignerés du Trone qui „est toujours entouré de gens de cette espèce."

502) „Dans le cœur soyés toujours Allemande par la droiture, et „paroissés Napolitaine en tout ce qui est indifférent, mais rien de ce qui est „mauvais."

503) „Il est le meilleur Père, le meilleur ami, le plus honnête homme „et ferme dans son amitié."

504) 25. April 1772. „. . . la reine peut accoucher le 13 de may, „mais je crois qu'elle ira jusqu'au 20. j'avoue mon cœur est bas; j'aime „beaucoup cette fille, elle le merite aussi; elle me donne beaucoup de con- „solation. . . ."

505) Am 23. März 1768 schreibt die Kaiserin der Gräfin Enzenberg von der Erzherzogin Caroline: „qui me ressemble le plus de mes filles".

506) Maria Theresia an Marie. Undatirt. (Ende December 1775.) Albertina. „. . . . Vous savez combien m'est à cœur votre sœur et je lui dois „cette justice qu'après vous c'est elle qui m'a toujours marqué le plus d'at- „tachement réel et à suivre et souhaiter mes conseils."

507) Carolinens Briefe an die Gräfin Lerchenfeld befinden sich zu Köfering in Baiern. Im Jahre 1859 hat sie der damalige baierische Gesandte in Wien, Graf Maximilian Lerchenfeld, Herrn von Karajan zur Anfertigung von Copien mitgetheilt. Diese Abschriften wurden im Jänner 1873 von Herrn von Karajan dem Staatsarchive geschenkt.

508) Caroline an die Gräfin Lerchenfeld. Innsbruck, 17. April 1768. „Ecrivez-moi toutes les plus petites circonstances de ma sœur Antoine, ce „qu'elle dit, ce qu'elle fait et presque aussi ce qu'elle pense. je vous con- „jure et prie de l'aimer beaucoup, car je m'interesse terriblement pour elle. „tout les amitié que vous lui ferez, seront fait a moi; croyez moi, vous „travaillez dans une terre qui vous fera bien de l'honneur et acroitera et

„augmentera la reputation que vous avez deja. ecrivez-moi toute la céremonie „de l'übergab; dans qu'elle chambre, ce que ma chère mère, vous, elle et la „Brandis ont dit."

509) Florenz, 2. Mai 1768.

510) Leopold an Maria Theresia. 29. April 1768. „le fonds de la Reine „est excellent, elle a un bon cœur, elle accepte volontiers tous les avertisse-„ments, voulant bien faire, mais elle est vive, un peu prompte, de la légèreté „d'esprit et trop peu d'expérience encore du monde. . . ."

511) Caroline an die Gräfin Lerchenfeld. Marino, 9. Mai 1768.

512) Leopold an Maria Theresia. Marino, 10. Mai 1768.

513) Leopold an Maria Theresia. Terracina, 12. Mai 1768.

514) An die Gräfin Lerchenfeld. Ohne Datum. „Le Roi est très-laid de „figure, mais on s'y accoutume; mais au reste dans le caractère tout est „mieux qu'on ne l'avoit dit. . . ."

515) „ce que m'impatiente le plus, c'est qu'il se croit beau et adret „et il n'est ni l'un ni l'autre. il faut, que je dise et avoue que je ne l'aime „que par devoir, mais je fais tout au monde pour lui faire accroire que je „suis passione pour lui. je me conduis avec beaucoup de douceur et patience; „il dit qu'il m'aime beaucoup, mais il ne fait rien de ce que je veus."

516) Leopold an Maria Theresia. 16. Mai 1768.

517) Neapel, 19. Juni 1768.

518) „je ne saurois par toutes les richesses du monde assez payer les „bons et excelent services que vous m'avez rendus, car le peu que je reussis „ici, c'est à vous que je le dois et j'envie ma sœur Antoine qui, ayant le „bonheur d'être plus de tems sous votre direction, en deviendra plus par-„faite. J'ai eu du plaisir d'apprendre que mon cher frère l'Empereur l'avoit „pris dans la loge; je sais come ces petites distinctions font plaisir et rien „ne me fera plus plaisir que quand j'apprendrai que l'on reconoitra combien „ma sœur est aimable et que l'on chantera ses louanges. j'ai toujours eu „pour elle beaucoup de tendresse particuliere et quand je me represante que „son sort sera peut etre come le mien, je voudrois lui ecrire des volumes „entiers la-dessus et je desire bien qu'elle ait quelqu'un come moi pour le „comencement, sans cela j'avoue franchement que c'est pour desesperer et „qu'on soufre un martir qui est d'autant plus grand qu'on doit paroitre „toujours contente. je sais ce que c'est et je plains beaucoup ceux qui ont „encore à faire le comencemens, car moi, j'avoue franchement que plutot „mourir que de soufrir ce que j'ai soufert au comencement. aprésent tout est „bien, ainsi je peux le dire et ce n'est pas une exageration, mais si la Reli-„gion ne m'auroit dit: penses a Dieu, je me serois tue et que de vivre 8 „jours me paroissoit un enfer et que je desirerois de mourir. je suis sûre que

„quand une fois ma sœur viendra dans les premiers jours de son arrivée, je „verserai bien des larmes en me figurant ce qu'elle soufrira."

[519]) An die Gräfin Lerchenfeld. Neapel, 13. August 1768. „c'étoit plaisant „a voir come moi, la maison de Kauniz, mes femes et nous tous Allemands „se sont empresse a faire tous les honneurs possible a ce garçon que L'Em„pereur a envoye avec les chiens. le nom d'allemand sufit et c'est une des „plus grande recomendations. ils le meritent bien et on reconoit seulement „bien la droiture de leurs caracteres quand on et dans un autre pays."

[520]) An die Gräfin Lerchenfeld. Caserta, 11. Febr. 1769. „. . . je vous „assure, ma chère aya, que pour mon gout et si je pourois etre avec le Roi, „je laisserois ce beau paradis avec tous ces habitans et je me contenterois „de vivre à Hernals, et cela me plairoit mieux que toute les beautés d'ici, „car j'aime à la folie ma chère patrie et mes bons patriotes, et j'en ai si „bien inspiré le gout à mon cher mary, qu'il a un grand désir d'y aller, et „que, si cela dependoit de lui, nous y serions déjà."

[521]) Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel. 2. Aufl. Wien, 1866. Instruction particulière. S. 5.

[522]) Maria Theresia an Mercy. 2. Juni 1773. Marie Antoinette. I. 457.

[523]) Maria Theresia an Mercy. 30. Sept. 1779. III. 357.

[524]) Maria Theresia an Marie Antoinette. 1. Dec. 1779. Ihr Briefwechsel. 2. Aufl. S. 308.

[525]) Précis des ouvertures faites au Prince de Kaunitz-Rittberg le 3 mars 1768 par l'Envoyé Palatin de Ritter dans une conférence demandée exprès pour cet effet.

„Que l'Electeur formeroit une Cour analogue à la haute naissance et „dignité des Epoux, tirée en grande partie de la bonne noblesse de Neubourg;

„Que pour l'amusement du Prince on mettroit un regiment d'infanterie „en garnison dans la ville de Neubourg."

[526]) Wolf. Fürstin Eleonore Liechtenstein. S. 68.

[527]) Joseph an Maria Theresia. Ihr Briefwechsel. 1. April 1764. I. 68. 69.

[528]) Wolf. Eleonore Liechtenstein. S. 69.

[529]) Kaunitz an Maria Theresia. 5. März 1868.

„En conséquence des ordres de V. M. j'ai l'honneur de Lui envoyer „ci-joint par écrit le Précis de l'ouverture que m'a faite le S[r] de Ritter, et „dont j'ai eu l'honneur de Lui rendre compte de vive voix. Je n'ai pas „tardé en conséquence des ordres de V. M. ainsi que de S. M. l'Empereur, „de lui faire une réponse, très-positivement négative, quoique fort honnête, et „j'ai pris pour cela la tournure qui m'a paru la plus convenable. La prétendue „brillante Perspective, attendu l'âge des deux Electeurs et succession rien

„moins qu'impossible de leurs mariages actuels ou à venir, peut être évaluée „si peu de chose, et l'état des facultés actuelles de l'Aspirant qui est à peine „celui d'un particulier médiocrement à son aise, rend toute la proposition si „absurde, qu'on a de la peine à ne pas s'en fâcher. Mais elle est heureuse- „ment assez ridicule pour que l'on puisse se borner à en rire. Il faut con- „venir qu'il y a bien des gens dans le monde qui ne doutent de rien. Je „demande très-humblement pardon à V. M. de ce peu de réflexions qui m'ont „échappé, et je me mets très-humblement à Ses pieds."

[530]) Memoiren des Prinzen Albert, auch bei Wolf: Eleonore Liechtenstein, S. 69 citirt.

[531]) Maria Theresia an Ferdinand von Parma. Memorie ed atti. IV. 123.

[532]) Renier. 30. April 1768. „Qui risorgono di bel nuovo le voci del „Matrimonio dell' Arciduchessa Amalia nell' Infante Duca di Parma. La „Francia se ne diede il principal movimento, e la Spagna pure non stette „oziosa. Piace molto a questa Imperatrice Regina l'indole del prefatto Prin- „cipe, l'ottima educazione che esso ebbe, e le maniere affabili e polite con „le quali riceve tutte quelle persone che bramano di avvicinarsegli. Le rela- „zioni che qui capitarono di questo Principe, non possono essere più avvan- „taggiose. . . ."

[533]) Renier. 18. Oct. und 29. Dec. 1766.

[534]) Renier. 24. Sept. 1768. „. . . non solo in questi ultimissimi „tempi, ma fino da due anni tentarono li Francesi per alterare li promessi „sponsali frà l'Arciduca Ferdinando e la Principessa di Modena. Ne parla- „rono Essi prima con aperte proposizioni alla Imperatrice Regina, studiando „di fargli conoscere che l'eredità che doveva pervenire nella Principessa „sudetta, era di una tale tenuità che non meritava, prima che si facesse vio- „lenza alla natura, cioè di fare un matrimonio così disuguale rispetto all' età „e dell' uno e dell' altra, e poi che li Beni di Casa Estense erano feudi Im- „periali, e per consequenza nell' estinzione maschile dovevano essere devoluti „all' Imperatore, cosicchè ad Essa figlia non restava se non che li Beni Ma- „terni, i quali si riducevano a pochissima cosa. Inoltre li predetti Francesi, „che avevano in mira di collocarla in Matrimonio con il Duca di Parma, non „trascurarono di adoperare tutte le arti con il padre di Essa, il quale per le „note cagioni era già inclinato e disposto, ma non neglessero ancora di „pratticare qui con il mezzo di alcuni Ecclesiastici tutte le più fine arti, per „introdurre nella mente e nel cuore di questa Imperatrice dubij di coscienza „per il ritardo che dovea necessariamente seguire alla effettuazione di questo „tal Matrimonio."

„Li narrati maneggi e le industriose arti essercitati in ciò dalla Corte „di Francia, produssero un così veemente sospetto nell' animo di questa „Sovrana, che vi furono taluni de' suoi Ministri che la consigliarono a far „venire questa Principessa dichiarata sposa qui in Vienna, a tenerla custodita „fino alla celebrazione delle Nozze in un Palazzo detto il Belveder. Un tal

„consiglio non fù accettato, perche il mantenimento in un Palazzo Imperiale, „che doveva verificarsi a spese del Reggio Erario, e che doveva essere pro-„porzionato alla grandezza di quella Ospite, che conveniva per così lungo „spazio di tempo mantenere e trattare, fece la massima resistenza al con-„siglio . . . vedendo li Francesi che non gli riusci di deludere questa Corte „in via di aperte proposizioni, pensarono non solo per calmare li suscitati „sospetti, ma per tenere sempre, per quanto Essi possono, non avversa questa „Corte alle altre vedute loro, di proponere il matrimonio dello stesso Duca „di Parma per l' Arciduchessa Amalia, ben conoscendo quanto in questo „punto sia sensibile l'animo di questa Imperatrice Regina. . . .“

[535]) Rescript an Mercy in Paris und an Colloredo in Madrid. 3. Oct. 1768.

[536]) Starhembergs Bericht vom 7. April 1766.

[537]) Wolf. Eleonore Liechtenstein. S. 69. Die diplomatische Correspondenz, insbesondere mit Frankreich und Spanien, enthält dagegen mehrfache Klagen über das lange Ausbleiben der päpstlichen Dispensation. Und am 31. Juli 1769, aus Anlaß der Vorbereitungen zur Vermälung der Erzherzogin Antonie, schreibt Maria Theresia an Kaunitz: „weillen wir so vill verdrus und auffenthalt wegen „der dispense gehabt, wäre es wohl räthlich, daß man zugleich selbe jetzund, wo „all übriges abgeschickt wird in franckreich, auch wegen selber zugleich die passus „in Rom machete.“

[538]) „Je ne souhaite que de vous voir heureuse, comme vous le „méritez par la bonté et douceur de votre caractère, par une conduite unie „et vertueuse, moyen unique pour vous attirer la bénédiction divine et pour „vous attacher votre époux.“

[539]) „Vous êtes d'ailleurs capable d'avoir beaucoup d'attention pour „le monde; vous êtes même fort serviable; vous avez, quand vous voulez, „quelque chose de fort touchant, auquel on ne saurroit résister, et vous avez „encore beaucoup de patience et le caractère bon. Cultivez ces grandes „qualités, elles feront le bonheur de vos jours.“

[540]) „Votre figure même qui est au reste bien, et votre air un peu „roide et peu caressant, contribuent à cette idée.“

[541]) „je vous remercie tout deux pour tout ce que vous avez faite „encore pour l'amelie qui paroit tres contente et elle est comme si c'etoit un „an qu'elle y fut. elle monte a cheval, va a pied a parme, enfin cette lan-„guissante princesse en 10 jours de tems est eveilliée ainsi par la grace du „sacrement; j'en remercie Dieu, mais je ne saurois comprendre tout cela, et „je vous avoue que jamais j'aurois eut ce courage d'en faire de même; c'est „que je suis d'un autre siecle et c'est ce qui me fait toujours tant souhaiter „ma retraite. je ne comprens bien souvent pas meme le jargon d'asteur, et „cela rend tout hébété.“

[542]) Du Tillot an die Herzogin Amalie. 5. August 1769.

[543]) San Ildefonso, 15. Sept. 1769.

[544]) Referat des Staatskanzlers vom 13. Oct. 1769.

[545]) Vom 16. Oct. 1769.

[546]) Am 19. Oct. 1769.

[547]) Maria Theresia an Rosenberg mit der Aufschrift: „Points pour Parme“. Undatirt.

[548]) Rosenberg an Maria Theresia. 1. Nov. 1769.

[549]) Rosenberg an Maria Theresia. 6. Nov. 1769.

[550]) Knebels Bericht vom 24. Nov. 1769.

[551]) Knebels Berichte vom 20. und 31. März, dann vom 14. April 1770.

[552]) Firmians Bericht vom 27. Jänner 1771.

[553]) Wilczeks Schreiben an Firmian. März 1771.

[554]) Mercy an Maria Theresia. 22. Juni 1771. Marie Antoinette. I. 181.

[555]) Maria Theresia an Mercy. 6. Juni 1771. Marie Antoinette. I. 169.

[556]) Rosenberg an die Kaiserin. 14. Oct. 1771.

[557]) Maria Theresia an Mercy. 1. Oct. 1771. Marie Antoinette. I. 220.

[558]) Llano an Rosenberg. 12. Nov. 1771.

[559]) Als Probe des Tones, in welchem die Herzogin mit Llano zu verkehren für gut fand, möge das folgende Billet dienen, das sie ihm einmal schrieb. Es lautet: „Comment, monsieur Llano, je n'aurois rien à vous ordonner, vous „prenant comme un simple particulier, et même je ne m'aurois pas adressée „à vous si je n'avois pas cru que le controleur est un sot et que vous n'en „sachiez rien du tout. Mais d'abord que j'ai vu que vous le sachiez et que „c'est de votre consentement, que je suis bien aise de vous connoitre, quoique „j'aye été assez bonne fisionomiste, que dez la première audience je vous aye „connu. Je veux donc bien vous assurer que je ne veux me mêler dans „aucune affaire d'Etat, mais que je veux ordonner chez moi et dans ma maison, „l'Infant et moi étant si unis que nous faisons une même volonté. J'ai assez „de pouvoir ici pour me faire obéir, on me craint et on m'aime. Je suis très- „résolue de ce que je vous fais l'honneur de vous écrire pour tout ce qui „touche mes gens. Je vous ordonne de l'ordonner au controleur, vous m'en „répondrez. Je suis Allemande, je sais ce qui m'est dû, n'oubliez jamais cela. „J'ai le don de me faire craindre et aimer; obéissez!“

„Amélie.“

[560]) Rosenberg an Maria Theresia. Parma, 17. und 21. April 1772.

[561]) Die Herzogin Amalie an die Kaiserin. Parma, 22. April 1772. „. . . Rosenberg m'a dit premièrement que j'avois très-mal fait à écrire à „Llano une lettre si ridicule. Je le reconnois que trop moi-même et j'ai

„même fait à Llano le jour après que je lui ai écrit, mes excuses. J'en suis „encore réellement fâchée d'avoir laché de si mauvais propos. Il m'a aussi „parlé du dérangement de mes finances qui sont réellement en mauvais état. „Il m'a dit qu'il raccomodera tout, et en même tems je me rapporte à ce „qu'il en écrira à V. M. Je me jette à ses pieds et la prie de me par- „donner mes fautes et de me regarder comme le bon Père de l'Evangile qui „a pardonné à son enfant perdu. J'etois aussi dans un mauvais chemin; „V. M. m'a tiré le rideau de devant mes yeux, je vois tout clair; je reconnois „que je suis allée à ma perte. Je viens me rejetter dans les bras d'une mère „qui est bonne et compatissante; je vous écris, chère et incomparable mère, „à genoux, pour marquer combien je suis mortifiée et humiliée de mes fautes. „Je ne puis me consoler des chagrins que j'ai donnés à V. M. et je n'aurai „d'autre consolation que de ce que réellement j'ai plus manqué par ignorance „et bêtise que par méchanceté; j'ai poussé ma hardiesse au dernier point . . . „seurement je ne ferai plus de ma vie une chose semblable. . . ."

[562]) Rosenberg an Maria Theresia. 24. April 1772.

[563]) Die Herzogin an Rosenberg. „. . . j'ai eu bien raison d'avoir cru „qu'ils ont été composés de Llano et de vous et non de ma chère mère . . . „Toutes ces choses pourront se changer, quand ma raison me le dictera, „mais seurement pas avant. . . . Toute votre commission étant finie, par- „donnez que je ne vous voye pas, mais après que de cinq articles sont venus „vingt trois, je n'ai plus le courage de vous parler."

[564]) Rosenberg an Maria Theresia. 1. Mai 1772.

[565]) Rosenberg an den Cabinetsfecretär Pichler. Mailand, 12. Mai 1772.

[566]) „croirois vous que c'est ces deux qui ont trouvez a redire a trop „d'empressement et exigeance de rosemberg, apres que c'est eux qui l'ont „tant prêché ici. voila comme il m'arrive en tout. . . ."

[567]) Die Infantin an Rosenberg. Undatirt. Beilage zu Rosenbergs Bericht an Maria Theresia vom 21. Mai 1772.

[568]) Maria Theresia an Mercy. 1. Juni 1772. Marie Antoinette. I. 308.

[569]) Maria Theresia an Mercy. 18. Juni und 2. Juli 1772. I. 317. 319.

[570]) „. . . de rendre sa situation la moins dure que possible. . . ."

[571]) Maria Theresia an Mercy. 30. Nov. 1772. Marie Antoinette. I. 380.

[572]) Maria Theresia an Mercy. 31. Dec. 1772. I. 392.

[573]) Maria Theresia an den Großherzog von Toscana. 19. Dec. 1772.

[574]) Eigenhändige Bemerkung der Kaiserin auf den Bericht des Staats- kanzlers vom 10. Juli 1773:

„ordinairement ceux qui le meritent le moins ont le plus de bonheur; „c'est le monde. je vous suis obligée de m'avoir envoyée toute de suite les „lettres; le cœur de Mère ne cesse non obstant les offenses. je souhaite qu'il

„soit un enfant de paix et que ma chère reine en fasse de même. vous me „ferois une reponse sur cette lettre et je ne conte r'envoier le courier que le „mercredis a mon retour."

[575]) Mercy an Maria Theresia. 17. Juli 1773. II. 11.

[576]) Maria Theresia an Marie Antoinette. 4. Mai 1773. Ihr Briefwechsel. S. 86. 87.

[577]) Maria Theresia an Mercy. 2. August 1773. II. 16.

[578]) Maria Theresia an Mercy. 3. Oct. 1773. II. 51.

[579]) Maria Theresia an Mercy. 6. Nov. 1773. II. 62.

[580]) Graf Franz Colloredo an Maria Theresia. Parma, 20. Mai 1774.

[581]) Vermond an Mercy. Wien, 21. Jänner 1769. Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel. 2. Aufl. S. 354.

[582]) „Der Allerchristlichste König unterlasset fast keine gelegenheit mir von „beyden Kays[en] und Königl[en] Mayestäten zu sprechen und bezeiget für Aller„höchst Dieselben eine ungemein grosse zärtlichkeit und achtung, welches, wie ich „glaube, gar bald die würckung nach sich ziehen dörffte, daß zumahlen in dem „Fall, wann der Herr Dauphin mit Tod abgehen sollte, vermuthlich inner kurtzem „von der Vermählung des Duc de Berry mit einer Durchlauchtigsten Ertzher„zogin gesprochen werden wird, und ich warte schon lang auf den erwünschten „Zeitpunkt, wo ich diese so vergnügliche nachricht einberichten zu können das glück „haben werde."

[583]) Kaunitz an Starhemberg. 22. Nov. 1765. „Was auch E. E. von der franzö„sischen Absicht einer zwischen dem Duc de Berri und der durchlauchtigsten Erzherzogin „Antoinette zu stiftenden Eheberedung mir dermalen zu eröfnen beliebet, ist mir „ebenfalls schon seit geraumer Zeit anvertrauet worden. Und da die Bewerck„stelligung mit der beyderseitigen Anständigkeit übereinkommet, auch zu mehrerer „Befestigung Unseres gegenwärtigen Staats Systematis gereichen würde, so kann „es nicht unangenehm fallen, wenn der dortige Hof hierüber zur Sprache kommet, „und es nicht bey blossen ohnverfänglichen Anwürfen bewenden lasset. Jedoch „wird desfalls der vergnügliche Zeitpunckt zu erwarten und kein ausserordentliches „Verlangen zu erkennen zu geben seyn, da solches die Entschliessung des dortigen „Hofs ehender entfernen als beförderen dörfte, und wegen der Jugend des ernan„ten Herrn Duc und der durchlauchtigsten Erzherzogin ein Verschub von mehreren „Jahren erfordert wird."

[584]) Stahremberg an Kaunitz. Paris, 25. Mai 1766. „. . . als Duc de „Choiseul Ihm in die Rede gefallen und die Worte geäussert: „„mais si la „„taille ou la figure de l'Archiduchesse se derangeoit"" so ließ ihn der König „nicht ganz ausreden und setzte sogleich hinzu: „„l'Impératrice aura soin que „„cela n'arrive pas. Toutes les Archiduchesses sont belles, bien faites et bien „„élevées, et la nôtre le sera certainement aussi.""

⁵⁸⁵) Voriger Bericht. „Es bestehet übrigens der mir gegebene Auftrag „in folgendem: daß ich Ihro Maj. hinterbringen möchte, wie daß Er, der König, „seit langer Zeit gedenke, seinen Enkel den Dauphin mit einer Durchlauchtigsten „Erzherzogin zu vermählen, und Er verhoffete daß Ihro Maj. dieses Vorhaben „begnehmen würden. Er glaubte daß die jüngste Erzherzogin Maria Antonia „die anständigste sein würde, und wäre mithin diese celle qu'il prioit Sa Majesté „de garder pour nous. Dieses waren seine eigenen Worte, die Er mir zu ver„schiedenen Malen und noch bei meinem Austritt aus dem Cabinet mit dem „Beysatz wiederholte: prenés bien soin de ma fille, je vous recommande d'en „avoir soin."

⁵⁸⁶) Starhemberg an Maria Theresia. Paris, 24. Mai 1766. „V. M. „verra par ma dépêche allemande le détail circonstancié de la manière dont „le Roi Très-Chrétien s'est expliqué à mon audience de congé au sujet du „mariage du Dauphin son petit-fils avec S. A. R. M^me^ l'Archiduchesse Marie „Antoinette, que V. M. peut dès ce moment regarder comme décidé et „asseûré. Il seroit inutile d'importuner V. M. de la répétition de tout ce „détail; ce que je dois seulement ajouter icy, c'est que c'est aux bons offices „du Duc de Choiseul, à son amitié pour moi, et à la manière dont il a seû „faire valoir auprès du Roi son maître le désir extrême que j'avois d'emporter „cette asseurance, que je dois principalement un succès que j'avois si fort à „cœur d'obtenir. Je crois qu'il sera convenable que V. M. veuille bien „charger le C. de Mercy de témoigner à ce ministre dès sa première entrevue „avec lui, qu'Elle est instruite des soins qu'il s'est donnés en cette occasion, „ce qui ne peut qu'ajouter aux bonnes dispositions dans lesquelles je le laisse „à mon départ, et mettre mon successeur à portée de se concilier son affec„tion, dont j'ai eu l'honneur de tirer en tant d'occasions un parti si utile pour „le service de V. M. J'avoue que ce dernier succès me flatte infiniment „davantage que tout ce qui m'est arrivé d'heureux pendant le cours de ma „longue ambassade, puisque c'est à la considération personnelle, et au désir „que l'on avoit de me voir partir content, que j'en dois en grande partie „l'obligation. Ce n'est pas qu'il ne soit très-apparent que ce mariage auroit „dans tous les cas et sans mon intervention toujours également eu lieu, mais „c'est néanmoins un grand avantage d'en avoir obtenu l'asseûrance dès „aprésent, et d'avoir prévenu par là toutes les intrigues et tous les incidens „qui auroient pu occasionner si non des résolutions, au moins des idées diffé„rentes, et rendre douteux un arrangement que j'avois toujours annoncé à „V. M. autant que certain."

⁵⁸⁷) Mercy. Paris, 30. Sept. 1766.

⁵⁸⁸) Mercy. 12. Jänner 1767.

⁵⁸⁹) Durfort an den Herzog von Choiseul. Wien, 11. März 1767. Diesen und die folgenden Auszüge aus den Depeschen Durforts verdanke ich der Güte des Directors des Archives des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Faugère. „L'Impératrice-Reine me dit l'autre jour, d'un „ton de satisfaction: „„J'ai les portraits de la famille royale (de France);

„„feue ma belle-sœur me les a donnés."" Occupé à convaincre cette prin-„cesse du plaisir que je goûtais à entendre les expressions pleines d'amitié „qu'elle employait, je crus bien faire en lui disant avoir ordre de chercher „les portraits de son auguste famille. Elle en ressentit une joie qui se „répandit sur son beau visage, et me répondit avec vivacité: „„Ma famille „„n'est pas petite; il y a pourtant quelque chose à Schoenbrunn.""

[590]) Durfort an Choiseul. 4. April 1767. „. . . le public de Vienne „parle mariage autant pour le moins que le public de Paris. Mais aucun „ministre ne m'en a dit mot, ni rien d'approchant, à la réserve du prince de „Starhemberg, qui me demanda un jour comment je trouvais l'Archiduchesse „Antoinette. „„Parfaitement bien"", lui dis-je. Il me regarda en riant et me „dit: „„M. le Dauphin aura là une charmante femme"". „„Le morceau est „„friand"", répliquai-je en riant aussi, „„et sera en bonnes mains si cela est.""

[591]) Durfort an Choiseul. 12. Sept. 1767. „Il y a eu hier au soir un „grand concert à Schoenbrunn, pendant lequel l'Impératrice fit une partie de „jeu, ainsi que les Archiduchesses. Au moment que le jeu allait finir, l'Am-„bassadeur d'Espagne et moi nous approchâmes de la table où jouait l'Archi-„duchesse Antoinette. Peu de temps après, l'Impératrice vint à nous et nous „dit: „„J'ai beaucoup de plaisir à vous voir ici tous les deux"". Elle adressa „ensuite la parole à l'Ambassadeur d'Espagne, en lui disant: „„J'espère „„qu'elle y réussira. Nous pouvons parler plus librement tous les deux; car"", „ajouta-t-elle, „„l'Ambassadeur de France n'a encore rien dit"". Je fis de „mon mieux l'éloge de la jeune princesse, et je tâchai d'établir sur le respect „le silence que j'avais gardé sur les qualités dont elle était douée. Enfin, „Monsieur, je feignis de ne pas entendre ce que j'entendais très-bien. Je „crois devoir vous faire part d'une scène que le ton et l'air de l'Impératrice, „et les propos qui se tiennent journellement, ont rendu assez embarrassante „pour moi."

Choiseul entgegnete hierauf am 30. Sept. 1767: J'ai lu au Roi l'article „de votre lettre du 12 où vous rendez compte de la conversation que vous „avez eue avec l'Impératrice-Reine au sujet de l'Archiduchesse Antoinette, „et je ne veux vous laisser ignorer que Sa Majesté a fort approuvé votre „réserve et la sagesse de votre conduite en cette occasion."

[592]) Mercy an Kaunitz. 8. Sept. 1767.

[593]) Kaunitz an Mercy. 17. Sept. 1767.

[594]) Mercy an Kaunitz. Paris, 20. Jänner 1768.

[595]) Mercy an Kaunitz. 28. Febr. 1768.

[596]) Kaunitz an Mercy. 24. März 1768.

[597]) Maria Theresia an Kaunitz. Eigenhändige Bemerkung auf dessen Referat vom 24. März 1768: „wegen der Antonia wäre beyzusetzen, das ehestens „das portrait und höche folgen wird". Kaunitz an Mercy. 26. März 1768.

598) Mercy. 24. April 1768.

599) Kaunitz an Mercy. 27. Mai 1768.

600) „. . . à laquelle on peut s'en rapporter en toute sécurité." Mercy. 7. Oct. 1768.

601) Mercy. 18. Mai 1769.

602) Mercy an Kaunitz. Fontainebleau, 1. Nov. 1768. Ganz eigenhändig. „S. M. l'Impératrice m'a fait ordonner, il y a quelque tems, par son cabinet, „de chercher icy un ecclesiastique propre à remplir les fonctions de confesseur „auprès de l'Archiduchesse Antoinette, et qui fût assés versé dans la littéra-„ture françoise pour être en même tems de quelque utilité à l'éducation de „cette jeune Princesse. De l'aveu de M. de Choiseul je me suis adressé pour „ce choix à M. l'évêque d'Orléans, qui par sa place doit connaître tout le „clergé françois, et sur le témoignage de ce Prélat je viens d'envoyer à „Vienne le S[r] abbé de Vermont, docteur de Sorbonne, ci-devant grand-vicaire „de l'archevêque de Toulouse et Bibliothécaire du college des quatre nations. „Cet abbé paroit avoir toutes les qualités requises à sa destination; il est „instruit, simple et modeste, et a seu meriter les suffrages des évêques les „plus respectables de ce Pays-cy."

603) Vermond an Mercy. 21. Jänner 1769. Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel. 2. Aufl. S. 353—355.

604) Bericht Durforts aus Wien vom 16. Nov. 1768.

605) Bericht Durforts aus Wien vom 27. Nov. 1768. „M. l'abbé de „Vermond est entré en fonctions depuis quelques jours. Il est très-content „de l'emploi dont il est honoré et surtout des dispositions de son élève. „M[me] l'Archiduchesse Antoinette a des dents qui ont grand besoin de la main „d'un habile dentiste. Un Français nommé Laveran a été chargé de réparer „ce défaut et il m'a assuré que dans trois mois cette princesse auroit des „dents très-belles et très-bien arrangées."

606) Bericht Durforts aus Wien vom 4. Jänner 1769. „M[me] l'Archi-„duchesse Antoinette a ressenti, Samedi dernier, un petit mal de gorge qui „a engagé l'Impératrice à ne pas lui permettre d'assister aux fonctions qu'il „y a eu à la cour le premier de l'an. Cette jeune princesse a été d'autant „plus mortifiée qu'elle devoit y paraître dans une parure magnifique, l'Im-„pératrice lui ayant fait en dernier lieu un très-beau présent en pierreries. „L'abbé de Vermond qui voit tous les jours cette princesse, est enchanté de „toutes les qualités dont elle est donée; son esprit, sa vivacité et la douceur „de son caractère égalent la beauté et les grâces de sa figure."

607) Am 11. Jänner 1769 berichtet Durfort über einen Hofball, bei welchem die Erzherzogin anwesend war. „Madame Antoinette", sagt er von ihr, „qui est charmante à tous égards, profite beaucoup des leçons du Sieur No-„verre. . . ."

608) Vermond an Mercy. 21. Juni 1769. S. 356. 357.

609) Vermond an Mercy. 14. Oct. 1769. S. 358—361.

610) „. . . son extérieur n'est pas prévenant; l'on dit qu'il a marqué „de la sincérité dans le caractère et surtout beaucoup de sens et de goût „pour la justice. En général ce prince est on ne peut pas plus mal entouré, „cependant le masque de la dévotion a présidé à son éducation, mais selon „ce qui m'est revenu, ce masque a caché un fond d'ambition, d'intrigues et „de vilenies qui ont rendu très-méprisable aux yeux de la nation le gouver„neur de M. le Dauphin. Je croirois que Madame la Dauphine devroit se „méfier de M. de la Vauguyon, si elle a le courage de ne point paroitre s'en „méfier. Son premier soin doit être de connoitre son mari, et de ne lui „parler sur aucun sujet avant que de savoir comment et quand elle doit luy „parler. Il faut qu'elle évite absolument de se mêler ni d'affaires ni d'in„trigues; elle est trop jeune pour savoir les affaires, et il me paroit au-dessous „d'elle de connoitre les intrigues. Elle doit ignorer ce qui se passe chez le „Roy, et surtout ne pas permettre que l'on luy en parle."

611) „Je ne puis qu'applaudir d'ailleurs infiniment à toutes les obser„vations et réflexions de M. le duc de Choiseul relativement à Mme la Dau„phine; je pense comme lui parfaitement à tous égards. Leurs Majestés Im„périales sont aussi entièrement du même avis, et je suis très-persuadé que „Madame la Dauphine se fera un devoir et un plaisir de se conduire en „conséquence. Ce que je crois devoir ajouter cependant, c'est que je désire „que l'on veuille bien ne rien exiger de Madame la Dauphine que ce que „raisonnablement on peut prétendre d'une princesse de quinze ans; que je „me flatte qu'on sera content, pourvu qu'elle soit docile, et qu'en ce cas on „ne mettra pas sur son compte les fautes d'autrui, comme il est arrivé souvent „à Naples et à Parme."

612) Vermond an Mercy. 14. März 1770. S. 361—363.

613) Der Saal war 400 Fuß lang, 48 Fuß breit und 42 Fuß hoch. Die Festbeschreibung findet sich im Wiener Diarium vom 25. April 1770.

614) „vous m'avez obligée d'avoir voulue m'aider de vos conseils dont „je me suis toujours trouvée tres bien dans les grandes comme dans les „petites choses. vous avez vu combien j'etois bien aise quand vous m'en „avez parlée et que j'avois oubliée de vous marquer combien je souhaitois de „m'aider de vos conseils. aujourd'hui on at resolue qu'il n'y aura plus du „tout de souper à la methode d'italie; rien que des rinfreschi, par là on „gagnera la place encore pour mille masques de plus." Antwort der Kaiserin auf den Bericht des Staatskanzlers vom 30. März 1770.

615) Diese Instruction ist abgedruckt in dem Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette. S. 1—6.

616) Kaunitz an Mercy. Wien, den 11. Nov. 1768. „Ewer Excellenz ist „ohnehin bekant, daß Unsere Allergnädigste Frau, keineswegs aus Mißtrauen oder

„Ungnade, sondern aus einem dabey findenden Vergnügen mit Ihren auswärti-
„gen Ministres eine geheime Correspondenz durch einen Ihrer Cabinets-Secre-
„tarien zu unterhalten pflegen. Diese erhalten andurch eine angenehme und
„solche Beschäftigung, welche sie allerhöchsten Orts verdienstlich machen kan, und
„einige unserer Herren Ministres bieten hiezu um so williger die Hände, da sie
„entweder durch den Anschein eines besondern allergnädigsten Zutrauens verblen-
„det werden, oder in andere Weege hiebey ihre Rechnung finden."

„Meines Orts habe seiten dem Antritt meines Ministerii auf das sorg-
„fältigste beobachtet, nicht einstens dergleichen zu thun, als ob die Existenz einer
„solchen Correspondenz mir bekannt wäre, zumahlen ich vor den Allerhöchsten
„Dienst keine üble Folgen zu besorgen hatte, und ich nichts natürlicher finde als
„daß ein Souverain seiner unschuldigen Neigung ein Genügen leiste."

„Nun hat zwar Dero mir vollständig bekante und sehr schätzbare Art zu
„gedencken und zu Werke zu gehen, bis hiehin die wahre Hinderniß abgegeben,
„warum dieselbe nicht schon längstens in einem gleichen vertrauten Briefwechsel
„mit Hrn. Baron Neny stehen. Ich finde aber dermahlen bey den vorseyenden
„hohen Vermählungen, zu Ihro May. Beruhigung, zu Beförderung der Geschäf-
„ten, und aus mehr anderen Betrachtungen, so Dero erleuchten Einsicht keines-
„wegs entgehen werden, nicht nur für dienlich, sondern in gewisser Maaß noth-
„wendig, die geheime Correspondenz mit Hrn. Baron Neny in Gang zu bringen,
„und solcher die Gestalt zu geben, als ob er allein den Depositarium der Ge-
„heimnissen abgeben solte. An Stoff und Anectoden, so in die hohe Vermäh-
„lungs-Angelegenheiten einschlagen, wird es Ewer Excellenz nicht fehlen, und
„wenn von solchen in Dero Berichten entweder keine oder doch nur eine generale
„Erwehnung geschiehet, so erhalten sie einen desto grösseren Werth, wobey auch
„die Vorsicht zu gebrauchen wäre, Dero Schreiben mir nicht beyzuschliessen, son-
„dern selbige und deren geheime Bestellung denen Couriers aufzugeben, auch mir
„keine Abschriften zu schicken, damit ich allenfalls mit Wahrheit versicheren könne,
„daß ich deren keine erhalten hätte. Wolten aber Ewer Excellenz sich die Mühe
„geben, mir auf einem besonders zu besieglenden Blat nur mit wenig Worten
„und extractive die Contenta Dero Correspondenz anzuvertrauen, so würde
„allezeit diese Extracten zu Dero Handen wieder zurückschicken, und mit meinem
„gegenwärtigen P. S<sup>to</sup> wie mit meinen geheimen Antworten wäre auf die nämliche
„Arth zu verfahren, damit von Unserer obschon an sich ganz unschuldigen Privat-
„Correspondenz keine Spuhr bey den Gesandtschafts-Acten zurückbleibe."

„Ich bitte aus vielen Ursachen mit der angerathenen Correspondenz gleich
„bey zuruckfertigung des gegenwärtigen Couriers den Anfang zu machen, und
„unter andern zum Vorwand zu gebrauchen, daß die Anectoden ꝛc. sich nicht
„wohl zur Ministerial Correspondenz schickten."

617) Maria Theresia an Mercy. 24. Mai 1770. Marie Antoinette. I. 8.

618) Maria Theresia an Mercy. Undatirt (Ende Juli 1773). Marie Antoinette. II. 13.

619) Mercy an Kaunitz. Compiègne, 14. Mai 1770.

„Dans ce premier moment la contenance de Madame la Dauphine et
„ses propos ont surpassé mes espérances et lui attirent un applaudissement

„général. Je ne crains pour elle que le dégoût que pourroit lui causer „l'extrême disgrâce de Monsieur le Dauphin, et les piéges que tous les in„trigants vont tendre à cette Princesse. Mais comme Elle me marque de la „bonté et de la confiance, je ferai l'impossible pour tâcher de lui être de „quelque secours."

620) Mercy an Maria Theresia. 20. August 1770 und 19. Dec. 1771. I. 40. 254.

621) Maria Theresia an Mercy. 4. Jänner 1771. I. 116.

622) Maria Theresia an Mercy. 6. Juni 1771. I. 168.

623) Maria Theresia an Marie Antoinette. 1. Nov. 1770. Ihr Briefwechsel. S. 16. 17.

624) Maria Theresia an Marie Antoinette. 30. Sept. und 31. Oct. 1771. S. 47—54.

625) Marie Antoinette an Maria Theresia. 13. Oct. 1771. S. 44—47 (unter dem irrigen Datum des 13. Sept.).

626) Maria Theresia an Marie Antoinette. 31. Oct. 1771. S. 52.

627) Maria Theresia an Mercy. 1. April und 10. August 1771. I. 147. 195.

628) Mercy an Maria Theresia. 23. Jänner 1772. Marie Antoinette. I. 264.

629) Marie Antoinette an Maria Theresia. 21. Jänner 1772. S. 57. 58.

630) Maria Theresia an Marie Antoinette. 13. Febr. 1772. S. 59. 60.

631) Maria Theresia an Mercy. 2. Juli 1772. I. 321.

632) Mercy an Maria Theresia. 14. August 1772. I. 336.

633) Mercy an Maria Theresia. 14. Nov. 1772. I. 371.

634) Mercy an Maria Theresia. 13. Jänner 1773. I. 401.

635) Maria Theresia an Marie Antoinette. 31. Dec. 1772. S. 70.

636) Maria Theresia an Marie Antoinette. 31. Jänner 1773. S. 75. 76.

637) Marie Antoinette an Maria Theresia. 13. August 1773. S. 94.

638) Maria Theresia an Marie Antoinette. 29. August 1773. S. 97.

639) Mercy an Maria Theresia. 17. Oct. 1773. II. 56.

640) Maria Theresia an Mercy. 6. Nov. II. 61.

641) Mercy an Maria Theresia. 19. Jänner 1774. II. 95.

642) Maria Theresia an Mercy. 3. Febr. 1774. II. 103.

643) Marie Antoinette an Maria Theresia. 14. Mai 1774. S. 106.

644) Maria Theresia an Marie Antoinette. 18. und 30. Mai 1774. S. 110. 114.

[645]) Maria Theresia an Mercy. 25. Mai 1774. II. 151.

[646]) Mercy an Maria Theresia. 15. Juni 1777. III. 66.

[647]) Am 8. Mai 1771. S. 31. 32.

[648]) Am 10. Febr. 1771. S. 24.

[649]) Am 17. August 1771. S. 41.

[650]) Marie Antoinette an Maria Theresia. 2. Sept. 1771. S. 43.

[651]) Marie Antoinette an Maria Theresia. 13. Jänner 1773. S. 71.

[652]) Marie Antoinette an Maria Theresia. 18. April 1773. S. 84.

[653]) Mercy an Maria Theresia. 16. Nov. 1770. I. 97. 98.

[654]) Mercy an Maria Theresia. 15. Juni 1772. I. 310.

[655]) Maria Theresia an Mercy. 15. März 1771. I. 139.

[656]) Maria Theresia an Mercy. 18. März 1772. I. 289.

[657]) Referat vom 6. Oct. 1770. Hierauf bezieht sich auch das Schreiben der Kaiserin an Mercy vom 2. Oct. 1770. I. 61.

[658]) Maria Theresia an Mercy. 15. März 1773. I. 429.

[659]) Maria Theresia an Mercy. 20. Dec. 1773. II. 86.

[660]) Maria Theresia an Mercy. 4. Mai 1775. II. 329. 330.

[661]) „il y a une grande diference d'avoir de la confiance et demander „conseil, et a traiter soi-même ces affaires. c'est ce dernier point que j'ai „tant prechée a inspruch de ne s'y pas engager, et lequel n'at pas été suivit „et at causée tout nos chagrins. mais le premier, la confiance de s'epancher „mutuellement, de demander conseil, ne doit pas etre oubliée; on ne s'inge„rera surement pas dans l'interieur d'un pais, encore moins à le vouloir gou„verner, mais on peut exiger d'en etre informée pour vous etre util; on at „droit d'exiger un peu de confiance. . . .“

[662]) „c'etoit là toujours son grand défaut. combien des fois, meme „dans des bagatelles, il aimoit mieux s'en priver que de les demander! vous „me direz c'est timidité; je n'en conviens pas, c'est manque d'attachement et „confiance, ou un orgueil ou presomption cachée, qui n'aime pas le conseil: „autre point qui pouroit devenir dangereux pour l'avenir et où il faut tra„vailler contre; nous autres ne pouvons assez travailler à approcher de nous „les honnete gens et qui nous donent conseils. que deviendra-t-il s'il écarte „ceux ou ne les demande a ceux qui pouront lui en donner, ou s'il manque „vis a vis de ces gens qui ont droit de lui demander du retour et confiance? „les flateurs s'y meleront et en peu de temps nous seronts ou un despote ou „un prince leger et voluptueux. vous croirois que j'outre la matierre, mais „je ne saurois la regarder autrement. je conois mon fils, il est violent; s'il „se fortifie, vous verrois venir tout cela plus vite que vous ne croirois; il at

„une grande presomption, il at des talents, mais a quoi servent-ils, si l'on ne „s'en sert avec raison et moderation? il n'aime pas le conseil des gens de „mises ou de ses egaux ou superieurs par cet orgueil caché, mais il ecoutera „des petits gens qui le rendront méfiant et le degouteront de tout les autres, „et par là il eloignera de sa personne tous les honnetes gens et qui pourront „lui etre util, mais il faut les chercher, les cultiver, les conserver, et cela „ne se peut sans confiance."

[663]) „la monarchie n'at que trop souferte sous mon malheureux regne; „les peuples ne sont que trop foulez, il faut penser serieusement à payer les „dettes, a soutenir une armée au dela des forces, mais tout cela est indispen„sable et rendent ma situation tout les jours plus affligeantes. chaque jour „m'approche de ma fin que je regarde avec plaisir. je ne vis que pour „mes enfants; si je peux leurs etre utile, je veux trainer encore plus loings „mes tristes jours. jugez combien je dois ètre affectée, si je vois qu'au lieu „de leurs ètre utile, je vois le contraire.

[664]) Maria Theresia an Thurn. 25. Juni 1766. „tout cela me fait „craindre que son caracterre ne soit pas si bon ni si tendre que je m'en suis „flatée, mais qu'il y a du rude et du dure. prenez y bien garde, car cela „augmente avec l'age et les forces. . . ."

[665]) Maria Theresia an Thurn. 11. Juni 1766. „les nouvelles de „toscane sont pour moi une beaume et releve seule mon ame accablée, mais „ce qui me console le plus, c'est votre sufrage que je conois vrais. j'avois „quelques plaintes contre mon fils, mais je veux bien les oublier."

[666]) Maria Theresia an Thurn. 9. Oct. 1766. „si c'est même une fille, „cela aura le même merite chez moy, pourvue que la mere se trouve bien."

[667]) Die Begebenheit selbst ist schon lang bekannt. Der Beweggrund aber, warum Maria Theresia ins Theater eilte, wird erst aus Reniers Bericht vom 20. Febr. 1768 klar. Er schreibt: „. . . tanto fù l' impeto del piacere che „inondò l' animo dell' Imperatrice Regina, che immediate corse Ella stessa „alla Loggia del Teatro, ove era la famiglia sua e la nobiltà concorsa allo „spettacolo, cosi che essa fù la prima a publicarne la lieta novella, ed a „comparire per la prima volta dopo la sua vedovanza in quel publico luoco. „Grandissimo fù il giubilo universale, non solo per la notizia del Bambino „Arciduca, che nacque, ma singolarmente per aver veduta a comparire allo „spettacolo la Sovrana, strascinata da un avvenimento cosi felice. . . ."

[668]) Leopold an die Kaiserin. Portici, 26. Juni 1768. „au retour vint „une grosse tempête qui faillit nous faire périr, une chaloupe de vaisseau „vint nous prendre, mais même dans celle-la le danger fut fort grand. Le „Roy crioit, pleuroit et avoit le plus ridiculement peur du monde, enfin le „bon Dieu nous sauva, on arriva à terre et le Roy promit bien de ne plus „faire de ces parties, étant extrêmement timide."

[669]) Maria Theresia an Thurn. 22. Juli 1768. „je n'ais jamais doutée „de la contenance de mon fils dans le danger; il vient d'un sang qui ne sait „ce que c'est craindre. . . ."

[670]) „j'ai vue succomber les anglois même, nation née pour la mer...."

[671]) „la réputation, que mon fils merite à si juste titre, commençoit à „s'offusquer."

[672]) Leopold an den Grafen Franz Thurn. Prag, 15. Oct. 1764. „Le „Roi s'est conduit à Teplitz au delà de toute expression; il a eu tout le „voyage des bontés et des amitiés et confiances distinguées pour moi, aussi „est-il bien sûr que je n'en abuserai jamais et que je tâcherai, en lui prouvant „mon sincère attachement, de m'en rendre digne."

[673]) Joseph an Leopold. 11. Juni 1768. I. 220.

[674]) Joseph an Maria Theresia. Rom, 18. März 1769. I. 243.

[675]) Joseph an Maria Theresia. Rom, 29. März 1769. I. 252.

[676]) Sie sind abgedruckt in dem ersten Bande des Briefwechsels mit seiner Mutter, S. 243—254.

[677]) Joseph an Maria Theresia. Rom, 25. März 1769. I. 248.

[678]) „Giovedi 30 Marzo poco prima delle 13 ore col seguito imme„diato d' una carozza e di altre due dopo alcune ore è partito Cesare per „Portici, dopo di essersi condotto veramente da Cesare in questo soggiorno. „Colla sua politica ha lasciato dubbioso l'animo de' Preti, colla sua affabilità „ha cattivato il cuore del Popolo, colla sua saviezza ha rese vane le arti di „chi solo le usa a fin di piacere. E se si è compiaciuto a vagheggiare le „Popee e le Messaline, lo ha fatto colle sole insensate statue o del Campi„doglio o d'altre Gallerie. Ondè che ha saputo anch' egli, sebben in verde „età, trionfare in Roma con maniera di trionfo la più nobile, e la meno „conosciuta da giovani Sovrani."

[679]) Josephs Relation de Naples. „Voilà à peu peu près sur quoy ont „roulé la plus part de mes conversations avec la Reine, parmi lesquelles j'ay „toujours découvert en elle un excellent fond, une envie pour le bien et un „désir incroyable de la vérité, beaucoup d'esprit et de pénétration, enfin le „germe de tout ce qui mène au bien et à se rendre estimable et aimable, „et il ne me reste presque point de doute que, quoiqu'abandonnée à elle„même, elle ne tourne au bien, surtout si elle suit les heureuses impressions „de son instinct et ne se laisse diriger par des mauvais conseils dont à cette „heure elle est beaucoup plus sûre, puisqu'elle reconnoit que son désir de „curiosités l'a quelque fois emportée trop loin et qu'elle distingue parfaite„ment bien les personnes qui luy ont parlé vrai, de celles qui luy ont fait „toute sorte de contes. Il n'y a pas le moindre germe de coquèterie ou „d'envie de plaire, ni vis-à-vis de ses alentours, quoiqu'elle en auroit l'occa„sion continuelle, étant toujours environnée de jeunes gens, ni dans sa parure „qui est très-simple et dans laquelle je ne vis pas la moindre affectation...."

„Elle porte toujours un fichu et est très-peu décoltée, les habits très„longs et l'on ne voit pas même le bout de son pied. . . ."

„Sa dévotion me parut sans bigotterie; elle dit le matin ses prières, „entend tous les jours la messe, à laquelle elle a toujours plusieurs livres „allemands, dans lesquels elle prie. . . . Dans toute sa chambre, son cabinet „me parut qu'il y régnoit un certain air de bon ordre et de propreté; malgré „les voyages que nous fimes je ne remarquay aucune confusion, ni les choses „dispersées par ci par là. . . . Quant à sa figure, elle n'est guères grandie „depuis son départ, mais bien un peu engraissée, ce qui luy va bien et la „rend plus jolie. Elle néglige un peu ses dents, ce que je luy ay reproché; „elle a une très-jolie gorge qui s'est très-bien formée et que le Roy aime „beaucoup et qu'il aime même à faire voir à d'autres, contre quoy la Reine „se deffend beaucoup, et est généralement quant à l'article des caresses très-„modeste et d'une retenue étonnante. . . ."

[680]) Joseph an Maria Theresia. 10. April 1769. I. 255. 256.

[681]) Joseph an Maria Theresia. 12., 14. und 17. April 1769. I. 257—264.

[682]) Maria Theresia an Rosenberg. Ganz eigenhändig. Ohne Datum. Fürstlich Rosenberg'sches Archiv. „. . . Dieu veuille que ce mariage le fasse „décider à se marier. Je ne lui en touche rien, car ce seroit tout gâter, mais „je souhaite que la Modenaise ou Piémontaise puisse lui convenir et c'est „une des grandes raisons qui m'a décidé plus facilement à lui accorder cette „course. S'il revient sans en faire choix, j'en serois bien plus abattue que „jamais; cette espérance me soutient."

[683]) Joseph an Maria Theresia. 16. Mai 1769. I. 267. 268.

[684]) Joseph an Maria Theresia. 29. März. I. 251.

[685]) Joseph an Maria Theresia. 24. Mai 1769. I. 268. 269.

[686]) Joseph an Maria Theresia. Mantua, 30. Mai. I. 284.

[687]) Joseph an Maria Theresia. Pavia, 10. Juni 1769. I. 291. 292.

[688]) Bericht des Grafen Firmian an die Kaiserin über Josephs Aufenthalt in der Lombardie. Undatirte Abschrift.

[689]) Firmians Bericht. „. . . l'Empereur montra d'être content du „maintien, de l'esprit, des connaissances et des discours de la Princesse; sa „figure et surtout le visage lui déplaisoit; elle lui sembloit de beaucoup plus „âgée qu'elle ne l'est. Il ne montra jamais la moindre tendresse ni affection „pour elle; il la traita toujours avec respect et amitié; je suis presque per-„suadé qu'il ne pensera jamais à se marier à elle."

[690]) Voriger Bericht. „L'Empereur a très-souvent déclaré en partie et „en particulier, qu'il ne pensoit absolument pas à se marier."

[691]) Voriger Bericht. „. . . la Princesse paroit plus attaché à l'Archi-„duc Ferdinand depuis que l'Empereur a été ici. . . ."

[692]) So berichtete schon am 7. August 1767 Renier: „Subito dopo che „succedette la morte dell' Imperatrice Gioseffa, usci una voce da alcuni

„familiari e domestici della Corte che l' Imperatore avrebbe presa per moglie „la giovine Principessa di Modena, benchè destinata all' Arciduca Ferdinando „suo fratello. Io seppi che anco dalla voce stessa del Monarca uscirono delle „parole che non erano ripugnanti a tale avvenimento. Mi è noto ancora che „una delle ragioni, per le quali Egli si porta in Milano, si è quella di vedere „questa Principessa, alla quale non manca tutti gli ornamenti di spirito, „venustà mediocre, ed accortezza superiore di molto all' età sua. . . ."

693) Resolution über den Vortrag des Staatskanzlers vom 31. Juli 1771.

694) Eigenhändige Resolution der Kaiserin auf den soeben citirten Vortrag des Staatskanzlers.

„hier mus errinern das die 4 millionen zwar vor jetzo gleich übergeben „werden, nemblich a prima octobris, nur 2 aber alß das appanage vor mein „sohne auff ihme werde schreiben lassen. die andern zwey seind nur zu ihren „bessern unterhalt, so lang sie nicht zu denen modenesischen landen besitze komen, „vor sie und ihre famille destinirt. wan es sich ereygnete, wie es leicht sein „kunte, das der printz succession bekomete und der ruckfall nicht statthätte, alßdan „sollen vor alzeit dise 4 millionen ihnen eygen sein, damit disponirn zu können „wie mit denen erstern zweyen. dise 2 millionen aber behalte mir vor wider in „die massa zuruck zu nehmen, wie wegen altenburg mit meiner Tochter Marie „es vorbehalten worden."

695) „wan mein sohne gouverneur gehalt bekomen solle nach ableben des „hertzogs, solle selber nur in 50000 f. nicht 84000 f. bestehen." Und auf das Referat des Staatskanzlers vom 4. Sept. 1771, in welchem sich Kaunitz noch nähere Aufklärungen über die von der Kaiserin getroffenen Anordnungen erbat, schrieb Maria Theresia eigenhändig:

„es ist kein apanage vor unsere Kinder ausgeworffen. ich habe es erst „durch dem act von 1765 ausgeworffen, daß ein sohne 40000 f. zu geniessen „haben solle, wan er zu haus bleibet und von dem regirenden mit Kuchel und „stahl a parte versorgt wird. anstatt disen, weillen durch Ferdinand eine neüe „branche stabilirt wird, ihme eygen 2 millionen resolvirt und so lang er lebt „noch andere 100000 f. jährlich, wan er auch zum besitz der modenesischen „staatten komete und das gouvernement verlihrete, als auch die 240000 f. alda „angewisene, in welchen falle die 2 millionen der hiesigen massa zu meiner „disposition wider heim fallen, ja sogahr in dem fall das der regirende souvrain „mit dem gouvernement anderst disponirn wolte oder mein sohne die über„nehmung seiner landen wolte, ohne das mailändische gouvernement zu behalten, „übernehmen, so sollen ihme so lang als er lebt, 100.000 f. jährlich von selben „paar ausgezahlt werden, wan er aber selbes beybehielte, die 50.000 f. mehr als „er jetzt hat, vermehrt werden nach des ableiben des Herzogs."

„Maria Theresia."

Auf einen abgesonderten, diesem Referate beiliegenden Zettel schrieb die Kaiserin die folgenden Worte: „jetzund hat mein sohnn 400000 f. zusam gehalt; „stirbt der herzog, bekomet er 50000 f. mehr. stirbt der prinz, er succedirt in „die modenesische staatten oder er behalt das gouvernement oder nicht. in ersten

„fall behalt er alles, ausgenohmen die 80000 f. interessen von denen hier „zuruckfallenden millionen. behalt er das gouvernement nicht, so solle er doch „jährlich 100000 f. von mayländischen gehalt, so lang er lebt, beybehalten.“

696) Resolution der Kaiserin auf den Vortrag des Obersthofmeisteramtes vom 23. Juni 1771. „die mutter muß die braut führen; der hertzog rechter „hand meines sohns, der printz linkher hand gehen, der famille alle considera„tion, wenigstens so viel als unsern besten printzen aus sachsen hier. . . .“

697) Eigenhändige Resolution der Kaiserin auf den Vortrag des Staatskanzlers vom 9. Aug. 1771. „kein schritt weit abzugehen von deme was mit deme „von mecheln geschehen*) . . . will der cardinal sich nicht fügen, solle er aus„bleiben. . . .“

698) Referat vom 5. Sept. 1771.

699) Am 18. Juni. Marie Antoinette. I. 317.

700) Rosenberg an die Kaiserin. 16. Mai 1772. „Un grand motif de „consolation pour V. M. dans tous ces chagrins est la conduite de l'Archiduc „Ferdinand. Je l'ai examiné attentivement depuis que je suis à Milan, et „en combinant mes observations avec ce que m'en ont dit les Comtes de „Firmian, de Khevenhüller et de Hardegg, je crois pouvoir en faire mon „très-humble compliment à V. M. Ce Prince a un fond excellent; il est „vrai et bon. Ses talens ne sont pas encore développés, mais il a toute la „pénétration qu'on peut avoir à son âge. On lui désireroit un peu plus „d'application, mais tous les jeunes gens ne sont pas à dix-sept ans aussi „formés que l'étoit l'Archiduc Léopold, et celui-ci ne laisse pas de se livrer „aux affaires qu'on lui présente. Je souhaiterois uniquement qu'il prit un „peu plus de goût pour la lecture. Des bons livres sont nécessaires pour „acquérir les principes de l'art de gouverner. L'Archiduc lit tous les papiers „quelque volumineux qu'ils soient, mais on ne peut pas lui faire regarder „un livre.“

701) Voriger Bericht. „L'union entre mari et femme ne sauroit être „plus intime. L'Archiduc ne cesse de faire les éloges de son épouse qui de „son côté a pour lui une tendresse qui va quelquefois à l'excès, parce qu'elle „produit de mouvemens de jalousie que cette Princesse ne sauroit réprimer, „quoiqu'elle en reconnoisse le tort, puisque l'Archiduc ne lui en donne pas „le moindre sujet. . . . Il faut cependant que je dise qu'à un peu de bou„derie près cette jalousie n'a pas été poussée trop au delà des justes bornes. „Au reste l'Archiduchesse a sans contredit beaucoup de finesse et même de „l'agrément dans l'esprit. Cela lui donne un très-grand pouvoir sur son „époux, dont elle ne se sert jusqu'à présent que pour se l'attacher entièrement. „Comme il y a de l'excès même dans les bonnes choses, il seroit à souhaiter „qu'Elle fût Elle-même et qu'Elle rendit l'Archiduc plus populaire. Ce Prince

---

*) Dem Cardinal-Erzbischof von Mecheln bei der Ankunft der Erzherzogin Marianne, der Schwester der Kaiserin, in den Niederlanden.

„est naturellement affable et poli, mais l'envie que l'Archiduchesse paroit „avoir de l'avoir seule, empêche que l'on ne voye pas du monde à la Cour, „ce que l'on devroit. . . . L'Archiduc n'a absolument que des défauts d'âge qui „se corrigeront d'eux mêmes et sur lesquels il est de la plus grande docilité."

Zwei Jahre später, am 20. Mai 1774 berichtet Graf Franz Colloredo der Kaiserin über den Erzherzog Ferdinand und dessen Gemalin: „L'Archiduc a la „meilleure mine du monde, un vrai air de prosperité. Il prend de l'embon-„point; il est gracieux, poli et affable. Il ne peut cacher le contentement „qui lui est peint sur le front. S. A. R. l'Archiduchesse est une Princesse „fort aimable, remplie de douceur, de bonté et de grâce, douée de beaucoup „d'esprit et de toutes les qualités d'une grande Princesse. C'est un vrai „plaisir de voir cet illustre couple qui est généralement aimé et estimé. . . ."

[702]) Graf Franz Colloredo an Maria Theresia. 20. Mai 1774. „Je ne „puis cacher à V. M. le désir et l'empressement que les deux Altesses „Royales ont démontré d'avoir à voir une fois leur chère et auguste mère. „L'Archiduchesse nous dit qu'il lui étoit très-sensible d'être la seule de la „famille Royale de ne pas connoitre Votre Majesté. . . ."

[703]) Vergl. hierüber die Briefe Josephs an Leopold vom 7. Juli bis 19. Oct. 1775. II. 63—88.

[704]) Denkschrift des Grafen Anton Thurn für den Grafen Karl Callenberg, der ihn als Viceajo bei den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian ersetzen sollte. Gräflich Thurn'sches Archiv zu Bleiburg in Kärnten.

[705]) Vom 31. Oct. 1769.

[706]) Das Staatsarchiv besitzt nur eine vollkommen wortgetreue Copie dieser Denkschrift. Das mit ihr gleichlautende und von Maria Theresia eigenhändig unterzeichnete Original derselben befindet sich im Besitze der Frau Valesca Reichel, gebornen Baronin Buddenbrock, und stammt von deren mütterlichem Großvater Baron Hettersdorf.

[707]) „Le poste d'Hongrie est un des plus importants et agréables de „la monarchie, aux portes de Vienne et à la tête d'une nation qui a tant de „mérite vis-à-vis de moi, à laquelle je dois mon existence sur le trône „de mes ancêtres, qui m'a marqué pendant trente trois ans de mon règne le „plus grand attachement et le plus efficace empressement à me soutenir et à „exécuter mes volontés. Suivant les mêmes traces, en leur témoignant affec-„tion et confiance, Vous verrez qu'il y a bien des ressources dans cette „nation. J'en dois la connaissance, comme tant d'autres, a feu votre cher „père qui seul les a connus, et si dans la suite on ne s'écarte pas du pied „sur lequel je les ai traités, j'espère que vous serez heureux, en les rendant „eux-mêmes heureux. De cette façon vous ferez voir d'être notre digne fils. „Ceci s'entend autant qu'il dépend d'un gouverneur absolument soumis aux „ordres de son Souverain."

[708]) „. . . tâchez de vous perfectionner dans ce métier qui est l'unique „des grands princes."

[709]) „. . . des principes gauches. . . .“

[710]) „Vous tiendrez le journal de vos voyages selon le formulaire ci-„joint, conforme à la belle idée de l'Empereur.“

[711]) „Par ces réflexions j'ai tâché de prévoir et combiner les objets „les plus essentiels relativement à votre voyage et absence. Si vous les reli-„siez quelquefois avec cet esprit de tendresse et confiance que vous avez „voulu me marquer jusqu'ici, et que je mérite par ma tendresse pour vous, „vous n'y trouverez rien de superflu ni de difficile, mais si on veut regarder „ces réflexions avec un esprit de critique, on les trouvera superflues et „gênantes. Je me flatte que vous ne penserez pas de même, que vous les „suivrez et que vous les relirez quelquefois avec celui qui aura votre con-„fiance. Je ferai des vœux pour vous; si vous suivrez mes conseils et ne „vous écarterez pas du chemin de la vertu, ce voyage vous sera avantageux, „agréable, et vous fera connaître le monde et les hommes. Il vous attirera „l'estime et l'approbation du public, ce qui n'est pas un petit objet pour un „jeune prince cadet qui commence sa carrière, et il me comblera de con-„solation, si j'existe encore à votre retour, et vous rendrez alors tolérables „mes vieux et long jours. Si je n'existe plus, je ne saurais assez vous répéter „de vous attacher en tout au chef de votre maison et à ses ordres, de le „servir et l'Etat de bon cœur et avec zèle, de donner l'exemple aux autres „par vos sentiments de religion, par vos mœurs et par l'attachement à votre „famille.“

„Dieu vous donne sa bénédiction et fasse que j'entende autant de bien „sur votre compte que sur celui de vos deux frères. Je vous embrasse et „vous donne ma bénédiction.“

[712]) Sie ist vom 25. April 1774 datirt.

[713]) „Vous vous prêterez à tout ce qui peut leur rendre plus commode „ce voyage, en leur accordant les mêmes aisances et même davantage et plus „que vous n'aurez vous-même. Pensez que le voyage durera deux ans et „peut-être plus, que vous êtes jeune, que tout le monde vous a pour objet, „et qu'ainsi il faut rendre à votre suite les mêmes soins et aisances dont „vous jouissez. La fatigue du voyage n'est pas une bagatelle à l'égard de „tout le monde. Imitez à ce sujet l'Empereur qui est admirable en ce point. „Il ne s'impatiente de rien vis-à-vis de ses gens, n'exige rien d'eux et leur „donne le tems nécessaire à tout, mais il a un esprit d'ordre qui facilite tout, „et comme il se fait tout lui-même, il n'a besoin de personne.“

[714]) Maria Theresia an Mercy. 3. Febr. 1774. II. 105.

[715]) Marie Antoinette an Maria Theresia. 1. und 30. Juli, dann 7. Sept. 1774. 121. 127. 128. Mercy an Maria Theresia. 15. Juli und 15. Aug. 1774. II. 201. 223.

[716]) Mercy an Maria Theresia. 20. Febr. 1775. II. 296.

[717]) Maria Theresia an Marie Antoinette. 5. März 1775. S. 140.

[718]) Mercy an Maria Theresia. 20. April 1775. II. 324.

[719]) Maria Theresia an Maximilian. 20. April 1775.

[720]) Joseph an Maria Theresia. 22. Juli 1775. II. 72.

[721]) Mit seinem Schreiben vom 6. Oct. 1775 (II. 86) forderte Joseph den Großherzog auf, ihm seine Wahrnehmungen über den Erzherzog Maximilian vertraulich mitzutheilen. Der umständliche Bericht, welchen hierauf Leopold seinem Bruder erstattete, befindet sich in Abschrift im Staatsarchive. Er ist abgedruckt in der Festgabe zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität, welche im Jahre 1868 unter dem Titel erschien: Beiträge zur Geschichte der kurkölnischen Universität Bonn. Von Dr. C. Varrentrapp. S. 1—6.

[722]) Joseph an Maria Theresia. 22. Juli 1775. II. 72—76.

[723]) Joseph an Leopold. 9. Nov. 1775. II. 90.

[724]) Maria Theresia an Maximilian. 18. April 1776.

„Vous traiterez les gens des comitats, surtout les Vicegespan und Edelleuth „bien; on peut tout avec cette nation en la traitant bien et lui marquant de „l'affection. Cette maxime que feu notre adorable maître m'a fait suivre, a „sauvé la monarchie et la famille, et je m'en trouve encore très-bien. Quand „vous commencerez à vous mettre au fait des affaires d'Hongrie, vous le „verrez et serez étonné du parti que j'en ai tiré et tire encore."

# Alphabetisches Namen-Register.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Date Due

| | | | |
|---|---|---|---|
| JE 2 '86 | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |